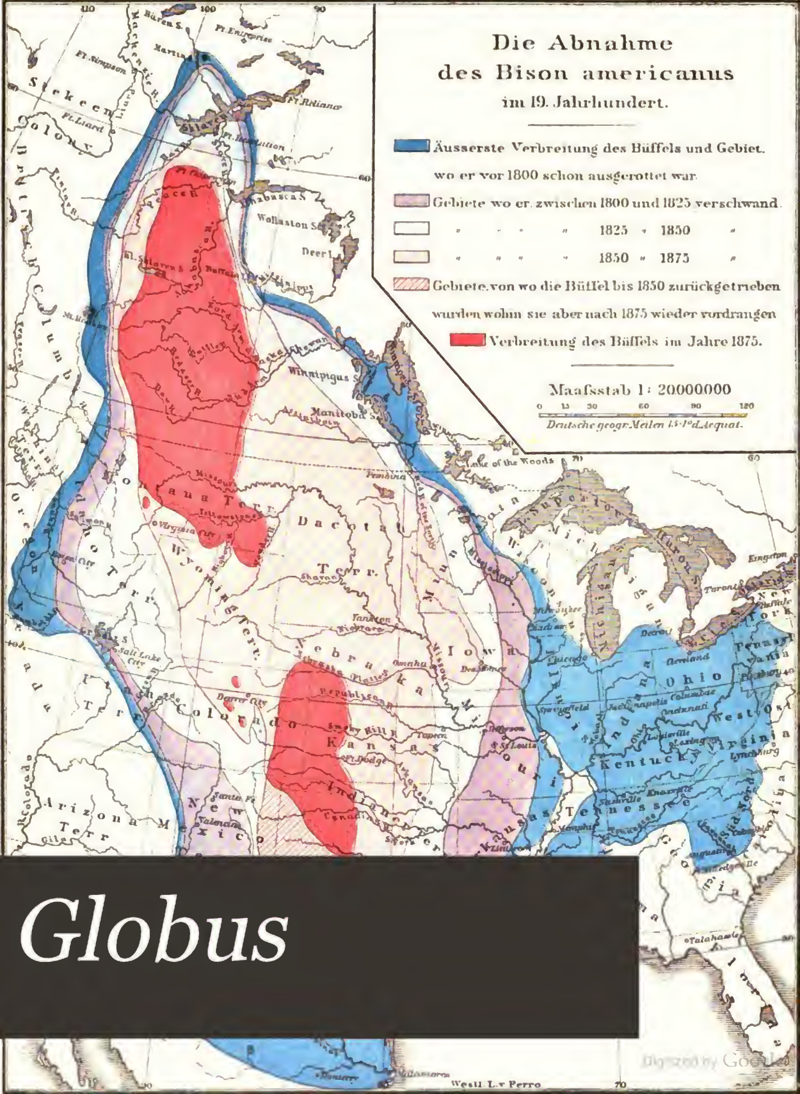
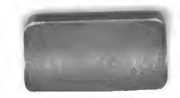
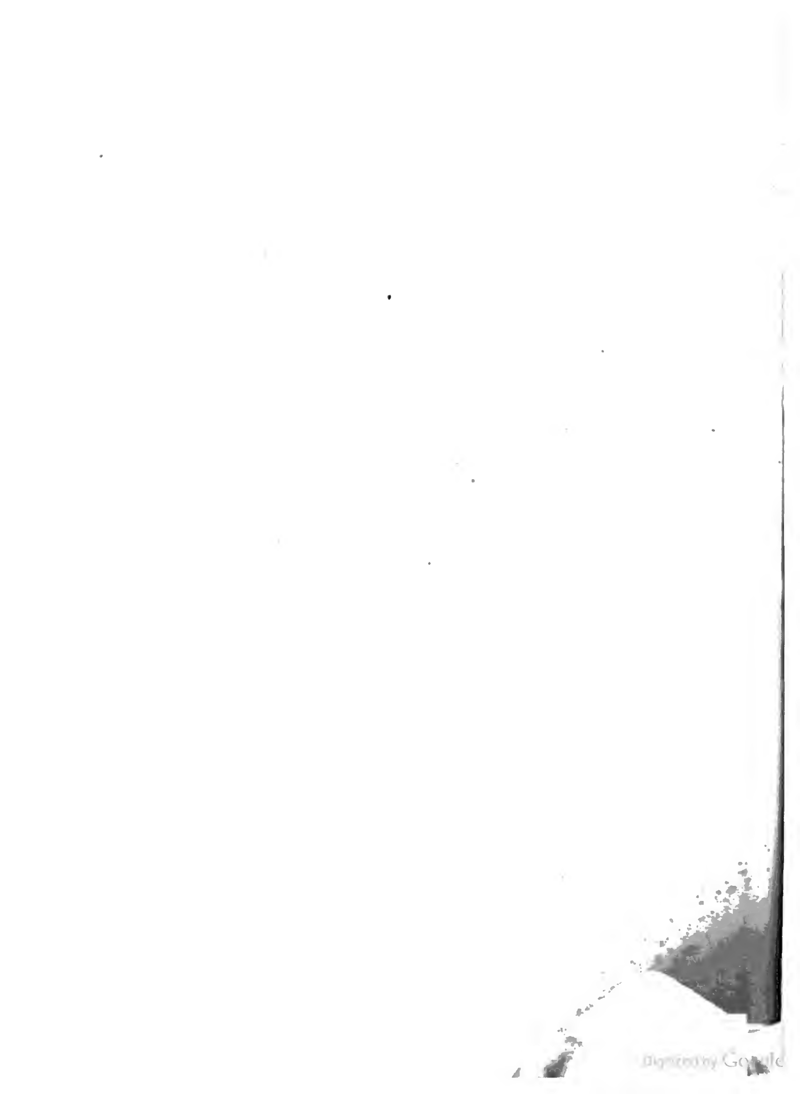

Die Abnahme
des Bison americanus
im 19. Jahrhundert.
Äusserste Verbreitung des Büffels und Gebiet, wo er vor 1800 schon ausgerottet war.
Gebiete wo er zwischen 1800 und 1825 verschwand.
" " " " " 1825 " 1850 "
" " " " " 1850 " 1875 "
Gebiete, von wo die Büffel bis 1850 zurückgetrieben wurden wohin sie aber nach 1875 wieder vordrangen
Verbreitung des Büffels im Jahre 1875.
Maafsstab 1: 20000000
Deutsche geogr. Meilen 15 = 1° d. Aequat.
Globus



Globus.

XXXIII. Band.



Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Dreiunddreißigster Band.

Braunschweig.

Druck und Verlag von [illegible] und Sohn.

[illegible]

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Arktisches Gebiet.

Vermischte Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Biagraphisches, Personalia.

Autaren, von denen Beiträge (auch in Uebersetzungen und Auszügen) in Bd. XXXIII enthalten sind:

Illustrationen.

Europa.

Italien.

Griechenland.

Mykenae.

Belle's Reise.

Asien.

China.

Annam.

Französische Eraberung von Tong-kin.

Eine Gesandtschaft nach Hüé.

Afrika.

Das Innere.

Cameron's Reise.

Nordamerika.

Archäologie.

Südamerika.

Peru und Venezuela.

Argentina und Chile.
Charnay's Reise.

Karten.

Anthropologisches.

Porträts.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

I[1]).

Die Zanzibarer Händler haben in Nyangwe eine gute Wahl für eine dauernde Niederlassung am Lualaba getroffen. Der Ort besteht aus zwei Häusercomplexen, jeder auf einem Hügel über dem Flusse gelegen, zwischen welchen ein von einem schlammigen Flüßchen bewässertes Thal mit trefflichem Reisboden sich hinzieht. Durch seine hohe Lage ist der Ort vor Malaria und Fieber geschützt, während das gegenüberliegende linke Ufer alljährlich durch Ueberschwemmungen heimgesucht wird und in Folge dessen sehr ungesund ist, nur nicht für die dort hausenden Wagenya, welche von den Ausdünstungen nicht zu leiden scheinen. Die westliche der beiden Ansiedelungen wird von Wamerimas aus Bagamoyo (an der Ostküste) und dessen Umgebung bewohnt, deren Häuptling, Muinyi Dugumbi, sich in seiner dortigen Machtstellung so wohl befand, daß er jeden Gedanken an Heimkehr gänzlich aufgegeben und sich ganz den Freuden seines reichbesetzten Harems und des Bierkruges überlassen hatte, so daß er zusehends dem Schwachsinn anheimfiel. In dem östlichen Dorfe, wo Cameron sich aufhielt, wohnen die Wasuahili und Araber, von denen damals aber nur Tanganyika anwesend war, während die Factoreien der anderen unter der Aufsicht zuverlässiger Sklaven sich befanden.

Sobald der zu Lande kommende Rest seiner Karawane angelangt war, suchte der Reisende sich Boote zu verschaffen, um den Fluß bis zum Meere hinabzufahren. Zwar sagte ihm Mancher seine Hülfe zu, aber leider war der Ausschlaggebende in dieser Sache der stumpfsinnige Muinyi Dugumbi, welcher durchaus nicht den Werth der Zeit begreifen wollte und die Angelegenheit mehr und mehr in die Länge zog. Mit Mühe brachte ihn Cameron zu dem Versprechen, daß er am nächsten Markttage die Eingeborenen überreden wollte, ihm einige Boote abzulassen.

Jeden vierten Tag nämlich werden in beiden Niederlassungen große Märkte abgehalten, und da dieselben auch von den benachbarten Häuptlingen und Booteigenthümern besucht wurden, so stand zu hoffen, daß er das Gewünschte erhalten würde. Freilich bemerkte Cameron schon am ersten Markttage, daß Kaurimuscheln, Ziegen und Sklaven allein bei großen Käufen als Tauschmittel galten und daß er ohne dieselben nichts würde ausrichten können. Doch versprachen einige auf Tanganyika's Zureden, ihre Boote für Kauris zu verkaufen, sowie Bombay, Cameron's Führer, mit über den Fluß und durch das von den Wagenya bewohnte Gebiet bis in die Wälder, wo die Boote gezimmert würden, zu nehmen.

An Markttagen erschienen schon früh Morgens von allen Seiten her auf dem Flusse Canoes, mit Leuten übermäßig besetzt, welche Topfwaaren, Palmöl, Fische, Geflügel, Mehl, Salz, Graszeug, Sklaven und sonstige Landesproducte herbeibrachten. An den Landeplätzen wurden die Boote aus dem Wasser gezogen und die Männer nahmen die Ruder über die Schultern, schlenderten langsam dem Marktplatze zu und überließen es ihren Weibern, die Waaren nachzubringen. Letz-

[1]) S. die erste Hälfte dieser Reise „Globus" XXXI, Nro. 20 bis 24. Wir verweisen hier wiederholt auf die vollständige deutsche Uebersetzung von Cameron's Werk, welche unter dem Titel „Quer durch Afrika" bei F. A. Brockhaus in Leipzig (1877; zwei Bände) erschienen ist, und welchem die meisten der in diesem und den folgenden Artikeln abgedruckten Abbildungen entnommen sind.

teres geschieht in Körben, welche durch ein um die Stirn gelegtes Band auf dem Rücken festgehalten werden. Faulenzend treiben sich die Männer umher, wenn nicht irgend ein wichtiges Geschäft, wie der Verkauf eines Sklaven, ihre Aufmerksamkeit fesselt. Die Weiber dagegen sind ganz erfüllt vom Geschäft und Handel, suchen einen passenden Platz, breiten ihre Waaren auf dem Erdboden aus und setzen sich dann, einem großen Schalthier gleichend, in den Körben nieder. Die ganze Masse von Käufern und Verkäufern drängt sich in einen dichten Knäuel zusammen, ohne daß Jemand ein paar Schritte zurücktritt, während genügender Raum für alle da ist. Drei, vier Stunden lang drängen sie sich in einen schreienden, schwitzenden, stinkenden Haufen zusammen, dessen Dunst zum Himmel aufsteigt; plötzlich entfernen sich Einzelne, und zwanzig Minuten später sind die sämmtlichen zweitausend versammelten Menschen verschwunden. Täglich finden diese Märkte auf irgend einem neutralen Boden statt, und so lange dieselben dauern und die Leute von oder nach ihrem Dorfe unterwegs sind, ruhen die unaufhörlichen Fehden. Von Nyangwe abgesehen finden die Märkte an unbewohnten Plätzen statt, und auch dort sieht man nur Häuser der Händler und Hütten für ihre Sklaven und Träger, die eben wegen des Marktverkehrs dort errichtet sind.

Cameron ließ nun kein Mittel unversucht, um sich Boote zu verschaffen; aber alles war vergebens. Ein weißhaariger alter Mann erklärte, den Wagenya sei noch niemals aus der Ankunft von Fremden Gutes erwachsen, und er würde allen seinen Landsleuten rathen, nie auch nur ein einziges Boot an den Weißen zu verkaufen oder zu vermiethen. Denn wenn derselbe wie sein Vorgänger handelte, so würde er die Eingeborenen nur von Neuem unterdrücken oder den Räubern und Sklavenhändlern eine neue Straße eröffnen. Andere wollten für ihre Canoes nur Sklaven in Tausch nehmen, was den Gefühlen und Grundsätzen des englischen Offiziers natürlich stracks zuwiderlief. Ein Dritter erklärte sich zur Annahme von Kauris bereit, wies sie aber trotzdem zurück, als Cameron sie ihm aufzählte. Andere nahmen Handgeld für erst zu erbauende Fahrzeuge an, hielten aber ihr Wort nicht und brachten die erhaltenen Kauris wieder zurück. Kurz es war unmöglich, zu dem ersehnten Ziele zu gelangen, und trotz der bestimmtesten Zusagen hieß es stets wieder von Neuem, sich in Geduld fassen. Die Zeit vertrieb er sich durch Unterhaltungen mit Tanganyika, der ihm unter Anderm erzählte, daß der Lualaba von Nyangwe aus nach Westsüdwest fließe und in einen großen See münde, bis zu welchem Leute in großen, an 200 Personen fassenden Schiffen kämen und Kauris und Zeug zum Verkaufe brächten — ein Beweis, wie wenig zuverlässig geographische Angaben dieser Afrikaner sind; denn wir haben soeben durch Stanley



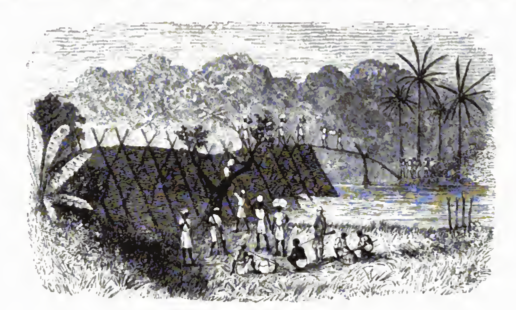
Gang zum Markte in Nyangwe.

erfahren, daß der Strom vielmehr nordwärts geht, ja sogar stellenweise nach Nordosten ausbiegt. Es hat überhaupt jetzt fast nur noch ein rein historisches Interesse, Cameron's Erkundigungen in Nyangwe zu verfolgen. Einiges davon sei hier angeführt.

Die Händler hatten damals ihre Raubzüge schon weithin ausgedehnt, waren aber dabei, namentlich im Norden, auf heftigen Widerstand Seitens der Eingeborenen gestoßen. So namentlich eine Expedition, welche weit nach Nordnordost bis in die Landschaft Ulegga (bei Stanley Uregga, westlich oder nordwestlich vom Nordende des Tanganyika-Sees) vorgedrungen war, aber durch die sehr wilden und kriegerischen Eingeborenen mehr als zwei Drittel ihrer Mannschaft eingebüßt hatte. Die vergifteten Pfeile derselben verursachten bei der geringsten Verwundung in wenigen Minuten den Tod, und ein Gegengift sei nur jenen selbst bekannt. Nach ihrer Angabe ist Ulegga mit hohen bis an die Spitze bewal-

deten Bergen bedeckt, und auch die Thäler daselbst seien so dicht mit Bäumen bestanden, daß sie vier, fünf Tage hinter einander marschirt seien, ohne die Sonne zu sehen. Alle Flüsse, die sie gesehen, flössen dem Lualaba zu, welcher (nord) westlich von Nyangwe den Lilwa, Lindi und Lowa aufnimmt. Letztern, der von zwei großen Zuflüssen Namens Lulu gespeist werde und sehr bedeutend sein soll, hält Cameron für Schweinfurth's Uelle. (Auf Stanley's Karte heißt der Fluß Rowa und mündet etwa unter 2° südl. Br. in den Lualaba. Für den Uelle möchte der Amerikaner bekanntlich den unter 1° nördl. Br. einmündenden Aruwimi halten, eine Identificirung, welche jedenfalls erst weiterer Stützen bedarf.)

Am 19. August langte der Händler Tipo-tipo (Hamed-ibn-Hamed) in Nyangwe an; derselbe kam von seinem permanenten, etwa zehn Tagereisen entfernten Lager im Süden, um einen Streit zwischen dem ihm befreundeten Häuptlinge Russûna und einer Räuberbande von Nyangwe zu schlichten. Es war ein ansehnlicher, sehr eleganter Mann, von Hautfarbe dunkelschwarz, aber in seinen Gewohnheiten und Ansichten durchaus ein Araber. Als er Cameron's Wunsch erfuhr, den Sankorra-See [1]) zu besuchen, forderte er ihn auf, ihn nach seinem Lager zu begleiten, dort sich Führer zu nehmen, den Lomâmi-Fluß zu überschreiten und direct nach dem See zu marschiren, was keine Schwierigkeiten hätte. Der Streit zwischen den Nyangwe-Leuten und Russûna ward durch den mächtigen Tipo-tipo bald geschlichtet, so daß Cameron am 26. August endlich seine Leute und Sachen über den Fluß setzen lassen konnte, was freilich nicht abging, ohne daß drei Träger mit Gewehren und Munition desertirten. Da auch Bombay, welcher das letzte Boot mit einem Theil von Cameron's persönlichem Gepäck begleiten sollte, es vorzog, anstatt seinem vorangegangenen Herrn sogleich zu folgen, erst nach Nyangwe zurückzukehren und sich das dortige Bier schmecken zu lassen, so war Cameron gezwungen, die Nacht ohne Bett, Kochgeschirr, Arzneien u. s. w. an einem sumpfigen, stagnirenden Altwasser zuzubringen, was ihm einen heftigen Fieberanfall zuzog. Gegen Mittag des nächsten Tages brach er dann auf, um Tipo-tipo zu treffen, der weiter abwärts den Fluß überschritten hatte. Er hatte zahlreiche Dörfer zu passiren, deren Einwohner entweder in den Altwassern Fische fingen oder große eiförmige Gefäße zum Aufbewahren von Palmöl anfertigten. Fast bei jeder Hütte war ein Schwein an den Thürpfosten angebunden, dessen Geruch zusammen mit dem des Schlammes, der verfaulten Fische u. s. w. ein unbeschreibliches „bouquet d'Afrique" hervorbrachte.



Uebergang über den Rowubu.

Nach dem Zusammentreffen mit Tipo-tipo verließ die Karawane den Strom, stieg eine sanfte Anhöhe hinauf, kam bei einem lebhaften Markte vorbei und überschritt nach vierstündigem Marsche den breiten Rowubu auf einer riesigen Fischwehr-Brücke. Dieselbe bestand aus Pfählen, die zum Theil über 40 Fuß lang waren; aus ihrer Menge ging hervor, ein wie großer Aufwand von Geduld und vortrefflich geleiteter Arbeit bei dem Bau erforderlich war. Den kurzen Halt daselbst benutzten viele zu einem Bade, während Cameron von seinem Fieberanfalle ausruhen mußte. Nur mit größter Anstrengung und stets von Phantasien geplagt schleppte er sich bei vielen von den Nyangwe-Leuten zerstörten Dörfern vorbei bis in das Nachtlager.

Am 29. August wurde nach einem nur durch Irrthum entstandenen Gefechte mit den Eingeborenen und nach einem Marsche durch waldreiches Gebiet Russûna's Dorf erreicht; an einer Stelle stand eine große Menge von Muskatnußbäumen und vierzig bis fünfzig Ellen weit war der Boden mit ihren Früchten bedeckt. Das Lager befand sich etwa zwei englische Meilen von dem Dorfe; doch kam der Häuptling mit seinem Bruder und einem halben Dutzend seiner Frauen heraus, um den Fremden während ihres zweitägigen Haltes Gesellschaft zu leisten. Häufig besuchte er Cameron und brachte jedesmal ein anderes Weib mit. Es waren das die hübschesten Frauen, welche Cameron in Afrika gesehen hat; außer ihrem Rocke aus Grasleinen trugen sie noch Schärpen vom selben Stoffe über der Brust. Am zweiten Tage hatten sie alle Furcht vor dem Weißen verloren, so

[1]) Durch welchen der Lualaba unterhalb Nyangwe fließen sollte. Nach Stanley ist aber der „Sankuru" vielmehr ein südlicher Zufluß des Lualaba.

daß sie in Menge kamen, um ihn zu sehen. Bald saßen sie um ihn herum, besahen Bilder und andere Merkwürdigkeiten und wurden rasch so zutraulich, daß sie die Enden seiner Beinkleider und die Aermel seines Morgenanzuges, den er stets im Lager zu tragen pflegte, umkrämpelten, um zu sehen, ob er nur im Gesichte weiß wäre. Endlich wurden sie so zudringlich, daß er fürchtete, ganz entkleidet zu werden, so daß er in seiner Noth ihre Aufmerksamkeit dadurch ablenkte, daß er sie nach Perlen und Kaurimuscheln greifen ließ.

Bei seinen Besuchen brachte Russūna einen großen, schön geschnitzten Sessel mit, auf welchem er Platz nahm, während er den Schoß eines seiner Weiber, die sich auf den Boden setzte, als Schemel benutzte. In dieser Zeit besuchte ihn ein Unterhäuptling in vollem Staate, begleitet von Leuten, die mit Kauris und Perlen gezierte und mit schwarzem Affenfelle besetzte Schilde trugen, und von einer Frau, welche als Fahne ein auf einem Speere befestigtes Fell eines Kragenaffen führte. Dieser Häuptling und Russūna hatten alsdann mit Tipo-tipo und den Arabern von Nyangwe ein Palaver, wobei sie sich einander ewige Freundschaft schworen, und dann durfte die Karawane ihren Marsch nach Tipo-tipo's Lager fortsetzen, wo sie ohne weitere Erlebnisse am 3. September anlangte. Unterwegs wurde Russūna's Privatdorf passirt, welches nur von ihm und seinen Weibern bewohnt wird; dasselbe besteht aus etwa vierzig bequemen viereckigen Hütten in zwei Reihen und einer großen in der Mitte für den Häuptling. Jede Hütte ist von etwa vier Frauen bewohnt, und sie alle in Ordnung zu halten ist das angenehme Geschäft von Russūna's Mutter.

Tipo-tipo's Lager war in vortheilhafter Position auf einer leichten Erhebung angelegt, besaß aber als nur vorüber-





Russūna und eines seiner Weiber.



Unterhäuptling Russūna's.

gehende Niederlassung keine großen Häuser, sondern nur für die angeseheneren Männer gute Hütten, deren eine dem Fremden eingeräumt wurde. Ehe sich Cameron anschickte, den Lomāmi zu überschreiten, hatte er zwei Tage nach seiner Ankunft einen Besuch von **Kasongo**, dem Häuptlinge des Landes, zu empfangen. Um 8 Uhr Morgens that jeder seine besten Kleider an (was bei dem Reisenden freilich nicht viel sagen wollte) und begab sich nach dem offenen Schuppen, der bei Tage und bis tief in die Nacht hinein für die Bewohner des Lagers als allgemeiner Versammlungsort diente. Alsdann kam der Ceremonienmeister des Häuptlings und trug als Zeichen seiner Würde einen langen geschnitzten Spazierstock; sein Erscheinen war für Sklaven, Träger und das gemeine Volk das Signal, sich in Schaaren zu dem bevorstehenden Schauspiele herbeizudrängen. Aber jener Würdenträger trieb sie zurück und machte den Platz bei dem Schuppen frei; denn nun zeigten sich verschiedene Unterhäuptlinge, je nach ihrem Range von mehr oder weniger zahlreichen Schild- und Lanzenträgern oder sogar von Trommlern gefolgt. Jeder Ankömmling wurde an den Eingang geführt, wo die Araber und Cameron saßen, und erhielt vom Ceremonienmeister, der seinen Namen und Rang ausrief, den ihm gebührenden Platz angewiesen. Nachdem so einige Zeit verflossen war, verkündete Trommeln und Schreien die Ankunft des großen Mannes. Voran schritten ein halbes Dutzend Trommler, dann folgten dreißig bis vierzig Speerträger und sechs Frauen mit Schilden und endlich Kasongo, begleitet von seinen Brüdern, seinem ältesten Sohne, zwei Töchtern und einigen Beamten, worauf Lanzenträger, Trommler und Marimba-Spieler den Zug beschlossen. Als er den Eingang des Schuppens erreicht hatte, wurde ein Kreis gebildet, und Kasongo, bekleidet mit einer Jacke und einem Schurz aus rothem und gelbem, mit langhaarigem Affenfelle besetzten Wollenstoffe, um den Kopf ein schmutziges Taschentuch gewunden, führte mit seinen zwei Töchtern einen hüpfenden Tanz auf. Nachdem derselbe eine Viertelstunde

gedauert, trat er in den Schuppen und unterhielt sich lange mit Cameron, der ihm seine Absicht, den Sankorra zu besuchen, mittheilte. Anfangs erbot sich Kasongo, selbst mit dem Häuptlinge am jenseitigen Ufer des Lomâmi wegen Cameron's Plan zu unterhandeln, erklärte aber später, er sei für solche Reise zu alt, und bestimmte einige seiner Leute zu dieser Botschaft, welche auch am nächsten Morgen zusammen mit Boten Tipo-tipo's und Cameron's sich auf den Weg machten. Aber alle Hoffnung, den Sankorra zu erreichen, mußte schwinden, als dieselben von jenem Häuptlinge die schroffe Antwort zurückbrachten: Fremde mit Flinten hätten noch nie sein Land durchzogen, und keiner sollte es thun, ohne sich den Durchzug erkämpfen zu müssen. Ein solches Mittel verschmähte aber Cameron, obwohl er von Nyangwe her und von Tipo-tipo genug Bewaffnete hätte erhalten können, um sich die Passage zu erzwingen; denn er wollte keine geographische Entdeckung, die in unnöthigem Kampfe mit Blut von Eingeborenen befleckt wäre. Er beschloß also, den an-



König Kasongo.

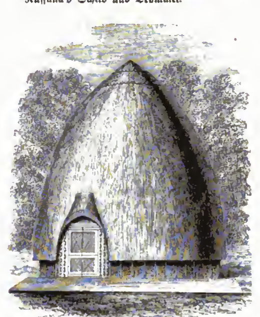




Russüna's Schild und Trommel.



Die drei Warua-Führer Cameron's.



Hütte in Kifuma.

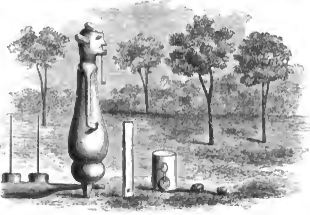
geblichen See auf einem südlichen Umwege zu erreichen und dazu zunächst nach der Hauptstadt des Häuptlings von Urua, welche etwa einen Monat entfernt gegen Südsüdwesten lag, zu gehen.

Tipo-tipo bot ihm zuvorkommend die Dienste eines seiner angesehensten Männer, der ihn zehn Tage weit begleiten sollte, und dreier Führer aus Urua an, welche mit ihm aus dem Süden gekommen waren: Mona Kasanga, der Sohn eines Häuptlings am See Kowamba, M'Ntschkulla, ein angesehener Mann aus dem Dorfe Mukalombo und Kongwé. Dieselben erhielten ihren Lohn und ihre Rationen im Voraus; was sie über die Gewässer des Landes berichteten, war für den Reisenden, besonders nachdem er sie leichter zu verstehen gelernt hatte, von großer Wichtigkeit.

Ueberhaupt war dem Engländer in Tipo-tipo's Lager nur eines unangenehm, der Anblick so vieler gefesselten Sklaven, denen es sonst leidlich erging. Ausgeführt werden aus Manyuéma von den Arabern nur sehr wenig Sklaven; sie verwenden dieselben vielmehr, um ihre Harems zu füllen, die Felder in der Nähe ihrer Lagerplätze zu bebauen, und als Träger; für letztern Zweck aber würden sie nach ihren eigenen Aussagen gern ein anderes Transportmittel annehmen.

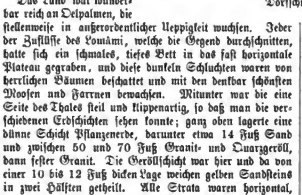
Ehe eine Karawane von Westen her den Tanganyika-See erreicht, ist fast die Hälfte der Sklaven entflohen, während die Mehrzahl des Restes in Udschidschi und Unyanyembe, oft als Lohn für freie Träger, zurückbleibt, so daß verhältnißmäßig wenige die Küste erreichen. Nichtsdestoweniger nimmt die Sklaverei zu, weil die zahlreich im Innern sich niederlassenden Leute von der Küste eine große Anzahl Sklaven für ihr äußeres Ansehen für erforderlich erachten.

Am 12. September setzte Cameron seinen Marsch fort, nicht ohne beim Aufbruch den gewöhnlichen Aerger über die Faulheit und Desertion so mancher Träger durchzumachen. Einige Tage lang führte der Weg durch eine wohl bevölkerte Gegend mit großen Dörfern, deren gutgebaute, reinliche Hütten in langen, mit Rindenzeugbäumen bepflanzten Straßen angeordnet waren. Letztere liefen stets von Osten nach Westen; den Grund davon konnte Cameron nicht erfahren. Das Volk schien freundlich gesinnt; die Häuptlinge brachten gewöhnlich kleine Geschenke an Korn oder getrockneten weißen Ameisen, welche hier wegen Mangels an animalischer Nahrung in einer Mehlsuppe gegessen werden. Man fängt die Thiere in sehr sinnreicher Weise: über einem großen Ameisenhaufen wird ein leichtes Gitterwerk von Rohr oder Zweigen errichtet und mit Blättern, die mit ihren Stielen in einander stecken, bedeckt. Am Boden wird ein ganz kleines Loch offen gelassen und vor demselben eine Grube von einem Fuß Durchmesser und zwei Fuß Tiefe gegraben. Fangen nun die geflügelten Thiere zu schwärmen an, so eilen alle nach der Oeffnung, drängen sich einander in die Grube und verlieren dabei ihre Flügel. Andern Morgens sammeln sie die Eingeborenen und räuchern sie zur Präservirung über langsamem Feuer.



Dorfschmiede.

Das Land war wunderbar reich an Oelpalmen, die stellenweise in außerordentlicher Ueppigkeit wuchsen. Jeder der Zuflüsse des Lomâmi, welche die Gegend durchschnitten, hatte sich ein schmales, tiefes Bett in das fast horizontale Plateau gegraben, und diese dunkeln Schluchten waren von herrlichen Bäumen beschattet und mit den denkbar schönsten Moosen und Farrnen bewachsen. Mitunter war die eine Seite des Thales steil und klippenartig, so daß man die verschiedenen Erdschichten sehen konnte; ganz oben lagerte eine dünne Schicht Pflanzenerde, darunter etwa 14 Fuß Sand und zwischen 50 und 70 Fuß Granit- und Quarzgeröll, dann fester Granit. Die Geröllschicht war hier und da von einer 10 bis 12 Fuß dicken Lage weichen gelben Sandsteins in zwei Hälften getheilt. Alle Strata waren horizontal, ausgenommen den sehr unregelmäßigen Granit.



Zwei Tage nachdem Tipo-tipo's Mann die ihm aufgegebenen zehn Tagereisen hinter sich hatte und umgekehrt war, wurde ein Dorf Kifuma erreicht, dessen Einwohner beim Herannahen der Karawane herausstürzten, aber sich bald von deren Friedfertigkeit überzeugen ließen. Der Häuptling bot sogar dem Reisenden seine eigene Hütte, ein entzückend reinliches Obdach, an. Sie maß 10 Fuß im Geviert; ein großer Theil dieses Raumes wurde von der Lagerstätte eingenommen, welche aus gespaltenen Mittelrippen der Raphiapalme hergerichtet war. Die beiden Thüren, namentlich die an der Vorderseite, sind schöne Muster von Zimmermannsarbeit; sie haben je zwei Flügel, die sich in Angeln drehen, welche in Löcher im Sturz und in der Schwelle eingreifen. Wo die in Fächer getheilten Flügel zusammenstoßen, greifen sie über einander über. Die Vorderthür hatte außen Schnitzerei, deren Muster roth, weiß und schwarz bemalt waren, und an jeder Seite hatte sie drei geschnitzte Pfosten. Die Diele bestand aus Lehm, war 18 Zoll über dem Erdboden erhöht und ganz glatt polirt. Die Wände waren 7 Fuß hoch und bestanden aus Pfählen, die etwa 1 Fuß von einander entfernt waren; der Zwischenraum war mit starken Brettern, die durch Latten festgehalten wurden, ausgefüllt. Das Dach erhob sich innen kuppelförmig bis zu 20 Fuß Höhe und war aus schlanken Ruthen gemacht, welche oben durch ein rundes, geschnitztes und schwarz und weiß bemaltes Stück Holz zusammengehalten wurden; mehrere horizontale Lagen von Ruthen gaben dem Bau größere Festigkeit. Auf diesem Gestell lag feines, langes Gras und darüber 2 Fuß dick schweres Stroh, welches fast bis zur Erde reichte und dort gleichmäßig beschnitten war, während es über den Thüren ein kleines Schutzdach bildete.

In Kifuma ereignete sich ein für die heillosen Zustände in Innerafrika charakteristischer Vorfall: in der Nacht wurde der Karawane eine Flinte und Patronentasche gestohlen, und als der Häuptling dies erfuhr, bat er himmelhoch, deswegen sein Dorf nicht zu zerstören. Kaum wollte er seinen Ohren trauen, als Cameron ihn darüber beruhigte; von solcher Behandlung hatte er nie vernommen. Denn — sagte er — die Eingeborenen flüchteten beim Nahen einer Karawane, weil alle Fremden, die sie hätten kennen lernen, Sklavenjäger wären und den geringsten Vorwand begierig ergriffen, um den Krieg zu erklären, die Dörfer zu plündern und deren Einwohner zu Sklaven zu machen. Des Häuptlings Entzücken war grenzenlos, als Cameron friedlich davon zog, und um seine Dankbarkeit zu beweisen, brachte er ihm in das nächste Lager einige Ziegen als Geschenk. Und als der Reisende nur eine davon annahm und ihm ein Gegengeschenk machte, kniete er nieder und bewarf sich zum Zeichen der Dankbarkeit mit Staub.

Der Zug bewegte sich nun noch einige Tage am Lomâmi hin, worauf die Führer über die weitere Richtung in Zweifel geriethen und östlich abzubiegen versuchten. Als sie aber eines Tages binnen einer Stunde den Weg angeblich drei Mal verloren und wiedergefunden hatten, riß dem Reisenden die Geduld und er beschloß, die Richtung, welche ihm gut schien, einzuschlagen, gleichviel ob die Führer damit zufrieden waren oder nicht. Anfangs folgte ihm Niemand; doch setzte er seinen Marsch ruhig fort, legte sich schließlich hin und steckte erwartungsvoll seine Pfeife an. Nun kamen erst vier Männer ohne ihre Lasten angelaufen, um ihn zurückzurufen, und dann Bombay; er aber ging aller Einreden ungeachtet ruhig weiter, bis ihm schließlich die ganze Karawane folgte und sie am Abend glücklich ein Dorf am Lulazi, einem Arme des Lomâmi, erreichten. Nachdem sie denselben am folgenden Tage überschritten hatten, sahen sie zwischen dem langen Grase einige Eingeborene, die sich aber nicht herbeilocken

ließen. Gleich darauf streifte ein Pfeil Cameron's Schulter; dieser verfolgte sofort den Angreifer, welcher strauchelte und hinfiel, prügelte ihn gehörig durch, zerbrach ihm Bogen und Pfeile und deutete ihm durch einen Tritt an, sich aus dem Staube zu machen.

Ein großer Haufen Eingeborener hatte inzwischen den Weg versperrt und schien Miene zu machen, die Karawane anzugreifen; aber Cameron gab seine Friedfertigkeit zu verstehen und besänftigte sie durch einige Schnüre Perlen, so daß sie ihn nach Kasenge, dem Dorfe ihres Häuptlings, brachten. Dort erfuhr er, daß er sich auf einer Insel des Lomâmi befände und vollkommen den richtigen Weg eingeschlagen hätte.

Der folgende Tag war ein Ruhetag, weil es der Häuptlingssohn und Führer Mona Kasanga so verlangte. Da Cameron hinsichtlich des Verkehrs mit den Eingeborenen hauptsächlich von ihm abhing, so mußte er sich wohl oder übel fügen, war auch schließlich, da ihn gerade der Fieberfrost schüttelte, ganz damit einverstanden.

Am 27. September wurde die Reise fortgesetzt, der Lulazi auf einer Fischwehrbrücke überschritten und nach einem langen Marsche ein großes, wohlbevölkertes Dorf erreicht, dessen Einwohner noch nie einen Weißen gesehen hatten und sich in Massen gaffend um Cameron versammelten. Während er sein Abendbrot verspeiste, umdrängten ihn wohl fünfhundert Menschen und machten ihre wohl nicht immer sehr liebenswürdigen Bemerkungen, die deren Object freilich nicht verstand.

Am folgenden Tage wurde Kwarumba's Dorf passirt, und da derselbe keine Fremden bei sich übernachten ließ, unweit davon in einem Waldthal gelagert, und zwei Tage später mußten sie beim Dorfe Kammwawi, dessen Bewohner genau so wie die Waguhha (am Ausflusse des Lukuga aus dem Tanganyika-See wohnend) gekleidet, tättowirt und frisirt waren, dasselbe thun. Doch kamen Männer, Weiber und Kinder in das Lager der Fremden und einer erbot sich sogar, ihnen den Weg nach der nur drei bis vier Tagereisen entfernten Hauptstadt von Urua zu zeigen. Alles erschien nun in rosigem Lichte und glücklich legte sich Cameron nieder mit der Hoffnung, am nächsten Tage ein gutes Stück weiter vorzudringen. Aber diese Erwartung sollte betrogen werden.

Neuere Arbeiten über die Thierwelt Amerikas.

III.

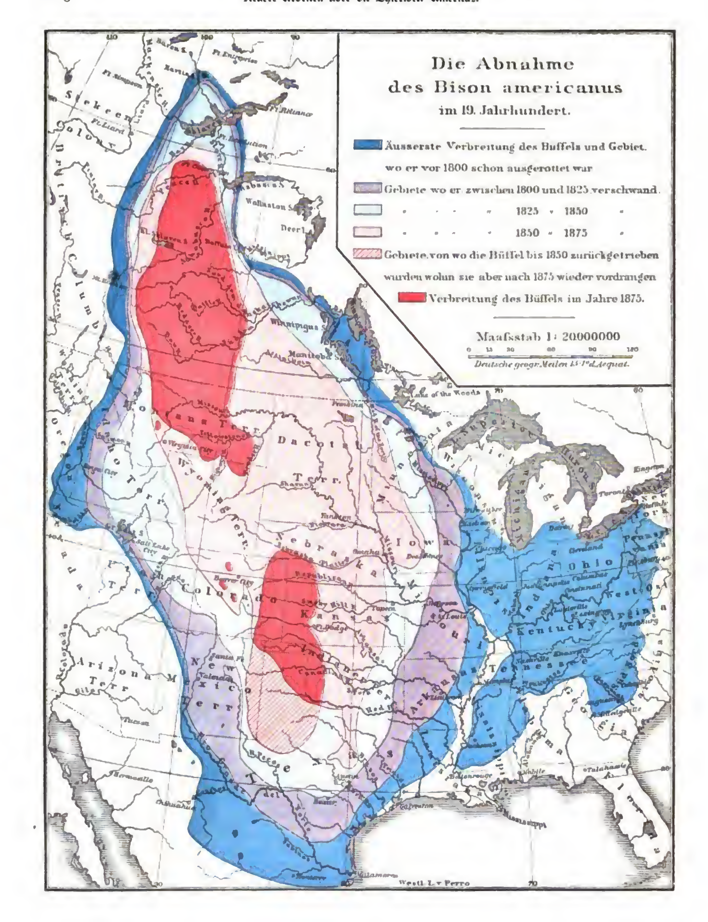
Zur Geschichte des Bison Americanus [1]).

F. R. Zu den Säugethieren, welche der Alten und Neuen Welt gemein sind, gehören die Bisons oder Büffel [2]), die Glieder der Gattung Bison, welche bekanntlich von den Ochsen der Gattung Bos erheblich verschieden sind. Die gewölbte, mehr breite als hohe Stirn neben einigen kleineren Unterschieden am Schädel, die größere Rippenzahl, der schlankere Bau, die Mähne, die nicht aus Haar, sondern aus Wolle besteht, sind die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten der Büffel. Unter den Ochsen kommen ihnen der Yack (Poephagus grunniens) und die Gaurs (Bibos gaurus und frontalis), asiatische Wiederkäuer, am nächsten.

Dem Büffel, der heute in Nordamerika seine auf immer engere Grenzen zurückgedrängte Heimath hat, sind verschiedene Arten in demselben Erdtheil vorangegangen. Eine riesige Art, B. **latifrons**, die 3 bis $3^1/_2$ Meter hoch wurde und über 3 Meter von einer Hornspitze zur andern maß, und eine kleinere, B. **antiquus**, die zwar größer als die jetzt lebende, aber in manchen Beziehungen ihr sehr ähnlich war, haben Reste auf nordamerikanischem Boden hinterlassen; die des erstern sind im Atlantischen und Golfgebiet gemeinsam mit den Resten echter Diluvialthiere, die des andern vorzüglich im fernen Westen (Alaska und Californien), mit Wahrscheinlichkeit aber auch im Atlantischen Gebiet gefunden. B. antiquus zeigt so große Aehnlichkeit mit dem B. priscus unseres europäischen Diluvium, daß man die beiden wohl als geographische Varietäten einer circumpolaren, beiden Erdtheilen gemeinsamen Form betrachten darf, die ihrerseits sich aus B. latifrons entwickelt haben dürfte, und aus der die beiden jetzt lebenden, B. americanus in der Neuen, B. bonasus, der Auerochs, in der Alten Welt, hervorgegangen sind. Diese beiden lebenden Bisonten haben einige leicht verschiedene Eigenschaften erworben, wie die Verschiedenheit ihrer Wohnbezirke es bedingt, sie sind sich aber im Ganzen und unter Anderm vorzüglich auch darin ähnlich geblieben, daß sie mit erstaunlicher Schnelligkeit vor dem vordringenden Menschen und seiner Cultur zurückgewichen sind, in immer engere Grenzen sich zurückgezogen haben und endlich beide dem Aussterben nahegekommen sind. Dem amerikanischen Büffel als Thiere der offenen schutzlosen Ebene droht das völlige Aussterben schon jetzt, während der altweltliche in unzugänglichen Wäldern, wenn auch auf immer mehr eingeengtem Wohngebiet, sich noch länger erhalten dürfte. Der Wohnbezirk des erstern erstreckte sich vor der Zeit seiner Zurückdrängung durch die einwandernden Europäer vom Großen Sklavensee im Norden in circa 62° nördl. Br. bis zu den nordöstlichen Provinzen Mexicos in circa 25°; in Britisch-Amerika reichte er vom Felsengebirge im Westen bis zu dem bewaldeten Hochland, das ungefähr 900 Kilometer westlich von der Hudsons-Bay hinzieht. Im Gebiet der Vereinigten Staaten sind seine Reste bis in das östliche Oregon, in die Region der Blue Mountains und bis an die Sierra Nevada verfolgt worden, ostwärts nahm er noch das ganze Ohio-Gebiet ein und ging im Südwesten weit über den Rio Grande hinaus. Südlich von Tennessee scheint er nicht vorgekommen zu sein, und Spuren seiner Verbreitung östlich vom Felsengebirge hat man nur in den oberen Theilen von Nord- und Süd-Carolina gefunden. Er kam auf diesem weiten Gebiete, das ein Areal bedeutend größer als

[1]) F. A. Allen, The American Bisons, living and extinct. Mit 12 Tafeln und 1 Karte. Cambridge (Mass.) 1876. (Memoirs of the Museum of Comp. Zoology Vol. IV, Nr. 10.)

[2]) Mit Büffel pflegt man bei uns gewöhnlich nur die Glieder der Gattung Bubalus, die indischen und afrikanischen Büffel, zu bezeichnen, während unser Bison den Namen Auer- oder Urochs trägt. Die Amerikaner nennen ihren Bison Buffalo.


Die Abnahme
des Bison americanus
im 19. Jahrhundert.
Äusserste Verbreitung des Büffels und Gebiet, wo er vor 1800 schon ausgerottet war
Gebiete wo er zwischen 1800 und 1825 verschwand.
" " " " 1825 " 1850 "
" " " " 1850 " 1875 "
Gebiete, von wo die Büffel bis 1850 zurückgetrieben wurden wohin sie aber nach 1875 wieder vordrangen
Verbreitung des Büffels im Jahre 1875.
Maafsstab 1: 20000000
0 15 30 60 90 120
Deutsche geogr. Meilen 15 = 1° d. Aequat.
Dacotah Terr.
Wyoming Terr.
Nebraska
Iowa
Colorado
Kansas
Ohio
Kentucky
Arizona Terr.
New Mexico Terr.
Manitoba S.
Winnipigus S.
Salt Lake City
Lake of the Woods
Westl. L. v. Ferro

Europa bedeckt, mit im Ganzen gleichbleibenden Eigenschaften vor. Nur im äußersten Westen, da, wo er in die Felsengebirgsregion hineinstreifte, hat er eine Varietät gebildet, welche als Waldbüffel von dem Büffel der Plains oder Steppe unterschieden wird und vorzüglich durch etwas bedeutendere Größe, dunklere Färbung, feinere und kürzere Behaarung, Eigenschaften, die ihn unserm Auerochsen nahe bringen, sich auszeichnet. Heute, wo er auf der ganzen Linie aus dem Gebirge vertrieben ist, besteht nur noch die letztere Varietät. Das angegebene Verbreitungsgebiet dürfte er auch vor der Zeit der europäischen Einwanderung nicht überschritten haben, da unzweifelhafte Reste jenseits der Grenzen desselben nicht gefunden worden sind.

Um zu begreifen, wie ein starkes Thier von so weiter Verbreitung in 300 Jahren bis zur beginnenden Vernichtung ausgerottet werden konnte, muß man seine Gewohnheiten kennen. Der amerikanische Bison ist ein ausgezeichnet herdenhaftes Thier. Was von seinem herdenhaften Vorkommen gesagt wird, klingt oft unglaublich, ist aber von so treuen Beobachtern bestätigt, daß man nicht an der Wahrheit zweifeln kann. Herden, die nach allen Richtungen sich über einige englische Meilen ausbreiteten und so dicht waren, daß „die Plains schwarz erschienen, so weit das Auge reichte", sind gewöhnliche Erscheinungen gewesen und nicht auf Tausende, sondern auf Millionen wurden manche von diesen Herden geschätzt. Emigrantenzüge wurden noch in neuerer Zeit Stunden lang durch Bisonherden aufgehalten, die ihren Weg passirten, und daß die Kansas-Pacific-Eisenbahn, welche von St. Louis nach Denver führt, in den ersten Jahren ihres Betriebs häufig durch Bisonherden „gestoppt" wurde, welche ihre Richtung kreuzten, ist historisch. Dieser Herdentrieb wird nur bei ununterbrochener Verfolgung schwächer, die eine Herde endlich nach allen Winden zu zerstreuen vermag; außerdem sind es nur die alten Stiere, welche, mager und schwach geworden, die Herde verlassen und allein wandern. Die Organisation der Herden, über die so viel gefabelt wird, ist einfach die, daß die Kühe, die am wachsamsten sind und von denen gewöhnlich die Antriebe zu den Bewegungen der Masse ausgehen, sammt den Kälbern vorn und in der Mitte wandern, während ältere Stiere sich mehr an den Rändern und die ältesten von ihnen im Hintertreffen, oft in kleineren, weit getrennten Trupps aufhalten. Die jungen und mittelalterigen Stiere werden meistens bei den Weibchen gefunden. Die Herde ist locker, so lange sie grast, aber bei Wanderungen oder bei herannahender Gefahr schließt sie sich zusammen und dann scheinen die Kälber immer in der Mitte zu sein. Diese Herden sind völlig nomadisch. In der Suche nach Futter und Wasser, auf der Flucht vor dem verfolgenden Menschen oder den Prairiefeuern machen sie weite Wanderungen. Auch die Verwüstungen der Heuschrecken haben sie oft zu Wanderungen gezwungen. Innerhalb beschränkter Gebiete wandern sie regelmäßig im Sommer nord- und im Winter südwärts. Man hat dieses an den Bisonherden in Texas und Kansas beobachtet, und die Herden, welche jetzt zur Sommerszeit im Yellowstone-Gebiet vorkommen, gehen im Winter nach Colorado. Aber die großen alljährlichen Wanderungen vom Saskatschewan bis Texas, die man früher annahm, kommen nicht vor. Man hat im Gegentheil genügende Beweise dafür, daß die Thiere den Winter selbst nördlich von der Vereinigten-Staaten-Grenze zubringen, wobei sie allerdings die schutzlosen offenen Steppen zeitweilig für die lichten Wälder am Rande der Plains vertauschen. Innerhalb ihrer engeren Wohngebiete, die zu den wasserärmeren Bezirken der Vereinigten Staaten gehören, sind die Wanderungen zu den Flüssen und Tümpeln die häufigsten; von den Grasplätzen der höheren Prairien führen zahlreiche Pfade, die sogenannten Buffalo-Trails, nach den Tränkplätzen herab, und diese Pfade, durch Jahrhunderte von unzähligen Thieren begangen, sind noch überall kenntlich und gehören zu den „features" der Prairien und Plains; sie führen meistens in nordsüdlicher Richtung auf die in diesen Regionen vorwiegend westöstlich fließenden Gewässer, und hat diese Richtung mit Anlaß gegeben zu dem Glauben an die großen Wanderungen von Nord nach Süd und umgekehrt. Uebrigens zeigt der Bison Scharfsinn in der Wahl seiner Wege und die Buffalo-Trails galten immer für die praktikabelsten und kürzesten Wege in den Plains. In Folge der zahlreichen Störungen, denen sie in ihren eingeengten Wohngebieten, vorzüglich seit Eröffnung der beiden Pacific-Bahnen, unterliegen, sind sie in den letzten Jahrzehnten immer unregelmäßiger und zersplitterter in ihren Wanderungen geworden und von mächtigen Herden ist keine Rede mehr. Der Bison kann weder muthig noch scharfsinnig genannt werden. Col. Dodge nennt ihn „das stupideste Thier der Plains", und das halbwilde Rindvieh der texanischen Prairien soll unter Umständen viel gefährlicher sein als dieses Thier, das zwar wild, aber sehr furchtsam ist. Seine Zähmung hat sich überall, wo sie versucht wurde, so leicht erwiesen, daß es nur zu verwundern bleibt, wie er nicht schon längst zum Hausthier gemacht worden ist. Jung in eine Herde zahmen Rindviehs gebracht, benimmt er sich ganz wie dieses und zeigt keine größere Scheu vor Menschen.

Alle größeren Säugethiere Nordamerikas sind vor der unaufhaltsam vordringenden Menschenfluth der Ansiedler, die von Osten und Süden her in das Land vordrangen, immer weiter nach Westen und Norden zurückgewichen, aber keines steht der Vernichtung so nahe wie der Bison, der einst ein weiteres Verbreitungsgebiet einnahm als die Mehrzahl von jenen, und zahlreicher als sie alle war. Es ist interessant, wie sein oben angegebenes Verbreitungsgebiet sich Schritt für Schritt verschmälerte, bis es, der Stellung einer geschlagenen Armee gleich, in der Mitte durchbrochen und dadurch in zwei um so leichter zu bewältigende Abschnitte zertheilt wurde.

Die Zurückdrängung begann an der Ostgrenze. Hier streifte der Bison im Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum östlichen Ende des Erie-Sees und durch die Thäler der westlichen Theile von Pennsylvanien, Virginien und Kentucky und bis Ost-Tennessee. Die Geschichte der Verdrängung und Ausrottung des Bison in diesem Gebiet ist die beschämende Geschichte einer muthwilligen und grausamen Verwüstung. Erstaunlich schnell spielten sich ihre ersten Acte ab. In West-Pennsylvanien, West-Virginien, Ohio, Kentucky und Tennessee war die Ausrottung eine ungemein rasche; er verschwand hier wenige Jahre, nachdem die ersten Ansiedelungen gemacht waren. In Pennsylvanien war er vor 1800 verschwunden, in Kentucky gab es 1792 nur noch einige zerstreute Herden. In Indiana und Illinois hielt er sich viel länger, er fand sich hier noch 125 Jahre nach der ersten Durchforschung des Landes und scheint in den ersten 50 Jahren kaum abgenommen zu haben. Noch 1773 war er zu beiden Seiten des Kaskaskia und des Illinois-Flusses häufig, aber 1814 kam er südlich vom Illinois-Fluß und östlich vom Mississippi nicht mehr vor. Fast gleichzeitig, aber langsamer verschwanden die Herden in Texas und Neu-Mexico; sie waren schon am Beginn dieses Jahrhunderts südlich vom Rio Grande ausgerottet, bis 1840 hatten sie in Texas das Gebiet südlich vom Colorado und westlich vom Pecos aufgegeben und waren dann östlich von dem Gürtel lichter Eichenwälder verschwunden, den man Cook-Timbers nennt. Am Ende der 50er Jahre hatten sie Texas ganz oder wenigstens zum größten Theil verlassen, kehrten

aber einige Jahre später wieder in großen Massen nach dem nordwestlichen Theile des Staates zurück. Es hängt dieses Schwanken wahrscheinlich mit der heftigen Jagd zusammen, die um dieselbe Zeit im südwestlichen Kansas auf sie gemacht wurde. In Arkansas waren sie im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts noch massenhaft, aber nach 1820, dem Jahre, in dem die Ansiedelungen am Arkansas-Flusse bis nahe an das Westende des Staates vorrückten, waren sie in wenigen Jahren verschwunden. Im westlichen Missouri hielten sich Bisonten noch 1820 bis 1825, bis 1845 waren sie häufig zu beiden Seiten der Grenze zwischen Iowa und Minnesota; im westlichsten Theil des erstern Staates werden noch ab und zu einige vereinzelte Thiere getödtet, ebenso im südwestlichen Theil von Minnesota, wo sie um 1832 auf dem Gebiet östlich vom Mississippi verschwanden. In dieses einzelne Zurückdrängen brachte plötzlich das Jahr 1849 ein verhängnißvoll lebhafteres Tempo. In diesem Jahre begann die Auswanderung nach Californien, welche, getrieben von Durst nach Gold, den beschwerlichen Weg mitten durch die früher nur von Einzelnen durchwanderten Prairien und Steppen des Westens nicht scheute. Die „Emigrant Road" führte am Kansas und Platte River aufwärts und über den South-Paß ins Innere des Gebirges; die Herden lernten sie in Kürze scheuen, und schon in dem genannten Jahre blieben sie gewöhnlich einige Meilen von diesem Wege auf beiden Seiten entfernt. Die „Westerlinge", die in großen Schaaren hinüberzogen, tödteten ungezählte Hunderttausende, und dieser Weg sonderte von dieser Zeit an das vorher zusammenhängende Verbreitungsgebiet in zwei kleinere Bezirke, einen südlichen und einen nördlichen. Die Anlage der Pacific-Bahn, die sich wesentlich an diesen vielbetretenen Weg hielt, hat diese Sonderung noch verschärft, so daß es heute nördlich davon auf weite Strecken keine Bisonten giebt, während sie von Süden her nur noch in dem Theil der Plains, der zwischen Fort Kearny und dem Zusammenfluß der Arme des Platte River liegt, an denselben herankommen. Nur noch selten scheinen sie von hier aus neuerdings diese Linie passirt zu haben. Nicht bloß durch unmittelbare Störung, sondern noch mehr durch den erleichterten Zugang, den sie den Ansiedlern und Jägern bieten, schadeten ihnen die Eisenbahnen. Am verderblichsten scheint in dieser Richtung in neuester Zeit die Atchinson-Topeka-Santa-Fé-Eisenbahn gewirkt zu haben, welche mitten in das südliche Verbreitungsgebiet hineinführt. Seitdem diese Bahn 1873 bis nach Fort Dodge eröffnet wurde, ist die Büffeljagd, die des Felles wegen betrieben wird, eine wahre Industrie geworden, und die „südliche Herde" kann schon heute auf die Aussterbeliste gesetzt werden. In den letzten fünf Jahren sind dort die großen Herden ausnahmslos zu kleinen zerstreuten Rudeln reducirt worden, und das westliche Texas, dieses ungastliche Indianergebiet, ist heute die einzige Gegend, wo große Herden sich noch halten. In dem nördlichen Verbreitungsgebiete hat gleichfalls eine wachsende Einengung Platz gegriffen, und innerhalb der Vereinigten Staaten kann dort heute nur noch das Gebiet der südlichen Zuflüsse des Yellowstone, das des mittlern Yellowstone und Musselshell River als Wohnstätte des Bison bezeichnet werden. Von hier aus erstreckt sich dieselbe im britischen Nordamerika bis in die bewaldeten Regionen des obern Peace und Athabasca River, wo sie heute ungefähr die Hälfte des Gebietes bewohnen, das sie früher in Anspruch nahmen. Im Ganzen nimmt das Verbreitungsgebiet des Bison, das einst $1/3$ von Nordamerika umfaßte, heute in seinen beiden Abschnitten höchstens noch den sechsten Theil dieser einstigen Ausdehnung ein. Sie sind in diesem verhältnißmäßig engen Raum noch immer zahlreich, und die Meinung, daß sie in den Theilen des Landes, wo sie früher wohnten, nicht ausgerottet, sondern nur zurückgedrängt seien, und daß sie an Zahl nicht abgenommen hätten, sondern nur auf einen engern Raum zusammengedrängt seien, ist noch in den letzten Jahren von Leuten geäußert worden, welche, wie General Sheridan, „70 Miles durch Büffel" zu reisen hatten. Es liegen indessen zu klare Beweise dafür vor, daß der Bison da, wo er zurückging, meistens nicht zurückgedrängt, sondern in der That ausgerottet, an Ort und Stelle getödtet wurde. Nach mäßigen Schätzungen wurden noch in den Jahren 1872 bis 1873 innerhalb der Monate, welche auf die Eröffnung der Atchinson-Topeka-Santa-Fé-Eisenbahn folgten, in der Nähe von Dodge City, einem beliebten Jagdplatz, mehr als 100 000 Bisons getödtet, und das Geschäft ist so ziemlich in demselben Maßstab fortbetrieben worden. Die Bisonjagd wird als Großindustrie betrieben, und ein Jäger in Gesellschaft seiner 5 bis 6 Abhäuter erlegt wohl 80 und mehr an einem Tag. Da weder die Unions-Regierung noch irgend einer der betheiligten Staaten sich bis jetzt dazu aufgeschwungen hat, ein Jagdgesetz zu erlassen, das wenigstens auf Schonung der Kälber und der trächtigen Kühe hinwirkt, so ist bei der wachsenden Zugänglichkeit der letzten Zufluchtsstätten der Bisonherden eine immer rascher zunehmende Vertilgung vorauszusehen.

Stanley's Fahrt auf dem Congo.

II.

Als Stanley vor drei Jahren (November 1874) seine große Forschungsreise von Zanzibar aus antrat, nahm er drei europäische Gehülfen mit; es waren dies drei junge Engländer, die Gebrüder Pocock und Frederick Barker, die ihm als Unterbefehlshaber der Expedition zur Seite stehen sollten. Aber schon auf dem Marsche zum Ukerewe starb Edward Pocock am 17. Januar in Tschiwju am Typhus, und während Stanley die Befahrung des Sees ausführte, erlag der im Lager zu Kagehyi zurückgebliebene Frederick Barker dem Fieber. Somit war ihm als einziger weißer Begleiter nur noch Frank Pocock geblieben, der ihn auch auf allen Märschen, zum Mwutan, zum Tanganyika und nach Nyangwe, treulich begleitete. Sobald er sich an das Klima gewöhnt und die Suaheli-Sprache erlernt hatte, wurde er Stanley ein unentbehrlicher Gehülfe und Freund, so daß sein gewaltsamer Tod in den Fällen des Congo für jenen ein schwerer Schlag war. In seinem aus Loanda vom 1. September datirten Briefe erzählt Stanley die Einzelheiten dieses Unglücksfalles, die um so mehr Interesse haben, als sie eine lebendige Schilderung der Schwierigkeiten und Schrecknisse dieser ersten Congofahrt enthalten.

Am 5. November 1876 verließ die Expedition Nyangwe, um durch die düsteren Wälder von Usimba und Uwinsa am rechten Ufer des Lualaba den Strom hinabzudringen. Schon nach wenigen Tagen weigerte sich die in Nyangwe neu angeworbene Escorte von 140 Arabern weiter zu gehen, ließ

sich aber bewegen, den Fluß zu kreuzen und eine kurze Strecke auf dem linken Ufer zu versuchen, worauf jedoch alle desertirten und Stanley allein auf seine eigenen Leute angewiesen war. Auf diesem Landmarsche zur Umgehung der Fälle, über Steine und Felsen, wurden Stanley's und Pocock's letzte Paar Schuhe vernichtet, so daß ihre Füße bald so wund und geschwollen wurden, daß Letzterer nur noch die Aufsicht über die Träger und Vertheilung der Rationen besorgen konnte, und Stanley allein die schwere Arbeit übernehmen mußte, die Boote durch die Katarakte zu führen, oder, wo dies unmöglich war, sie überland durch den Wald ziehen zu lassen. Aber an den Mawa-Fällen, d. h. den 35. der untern Reihe, wurde Frank durch Geschwüre an beiden Füßen permanent außer Stand gesetzt sich zu bewegen und mußte mit 25 kranken Wangnana auf die Hängemattenträger warten. Ueber den Unglückstag des 3. Juni 1877 theilt Stanley wörtlich folgende Stelle aus seinem Tagebuche mit:

„An diesem Morgen luden die Leute ihr Gepäck auf und marschirten überland drei Meilen nach Singa, während ich beschloß, mit dem Boote (der „Lady Alice") und seiner Mannschaft die Passage der beiden kleinen Fälle von Massesse und Masássa zu versuchen. Indem wir uns dicht am Ufer hielten, ruderten wir dreiviertel Meilen weit und hielten am Fuße einer hohen Klippe, die wir nicht passiren konnten, da die Fluth, von den wüthenden soeben dem Mawa-Fall entgangenen Gewässern nach rechts und links gedrängt, uns mit mancher braunen Welle und gefährlichem Strudel entgegenkam. Auf das Fahrwasser zusteuernd, kämpften wir gegen diese starke Rückfluth, aber ohne vorwärts zu kommen. Dann versuchten wir die Mitte des Stromes zu erreichen, der mit schäumender Oberfläche vorbeisauste, doch ohne hinzugelangen, denn das lecke und nur mangelhaft reparirte Boot begann bereits unter dem Gewicht des eingedrungenen Wassers zu sinken. Durch Beobachtung der Ufer bemerkte ich plötzlich, daß wir, statt den Fluß hinabzufahren, unmerklich stromaufwärts auf jene schrecklichen Strudel zu gezogen wurden, die in der Nähe des Zusammenflusses der Hauptströmung und der Rückfluth entstehen, wo die großen Wogen, von einem tobenden, schäumenden Mittelpunkte in die Höhe geworfen, vor der ihnen entgegen kommenden Reflexfluth sich nach rechts und links theilen, um dann mit der schrecklichen Fluth hinabzurasen. Zugleich bemerkte ich in geringer Entfernung die ersten Anzeichen eines wirbelnden Strudels. Erst zeigt sich eine convulsivische Hebung in der Stromesmitte und die Gewässer schießen wie von den Seiten eines Hügels nach allen Richtungen fort. Dieser Wasserhügel verschwindet rasch und sogleich beginnt das rückkehrende Wasser sich zu drehen, ein tiefes Loch gräbt sich rascher und rascher, tiefer und tiefer in den Strom, bis der ganze Fluß sich im Strudel zu drehen scheint. Dies erkannte ich nach einem Dutzend Erfahrungen als eine tödtliche Falle, der zu entgehen ich nicht länger gegen die Rückfluth kämpfen durfte, sondern sogleich vor der Gefahr fliehen mußte. Ich winkte dem Steuermann zu und rief laut, man solle mit dem Ausschöpfen aufhören und jeder sein Aeußerstes leisten oder sterben; zugleich warf ich Rock und Gürtel, Schuhe und Strümpfe ab, denn wahrscheinlich würde die wirbelnde, fliegende Fluth uns einholen. Meine tapfere Mannschaft, die schon oft mit mir in Gefahr gewesen, verstand mich. Schon sahen wir den gähnenden Strudel ein paar Fuß vom Hintertheil unseres Bootes sich aufthun, einen Augenblick schwankte dasselbe auf dem Rande des Abgrundes, dann kam eine barmherzige Welle und unterstützte unsere rasenden Anstrengungen und — wir waren gerettet. Mit halbvollem Boote und mißlungenem Vorhaben kehrte ich nach Mowa zurück und beschloß nach kurzer Ruhe einen frischen Versuch in einem Canoe zu machen, aber während ich mit Frank sprach, hatte sich die Bootsmannschaft zerstreut und die Anderen waren noch nicht von Singa zurückgekehrt. Da es dringend nothwendig war, daß einer von uns überland dem Gepäck nacheile, und Frank sich nicht bewegen konnte, wurde ich zum ersten Male gezwungen, die Aufsicht über die Passage der Fälle anderen Händen zu überlassen, und gab deshalb Mamoa Sera, meinem Hauptführer, die Instructionen: „Du läßt zuerst ein Rettungscanoe mit kurzen Seilen an den Seiten vorgehen. Die Mannschaft soll vorsichtig den Fluß hinabfahren, und nach Erreichen der Fälle soll jeder selbst beurtheilen, ob das Canoe weitergenommen werden kann. Vor Allem, bleibt nahe am Ufer und spielt nicht mit dem Strome!" Ich nahm Abschied von Frank, sagte ihm, ich würde sogleich sein Frühstück mit den Krankenträgern schicken, schüttelte seine Hand und kletterte die 200 Fuß Anhöhe nach dem Lager hinauf. Das Frühstück war Frank geschickt worden, mit den Königen von Singa hatte ich Freundschaft geschlossen, und gegen 3 Uhr Nachmittags saß ich auf den Felsen jenes Ortes und blickte äußerst besorgt mit dem Fernrohr den schrecklichen Fluß hinauf, denn zum ersten Male sollte ein Anderer als ich den Weg durch seine wilden Gewässer hinabfinden. Plötzlich bemerkte ich etwas Dunkles und Langes inmitten der wüthenden Wellen des Masassa-Falles, wie sie in das Bolobolo-Bassin hinabstürzten. Es war ein umgeworfenes Canoe und an ihm hingen mehrere Leute. Sogleich sandte ich zwei Häuptlinge und zehn Mann an die Biegung, an welche die Strömung das Wrack tragen mußte. Unterdessen beobachtete ich die Leute, wie sie durch das Bolobolo-Bassin gerissen wurden, sah, wie sie sich abmühten, das Boot umzuwenden, wie sie auf den Kiel kletterten und mit den Händen für ihr Leben ruderten, denn eine kurze halbe Meile unterhalb von ihnen brüllte der Singa-Katarakt. Endlich, als sie sich dem Lande näherten, sah ich, wie sie absprangen und ans Ufer schwammen, und gleich darauf sauste das Canoe, das sie nur einen Augenblick vorher verlassen, mit Pfeilesgeschwindigkeit an mir vorbei über den Singa-Fall, hinab in die weißen Wogen unten, aus den Tiefen eines Strudels in den andern, um schließlich ganz zu verschwinden. Schlechte Nachrichten eilen schnell. Athemlose und schreckensbleiche Boten stürzten herbei und meldeten, daß von elf Mann in dem Canoe acht sich gerettet hätten, daß drei ertrunken seien, und daß einer von diesen mein braver, ehrlicher, gutherziger Frank war! Francis Pocock, mein treuer Gefährte und Freund!!"

Die Geretteten sagten aus, daß Frank sich entschieden geweigert habe, sich in einer Hängematte tragen zu lassen, sondern darauf bestanden, in dem ersten Canoe mitzufahren, daß sie am Falle angelangt und, dessen Gefahr erkennend, zurück wollten, auf Frank's ausdrücklichen Befehl aber die Passage des Katarakts unternommen hätten. Dann sei das Boot in der fürchterlichen Strömung umgeschlagen und beim Hinabstürzen über den Fall sei es Frank auf den Kopf gefallen, denn noch einmal wurde er besinnungslos in den Wellen gesehen, um dann, obgleich ein äußerst gewandter Schwimmer, spurlos zu verschwinden. — Im Ganzen verlor Stanley auf seiner Fahrt einen Europäer und 34 Wanguana in den Fällen des Congo. Franz Birgham.

Gregor Potanin's Reise in der westlichen Mongolei.

Ueber diese Unternehmung, welche wir im „Globus" wiederholt erwähnten (s. XXX, S. 288; XXXI, S. 64, 238, 288; XXXII, S. 222), berichten des Weitern folgende Briefe des Reisenden an die Russische Geographische Gesellschaft, welche wir deren „Iswestija" (1877, Heft IV) entnehmen. Was aus denselben besonders hervorgeht, ist die freundliche Behandlung, welcher die anfangs auf Widerstand stoßenden Russen sich später Seitens der chinesischen Behörden zu erfreuen hatten, und sodann die große Unzuverlässigkeit der bisherigen Karten der Mongolei, welcher die Russen allmälig abzuhelfen bestrebt sind.

„Kobdo, 30. Januar 1877.

„Das Ueberwintern in Kobdo wird uns sehr theuer, namentlich wegen des Holzes. Für eine kleine Kameelladung von Wurzeln müssen wir einen Rubel bezahlen, so daß die Heizung eines Zimmers monatlich 15 Rubel kostet. Auch die Wohnungen sind nicht billig; ein kleines Zimmer, in welchem unserer vier eingezwängt sind, kostet 3 bis 4 Lan (8 Rubel) monatlich. Wir beabsichtigen frühzeitig im Frühling Kobdo zu verlassen, haben jedoch die einzuschlagende Richtung noch nicht bestimmt. Ich denke übrigens vor allen Dingen nach Chami (am Südfuße des östlichen Tian-schan) zu gehen, um die Frage über die Verbindung der drei Gebirge Altai, Changai und Tian-schan zu entscheiden. Jetzt ist der Winter hier sehr streng: im Januar erreicht der Frost um Mittag eine Höhe von — 27 und früh Morgens um 7 Uhr eine Höhe von — 37° C. Der jetzige kalte Winter begann Anfangs Januar; vorher war es verhältnißmäßig wärmer, wenn auch mitunter Stürme von Westen kamen, welche die Stadt mit Staub anfüllten, aber auch die Temperatur erhöhten. Solcher Stürme habe ich drei gezählt, nämlich am 15. October, 24. November und 24. December. Am Tage zuvor betrug die mittlere Tagestemperatur — 19·8°, am Tage selbst — 0·4° C. Nach diesem Sturme sank die Temperatur nicht mehr, wenn auch die Hauptrichtung des Windes eine nordwestliche und westliche blieb. Bis jetzt hatten wir nur vier Tage Schneefall. Während der ersten Hälfte des Winters hielt sich der Schnee nicht länger als eine Woche, worauf der Boden wieder kahl und unbedeckt dalag; nur der letzte Schnee hält sich länger; er liegt jedoch nur als dünne Schicht und hindert die Vögel nicht, ihre Nahrung unter ihm zu suchen. Trotz des rauhen Winters haben wir gegen 50 Vogelspecies gezählt, die hier überwintern, unter ihnen namentlich den Podoces Hendersonii, welcher sich von Insecten nährt und in dessen Magen trotz des Winters sich frische Grashüpfer finden.

„Ueber die vorjährigen Resultate habe ich bereits berichtet. Hier haben wir Nachrichten über die Flußsysteme des Bulgun und Ku-Irtysch gesammelt, welche es uns nicht gelungen ist selbst zu sehen; ebenso über die Gebirgspässe, welche aus den Thälern dieser Flüsse in die Thäler des Saksai (eines Nebenflusses des Kobdo) und des Tschin-gilai (eines der Quellflüsse des Bujantu) führen.

„9. März 1877. Gegen den 15. März denke ich Kobdo in zwei Abtheilungen zu verlassen; die eine wird mit dem überflüssigen Gepäcke und zwei Jägern direct nach dem Changai gehen, ich aber werde mit Herrn Rafailow nach Chami und von da direct nach Uljasutai reisen."

„Am 13. Juli 1877 von Uljasutai zurückgekehrt, beeile ich mich, über die Lage der Expedition zu berichten. Nach Chami gingen wir dieselbe Straße, welche im vorigen Jahre die russischen Kaufleute von Kobdo aus benutzt haben. Den Altain-Nury, d. h. die östliche Verlängerung des Altai, überschritten wir auf dem Passe Ulen-Daban, in dem Quellgebiete des Flusses Bärlyk. Nach einigen Märschen vom Südabhange des Altai in südöstlicher Richtung hatten wir den letzten der Vorberge des Altai hinter uns und gelangten in die Gobi. Diese unfruchtbare Wüste durchschreitet man hier in zwei Tagen; man übernachtet in ihr ohne Wasser und Gras. Im Süden der Gobi endet der Weg im chinesischen Dorfe Santara (auch Karasu genannt). Nachdem wir den dem Tian-schan parallelen Bergrücken Metschyn-Ulla überstiegen, gelangten wir in den Kessel von Barkul. Dort blieben wir einige Tage, doch wohnten wir nicht in der Stadt, wenngleich uns die chinesischen Behörden Quartiere in derselben anboten."

„In Chami langten wir am 11. (23.) Mai an. Hier wurden wir, Dank einem Schreiben des Gouverneurs von Uljasutai, das er auf Bitten des russischen Consuls in Urga, Herrn Schischmarjow, ausgefertigt hatte, freundlichst empfangen; man räumte uns eine Wohnung in der Mitte der Handelsstadt ein; wir hatten einige Audienzen beim Gouverneur, aber dafür war auch unsere ganze Zeit, die wir in der Stadt verlebten, durch unsere officiellen Beziehungen in Anspruch genommen. Wir rissen uns endlich mit Gewalt von Chami los; der gastfreundliche Gouverneur wünschte freilich, daß wir noch länger dort verweilen sollten. Von Chami aus schlugen wir denselben Weg ein, auf welchem wir gekommen waren, und zwar über den Paß Komoty-Daban, den auch Herr Sosnowski benutzt hat (vergl. „Globus" XXX, S. 170). Vom Nordabhange desselben wandten wir uns jedoch nach Osten, längs des Nordabhanges des mit ewigem Schnee bedeckten Karlyk-Tag, d. h. des östlichen Ausläufers des Tian-schan. Hier fanden wir Dörfer, welche von Tschantu (Sarten) bewohnt sind. Das Dorf Rom-Tologoi war das letzte; hier mußten wir den Tian-schan verlassen, um, eine nördliche Richtung einschlagend, nochmals die Gobi zu durchschneiden und an den Südabhang des Adschi-Bogdo zu gelangen, eines der südlichen Vorberge des Altai, welcher bis zur Höhe der Alpenflora ansteigt. Den Hauptrücken des Altai überschritten wir das zweite Mal auf dem Passe Kernuru-Daban, welcher zwischen den Thälern der Flüsse Sakka und Tsitfirin-gol liegt. Nachdem wir die dritte Parallelkette, Taimir-Ulla, überschritten hatten, langten wir beim Lager Dschasaktu-Chans an. Am 10. Juli kamen wir an den Fluß Schurgen-gol, der zweiten Station von Uljasutai auf dem Wege von Urga, und am 13. Juli nach Uljasutai. Die Resultate der Expedition bestehen in Sammlungen aus dem Tian-schan und Altai (darunter 200 ausgestopfte Vögel) und in Aufnahmen des Weges. Das Herbarium enthält hauptsächlich Gebirgspflanzen; die Flora der Ebene ist hier sehr ärmlich und entwickelt sich außerdem spät. Es wurden gegen 50 Species Mineralien, hauptsächlich aus dem Altai, gesammelt. Die hypsometrischen und thermometrischen Beobachtungen mußten eingestellt werden, weil das Barometer während eines Nachtmarsches durch die Gobi bei Chami von dem erschreckten Kameele, welches es trug, zerbrochen wurde, und das einzige Thermometer schon früher untauglich geworden war."

Potanin hat sich übrigens sofort zu einer neuen Reise in der westlichen Mongolei angeschickt. Schon gegen Ende

Juli sollte er nach dem See Kosso-gol (westlich vom Baikal, auf chinesischem Gebiete) abreisen, um von dort durch das Quellgebiet des Jenisei nach dem Ubsa-nor (nördlich von Kobdo) und längs des Tschui nach Biisk in Sibirien zu gehen. Albin Kohn.

Aus allen Erdtheilen.

Der Andree-Peschel'sche Atlas von Deutschland.

Von Richard Andree's und Peschel's „Physikalisch-statistischem Atlas des Deutschen Reiches", dessen erste Hälfte wir auf S. 255 des XXXI. Bandes besprachen, ist der die Jahreszahl 1878 tragende Schluß schon im August 1877 erschienen. Ein kurzer Ueberblick dieses verdienstvollen und hochinteressanten Werkes dürfte auch jetzt noch nicht zu spät kommen. Von den 18 Karten sind zwei geologischen, die übrigen statistischen Inhalts. Die ersteren rühren her von O. Krümmel (Geologische Karte von Deutschland, eine Reduction der v. Dechen'schen) und von K. Zittel (Vertheilung von Land und Meer seit dem mesolithischen Zeitalter), letztere sechs Kärtchen umfassend, welche die Hauptflüsse und Ortschaften enthalten und mit Farben die jedesmalige Ausdehnung des Meeres zur Zeit der Trias, der Lias, des Jura, der Kreide, des Eocaen und Miocaen angeben. J. J. Kettler hat drei Bevölkerungskarten beigesteuert, eine größere, welche nach Behm's Methode durch Curven neun verschiedene Gebiete begrenzt, wo in Abstufungen von unter 1000 bis über 8000 Menschen auf der geographischen Quadratmeile wohnen, und zwei kleinere, das „Verhältniß der städtischen zur ländlichen Bevölkerung" in größeren administrativen Bezirken und die topographische „Vertheilung der städtischen Ortschaften" (dieselben der Einwohnerzahl nach in fünf Classen getheilt) darstellend. Es folgen sieben Karten von E. Hasse: Die ehelichen Geburten im Jahre 1873 (pro 1000 Ehefrauen; in den einzelnen Regierungsbezirken oder analogen Verwaltungsgebieten variirend von 213 bis 374, im Durchschnitte 300); „die unehelichen Geburten" (pro 1000 unverheirathete Frauen; steigend von 6 bis 70, im Durchschnitte 34); „der Antheil der Kinderzahl an der Gesammtbevölkerung im Jahre 1871" (Zahl der Kinder unter 15 Jahren unter je 10 000 Einwohnern; von 2761 bis 4006 steigend); „Zahl der in der Ehe lebenden Personen" (die Verheiratheten unter je 10 000 Personen im Alter von über 15 Jahren, vaiirend von 4351 bis 5741); „Verhältniß der Todesfälle zur Einwohnerzahl im Jahre 1873" (Todesfälle kamen auf je 1000 Einwohner von 21,81 bis 41,27); „Natürliche Vermehrung der Bevölkerung durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle", diese sechs Karten in je sechs Abstufungen, und außerdem „Abnahme und Zunahme der Bevölkerung in den Jahren 1867 bis 1875". Daß zumeist nur das Jahr 1873 resp. 1871 zur Darstellung der Bevölkerungsbewegung herangezogen wurde, erklärt sich dadurch, daß erst die Gesetze über Freizügigkeit und Aufhebung der Ehebeschränkungen in ganz Deutschland Geltung erlangt haben und die Nachwirkungen der Kriege von 1866 und 1870 überwunden sein mußten, ehe die natürlichen Lebensbedingungen über das ganze Reich hin gleichmäßig zur Geltung kommen konnten. So gewinnen erst die Angaben aus dem Jahre 1873 vollen Werth, während andererseits für die folgenden Jahre noch nicht genügende Veröffentlichungen vorliegen. Damit verlieren zwar jene Darstellungen an Durchschnittswerth, kommen aber der Wirklichkeit näher, freilich nur für das eine einzige Jahr.

Der begleitende Text knüpft an die Karten eine Reihe interessanter Erörterungen, aus welchen wir Einiges hervorheben. So scheint es, als ob die katholische Bevölkerung im Allgemeinen eine größere eheliche Fruchtbarkeit besäße, als die protestantische, während der Einfluß der Juden auf die Fruchtbarkeit in gewissen Gegenden wegen ihrer geringen Zahl unwesentlich ist. — An der Westgrenze Deutschlands finden sich die wenigsten in der Ehe lebenden Personen, auffälliger Weise aber auch die wenigsten unehelichen Geburten. Sollte dort vielleicht der Einfluß des französischen Rechts zum Ausdruck kommen? Doch kommt Hasse zuletzt zu dem Schlusse, daß man wohl am sichersten die uneheliche Geburtenfrequenz durch die Sitte und die sittliche Auffassung des Volkes sowie durch den Gang der einschlägigen Gesetzgebung (Ehehindernisse, Vaterschafts- und Alimentationsklagen) erklären wird. — Ein Vergleich der Karte, welche den Antheil der Kinder an der Gesammtbevölkerung darstellt, mit denjenigen über die Geburten zeigt ganz überraschende Gegensätze. „Am schroffsten sind dieselben in Bayern und Schwaben. Dort vermag eine außerordentlich große Fruchtbarkeit nicht einmal zu einem durchschnittlichen Kinderreichthum zu verhelfen. Die Kinder werden zum größten Theil nur geboren, um noch vor dem productiven Alter wegzusterben. Wenn solche Verhältnisse länger andauern, muß die Bevölkerung jener Gegenden zurückgehen und an den Millionen wirthschaftlicher Werthe, die durch die große Kindersterblichkeit nutzlos verbraucht werden, allmälig verarmen. Aehnlich liegen die Verhältnisse in den Regierungsbezirken Aachen und Köln und im Neckar- und Jaxtkreis. Ein erfreulicheres Bild geben uns die Gegenden, welche bei großer Fruchtbarkeit auch einen großen Kinderreichthum erzielen. Es sind dies die Regierungsbezirke Marienwerder, Bromberg, Oppeln, Zwickau, Arnsberg, Trier. Die erfreulichsten Zustände für den Menschenfreund und Volkswirth sind aber die, wo trotz einer bescheidenen Fruchtbarkeit in Folge sorgsamer Pflege und beschränkter Kindersterblichkeit dennoch ein bedeutender Kinderreichthum ermöglicht wird. In so glücklicher Lage ist ein breiter Landstrich in Deutschland, der, von Hessen beginnend, sich über Erfurt und Magdeburg erstreckt, ganz Brandenburg umfaßt und am bestimmtesten in Pommern und Ostpreußen erkennbar ist. Auch die Küstengegenden der Nordsee sind in ähnlicher Lage."

Was die Ehefrequenz anlangt, so nimmt Deutschland darin eine mittlere Stellung unter den statistisch bekannten europäischen Staaten ein. Während im europäischen Durchschnitt von je 10 000 Einwohnern über 15 Jahre 5319 in der Ehe leben, ist dies in Deutschland nur bei 5107 der Fall. Ueber dem Durchschnitt stehen überhaupt nur Ungarn, Frankreich und England mit Wales; mit hohen Zahlen sind diejenigen Länder vertreten, in denen das frühzeitige Heirathen Sitte ist. Ob die einzelnen Landschaften Deutschlands verschiedene Heirathsalter aufzuweisen haben, ist bis jetzt noch unbekannt; wir wissen nur, daß die niederen Stände früher zur Ehe schreiten, als die höheren und wohlhabenderen, so daß die sociale Zusammensetzung der Bevölkerung von Einfluß auf die Ehefrequenz ist. Ueber dem Durchschnitt derselben steht der Osten und Norden Deutschlands, besonders die östlichen preußischen Provinzen, unter demselben der Süden und Westen, namentlich die Westgrenze des Reiches und Bayern. Im Osten erkennt man daraus den Einfluß der polnischen Bevölkerung; im Westen macht sich die Nähe Belgiens und der Niederlande mit ihrer niedrigen Ehefrequenz

geltend. Daß Elsaß-Lothringen dem angrenzenden Frankreich darin so wenig ähnlich ist (Frankreich zählt 5566 Eheleute unter je 10 000 Einwohnern, die Reichslande nur zwischen 4606 und 4860), könnte vielleicht dadurch erklärt werden, daß dieses Land Frankreich ethnographisch wirklich fern steht. Am Oberrhein, in Schwaben, Ober- und Niederbayern mit ihren niedrigen Ziffern kommen die abnormen Verhältnisse einer stagnirenden Bevölkerung zum Ausdruck, während in Mitteldeutschland die Ehefrequenz in Beziehung zu dem Grade der vorhandenen Industrie zu stehen scheint, die frühzeitige und zahlreiche Eheschließungen mit sich bringt.

In der Erläuterung zur Sterblichkeitskarte wird der bedeutende Einfluß des Klimas hervorgehoben: Gegenden mit continentalem Klima haben eine größere Sterblichkeit, als Gegenden mit maritimem Klima. Als zweitwichtigster Factor erscheint die Kindersterblichkeit, die am auffallendsten in Oberbayern und Schwaben ist. Für die Wahrheit der Annahme, daß eine industrielle Bevölkerung größere Sterblichkeit aufweist, als eine landwirthschaftliche, scheint die hohe Sterblichkeit im Königreich Sachsen, von dessen Bevölkerung 51,8 Proc. der Industrie angehört, und im Regierungsbezirk Arnsberg zu sprechen.

Die Karte über das Resultat des Zusammenwirkens der Sterblichkeit und der Fruchtbarkeit zeigt, daß in keinem Verwaltungsbezirke (derselbe als Einheit betrachtet) weder 1872 noch 1873 ein Rückschritt stattgefunden hat, die Fruchtbarkeit von der Sterblichkeit überwunden worden ist: ein erfreulicher Beweis für die Lebensfähigkeit des deutschen Volkes, daß es sowohl im Ganzen als auch in seinen einzelnen Theilen im stetigen Wachsthum begriffen ist. Im ganzen Reiche wurden 1873 474 012 Personen mehr geboren als starben, d. h. im Durchschnitt 11,57 auf je 1000 Einwohner. Der Abstand zwischen Maximum und Minimum ist bedeutend und beträgt 18,92 pro Mille im Regierungsbezirke Zwickau (welcher fast überall sich in der Maximalclasse befindet) und 3·88 pro Mille in Lauenburg.

Solche und ähnliche Erörterungen, nur ausführlicher, zahlreicher und durch das Kartenbild augenfälliger gemacht, als bloße Worte es vermögen, gewähren dem Leser ungemeine Anregung. Es ist zwar von berufener Seite darauf hingewiesen worden, daß die Annahme ganzer Regierungsbezirke als Gebietseinheiten nicht geeignet sei, etwaige Beziehungen zur geographischen Unterlage hervortreten zu lassen, und ein Mitarbeiter am Atlas selbst, Kettler, verwirft (S. 38) die Methode, bei Bevölkerungskarten die Grenzen den politischen, administrativen Eintheilungen zu entnehmen, als eine im Princip entschieden ungeographische. Allein Hasse selbst begegnet diesen Einwendungen damit, daß es eben die Beschaffenheit des Materials nöthig machte, ziemlich große Gebiete als Einheiten zu Grunde zu legen. „Da aber — fährt er fort — eine kartographische Darstellung des Bevölkerungswechsels es sich nur zur Aufgabe stellen kann, allgemeine Uebersichten und allgemeine Charakterisirungen zu geben, für das gründliche Studium die tabellarische Darstellung auch hinreichend gesorgt hat, so glauben wir, daß eine Zurückbeziehung auf diese Verwaltungsbezirke genügt.“

Den Hasse'schen Karten folgen solche in Curvenmanier von Th. H. Schunke über die Verbreitung der Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen (im Text), über die Vertheilung des Großviehs auf die Fläche (das Verhältniß wächst von unter 1600 Stück pro Quadratmeile bis zu über 4000) und über die Vertheilung des Großviehs im Verhältniß zur Vertheilung der Menschen. Den Beschluß machen wieder zwei Hasse'sche Karten, eine Analphabeten-Karte und eine, welche den Antheil der landwirthschaftlichen an der Gesammtbevölkerung im Jahre 1871 darstellt. Die erstere zeigt auf Grundlage der Recrutenprüfungen die Procentsätze der Leute ohne Schulbildung für die einzelnen Regierungsbezirke. Die Bezirke Bremen, Stade, Waldeck, Schwarzburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Dresden und der Jaxt-, Donau- und Schwarzwaldkreis waren ohne jeden Analphabeten; am trübsten stehen die Dinge im Osten: von 100 eingestellten Mannschaften waren ohne Schulbildung im Regierungsbezirk Posen 15,26, in Marienwerder 11,90, in Bromberg 11,30, in Danzig 9,80, in Gumbinnen 9,62, in Oppeln 6,74, in Königsberg 5,88, ferner in Elsaß-Lothringen 3,45, in Niederbayern 3,35, Oberpfalz 3,05, Rheinpfalz 2,67 und so fort. Die Karte zeigt, daß in Deutschland die kleineren Staaten mehr Schulbildung aufzuweisen haben als die größeren Staaten, die protestantischen Landestheile mehr als die katholischen, die rein deutschen Gebiete mehr als diejenigen mit ethnographisch gemischter Bevölkerung.

Möge das hochinteressante und fleißige Werk so weite Verbreitung finden, als es verdient; ohne reiche Belehrung und Anregung zum Nachdenken wird den Atlas, welchem das Motto „Erkenne dich selbst“ nicht schlecht zu Gesichte stehen würde, Keiner auch nur durchblättern. Möge die Verlagshandlung reichlicher Absatz lohnen, daß sie in nicht allzu langer Zeit uns eine neue, vermehrte und erweiterte Ausgabe bieten kann; die feste Grundlage ist ja vorhanden, auf welcher sich nun leichter weiterbauen läßt.

Europa.

— Stieler-Aßmus' liebenswürdige „Bilder aus Elsaß-Lothringen“, welche wir in Bd. XXX, Nr. 14 anzeigten, sind mit der sechszehnten Lieferung zu einem glücklichen Abschlusse gekommen. Es ist das keine statistische topographische Beschreibung des Reichslandes, sondern eben Skizzen des Hervorragendsten, was dasselbe an Architektur, Naturschönheiten, Volksleben u. s. w. bietet, Bilder des Stiftes und der Feder, die gleichen Genuß beim Lesen wie beim Betrachten gewähren. Das Buch hat gehalten, was es versprochen, und die Holzschnitte erscheinen uns theilweise gegen den Schluß hin sogar vollendeter, als zu Beginn. Kurzum ein Werk, welches eine nähere Kenntniß des schönen Landes auf das Anmuthigste vermittelt.

— Amtlichen Quellen zufolge haben nachstehende 23 spanische Städte über 20 000 Einwohner (das Weichbild wahrscheinlich einbegriffen; ungefähr gleich große deutsche Städte sind in Klammern beigefügt): Madrid 367 300 (Hamburg mit Altona); Barcelona 216 000 (Breslau); Valencia 153 500 (Köln mit Deutz); Sevilla 118 900 (Königsberg); Malaga 98 000 (Stuttgart oder Danzig); Murcia 82 600 (Stettin); Saragossa 67 500 (Braunschweig); Granada 60 500 (Halle oder Posen); Cadix 57 000 (Augsburg, Dortmund oder Mülhausen im Elsaß); Palma 54 400 (Essen oder Kassel); Valladolid 44 900 (Würzburg, Potsdam, Lübeck, Görlitz oder Mannheim); Cordova 44 400 (Wiesbaden oder Karlsruhe); Santander 39 000 (etwa Kiel, Duisburg oder Darmstadt); Almeria 34 300 (Rostock, Elbing); Oviedo 31 900 (Zwickau, Regensburg, Freiburg i./B. oder Liegnitz); la Coroña 29 800 (Osnabrück); Alicante 28 900 (Bochum, Bonn, Halberstadt, Plauen, Schwerin, Stralsund); Bilbao 26 400 (Bamberg, Bielefeld, Charlottenburg, Flensburg u. s. w.); Burgos 24 400 (Colmar, Hagen, Neustadt-Magdeburg); Pampelona 22 700 (Gotha, Kottbus); Castellon de la Plana 22 000 (Altenburg, Heidelberg); Lugo 21 700 (Glauchau, Landsberg a. d. Warthe), und Jaen 21 000 Einwohner (Gera, Heilbronn).

— Russische Städte ohne Schulen. Der St. Petersburger „Herold“ zählt zwölf Städte Rußlands auf, die noch jeder Schulanstalt entbehren. Diese Städte sind im Gouvernement Archangel: Szenkursk (mit 1023 Einwohnern), Pinega (950 Einw.), Kola (764 Einw.) und Mezen (1649 Einw.); im Gouvernement Orenburg: Orsk (5584 Einw.); im Gouvernement Ufa: Zlatoust (16,405 Einw.) und Belebej (2684 Einw.); im Gouvernement Perm: Ochansk (1429 Einw.); im Uralbezirk: Gurjew (2838 Einw.) und Kalmykow; im turgaischen Bezirk: Irgis (135 Einw.) und Turgaj. Dagegen lesen wir in russischen Blättern, daß für Westsibirien

in Tobolsk eine Abtheilung der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft gebildet und derselben eine Staatssubvention zugewiesen worden ist.

— Mainow hat von seiner Reise zu den Mordwinen (s. „Globus" XXXII, S. 16) sehr reichhaltiges Material heimgebracht. In Gemäßheit der 126 ihm gestellten Fragen hat er an 510 Individuen anthropologische Messungen angestellt, Auskunft hinsichtlich ihrer ethnographischen und rechtlichen Sitten und Gebräuche erhalten und zahlreiche Schädel, Photographien, Geräthschaften und Gewänder mitgebracht.

— Im verflossenen Sommer hat Herr Kelsjew für die Moskauer Anthropologische Ausstellung des Jahres 1879 Forschungen an der murmanischen Küste und in Lappland angestellt. Zuerst brachte er an den Ufern des Weißen Meeres mit Herrn Singer eine große Sammlung von Steinwerkzeugen und anderen prähistorischen Resten zusammen. Dann kreuzte er in einem kleinen Schiff, legte darin circa 800 Werst im Weißen und Arktischen Meere zurück und verweilte den ganzen Sommer innerhalb des Polarkreises. An der murmanischen Küste besuchte er die Lappen in ihren 70 bis 100 Werst von einander entfernten unterirdischen Wohnungen, litt dabei oft große Noth und begab sich Ende August nach dem nördlichen Finnland, um die Lappen am Enara-See zu besuchen und über Tornea nach St. Petersburg heimzukehren.

Asien.

— Die Hitze im September und October war in Palästina derartig, daß in den Gärten und auf den Feldern alles verbrannte, und daß man sich nicht ins Freie wagen durfte. Seit einem Vierteljahrhundert ist eine derartige Hitze nicht erlebt worden. In Folge dessen ist die Noth überaus groß und wird noch dadurch vermehrt, daß die Regierung nun auch die letzten Männer unter die Soldaten gesteckt hat. Nichts ist ein besserer Beweis dafür, wie verarmt und ausgesogen das Land ist, als der Umstand, daß die Regierung für dieses Jahr keinen Steuerpächter zur Uebernahme des Geschäfts des Steuereintreibens hat finden können: es giebt eben nichts mehr einzutreiben.

— Der Lauf des Indus von dem Punkte an, wo er aus Kaschmir austritt und durch die Gebirgsländer Gilgit und Tschilas fließt, bis dahin, wo er nach etwa 120 Miles unweit Darband wieder in englisches Gebiet eintritt, ist unlängst von einem Pandschab-Surveyor in seinen Einzelheiten erforscht worden, wodurch unsere geographische Kenntniß des Flusses vermehrt und für die Karten werthvolles topographisches Material gewonnen worden ist. Im Großen und Ganzen hatte freilich schon 1870 Capitän Carter durch seine trigonometrische Bestimmung der Berggipfel an beiden Ufern des Indus den Lauf desselben dort festgelegt.

— Bei den Untersuchungen des „Challenger" wurde das Meer um Indien herum absichtlich nicht berücksichtigt, weil man damals hoffte, daß die neu ins Leben gerufene indische Küstenaufnahme sich zugleich der Schlepparbeiten und Tiefenmessungen annehmen würde. Das ist aber wegen Mangels eines guten Dampfers und der geeigneten Ausrüstung bisher unterblieben. Jetzt wird nun zu diesem Behufe ein neuer Dampfer in Indien gebaut, und Lieutenant Jarrad, R. N., soll die Ausrüstung mit Apparaten in England überwachen, wobei ihm die Rathschläge der Gelehrten des „Challenger" zu Hülfe kommen. In der nächsten kalten Jahreszeit (1878 bis 1879) hofft man dann mit den Arbeiten im Meerbusen von Bengalen beginnen zu können.

(Athenaeum.)

Afrika.

— Der französische Afrikareisende Largeau hat sein Project, über Insalah nach Timbuktu vorzudringen, aufgeben müssen, da er den Widerspruch der Bewohner Insalahs nicht überwinden konnte. Ein Beweis mehr, welche Hindernisse einer Sahara-Eisenbahn sich entgegenstemmen, selbst ganz abgesehen von den zu überwindenden natürlichen Schwierigkeiten.

— Die italienischen Afrikareisenden Gessi und Matteuci sind am 20. October 1877 von Kairo nach dem obern Nil aufgebrochen.

— Die Besetzung der Somaliküste speciell Zeilas und Berberas durch die Aegypter hatte sich ihrer Zeit wenig Beifalls Seitens der Engländer zu erfreuen, welche mit der Verproviantirung ihres öden Felsennestes Aden ganz und gar auf jene gegenüberliegenden Gestade angewiesen sind. Als nun der Verkehr in Bulhar, einer offenen Rhede unweit westlich von Berbera, gänzlich aufhörte und derjenige in Berbera selbst durch schwere Steuern und Monopole bedroht wurde, nahm sich die englische Diplomatie der Sache an, welcher der Chedive bekanntlich niemals widerspricht. In Zeila erklärte er freilich, eine Steuer von 5 Proc. ad valorem beibehalten zu müssen, da er den Hafen kraft eines türkischen Firman besitze und dafür einen jährlichen Tribut von 15 000 Pf. St. zahlen müsse, Berbera aber und Bulhar wolle er für Freihäfen erklären und zugleich sich die Unterdrückung des Sklavenhandels dort angelegen sein lassen. Auf diese Bedingungen soll jetzt England eingegangen sein; es will Aegypten als erblichen Beherrscher des Somalilandes bis zum 10. Grade nördl. Br., der südlich vom Ras Hafun verläuft, anerkennen, wozu natürlich noch die Einwilligung der Pforte einzuholen wäre.

— Lieutenant de Semellé von den algerischen Tirailleuren beabsichtigt, den von G. Rohlfs vorgeschlagenen Weg ins Innere von Afrika am Benuë aufwärts zu betreten und bis zur Ostküste vorzudringen.

— Major Serpa Pinto, der Befehlshaber der portugiesischen Afrika-Expedition, organisirt jetzt in Benguela seine Trägerkarawane. Er beabsichtigt den Cunene-Fluß bis Bihe hinaufzugehen und dann das Quellgebiet des Quanza zu erforschen.

Australien.

— Die Colonie Südaustralien hat schon wieder ein großes Werk zur Ausführung gebracht. Am 16. Juli 1877 wurde die Telegraphenlinie, welche Adelaide mit Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, verbinden soll, bis Port Eucla auf der Grenze zwischen Süd- und Westaustralien vollendet. Die Linie ist 760½ Miles lang und hat 67 500 Pf. St. gekostet. Die Arbeiten begannen im August 1875 und vertheilten sich auf zwei große Sectionen. Die erste von Port Augusta bis Fowler's Bay, 350½ Miles, war in Contract gegeben, während die zweite von Fowler's Bay bis Port Eucla, 230 Miles, die südaustralische Regierung durch ihren Oberfeldmesser, R. R. Knuckey, ausführen ließ. Die größte Schwierigkeit, mit welcher man auf der zweiten Section zu kämpfen hatte, bestand in dem Mangel an Wasser. Bis zum Regen im Anfang dieses Jahres war solches nirgends auf der Oberfläche aufzufinden. Sämmtliches Material mußte von Fowler's Bay aus per Achse transportirt werden, und bevor man Port Eucla erreichte, hatte man zwei völlig wasserlose Wüsten ohne irgend welchen Graswuchs in der Länge von resp. 130 und 50 Miles zu passiren. Ein zweites großes Hinderniß, namentlich auf der ersten Section, bildete die große Ausdehnung von Scrubland, durch welche nach Vorschrift ein 30 Fuß breiter Weg gehauen werden mußte. Auf der ganzen Linie sind nur eiserne Stangen, 19 Fuß lang, gesetzt worden. Die Strecke auf der westaustralischen Seite ist ungefähr 800 Miles lang, wird aber, obgleich die dortige Regierung die Arbeiten schon drei Monate früher als die südaustralische anfangen ließ, nicht vor November dieses Jahres fertig werden. Der Grund dieser Verzögerung liegt in dem Umstande, daß mehrere Fahrzeuge mit Pfählen und anderm Telegraphenmaterial an der Küste scheiterten. Der Telegraph zieht sich hier von Bremer Bay bis Point

Culver an der Meeresküste entlang, läuft von da bis Eyre's Sand Patch etwas landeinwärts und folgt auf der letzten Strecke bis Port Eucla wieder der Küste. Es werden nur hölzerne Pfähle in der Länge von 18 Fuß verwendet, da die beschränkten Finanzen von Westaustralien vorläufig den Aufwand von eisernen Pfosten nicht gestatten. Durch diesen Telegraphen wird denn nun auch Westaustralien mit den übrigen australischen Colonien und damit wieder mit allen Continenten der Erde in telegraphischen Verkehr gebracht. Wenn der Telegraph zwischen Port Augusta und Adelaide, wie jetzt geschehen soll, verdoppelt ist, so besitzt Südaustralien schon eine telegraphische Drahtlänge von nicht weniger als 5500 Miles. Im Jahre 1876 wurden 482 und im Jahre 1875 251 Miles neuer Linien hinzugefügt.

— Im Innern der Colonie Neu-Süd-Wales herrschte im Juli und August dieses Jahres eine außerordentliche Dürre und namentlich liefen vom Merri Merri Creek, welcher in den Darling mündet, große Klagen ein. Auf einem dortigen Schäfereianwesen crepirten in Folge der Dürre nicht weniger als 50 000 Schafe.

— Wie das Departement für Unterrichtswesen berichtet, zählte die Colonie Victoria im Jahre 1876 an schulpflichtigen Kindern im Alter von 6 bis 15 Jahren im Ganzen 196 047 gegen 188 380 und 195 252 in den Vorjahren. Davon wurden 152 147, bei einem durchschnittlichen Besuche von 106 758, in den öffentlichen Volksschulen unterrichtet. Es besteht Schulzwang für 60 Tage in jedem Halbjahre, und der Unterricht, welcher frei ertheilt wird, begreift Lesen, Schreiben, Rechnen (die sogenannten drei R's), englische Grammatik, Geographie und körperliche Uebungen, und bei den Mädchen noch Nähen und Handarbeiten. Der Unterricht in anderen Gegenständen muß außer den festgesetzten Schulstunden ertheilt werden, und ist dafür ein bestimmtes Honorar zu entrichten. Die Zahl dieser Volksschulen belief sich im Jahre 1876 auf 1498 gegen 1320 und 1111 in den Vorjahren, und kostete den Staat der Unterricht eines jeden Schulkindes 3 Pf. St. 14 Sch. 3 P. gegen 3 Pf. St. 11 Sch. 6¼ P. im Jahre 1875. Außerdem besuchten 22 863 Kinder Privatschulen und 833 lateinische Schulen, grammar schools. Ohne Unterricht wuchsen, trotz des Schulzwangs, 11 463 Kinder auf.

— Die einst so berühmten Goldfelder der Colonie Victoria verschlechtern sich in ihren Erträgen von Monat zu Monat. In den ersten sieben Monaten 1877 konnten nur noch 260 702 Unzen Gold exportirt werden.

— Die Regierung von Neu-Seeland hat ihren Generalagenten in London, Sir Julius Vogel, beauftragt, in den fünf Monaten von October bis Ende Februar weitere 5000 Auswanderer auf Kosten der Colonie zu übersenden. Davon sind 1300 für die Nordinsel und der Rest für die Südinsel bestimmt. Verlangt werden an erster Stelle Dienstmädchen, dann Knechte, Schäfer, Ziegler, Tischler und Zimmerleute. Alle übrigen Gewerke werden verbeten.

Amerika.

— Lord Dufferin, der Statthalter von Britisch-Nordamerika, besuchte Ende September auf seiner Rundreise durch die ihm untergebenen Länder „die kleinste Provinz der Dominion", Manitoba (zwischen 96° und 99° westl. L. Gr. und 49° und 50½° nördl. Br.). Trotzdem sie den geringsten Umfang und eine spärliche Bevölkerung hat, so trifft man doch in keiner zweiten so verschiedenartige Elemente, aus denen sich der Zukunfts-Canadier entwickeln soll: Indianer, schottische und französische Mischlinge (Métis), russische Mennoniten, Isländer, Engländer, Schotten, Iren und nordamerikanische Pioniere. Am interessantesten war des Lords Besuch bei den Isländern und den Mennoniten. Letztere bewohnen zwei „Reserven", die Rat-River-Reserve östlich vom Red River und die Dufferin-Reserve, 17 Townships westlich des Red River an der Südgrenze der Provinz umfassend. 1874 kamen die ersten Mennoniten aus Rußland an, welches sie verlassen hatten, um nicht in das Heer eingereiht zu werden. Jetzt wohnen in der Red-River-Reserve ihrer 3650, in der Dufferin-Reserve 2500 und weitere 190 im Scratching River Settlement, zusammen 6340, lauter vortreffliche Ackerbauer und ruhige, friedliche Bürger. Was sie ihrer neuen Heimath an barem Gelde mitbrachten, schätzt man auf eine halbe Million Dollars.

Die isländische Colonie (s. „Globus" XXX, S. 240) liegt im Territorium von Keewatin auf dem westlichen Ufer des Winnipeg-Sees. Ihr Hauptort, wo sich 1875 268 Isländer ansiedelten, heißt Gimli (Paradies). 1876 wanderten weitere 1156 ein. Im letzten Winter verloren sie zwar durch eine Pockenepidemie 189 Menschen; aber sobald sie sich den neuen Verhältnissen besser angepaßt haben werden, wird auch bei ihnen die gedeihliche Entwickelung in jenen fruchtbaren Gebieten nicht ausbleiben.

— Die Fabrikation von Fensterglas ist gegenwärtig einer der bedeutendsten Industriezweige der Vereinigten Staaten und wird in Zukunft die Einfuhr von Glas aus Deutschland, Frankreich und Belgien unnöthig machen. Thatsächlich sind im vergangenen Jahre von den Vereinigten Staaten große Partien Glaswaaren exportirt worden. Dort giebt es gegenwärtig 72 Glashütten, von denen 27 in New Jersey liegen.

— Die im siebenzehnten Jahrhundert von Frankreich colonisirte, 1784 aber an Schweden abgetretene Insel St. Barthelemy (kleine Antillen) soll jetzt wieder an ihren frühern Besitzer zurückfallen. Dem zwischen beiden Mächten abgeschlossenen Vertrage gemäß wurde eine Abstimmung der Einwohner veranstaltet, welche mit allen gegen eine Stimme für die Wiedervereinigung mit Frankreich ausgefallen ist. Dessen Gewinn ist kein großer: die Bevölkerung zählt etwa 2900 Seelen; das Land ist regenarm, trocken und waldlos, die Production an Zucker, Baumwolle, Cacao u. s. w. gering. Trinkwasser muß in Cisternen aufgefangen oder von St. Christoph geholt werden. Schweden kostete dieser Besitz jährlich 25 000 Kronen.

— Schiffslieutenant L. B. Wyse, dessen erste Reise nach dem Isthmus von Darien bekanntlich kein günstiges Resultat für die Anlegung eines interoceanischen Canals ergeben hat, hat sich im November 1877 von Neuem nach Centralamerika begeben, um eine etwas nördlicher als die erste gelegene Route zu untersuchen. Zum großen Theile begleiten ihn dieselben Leute wie das erste Mal, darunter auch E. Reclus, der Bruder des in der Verbannung lebenden berühmten französischen Geographen.

— Was die Eisenbahnen betrifft, so nimmt augenblicklich die argentinische Republik die erste Stelle unter den Staaten Südamerikas ein; denn dieselbe besitzt 1393 engl. Meilen. Dann folgen Peru mit 1280, Brasilien mit 1143 und Chili mit 940. Ebenso verhält es sich mit den Landtelegraphen, wo die Argentina doppelt so viel besitzt, als Brasilien oder Chili. Die betreffenden Zahlen sind: Argentina 5530 engl. Meilen, Brasilien 2825, Chili 2650, Peru 608, Bolivia 475, Ecuador 210, Uruguay 858, Colombia 810.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

II.

Beim Aufbruche am folgenden Morgen vermißte Cameron seine Ziege, welche gewöhnlich zu seinen Füßen schlief und ihn Morgens zuerst zu begrüßen pflegte, begab sich also mit zwei Mann und einem Führer in das Dorf und verhieß den ihm Begegnenden eine Belohnung für die Auslieferung des Thieres. Aber er erhielt keine Antwort. Weiber waren nicht zu sehen, wohl aber bewaffnete Männer in größerer Zahl als das Dorf enthalten konnte. Gleich darauf kamen auch die ersten Pfeile geflogen, jedoch ohne jemanden zu verwunden, und es war ein Glück, daß gleichzeitig mehr Leute zu Cameron stießen und sein treuer Dschumah ihm seinen zwölfläufigen Revolver reichte. Er gab sofort Befehl, daß der Rest seiner Leute zu ihm stoßen sollte; und kaum hatten dieselben das Lager verlassen, als es von den Eingeborenen niedergebrannt wurde. Nachdem er seine Leute gedeckt aufgestellt hatte, versuchte er nochmals, seinen Gegnern Vernunft einzureden; da aber diese nur mit Steinen und Pfeilen antworteten, zugleich etwa fünfhundert Mann Verstärkung erhielten und, dadurch ermuthigt, mit Speeren zu werfen anfingen, so gab er endlich widerstrebend Befehl zu feuern. Dabei wurde ein angesehener Mann in das Bein getroffen, während er seinen Standpunkt für vollkommen sicher angesehen hatte, und das wirkte dermaßen, daß der Häuptling des Dorfes Unterhandlungen anbot; er wollte die Ziege für ein Stück Scharlachtuch herausgeben, mit Bombay oder Bilal Brüderschaft machen und den Fremden Führer stellen. Gerade aber, als auf Grund dieser Bedingungen der Friede abgeschlossen werden sollte, kam neue Verstärkung an, deren Führer den Häuptling von Kamwawi davon zurückhielt und zu neuen Feindseligkeiten veranlaßte. Erst als Cameron eine Hütte niederbrennen ließ und die anderen folgen zu lassen drohte, gestattete man ihm den Abzug, freilich nach der entgegengesetzten Richtung, als die war, wohin er zu ziehen beabsichtigte. Doch entschloß er sich dazu, weil nach Angabe seiner Führer dorthin ein Dorf unter einem eigenen Häuptling lag, wo sie gastfreundlicher Aufnahme entgegen sehen konnten. Allein sowohl auf dem Marsche dorthin als auch vor dem Dorfe selbst wurden sie unaufhörlich durch Pfeile belästigt. Von Dschumah und einigen Anderen unterstützt, jagte Cameron die Einwohner desselben hinaus, während seine übrigen Leute fast alle davonliefen, wobei zweien zur gerechten Strafe für ihre Feigheit Pfeile in den Rücken geschossen wurden. Rasch ließ er nun das Gepäck in das Dorf schaffen, sammelte die Flüchtlinge und suchte sich dort zu befestigen. Vier Hütten in der Mitte des Dorfes, welche ein unregelmäßiges Viereck bildeten, ließ er mit Schießscharten versehen, dazwischen Barricaden aus den Thüren und Pfosten der übrigen Hütten errichten, welche niedergerissen oder heruntergebrannt wurden, damit sie dem Feinde keine Deckung gewährten. Dann wurde inwendig ein Graben gezogen und Schutzdächer gebaut, so daß die Karawane am folgenden Morgen ziemlich gegen die gelegentlichen Pfeilschauer gedeckt war. Die nächsten zwei Tage hielt das Schießen an, und etwa ein halbes Dutzend von Cameron's Leuten wurden verwundet, als sie aus dem nahen Bache Wasser holten. Erst als ein paar Eingeborene getödtet und verwundet worden waren, kriegten sie Respect und wagten sich nicht an die Verschanzung heran, welche Cameron zu Ehren seiner armen Geis Fort Dinah getauft hatte.

Am dritten Tage gelang es einer der ausgesendeten

Streifpartien, zwei Männer und ein Weib, letzteres zufällig eine Verwandte von Mona Kasanga, Cameron's Führer, gefangen zu nehmen; das Weib und einer der Männer wurden alsbald abgesendet, um die Eingeborenen von der Friedensliebe des Fremden zu überzeugen. Am folgenden Morgen kehrte sie mit einem benachbarten Häuptling, gleichfalls einem Verwandten Mona Kasanga's, zurück, und bald war der Friede geschlossen. Am 6. October wurde Fort Dinah verlassen. In den zunächst passirten Dörfern standen noch viele provisorische Hütten, welche eigens für die Streiter errichtet waren, welche sich versammelt hatten, um an der Plünderung von Cameron's Karawane theilzunehmen. Die Männer waren nun in ihre Heimath zurückgekehrt, die Dörfer hatten ihr gewohntes Aussehen wieder angenommen und Weiber und Kinder liefen schwatzend und lachend neben der Karawane her. Ja, der Häuptling des Gebietes brachte dem Reisenden ein großes Bündel Graszeug und einige Ziegen in das nächste Lager, als Entschädigung dafür, daß er ihn ohne



Dschumah und Dschako, Cameron's Diener.

Herausforderung angegriffen hatte. Nun stellte sich auch der Grund der feindseligen Haltung der Leute heraus. Ein Theil einer portugiesischen Karawane hatte nur fünf englische Meilen vom Dorfe Kammwawi Dörfer zerstört, Männer gemordet und Weiber und Kinder als Sklaven fortgeschleppt. Natürlich hatten die Eingeborenen den Engländer mit jenen Sklavenjägern in Zusammenhang gebracht, und das um so mehr, als derselbe mehrfach nach den Portugiesen gefragt hatte, und man in ihm einen ihrer Freunde vermuthete, der sich mit ihnen zu solchen Greuelthaten in Verbindung setzen wollte.

Der Marsch ging jetzt durch die Distrikte Mun-Kullah und Mpanga Sanga über ein ebenes, nur hier und da von Thälern durchschnittenes Land, durch das Gebirge Kilimatschio, eine halbkreisförmige Kette von Granitbergen jeder Gestalt und Form, und über mehrere beträchtliche Ströme, welche ostwärts zum Kamolondo oder Lualaba fließen — nicht Livingstone's Lualaba, der den See Moero durchströmt,

sondern einen westlicher fließenden, dessen Quellen die Pombeiros zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ihrem Marsche von Kassandsche nach Tete überschritten. Nach einigen Tagen wurde der Luwidscho, ein breiter Zufluß des Lualaba, erreicht. An der Quelle desselben wird viel Zinnober gefunden, den die Eingeborenen zum Bemalen brauchen. Namentlich ihre Gesichter beschmieren sie sich in der lächerlichsten Weise und besonders lieben sie einen rothen Klecks auf der Nasenspitze, während manche unter Hinzunahme von Pfeifenthon sich wie die Circusclowns herrichten. Ihr Schmuck besteht meist aus Perlen, welche in großer Menge um Arme und Beine und in zwei sich kreuzenden Schnüren um Brust und Rücken getragen werden, sowie in einigen kupfernen und eisernen Arm- und Beinringen.

Wie an den vorhergehenden Tagen wurde der Marsch unter Mona Kasanga's Führung in falscher Richtung (Südost anstatt Südwest) fortgesetzt, jetzt am nördlichen Fuße der Nyoka-Berge. Alle Wasserlöcher waren leer, so daß sie bis zum späten Nachmittage zu marschiren gezwungen wurden; denn sie waren seit dem Verlassen des Tanganyika so sehr an stets fließende Wasser gewöhnt worden, daß sie es unterlassen hatten, einen Wasservorrath mit sich zu nehmen. Endlich erreichten sie das Dorf Hanyoka, wo das Wasser eine dunkelgrüne Farbe hatte und so dick wie Erbssuppe war, aber doch mit Lust getrunken wurde. Nun wurde auch das Geheimniß von Mona Kasanga's falscher Führung klar: er hatte zweifellos vernommen, daß sein Vater es unterlassen hatte, dem Kasongo Tribut zu zahlen, weshalb derselbe nach altem Herkommen des Ersteren Dorf geplündert und dessen meiste Bewohner, darunter auch Mona Kasanga's Vater und Brüder, getödtet hatte. Nur seine Mutter war entkommen, traf mit ihrem Sohne in Hanyoka zusammen und beide suchten



Fort Dinah.

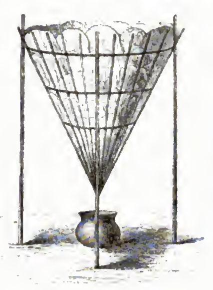
dann eiligst das Weite. Das Amt der Führerschaft fiel nun dem zweiten jener drei Warua, dem M'Ntschkulla, zu, welcher diesen Umstand natürlich zu weiteren Forderungen und, als dieselben befriedigt waren, zu überreichlichen Pombélibationen benutzte. Gern hätte der dritte Mrua, Kongwé, die Führung übernommen, aber er scheute sich vor seinen Landsleuten, welche ihn bestraft hätten, wenn er, ein Mann niedern Standes, jenen bei Seite zu drängen gewagt hätte.

Am 21. October wurde das Dorf Munza erreicht, wohin der Weg über die felsigen Kilwala-Berge und über theils waldbedeckte, theils parkähnliche Ebenen mit offenen Wiesen und vielen Flüssen führte. Häufig zeigten sich die Feuer von Kohlenbrennern, und manche Dörfer hatten Schmelzen, für welche das Eisenerz aus 20 bis 30 Fuß tiefen Gruben gewonnen wurde. In Munza traf Cameron eine Abtheilung von Leuten des Händlers Dschumah Merikani, welcher in Kasongo's Residenz ein großes beständiges Lager unterhielt; auch ein portugiesischer Händler von der Westküste sollte sich dort aufhalten. Da dieselben nichts von Cameron's Nahen gehört hatten, so waren sie über seine Ankunft sehr erstaunt, gaben aber dem Engländer, dessen beide Führer inzwischen Reißaus genommen hatten, einen Ersatzmann dafür nach Dschumah's Lager mit. Der Weg führte nun zwei Tage lang durch fruchtbare, offene Gegend mit vielen Dörfern, welche unlängst erst durch Banden Kasongo's und des Portugiesen zerstört worden waren. Inmitten einer weiten Ebene standen ein paar Hütten, worin Leute wohnten, die mit der Salzbereitung beauftragt waren. Die Ebene war Kasongo's specielles Eigenthum und die Arbeiter seine Sklaven. Viele andere in der Umgegend gehörten einem Häuptling, welcher an Kasongo für das Recht der Salzfabrikation einen schweren Tribut zahlte. An diesen Stellen findet sich

fast gar kein Pflanzenwuchs, da Alles, Boden, Quellen, Sümpfe, Teiche, ja selbst ein Bach, mit Salz geschwängert ist. Die Art der Gewinnung weicht etwas von der früher beschriebenen ab. Vier oder fünf starke in die Erde gerammte Pfähle tragen ein Gestell aus Stäben und Ruthen (wie es unsere Abbildung zeigt), das innen mit großen Blättern ausgekleidet ist. In die untere Spitze wird Gras gestopft, um als Filter zu dienen, dann das Gestell mit der salzhaltigen Erde gefüllt und siedendes Wasser darüber gegossen, wodurch das Salz aufgelöst und als Sole durch den Graspfropfen in ein darunter gestelltes Gefäß sickert. Dann wird das Wasser abgedampft und das unreine, schmutzige, meist mit viel Salpeter vermischte Salz in kleine Kegel von etwa drei Pfund Gewicht geformt. In solcher Gestalt wird es weithin zu Handelszwecken verführt und von anderen Stämmen sehr stark begehrt.

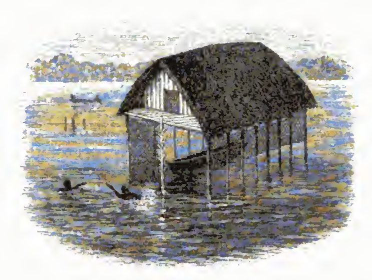
Nach einem heißen Nachmittagsmarsche durch einen großen dichtbewachsenen Sumpf, der ihnen oft bis an die Taille ging, erreichten sie am Ufer eines kleinen Stromes Kilemba, die Niederlassung Dschumah Merikanis, den sie nach arabischer Sitte durch einen Boten von ihrer Ankunft verständigten. Als Cameron das andere Ufer des Flusses betrat, kam ihm ein schöner, stattlicher Araber entgegen, schüttelte ihm die Hand und begrüßte ihn mit seinem ganzen Vorrath von Englisch: „Good morning!" Es war Dschumah Merikani, der gefälligste und gastfreundlichste von all den vielen arabischen Freunden, die er in Afrika getroffen hat. Er ward von ihm in sein großes festes Haus in der Mitte des Dorfes geführt und that sein Möglichstes, um es ihm behaglich und angenehm bei sich zu machen.

Dschumah Merikani hielt sich dort schon fast zwei Jahre lang auf und trieb Elfenbeinhandel, war auch weit herumgereist und konnte dem Engländer als intelligenter Mann eine große Menge geographischer Nachrichten mittheilen, welche demselben das Verständniß für die bisher durchreisten Gebiete erschlossen. Er hatte die Gold- und Kupferminen von Katanga besucht und Msama's Land, wo sich Kohlen finden, war vom Moero-See über den Lukuga (Ausfluß des





Salzgewinnung in Urua.



Hütte im Mohrya-See.

Tanganyika) nach dem Tanganyika gezogen, hatte in Kirwa am Landschi-See (Livingstone's Ulengé oder Kamorondo) ein ständiges Lager gehabt und war endlich nach Kilemba gezogen.

Der schon erwähnte Portugiese, José Antonio Alvez mit Namen, trieb dagegen hauptsächlich Sklavenhandel, und seine Begleiter waren wilde, rohe, fast nackte Wilde mit alten Steinschloßgewehren. König Kasongo selbst war, von vielen Leuten Dschumah's und des Portugiesen begleitet, auf einer Rundreise in seinem Reiche begriffen, um Tribut einzutreiben und die säumigen Dörfer zu strafen. Während dessen vertrat ihn seine Hauptfrau, welche in einem großen Viereck Hof hielt, welches je eine große Hütte für ihren Gemahl und für sie und viele kleine für Mitglieder des Harems enthielt.

Am zweiten Tage erhielt Cameron den Besuch des Portugiesen, war aber nicht wenig erstaunt, als der Hängematte ein alter häßlicher Neger entstieg, der allerdings nach europäischer Weise gekleidet war und portugiesisch sprach, sich sonst aber keiner weitern Cultur rühmen konnte, dabei aber stets versicherte, daß er völlig civilisirt, durchaus ehrlich und glaubwürdig und ebenso gut wie ein Engländer oder jeder andere Weiße sei. Auf Befragen gab er an, von Dondo am Cuanza zu stammen und in Kassandsche ansässig zu sein; von Geographie wußte er wenig und was er vom Muata Jamvo erzählte, hat sich jetzt als erlogen herausgestellt. Dagegen erbot er sich, Cameron nach Loanda oder Benguela zu begleiten, weil er dessen Karawane für zu schwach zu diesem Wagstück hielt, und willigte darein, daß er den Lohn für seine zu leistenden Dienste erst an der Küste ausgezahlt erhalten sollte. Da er aber vor Ablauf eines Monats nicht aufzubrechen gedachte, so beschloß Cameron, die Umgegend zu erforschen und zwar zuerst den gerade nördlich von Kilemba gelegenen See Mohrya mit seinen Pfahlbauten.

Zuvor stattete er noch der Regentin Fumó a Kenna in der Mussumba oder Residenz einen Besuch ab. Die Mussumba war 600 Yards lang, 200 Yards breit und von einer 5 Fuß hohen Umzäunung aus Stäben und dazwischen gestopftem Gras umgeben, durch welche nur eine Thür hindurchführte. Drinnen stand auf einem weiten freien Platze, etwa 100 Yards von der Thür entfernt, Kasongo's Hütte, und weiterhin drei Hütten für die Hauptweiber, während sich an jeder Seite des Vierecks eine dreifache Reihe kleinerer Hütten für die übrigen Frauen hinzog. Die Dienerinnen

meldeten Cameron's Ankunft und breiteten ein schönes Löwenfell auf dem Boden aus, auf welchem die alsbald erscheinende Fürstin sich niederließ. Nachdem sie mancherlei Fragen gestellt, wollte sie wissen, ob ihr Besucher über und über weiß sei, und bestand lachend darauf, daß er sich Schuhe und Strümpfe ausziehe, wonach sie sich Flinte und Pistolen erklären ließ. Einen Verstoß gegen die Etiquette beging aber Cameron, als er sie nach ihrem Namen fragte; denn kein Mrua wagt seinen Namen auszusprechen, und auch die Fürstin antwortete nur: „Mké Kasongo," d. h. Frau Kasongo. Auch die Namen von Anwesenden nehmen sie nicht in den Mund, wohl aber die von Abwesenden, und ebenso haben sie nichts dagegen, wenn man sie mit ihrem Namen anredet. Zum Beschluß erbat Cameron sich einen Führer zum Mohrya-See und erhielt ihn auch nach einigem Widerstreben; es war ein Mann, dessen einer Arm am Ellbogen amputirt war, nicht zur Strafe, wie er eindringlich versicherte, sondern weil er mit einem vergifteten Pfeile verwundet worden war.

Nach einigen Zänkereien mit seinen aufsässigen Leuten trat der Reisende am 30. October mit etwa zehn Mann den Marsch zum See an und erreichte ihn am 1. November. Der Weg führte über bergiges, gut bewaldetes Land bei verschiedenen großen im Dickichte versteckten Dörfern vorbei. Nur ein enger gewundener Pfad und zuletzt ein Thorweg von schräg gegen einander gestellten Balken gewährt Zutritt; letztere bilden einen so niedrigen Tunnel, daß man fast auf allen Vieren durchkriechen muß. Bei feindlichen Angriffen kann derselbe überdies durch eine Art Fallgatter geschlossen werden. Trotzdem werden diese Dörfer häufig von benachbarten Stämmen während der Abwesenheit der männlichen



See Mohrya oder Realmah.

Einwohner überfallen; denn wenn auch das Land weit und breit unter Kasongo's nomineller Herrschaft steht, so sind locale Kämpfe und Zwistigkeiten gerade nichts Seltenes.

Der von niedrigen Waldbergen umgebene Mohrya-See enthält drei Pfahldörfer und einige zerstreute Pfahlhütten. Cameron's Versuch, von den Anwohnern des Sees oder von den Pfahlbauern selbst einen Kahn zum Besuche ihrer merkwürdigen Wohnungen zu erhalten, mißlang, und er mußte sich damit begnügen, die Hütten durch sein Fernrohr zu betrachten und abzuzeichnen. Die offene Wasserfläche ist nur klein, 2 engl. Meilen lang, 1 breit und von ovaler Gestalt; ihre längere Achse geht von Ostnordost nach Westsüdwest und der Rand ist ringsum von schwimmender Vegetation bedeckt. Die Hütten stehen, wie der Reisende deutlich erkennen konnte, auf einer Plateforme, welche 6 Fuß über dem Wasserspiegel liegt und von starken, in den Grund gerammten Pfählen getragen wird. Manche sind länglich und haben dann gewöhnlich ein Dach, welches über der Thür vorspringt, andere sind rund. Dach und Wände waren anscheinend denen am Lande gleich. Unter der Plateforme waren Canoes angebunden und hingen Netze zum Trocknen. Leute schwammen zwischen den Hütten umher, trotzdem große giftige Schlangen in dem Gewässer leben sollen. Die Pfahlbauer leben mit ihrem Geflügel und ihren Ziegen gänzlich in diesen Hütten und kommen nur an das Ufer, um letztere weiden zu lassen oder ihre Felder zu bestellen. Ihre Canoes sind einfach ausgehöhlte Stämme, 20 bis 25 Fuß lang; die Ruder gleichen großen, kreisrunden, flachen Löffeln mit langen, geraden Stielen.

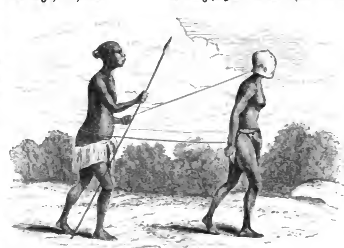
Auf dem Rückwege stieß Cameron auf einige dieser Seebewohner, die auf ihren Feldern arbeiteten; aber als er mit ihnen reden wollte, flüchteten sie in ihre nahen Canoes und ruderten davon. Zwei Märsche, der letzte durch strömenden Regen, brachten ihn nach Kilemba zurück. Das Nachtlager

wurde an einer Stelle aufgeschlagen, wo früher die Residenz des Bambarré, Kasongo's Vater, gestanden hatte. In dem alten Gehege, wo dessen Harem einst gewohnt, lebte noch sein Hauptweib; sie durfte keinen Besuch als den von Kasongo's Zauberern empfangen, die sie bei wichtigen Anlässen um Rath fragten. Denn man glaubte, daß sie noch spiritualistische Beziehungen zu ihrem todten Gemahl unterhielte, und schrieb ihr darum weissagende Kräfte zu. Unbelästigt von den abergläubisch scheuen Warua trieben sich Hühner und Ziegen bei ihrer Wohnung umher; in ihrer Nähe leben nur einige Sklaven ihres Gatten, welche ihr allnächtlich Lebensmittel hinstellen und dann sich zurückziehen. Weiterhin lag eine kleine, sorgfältig gebaute und verhängte Hütte, die eine große „Medicin“ enthalten sollte. Der Engländer lüftete den Vorhang und erblickte eine Anzahl mit Perlen verzierter in Kreisen aufgestellter Schädel, welche, wie er später erfuhr, einst rebellischen und deshalb hingerichteten Brüdern und Häuptlingen Bambarré's angehört hatten.

Bei seiner Rückkunft nach Kilemba fand Cameron den König Kasongo noch nicht vor und rüstete sich deshalb zu einem Ausfluge nach dem Kassali-See im Süden. Es mag hier die passende Stelle sein, einige Angaben über das Reich Urua und seine Bewohner einzuschieben.

Das eigentliche Urua beginnt unmittelbar südlich von Tipo-tipo's Lager und erstreckt sich über 9 Breitengrade nach Süden. Westlich begrenzt es der Lomâmi, östlich die Stämme am Tanganyika-See. Im Centrum dieses Landes liegt das Gebiet des Ma Kazembe, welcher dem Muata Jamwo (Cameron schreibt Mata Yasa) tributär ist. Kasongo beansprucht auch die Herrschaft über mehrere Stämme am Tanganyika, darunter als die nördlichsten die Waguhha am Ausflusse des Lukuga. Miriro und Msama, Häuptlinge von Itawa (zwischen dem Südende des Tanganyika und dem Moero-See), sowie Kasongo (der gleichnamige Häuptling bei Tipo-tipo's Lager) und Russûna sind seine Vasallen. Die Wassambi (zwischen 24° und 25° östl. L. Gr. und 8° und 10° südl. Br.) zahlen theilweise sowohl ihm als auch dem ihnen allzu nahe wohnenden Muata Jamwo Tribut. Dies weite Gebiet ist in viele Distriкte getheilt, die von Kilolos (Hauptleuten) verwaltet oder vielmehr ausgesogen werden. Theils sind dieselben erbliche Gouverneure, theils werden sie von Kasongo auf vier Jahre ernannt. Ist der Herrscher dann mit ihnen zufrieden gewesen, so verdoppelt er ihre Amtsdauer, oder giebt ihnen einen andern Distrikt, oder setzt sie einfach ab; haben sie sein Mißfallen erregt, so läßt er ihnen Nase, Ohren oder Hände abschneiden.

Bei den Warua herrscht eine strenge Rangordnung und Höherstehende fordern von Niedrigeren große Ehrenbezeugungen. Cameron war selbst Zeuge, wie Jemand sich im Eifer der Unterhaltung mit ihm niedersetzte, während ein Höherer stand; sofort wurde er bei Seite gerufen und über die Größe seines Vergehens scharf zur Rede gestellt; nur Cameron's Anwesenheit hatte er es zu verdanken, daß er seine Ohren behielt. Die Strafen, welche Kasongo und die angesehensten unter den Häuptlingen verhängen, sind Tod und Verstümmelung. Für leichte Vergehen werden Nase, Finger, Lippen, ein halbes oder ganzes Ohr abgeschnitten, für schwerere die Hände, Zehen, Ohren, Nase oder es tritt Todesstrafe ein. Der König selbst beansprucht göttliche Ehre und Macht und behauptet, tagelang ohne Nahrung zubringen zu können; als Gott brauche er keine Speise und er esse, trinke und rauche nur, weil er daran Vergnügen finde. Auf jedes Weib, das ihm auf seinen Reisen behagt, hat er ein Recht; gebiert ihm eines einen Knaben, so schenkt er ihm ein Affenfell, wodurch es das Recht erhält, von jedem, der nicht königlichen Blutes ist, Lebensmittel, Zeug u. s. w. zu entnehmen. Zwischen Sonnenauf- und -untergang darf kein männliches Wesen bei Strafe des Todes oder der Verstümmelung seinen Harem betreten; und selbst wenn ein Weib des Harems in der Nacht einen Knaben gebiert, so werden Mutter und Kind sofort hinausgestoßen. Sein erstes und die vier oder fünf dann folgenden Weiber sind alle von königlichem Blute, Schwestern oder Basen von ihm; sonst finden sich unter seinen Frauen Stiefmütter von ihm, Muhmen, Schwestern, Nichten, ja selbst Töchter. Wie sich danach erwarten läßt, ist die Moral im Reiche nicht weit her, und der Ehemann straft Untreue seiner Frau nur mit Prügeln. Wenn Kasongo daheim übernachtet, so bilden Mitglieder seines Harems die Ausstattung seines Schlafzimmers: auf Hände und Knie gestützt, bilden die einen mit ihren Rücken die Bettstelle, die anderen liegen platt auf der Erde und dienen als Teppich. Alle Warua, nur Kasongo ausgenommen, zünden ihr Feuer selbst an, kochen sich ihr Essen allein und erlauben niemandem, namentlich keinem Mitgliede des andern Geschlechts, ihnen beim Speisen und Trinken zuzusehen. Cameron bemerkte oft, wenn ihnen Pombé angeboten wurde, daß sie sich beim Trinken ein Tuch vorhalten ließen.


Warua-Sklavenhändler mit einer Sklavin.

Ihre Religion ist ein Gemisch von Fetischismus und Götzendienerei. Alle Dörfer besitzen Teufelshütten und Idole, denen Opfer an Pombé, Korn und Fleisch dargebracht werden; fast jedermann trägt ein kleines Götzenbild am Halse oder Arme. Auch reisen viele Zauberer mit Götzen umher, welche sie im Interesse Hülfesuchender befragen; manche darunter sind geschickte Bauchredner und machen vortreffliche Geschäfte. Der große Mittelpunkt ihrer Religion ist der Götze Kungwé a Banza, der für den Stifter der Kasongo'schen Familie und für allmächtig im guten und bösen Sinne gilt. Derselbe befindet sich in einer Hütte, die auf einer Lichtung inmitten dichten Gestrüppes steht, und hat stets eine Schwester des Herrschers zur Frau, welche den Titel Mwali a Panga führt. Draußen vor dem Dickicht wohnen Priester, um profane Eindringlinge fernzuhalten und für ihren Götzen Opfergaben sowie einen großen Theil des an Kasongo gezahlten Tributs in Empfang zu nehmen. Aber den Götzen selbst dürfen sie nicht sehen; das ist ein Vorrecht, welches nur dessen Weib und der regierende Herr

genießt. Letzterer befragt ihn bei wichtigen Gelegenheiten und opfert ihm bei seinem Regierungsantritte und so oft er einen großen Sieg über seine Feinde davongetragen hat. Trotz aller Anstrengungen konnte Cameron nicht die genaue Lage des Götzenhauses entdecken, ist aber vollkommen von seiner Existenz überzeugt, da alle Berichte, welche er darüber hörte, in allen Hauptsachen genau übereinstimmten.

Die Warua haben dieselbe Kleidung und Tättowirung wie die Waguhha, aber eine andere Haartracht: die meisten streichen das Kopfhaar nach hinten und binden es dort so zusammen, daß es in einen höchst sonderbaren, wie ein Saucièrenhenkel gestalteten Anhängsel ausläuft. Die Männer tragen oft einen Busch aus den rothen Schwanzfedern des grauen Papageies, dessen Größe und Gestalt sich nach dem Range des Betreffenden richtet. Auch haben sie Schürzen aus je einem Felle, und zwar pflegt jeder Clan oder Familie in Gegenwart des Häuptlings ein unterscheidendes Fell zu tragen.

Ein amtliches Werk über die russischen Skopzen[1].

a. Das vorliegende aus den amtlichen Quellen geschöpfte hochwichtige und hochinteressante Werk ist zunächst für Mediciner berechnet und findet unter diesen in erster Linie sein Publicum. Es bietet aber für den Anthropologen, den Culturhistoriker, den Staatsmann, den Juristen und den Geistlichen so viel des einschlägigen Materials, daß wir es für besonders geeignet auch zur ausführlichen Anzeige in diesen Blättern halten, wobei wir uns naturgemäß gewisse durch den Gegenstand bedingte Beschränkungen auferlegen müssen. Es ist aber unser Wunsch, daß dieses Werk von allen jenen, welche sich für den Gegenstand interessiren, eingesehen werden möge, um so mehr als alle bisher über die Skopzen veröffentlichten Aufsätze und Schriften unvollständig sind und mehr oder minder an Ungenauigkeiten leiden.

In dem vorliegenden sehr schön ausgestatteten, über 200 große Quartseiten umfassenden Buche haben wir nun zum ersten Male eine auf die Acten des Justizministeriums vom Präsidenten des kaiserlich russischen Medicinalcollegiums gegründete höchst ausführliche und vielseitige Darstellung der vielgenannten Skopzen (Hämlinge, Castraten), welche als religiöse Secte im Jahre 1757 aus russischen Flagellanten (Chlisti) hervorgingen und trotz aller fortgesetzten Verfolgungen von Seiten der Regierung auch heute noch in großer Ausdehnung fortbestehen. Damals war es ein Bauer, Andrei Iwanow, der dreizehn andere Bauern im orlowschen Gouvernement zur Castration überredete. Sein Hauptgehelfer war ein gewisser Kondratii Seliwanow, der mit jenem 1775 nach Sibirien verschickt wurde, als die Regierung hinter die Sache gekommen und den Skopzen den Proceß gemacht hatte. Während Iwanow in der Verbannung starb, entfloh Seliwanow, frischte das Skopzenthum wieder in Moskau auf, wurde jedoch abermals entdeckt und nun in das Petersburger Irrenhaus gebracht. Hier traf ihn Kaiser Alexander I. und setzte ihn 1802 in Freiheit. Seliwanow ließ sich nun in dem Hause eines seiner Anhänger nieder und das Skopzenthum griff stärker denn je nicht nur in Petersburg, sondern auch in Moskau um sich, ja es verbreitete sich nun bald über ganz Rußland. Das Haus, welches Seliwanow bewohnte, wurde zum Sammelpunkte der Repräsentanten des Skopzenthums; es wurde von ihnen Gotteshaus, das himmlische Zion, Neu-Jerusalem genannt. Hier kamen die Skopzen, um ihre Gebete und Gebräuche zu verrichten, zusammen und die Regierung sah darin nur unschuldige Versammlungen.

Um dieselbe Zeit — es war in der Periode, als die Baronin Krüdener in Petersburg ihren höchsten Einfluß erlangt hatte — stiftete die Frau des Obersten Tatarinow im Michailow'schen Palais ein „Flagellanten-Schiff“ (Gemeinde), an dem Personen verschiedener Stände, vom gemeinen Mann an bis zu den höchsten Staatswürdenträgern, Theil nahmen. In diesem „Schiff“ wurden auch junge Frauen und Mädchen verschnitten. Der Hof war allen diesen Dingen nicht fremd, und als der Kaiser Alexander I. erfuhr, daß Seliwanow sich „Christus und Gott“ nennen oder „Kaiser Peter III.“ tituliren ließ, sandte er den Geheimrath Popow und den Staatsrath Urbanowitsch zu ihm mit dem Ersuchen, von jetzt ab Niemanden mehr zu castriren!

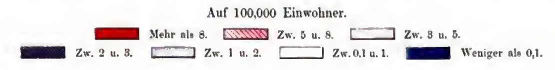
Daß bei dieser indirecten Duldung das Skopzenthum sich immer mehr ausbreitete, kann nicht befremden. Man ermittelte, daß in Petersburg ein wunderschönes Skopzenmädchen als „Gottesmutter“, „geschiedene Gemahlin des Cäsarewitsch Constantin Pawlowitsch“, „Czarentochter Helena Pawlowna“ u. s. w. verehrt wurde. Immer ärger wurde der Schwindel, bis man 1820 den altersschwachen Seliwanow in ein Kloster einsperrte, wo er 1832 in hohem Alter starb. Unterdessen aber hatte sich das Skopzenthum über das ganze Reich verbreitet — in welchem Maße, werden wir später sehen, und die fortgesetzten Processe der Gegenwart vermochten es nicht zu unterdrücken.

Was nun die Lehre der Skopzen betrifft, so ist sie nichts anderes als eine ausgeartete Weiterentwickelung der früheren „Gottesleute“ oder Flagellanten (Chlisti). Letztere wieder waren aus den Quäkern hervorgegangen und lehrten, unter Verwerfung aller Schriften, daß man ausschließlich den Eingebungen des in den Menschen einkehrenden heiligen Geistes folgen solle; damit die Einkehr desselben stattfinden könne, sei es nothwendig, durch Fasten, Keuschheit, Kasteiung, fortwährendes Beten, Andacht u. s. w. das Herz in einen wahren Tempel Gottes umzuwandeln, alles Irdische zu ertödten und jeden irdischen Wunsch zu unterdrücken. Diese Lehre artete aber, wie es oft bei derartigen Sectirern der Fall ist, aus, und statt der Keuschheit trat der höchste Grad der Unsittlichkeit und Gemeinschaft der Weiber bei ihnen ein.

Die Folge davon war, daß mehrere zur Secte gehörige Fanatiker Angesichts eines solchen moralischen Verfalles derselben nach der Wurzel des Uebels zu forschen begannen und zu der Ueberzeugung gelangten, daß das fleischliche Gelüste der Grund alles Uebels sei; fehlte dieses, dachten sie, dann würde auch kein Laster existiren, es wäre kein Grund vorhanden, Schätze zu sammeln. „Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und werfe sie von dir,“ heißt es Matthäus V, 30; dazu der Ausspruch von Christus (Matthäus XIX, 12) über die Verschnittenen, das waren die Bibelstellen, auf welche jene Fanatiker, die Iwanow und Seliwanow,

[1] Gerichtlich-medicinische Untersuchungen über das Skopzenthum in Rußland, nebst historischen Notizen von E. Pelikan. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. N. Iwanoff. Mit 16 chromolithographischen Tafeln, 3 geographischen Karten und mehreren Holzschnitten. Gießen. Ricker'sche Buchhandlung 1876.

Vertheilung der Skopzen in Rußland 1860 bis 1870. Nach E. Pelikan.



sich berufen konnten. Nachdem sie sich selbst entmannt, begannen sie allgemeine Verschneidung zu predigen. Zum Beweise dessen jedoch, daß das Menschengeschlecht auch ohne fleischliche Einigung fortexistiren könne, führten sie das Beispiel Adams an, der aus Erde geschaffen war.

So entstand die Secte, deren Glaube und Hoffnung sich auf das Wesen gründete, welches sie als „Erlöser", „Gottes Sohn" oder „Christus" verehrten. Es war dies Seliwanow, der geheimnißvolle Alte, der sich auch für Kaiser Peter III. ausgab, welcher nach der Lehre der Skopzen nie gestorben ist. Gleich einer epidemischen Krankheit wüthete oft das Skopzenthum in Rußland, sich weiter und weiter ausbreitend, und alle noch so schonungslosen Verfolgungen der Regierung, namentlich in der neuesten Zeit, vermochten es nicht auszurotten.

Dies ein kurzer historischer Ueberblick; Pelikan schildert nun die Operationen der Verschneidung bei Männern und Frauen, die in oft unglaublich roher Weise (z. B. mit einem Stück von einer Sense) ausgeführt werden, und geht dann zu den Folgen der Castration über. Als allgemeiner in dieser Beziehung interessirend führen wir die unnatürliche Veränderung der Stimme hier an. Statt des männlichen Tenores oder Basses behalten die in der Kindheit Verschnittenen für das ganze Leben eine Discantstimme. Dieses hängt von einer durch die Verschneidung gehemmten Entwickelung des Kehlkopfes ab, der in einem nahen sympathischen Zusammenhange mit den Genitalien steht. Da die hohe Stimme (Sopran) von der Enge der Stimmritze, der Kürze und der stärkern Anspannung ihrer Bänder abhängt, so behält der Castrat bei einer derartigen auf einer gewissen Stufe stehen gebliebenen dem kindlichen Organismus eigenen Entwickelung des Stimmapparats natürlich für das ganze Leben einen hohen Discant; zu gleicher Zeit aber erhält seine Stimme in Folge der weiter fortschreitenden Entwickelung des Brustkastens, der Mund- und Nasenhöhle jene Reife und Kraft, durch welche sie sich von der kindlichen unterscheidet. War die Verschneidung vor dem Eintritt der Pubertät ausgeführt worden, so wachsen auch die Barthaare &c. nicht mehr oder werden dünn und flaumig. Die Haupthaare dagegen entwickeln sich ungehindert fort. Die Körperentwickelung der in der Kindheit Verschnittenen nähert sich um die Zeit der Pubertät jener des weiblichen Organismus, ohne jedoch demselben in Bezug auf die schönen physischen Eigenschaften nahe zu kommen. Der ganze Körper nimmt wegen des Ueberflusses an Flüssigkeiten ein welkes, gedunsenes Aussehen an; das Gesicht des Skopzen ist gelblich, leblos. Die Haut gewinnt eine besondere Geschmeidigkeit und Blässe, die Musculatur wird schlaff. Im vorgerückten Alter werden Leib und Beine dick, der Gang schwerfällig. Alle Krankheiten, wo Derbheit oder Spannung der Faser eine Hülfsursache der Krankheit bilden, kommen bei ihnen seltener vor, z. B. Hernien, Gicht, Lithiasis, Kahlköpfigkeit &c. Man hat schon längst bemerkt, daß Castraten nie an Flechten leiden. Bei ihrer größtentheils passiven Lebensweise sind sie nur selten Geisteskrankheiten unterworfen; ja es hat Beispiele gegeben, wo nach der Castration die Geistesstörung schwand.

Hochwichtig ist die von Huschke gemachte Entdeckung, daß nach der in der Kindheit ausgeführten Verschneidung Hemmungen in der Entwickelung einzelner Hirntheile, die auf der frühesten Bildungsstufe zurückbleiben, stattfinden, und man hat dies durch Untersuchungen an verschnittenen Hausthieren bis zur Evidenz nachgewiesen. Diese wichtige Entdeckung des deutschen Anatomen macht es erklärlich, warum in der geistigen Sphäre der Castraten trotz der Verschiedenheit des Ortes und der Zeit, von den orientalischen Eunuchen an bis auf die italienischen Sängercastraten oder die russischen Skopzen, sehr viele ihnen allen gemeinschaftliche eigenthümliche Züge des Charakters, der Sitten, der geistigen Entwickelung und der krankhaften Erscheinungen sich nachweisen lassen.

Im Seelenleben der Skopzen werden in der That bedeutende Abweichungen vom Normalzustande wahrgenommen und alles dasjenige, was zu einem männlichen Charakter gehört, bleibt bei ihnen unentwickelt. Dem jungen Skopzen steht keine Zukunft bevor und er lebt nur das Leben seiner Umgebung, wo ihm die Nothwendigkeit der Entmannung aufgedrungen wird und wo alle Lebensverhältnisse ihn dem Einflusse der Secte unterordnen, ihn instinctiv an letztere fesseln. Selbstsucht, Schlauheit, Falschheit, Hinterlist, Habsucht entwickeln sich dabei im höchsten Grade. Als gute Eigenschaften der Eunuchen (im Oriente) können nur Anhänglichkeit an ihren Herrn und Liebe zu Kindern angeführt werden.

Die Skopzen sind arge Proselytenmacher. Sie nehmen dabei zur Ueberredung der „Einfältigen" (prostezi), zu materiellen Versprechungen und endlich zur Gewalt ihre Zuflucht. Ihre Lehre weiter zu verbreiten, die Vermehrung der Zahl der Verschnittenen anzustreben, ist für sie ein gottgefälliges Werk. Die Lehre von der Unumgänglichkeit der Verschneidung ist der einzige Umstand, der die Novizen einigermaßen abschreckt und den endgültigen Beitritt zur Secte verzögert. Die Skopzen aber verstehen es, solche Beweisgründe zu ihren Gunsten anzuführen, daß dem völlig unwissenden und unerzogenen Menschen nichts übrig bleibt, als sich ihrem Willen rückhaltslos unterzuordnen. Die erwähnten Bibelstellen (Matthäus 19, 12; Lucas 23, 29; Colosser 3, 5; Jesaias 16, 3 bis 5 und andere) bilden dabei die Hauptargumente. Mit den im Glauben noch nicht Erstarkten haben die Skopzen Nachsicht, indem sie denselben gestatten, die Verschneidung auf einen unbestimmten Termin zu verlegen, und dieselbe überhaupt beim Eintritte in die Secte nicht sogleich zur Bedingung machen.

Sehr häufig sind die Ueberredungen, welche mit Geldversprechungen begleitet zum Ziele führen. Pelikan führt hier mehrere Beläge aus den Acten mit vielen Einzelheiten an, die wir hier übergehen müssen, auch werden arme Leute in Schulden verwickelt und so weit gebracht, daß sie sich nicht anders zu retten wissen als durch Eintritt in die Secte; ferner werden Kinder angenommen, d. h. gekauft, um dann verschnitten zu werden. Wie freigebig die Skopzen in einigen Fällen sind, geht daraus hervor, daß sie z. B. für die Freilassung von vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben den Gutsbesitzern bisweilen tausend Rubel Silber angeboten haben. „Ein Kind, das einmal den Skopzen in die Hände gerathen, ist ein für die Gesellschaft verlorenes Wesen." Sie werden in der frühesten Jugend fanatische Anhänger der Skopzen. „Wir können Fälle aufweisen, wo zehn-, neun- und sogar siebenjährige Mädchen, bei welchen man die Brustwarzen abgeschnitten gefunden hatte, hartnäckig behaupteten, sie hätten solches an sich selbst verübt." Aehnlich bei den Knaben; ein neunjähriger Junge behauptete, er habe selbst die Verschneidung begehrt, und vierzehn- bis fünfzehnjährige Knaben betheuerten, sie hätten dem von ihnen in der Kirche gehörten Evangelium gemäß ihres Seelenheils wegen sich selbst verschnitten.

Als gesonderte Gesellschaft stellt die Skopzensecte ein ziemlich gegliedertes Ganze dar, mit gut geordneten Wegen zum Wechselverkehr, nebst einem bedeutenden Capital. Die Orte, an denen sie sich concentrirt haben, sind Moskau, St. Petersburg, Morschansk, Odessa und Jassy und Bucharest in Romänien. In Moskau und Petersburg treffen die Handelsinteressen und Capitalien der Skopzen zusammen. Morschansk ist von Wichtigkeit, weil in der Nähe Sosnowka,

das Jerusalem der Skopzen, liegt. Die bedeutenden materiellen Mittel der Skopzen, der Umstand, daß sie vor dem Tode stets jungen Mitgliedern der Gesellschaft ihr Vermögen vermachen, tragen zur Weiterverbreitung der Irrlehre nicht wenig bei. Behufs ihrer wechselseitigen Mittheilungen benutzen die Skopzen, da ihnen die Post nicht sicher genug ist, eigene wandernde Missionäre, die von einem Skopzencentrum zum andern ziehen, den Verkehr der Gemeinden unter einander aufrecht erhalten und dabei neue Mitglieder werben. Sie haben bei drohenden Processen überall die nöthigen Stichwörter auszugeben, um die Behörden auf falsche Fährten zu bringen; die eigentlichen Macher gehen dann häufig frei aus, diejenigen aber, welche freiwillig sich der Entmannung unterzogen haben, erscheinen als gewaltsam Verschnittene und bleiben somit straffrei. Mord, Raub und Diebstahl kommen dagegen unter den Skopzen äußerst selten vor; Arbeitsliebe, Pünktlichkeit in der Erfüllung der Dienstpflichten, regelmäßige, wohlgeordnete Lebensweise zeichnen Skopzen wie Skopzinnen aus.

Zum ersten Male erhalten wir durch das Pelikan'sche Werk einen vollständigen Einblick in die Art und Weise, in welcher die Skopzen ihre Andachtsübungen ausführen. Den Inhalt einer gewöhnlichen Andacht bilden geistliche Belehrungen, das Absingen von Liedern, gewisse Körperbewegungen oder Tänze, von den Skopzen Radenije, „In-Gott-Arbeiten", genannt, und Weissagungen. Außerdem kommt in einigen „Schiffen" noch eine besondere religiöse Ceremonie unter dem Namen „Abendmahl" vor.

Die Belehrung, vom „Unterweiser" ausgehend, bildet gewissermaßen eine Vorbereitung zur Betäubung, deren wesentlichsten Theil eigentlich das Absingen der Lieder und das Radenije ausmachen. Weisen haben die Skopzen in außerordentlicher Menge; eine im Ministerium des Innern aufbewahrte Liste zählt allein 468 auf. Ihren Inhalt bilden gewöhnlich die Verherrlichung des Erlösers, die Erinnerung an die von ihm für die „Reinheit" (Skopzenthum) erduldeten Leiden und Mühen und an seine beständige Fürsorge für seine „Kinderchen". Die Radenije geschehen auf verschiedene Art, z. B. als „Schiffchen" (korablik), wobei die Leute einen Kreis bilden, jeder Einzelne sich mit dem Gesichte zum Hinterhaupt seines Nebenmannes stellt und unter starken Sprüngen im Gänsemarsch hinter dem andern folgt; oder als „Wändchen" (stenotschka), wobei gleichfalls ein Kreis gebildet wird, aber Schulter an Schulter, und die Versammelten sich, von rechts nach links hüpfend, fortbewegen. Dazwischen werden die wüsten, bis zur Betäubung und Erschöpfung führenden Skopzentänze aufgeführt, von denen durch Augenzeugen höchst dramatische Schilderungen angeführt werden. Die Einleitung lautet dabei: „Der Gottesvater David tanzte und spielte vor der Bundeslade; wir aber, Gottes heiliges Volk, wollen uns in Gott freuen u. s. w." Es findet eine Verzückung statt, die sich bis zur Raserei steigert und das Seitenstück der Derwischtänze und Shakerexercitien ist. Was die Weissagungen, den Schlußtheil der Andacht, anbelangt, so bilden sie nach Ansicht der Skopzen den Ausdruck einer besondern unsichtbaren Anwesenheit des heiligen Geistes in seinem Auserwählten, durch die derselbe der Versammlung sein Wohlgefallen verkündigt und ihnen die Zukunft enthüllt. Diese Weissagungen sind bisweilen das Resultat einer heftigen Nervenaufregung, und finden sie, von krampfhaften Bewegungen der Propheten selbst begleitet, in unzusammenhängenden Lauten und Reden ihren Ausdruck.

Die Skopzenandachten werden in der Nacht in gewöhnlichen Bauernhäusern, deren einer Theil zur Betstube eingerichtet ist, abgehalten. Ringsum stehen Wächter, um Unberufene fernzuhalten. Die Skopzen besitzen einige Heiligenbilder, meist allegorischen oder mystischen Inhalts, wie z. B. „das allsehende Auge, rings von drei dasselbe umschwebenden Engelkreisen umgeben, während Adam und Eva unten stehen und ihnen Beifall klatschen." Hauptzierden eines Skopzenzimmers sind die Porträts des Seliwanow und des Kaisers Peter III.; Nägel und Haare des Seliwanow, Stücke seiner Kleider und dergleichen werden als Reliquien verehrt.

Bei ihren Andachtsübungen kleiden sich die Skopzen in lange weiße Gewänder und ziehen weiße Strümpfe an; in den Händen halten sie weiße Handtücher, Fahnen genannt. Leiter der Uebungen sind „der Lehrer", welcher die Ehrennamen „herziges Väterchen", „Steuermann" führt, und seine „Gehülfin", das „herzige Mütterchen". Die Gesellschaft selbst heißt „Schiff", „Bundeslade", „Zion" und dergleichen. Die unverschnittenen Mitglieder heißen „Ziegenböcke"; die castrirten „weiße Lämmer" oder „weiße Tauben". Die Männer sitzen beim Beginn der Uebungen rechts, die Frauen links und halten außer den weißen Tüchern Wachskerzen in der Hand; der Lehrer auch ein Crucifix.

Nadeschdin, ein früherer Schriftsteller über die Skopzen, beschreibt einen Gebrauch, der wie eine Parodie des Abendmahls aussieht. Es ist nämlich die Vertheilung kleiner viereckiger Brotstückchen, von Brezeln und Pfefferkuchen mit Kreuzzeichen darauf. Melnikow und v. Haxthausen haben auch berichtet, daß die Skopzen mittelst Fleisch und Blut communicirten; indessen hier liegt eine Verwechselung mit den oben erwähnten Flagellanten vor, bei welchen allerdings ein „Christuschen", ein neugeborenes Kind, ermordet, sein Blut getrunken und das zu Pulver verbrannte Fleisch genossen wurde. Es ist dies ein besonders dunkles Capitel voller Scheußlichkeiten, wie die von Pelikan mitgetheilten Auszüge aus den Acten darthun.

In einem Anhange giebt Pelikan statistische Notizen über das Skopzenthum in Rußland, die selbstverständlich, da die Secte sich der Oeffentlichkeit entzieht, nur unvollständig sein können. Es heißt da: „Die Zahl der ermittelten Skopzen und Skopzinnen: Männer 3979, Weiber 1465, total 5444 beiderlei Geschlechts," ohne daß angegeben wird, auf welche Zeit diese Anzahl sich bezieht. Vom Jahre 1847 bis 1866 wurden wegen Castration 515 Männer und 240 Weiber nach Sibirien verschickt. Auch eine Tabelle, „Stand, Beruf oder Beschäftigung der Skopzen", ist vorhanden. In derselben wiegen die Bauern ganz außerordentlich vor, doch kommen darin 4 Edelleute, 10 Militäroffiziere, 5 Marineoffiziere, 14 Civilbeamte, 19 Geistliche, 2 Postbeamte, 148 Kaufleute, 2 Juden, 376 Soldaten vor. Was das Alter der Castrirten zur Zeit der gegen sie eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung betrifft, so werden im Alter von 1 bis 5 Jahren 6, von 5 bis 10 Jahren 32, von 10 bis 15 Jahren 115 aufgeführt. Die meisten standen im Alter von 15 bis 65 Jahren. Doch kommen auch 9 Personen im Alter von 90 bis 95 Jahren und 3 im Alter von 95 bis 125 Jahren vor. Drei dem Werke beigegebene Karten zeigen uns die Vertheilung der Skopzen im europäischen Rußland in den Jahren 1805 bis 1839, 1840 bis 1859 und 1860 bis 1870. Natürlich kann es sich hier nur um die entdeckten und zur Verantwortung gezogenen Skopzen handeln; ihre Gesammtzahl entzieht sich selbst der Schätzung, doch scheint eine Abnahme dieser gräßlichen religiösen Verirrung noch nicht bemerkbar.

Pelikan beleuchtet zum Schluß die bisher angewandten Mittel zur Unterdrückung des Skopzenthums und spricht die Ueberzeugung aus, daß nur Absonderung der Skopzen von der orthodoxen Bevölkerung und eine Uebersiedelung derselben in sparsam bevölkerte Gegenden dieses psychische Contagium

beschränken werden. „Am natürlichsten wäre es allerdings, die Skopzen als schädliche Mitglieder der Gesellschaft auf administrativem Wege zu deportiren. Hierbei wird man nicht umhin können, der Rohheit der Volksmassen, als einer der Hauptursachen, welche der Verbreitung aller möglichen Irrlehren und Schismen bei uns Vorschub leisten, die allerernstlichste Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach Maßgabe dessen, wie das Niveau der Volksbildung steigen wird, sich die Zahl der Adepten einer so gräßlichen Lehre auch von selbst mindern wird. Man muß jedoch hierbei nicht wähnen, daß der Unterricht im Lesen und Schreiben mit Volksbildung überhaupt gleichbedeutend sei. Nur diese letztere wird, da sie das Volk in geistiger und sittlich religiöser Beziehung entwickelt, als allersicherstes Bollwerk gegen die Verbreitung verschiedener Irrlehren und unter diesen auch gegen das Skopzenthum dienen können."

Werthemann's Fahrt auf dem Perené und Tambo.

Während Afrika und der Nordpol manchem Reisenden einen berühmten Namen verschafften, hat der Aufwand von Energie und Capital Seitens derer, die das noch unbekannte Innere Südamerikas erforschen, selten entsprechende Belohnungen erfahren. Vom Stromgebiete des Amazonas hat schon längst Humboldt gesagt, daß es die Bevölkerung von ganz Europa ernähren könnte, und jeder Reisende, der hier mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren durchdrang, bestätigt diese Worte, deren Werth dennoch kaum über einen kleinen Leserkreis hinaus beachtet wird. Ein tüchtiger Erforscher jener Gebiete, Orton, ist erst kürzlich auf einer Insel des Titicaca-Sees, der Wiege des Incareiches, ein Opfer seiner Thätigkeit geworden, und außer einigen Zeitungen der Union preist nichts seinen Namen.

Zu den kühnsten Pionnieren, die unter günstigeren Verhältnissen bekannt würden wie der Afrikareisende Stanley selbst, gehört unstreitig der peruanische Ingenieur Werthemann. In seinem bescheidenen „Informe de la esploration de los Rios Perené y Tambo" giebt er dem Leser ein überraschendes Bild, eine spannende Schilderung von Verhältnissen, deren Existenz man am Ende des 19. Jahrhunderts kaum noch für möglich halten sollte, wenn diese nicht durch ähnliche Erfahrungen auf ecuatorianischem Gebiete zur Genüge bestätigt wären. Hier aber fand unser Reisender außer der ausgesprochensten Feindseligkeit der Indianerstämme noch Spuren von Civilisation, die an die glücklicheren Zeiten des Sonnendienstes erinnern.

Die zu schildernde Reise gehört zu den vielen Versuchen, den productiven Osten Perus mit dem bevölkerten Westen zu verbinden. Die Linie Callao-Lima und die Oroya-Bahn mit ihrer projectirten Verbindung mit dem silberreichen Cerro de Pasco und nach dem Oberlaufe des Huallaga und Ucayali sind die ersten Anfänge eines Werkes, das titanenhaft genannt werden muß, selbst wenn es nicht so unermeßlich hoch über der pecuniären Leistungsfähigkeit Perus stände. Auf einem Passe, höher wie unser Montblanc, überschreitet die Bahn die Cordillere, um vier Tage später die eisige Kälte dieser gewaltigen Einöde mit dem heißen feuchten Urwalde zu vertauschen, wo Cedern, Mahagoni- und Kautschukbäume in wildem Durcheinander sich jeden fußbreit Bodens mit Myriaden anderer Sträucher und Bäume streitig machen, bereits bekannt und geschätzt wegen der Schönheit ihres Holzes oder ihres Werthes als Medicinen und Gewürze.

Dort, wo die Flüsse Chanchamayo und Pancartambo sich zum Perené vereinigen (dem spätern Tambo und Ucayali), dessen Schiffbarkeit festzustellen war, liegt die Colonie Pancartambo selbst 775 Meter über dem Meere in 10° 57′ 2″ südl. Br. und 75° 16′ 4″ westl. L. v. Gr. Hier war es, wo Werthemann mit dem Major Tirado und dem Botaniker Whitly seine Expedition (nach einigen bereits stattgefundenen Scharmützeln mit den wilden Chunchos) am 4. November 1876 antrat.

Es ist hervorzuheben, daß Pancartambo im 17. Jahrhundert mit dem 60 deutsche Meilen stromabwärts gelegenen Sarayacu laut Ueberlieferungen der Jesuiten in guter Land- und Wasserverbindung gestanden hat. Die hier gelegenen Colonien wurden 1642 in einem allgemeinen Indianeraufstande unter Juan Santos Atahualpa vernichtet, und der jetzige kühne Versuch bezweckte eine Feststellung der Richtigkeit der vorhandenen Documente. Seit jener Zeit hatte kein Verkehr mit den über 200 000 Seelen geschätzten Stämmen der Campas und Chunchos mehr stattgefunden, im Gegentheil hatten diese sich stets hartnäckig jedem Verkehr mit Weißen widersetzt. Die Aufgabe der Reisenden war demnach keine leichte, und in der That war es nur Muth und Entschlossenheit, wodurch sich die Gesellschaft bei mehreren Gelegenheiten aus drohender Gefahr rettete. Mit Hülfe von 30 Chasuta-Indianern (vom Huallaga) wurden mit der größten Sorgfalt vier Flöße hergestellt, mit denen man unter der geschickten Handhabung der genannten Söhne des Waldes den Strom hinabschoß, verfolgt von fortwährendem Pfeilschauer der Feinde auf beiden Ufern. Die Schnelligkeit der Bewegung verhinderte Verwundungen, und bei Einbruch der Nacht gelang es, die Fahrzeuge sicher am Ufer anzulegen und den kommenden Tag zu erwarten. Kaum wieder unterwegs, gelang es ihnen, das Canoe zweier Chunchos zu nehmen, die mit Hinterlassung von Bogen, Pfeilen und Rudern ins Wasser sprangen und ans Ufer schwammen. Drei Stunden später passirten sie eine enge Felsschlucht mit vielen Stromschnellen und Wirbeln, die nur mit der größten Schwierigkeit überwunden wurden. Dann folgte ein weites schönes Thal mit welligem Hintergrund; an den Abhängen und in der Thalsohle zeigten sich angebaute Felder. Hier wurde der Fluß 2 Meter tief und der Lauf langsamer (circa $^3/_4$ deutsche Meilen in der Stunde); die Breite sehr verschieden mit vielen Inseln. Ueberall sah man stattliche Rinderherden auf üppigen Weideplätzen. Die Häuser standen auf Hügeln, aber auch am Ufer fanden sich viele Wohnstätten, die wahrscheinlich zum Aufenthalt während des sommerlichen Fischfangs dienten.

Die Chasuta-Ruderer waren entzückt über den sanften Flußlauf und glaubten um so mehr jede Gefahr vorbei, da die Chunchos stets vor den Büchsenschüssen der Reisenden entflohen. Am selben Tage erreichten sie ein großes Haus am Ufer und verzehrten das aus Yuca und Fischen bestehende Frühstück der eben entflohenen Bewohner. Das Eigenthum wurde sonst aufs Gewissenhafteste respectirt und man verließ das Haus, um auf einer großen Insel zu übernachten, wo

allerdings die Ruhe durch fortwährenden Lärm der Feinde sehr gestört wurde.

Bei Tagesanbruch begab man sich wieder auf die Reise; aber kaum hatte unsere Gesellschaft 600 Schritt zurückgelegt, als sie durch Pfeilschüsse der hinter einem Verhau verborgenen Chunchos empfangen wurde. Einer der Leute wurde verwundet, das Gewehrfeuer vertrieb jedoch den Feind. Zwei Stunden später passirte man die Mündung eines ganz schwarz erscheinenden Flusses, der aus einem weiten Thale zu kommen schien. Bald darauf erreichte man eine neue Stromenge zwischen hohen Felswänden, wo nach allem Dafürhalten an ein Durchdringen der Strudel und Riffe nicht zu denken war, was auch zwölf Indianer, die man zur Untersuchung vorausschickte, bestätigten.

Indessen hatten die Chunchos einen weitern Angriff gemacht, und nach reiflicher Ueberlegung entschloß man sich, die Flöße und einen großen Theil der Lebensmittel und Werkzeuge aufzugeben.

Waffen und Munition, Aexte, Messer und einige Lebensmittel wurden ans Land geschafft, wo man ein Lager aufschlug und weitere Angriffe erfolgreich abschlug. Der nächste Morgen sah die ganze Gesellschaft, die drei Führer mit je 33 Pfund, die Indianer mit 80, auf dem Marsche, von furchtbaren Regengüssen heimgesucht, im undurchdringlichen Walde.

Am folgenden Tage endlich erreichte man tiefes, ruhig fließendes Wasser und begab sich mit Eifer an die Arbeit, neue Flöße zu machen, wobei die Chasutas glücklicher Weise wieder mehr Muth zu zeigen begannen. Einen hier einmündenden Fluß nannte man mit Bezugnahme auf alte Karten Antes. Unterdeß wurde auch wieder eine große Anzahl Chunchos sichtbar, die jedoch von einem Angriff abstanden. In leerstehenden Häusern am Ufer fand man eiserne Aexte und Fischhaken, die auf einen Verkehr mit dem Amazonenstrom schließen ließen. Eine deutsche Meile unterhalb der Mündung des Antes zeigten sich schon wieder Stromschnellen und Wasserfälle, über welche, obgleich bis 5 Meter hoch, die Flöße glücklich hinabglitten. Einen dieser Fälle umging man, indem man die Flöße 1200 Fuß weit am Ufer entlang trug.

Von nun an verließ man die Fahrzeuge nicht mehr, wenn es auch vorkam, daß die Gewalt des Stromes eines dieser Flöße so auf einen Felsen hinaufschob, daß es nur durch das Herabspringen der Indianer und Stoßen und Schieben wieder ins tiefe Wasser gebracht werden konnte. Bei einem Landgute, dessen Häuser von Bananen, Papayas und Yamswurzeln umgeben waren, übernachtete man; ein Barranco am andern Ufer deutete auf Goldwäschen hin. Weiterhin fand man Aushöhlungen an ganz unzugänglichen Plätzen, die jedenfalls nichts anderes als die Canäle von Goldwäschen waren. Am sechsten Tage ihrer Fahrt überschlug sich ein Floß im Strome und die Mannschaft rettete sich nur durch Anklammern am Untertheile desselben. Hier kamen zum ersten Male einige Chunchos zu Hülfe, denen man einige Messer und Spiegel schenkte, doch war ein sprachlicher Verkehr mit ihnen wie mit den später angetroffenen Indianern nicht möglich, da ihnen Quechua (die Sprache der peruanischen und ecuatorianischen Indianer) fremd war.

Mit erhöhter Geschwindigkeit von einer deutschen Meile in der Stunde erreichte man die Mündung der Pangoa. Von hier an wurden Dörfer auf beiden Ufern häufiger und ausgedehnte Pflanzungen zeugten für eine dichtere Bevölkerung. Die hier angetroffenen Indianer hatten einige Quechuaworte zur Verfügung und bestätigten, daß die Missionäre früher mittelst des Pangoa und Ené, dessen Mündung man unter 11° 9′ südl. Br. und 74° 18′ westl. L. Gr. fand, mit Lima in Verkehr gestanden haben. Von hier aus heißt der Perenó Tamba, wie er weiterhin nach Vereinigung mit dem Urubamba Ucayali genannt wird.

Am folgenden Tage fand man sich bei einer Krümmung des Flusses plötzlich von einer Menge Chunchos in Canoes umgeben, die in unverschämter Weise nach Werkzeugen und Messern verlangten, die leider alle verloren waren. Man suchte ihnen das klar zu machen und versprach auf echt peruanische Weise Geschenke bei der Rückkehr. Die Indianer zogen sich darauf zu einer Berathung zurück, kamen dann aber schnell hinter den Flößen her und fingen an dieselben mit Pfeilschüssen zu verfolgen. Man antwortete mit Büchsenschüssen, aber ohne großen Erfolg, da die Indianer nach Abgabe eines Pfeilschusses sich stets blitzschnell auf dem Boden ihres Fahrzeuges niederwarfen. Das Gewehrfeuer hielt die Feinde dennoch in solcher Entfernung, daß die Chasutas ohne Furcht ihr eifriges Rudern fortsetzten. Ein Floß wurde von neu auftauchenden Feinden geentert, der Angriff jedoch mit Messern und Beilen abgewiesen, und endlich ließen die Chunchos unter Zeichen der Wuth und Enttäuschung in der Verfolgung nach, während die nahezu erschöpften Chasutas das Rudern einstellten. Die Wälder, welche die Flußufer während des langen Gefechtes bedeckt hatten, machten von nun an einer grasbewachsenen Ebene Platz und der Strom wurde hier an 500 Meter breit bei 7 Meter Tiefe.

Am 12. November, also acht Tage nach der Abfahrt von Paucartambo, erreichte man unter 8° 47′ südl. Br. und 74° 34′ 46″ westl. L. Gr. die Mündung des schon genannten Urubamba, dessen Ufer vom wilden Stamme der Cashibos bewohnt werden. Am 21. November erreichte man endlich die Mission von Sarayacu, die bald nach der Eroberung Perus durch die Spanier gegründet worden war. Am 29. November trafen unsere Reisenden den Dampfer Putumayo, der ihnen von der Mündung des Ucayali entgegen gekommen war, und auf ihm erreichten sie am 30. Iquitos, das, von Peru in Besitz genommen, am linken, d. h. ecuatorianischen, Ufer des Marañon gelegen ist. Der Empfang war nach den überstandenen Gefahren ein äußerst herzlicher, wenn auch das Resultat so wenig den Wünschen der Betheiligten entsprach.

Wäre es möglich gewesen, die Schiffbarkeit des Perené nachzuweisen, wie leider das Gegentheil stattfand, so wären die ausgestandenen Strapazen vom größten commerciellen Werth gewesen und hätten eine monatliche Dampferverbindung zur Folge gehabt. Für jetzt jedoch ist die Forschung auf diesem Gebiete bis zu jener fernen Zeit abgeschlossen, wo die Geldverhältnisse Perus wieder so glänzend sein werden, daß die Schienen der Oroyabahn bis hierher reichen und der Dampf zu Wasser und zu Lande für diese Wildniß eine neue Aera schafft.

Bernhard Flemming.

Stanley's Fahrt auf dem Congo.

III.

Die zweiunddreißig Kämpfe auf dem Strome und seine zweiundsechzig Fälle.

Am 22. November veröffentlichte der „Daily Telegraph" einen weitern Brief von Stanley, datirt aus Loanda, vom 5. September 1877, der die erste zusammenhängende, wenn auch flüchtige Schilderung seiner denkwürdigen Congofahrt enthält.

Erst nachdem Stanley in Nyangwe von den dortigen Arabern die bestimmte Versicherung erhalten, daß Cameron nicht den Fluß hinabgefahren, sondern nach Süden weitergezogen sei, beschloß er definitiv, die Lösung des Lualaba-Räthsels zu unternehmen. So schrecklich waren die Erzählungen der Araber über die wilden Menschenfresser am Flusse, furchtbare Zwerge, vergiftete Pfeile, endlose Wälder und den wüthenden Strom, daß Stanley zur Verstärkung seiner Expedition einen arabischen Häuptling gewann, welcher sich verpflichtete, mit 140 Mann ihn 60 Nachtlager weit den Fluß hinabzubegleiten. Am 5. November 1876 wurde Nyangwe verlassen, aber schon in den dichten dunkeln Wäldern, welche Usimba und Süd-Uregga bedecken, traf man auf so viel Hindernisse und Feindseligkeit der Wilden, daß die Araber die Umkehr beschlossen. Erst nach langen Unterhandlungen gelang es Stanley, sie zu überreden, mit ihm den Fluß zu überschreiten und einen neuen Versuch auf dem linken Ufer desselben zu machen. Der Lualaba wurde an einem Punkte 41 geogr. Meilen nördlich von Nyangwe, unter 3° 35′ 17″ südl. Br., erreicht und mittelst des zerlegbaren Bootes, der „Lady Alice", der Umschifferin des Ukerewe und des Tanganyika, gekreuzt. Nachdem Stanley's Zelt dicht am Ufer mit der Aussicht auf den majestätischen Strom mit seinen grünen Inseln und langen schwarzen Baummauern aufgestellt worden, versammelte er alle seine Leute und theilte ihnen seinen festen Entschluß mit, den geheimnißvollen Fluß hinabzuverfolgen, wo er auch hinführe, und forderte ihre Zustimmung. Alle jungen Leute, gegen 50 an Zahl, traten sogleich vor und riefen: „Inschallah, im Namen Gottes, wir wollen Dir folgen, Herr, und das Meer erreichen!"; aber die älteren schüttelten den Kopf voll trüber Vorahnungen.

Bald zeigte sich die Wildheit der Eingeborenen dieses Landes, Nord-Ukusu genannt. Nach langer Unterredung verlangten sie den Abschluß der Blutbrüderschaft mit einem weißen Häuptlinge, doch solle dieser dazu mit wenigen Begleitern nach einer Insel in der Mitte des Flusses fahren. Frank Pocock erbot sich freiwillig zu dieser ekelhaften Ceremonie, und wurde von Stanley mit 10 Mann, die mit verborgenen Revolvern bewaffnet waren, auf die Insel gebracht; er selbst blieb mit 30 Mann auf dem rechten Ufer in der Nähe. Bald erhob sich Kriegsgeschrei auf der Insel, und als Stanley anlangte, sah er gegen 30 Canoes voller Wilden mit erhobenen Speeren; bei seinem Anblick entflohen sie jedoch. Einen offenen Angriff auf die Expedition, die gegen 500 kampffähige Männer zählte, wagten sie nicht.

Nach kurzem Aufenthalt wurde, der Verabredung gemäß, auf dem linken Ufer hinabgegangen und zwar in zwei Abtheilungen, die eine im Boote, die Hauptmacht auf dem Lande. Doch bald blieb die letztere, der vielen Hindernisse halber, weit zurück, während Stanley in dem Boote den Fluß bis zur Einmündung des Ruiki hinabfuhr, wo er sein Lager aufschlug. Nachdem zwei Tage vergangen, ohne daß die Zurückgebliebenen erschienen, fuhr Stanley etwa 20 Meilen den Ruiki hinauf, wobei 25 Mann im Lager blieben, und untersuchte die Uferbänke nach Spuren der Vermißten. Bei der Rückkehr zum Lager hörte er heftiges Gewehrfeuer, und sah bald die enge Mündung des Ruiki mit vielen Canoes gesperrt, voller Eingeborenen, welche das Lager angriffen, aber vor der nahenden Verstärkung flohen. Die in das Lager geworfenen Speere und Lanzen bildeten gesammelt ein großes Bündel; es war dies der erste der 32 Kämpfe auf dem Congo. Fünf Freiwillige der Bootsmannschaft wurden nach dem verirrten Rest der Expedition ausgesandt, den sie auch vor Abend wohlbehalten ins Lager führten.

Zwei Tagemärsche nördlich vom Ruiki gelangte Stanley an die Ukassa-Fälle. Die Araber hofften, dieselben würden ihn zur Umkehr zwingen, denn sie selbst hatten vor Kurzem erst drei große Canoes mit 30 Mann und vielen Waaren verloren, die über einen Fall 15 Meilen unterhalb Nyangwe gestürzt waren. Stanley nahm zehn Mann von seiner Bootsmannschaft und umging die Fälle zu Lande, wobei er beinahe in einen Hinterhalt gerieth. Nachdem er die Ufer und die Katarakte untersucht, wurde er bei der Rückkehr zum Lager mit der Nachricht empfangen, daß mittlerweile zwei seiner Anführer mit zwei anderen Leuten zu Wasser die Fälle hätten besichtigen wollen, aber mit ihrem Canoe hinuntergestürzt und in einem Strudel verschwunden seien. Nur durch Stanley's Energie gelang ihre Rettung, indem er sogleich mit 50 Mann wieder durch den Busch drang und sie auf dem umgeworfenen Canoe den Fluß hinabschwimmend auffand, wobei sie mit Revolvern sich gegen die Angriffe einer feindlichen Flotte wehrten, da ihre Gewehre untergegangen.

Die Passage der Ukassa-Fälle gelang hierauf ohne Verlust, indem man die Canoes von der Strömung über die Fälle treiben ließ und sie unterhalb derselben wieder auffing. Dies geschah so gewandt, daß die Wilden sich nicht zum Angriff sammeln konnten, ehe die Flußabtheilung in dem Boot und den Canoes sich in fester Kriegsordnung befand, und diejenigen auf dem Lande die linke Flanke deckte. Obgleich die Eingeborenen keinen Angriff wagten, wiesen sie alle Versöhnungsversuche und Geschenke zurück.

Am 6. December langte die Expedition in Usongora Meno, dem ausgedehnten Lande eines mächtigen Stammes, an; hier wuchs die Feindseligkeit der Eingeborenen. Sobald sie das Boot und die sechs Canoes Stanley's erblickten, kamen sie voller Wuth in 14 Fahrzeugen heran. Einer der Araber suchte ihnen die friedlichen Absichten der Fremden zu erklären; als Antwort kam ein Hagel vergifteter Pfeile, die jedoch Stanley's Boot nicht erreichten. Obgleich er 18 Pockenkranke in den Booten liegen hatte, ließ er seine Leute die feindliche Flotte angreifen und sich durch dieselbe hindurchschlagen. Auch die Landabtheilung wurde von

dem kriegerischen Bakusu-Stamme angegriffen, dessen Gebiet sie sich zu sehr genähert, und verlor mehrere Verwundete. Auch in der arabischen Escorte brachen die Blattern aus, so daß in wenigen Tagen 18 Mann starben. Auch an der Ruhr litten viele Leute der Expedition; Geschwüre machten andere marschunfähig, so daß Boot und Canoes bald schwimmenden Hospitalen glichen. In diesem Zustande langte die Flotte in Vinja Ndschara, 125 geogr. Meilen nördlich von Nyangwe, an, mit einem Vorsprunge von zwei Tagemärschen vor der Landdivision.

Kaum hatte Stanley seine 72 Blatterkranken gelandet, als die Eingeborenen angriffen und ihm einen Mann tödteten und mehrere verwundeten. Nachdem der erste Angriff zurückgewiesen, ließ er das Lager befestigen, ringsum den Busch auf 200 Yards niederhauen und überall Vorposten ausstellen. Trotzdem fielen während der ganzen Nacht vergiftete Pfeile ins Lager. Am nächsten Morgen ließ er die Stadt Vinja Ndschara nehmen und befestigen, um seine Kranken und Verwundeten unter Dach zu bringen. Zwei Tage und zwei Nächte lang griffen die Wilden zu Land und zu Wasser an. Das ganze Land schien im Aufstand; aus Usongora Meno kam eine Canoeflotte und aus Ukusu eine große Anzahl Krieger herbei, „um die Fremden zu fressen". Die Bogenschützen kletterten auf hohe Bäume und schossen auf Jeden, der sich in der breiten Straße des kleinen Ortes zeigte, so daß Stanley weder seine Todten begraben noch den rasenden Verwundeten beistehen konnte. Am Morgen des dritten Tages kam endlich die Landabtheilung an, worauf sich der Feind etwas zurückzog. Auf einer Insel im Flusse befand sich jedoch noch eine starke Macht der Wasongora Meno mit 40 bis 50 Canoes. Diese ließ Stanley bei einer Nachtexpedition abschneiden und den Strom hinabtreiben, nachdem er sich mehrerer der besten Boote bemächtigt, aber als er am nächsten Morgen die Feinde überfallen wollte, fand er, daß dieselben bereits mittelst einiger versteckter Canoes entkommen waren. Hierauf ließ er die Bakusu angreifen und aus dem Walde werfen, worauf eine zehntägige Ruhe eintrat, während welcher mit den Eingeborenen Frieden geschlossen wurde.

Hier war es auch, wo die Araber Stanley verließen, nachdem sie ihn 125 Meilen von Nyangwe begleitet; von den Eingeborenen war ihnen vorher die Freiheit der Rückkehr zugestanden worden. Für Stanley war diese Trennung ein banger Zeitpunkt, denn er mußte eine Meuterei unter seinen Leuten befürchten; doch alle jungen Männer und die Anführer blieben ihm treu und schworen, ihm zu folgen, wohin er sie auch führe. Aber als die wilden Töne des Abschiedsgesanges der Wanjamuesi (Araber) über den Fluß klangen, war es ein trauriger Moment für die Zurückbleibenden und Alle weinten. „Kinder von Zanzibar!" rief Stanley seinen zur Abfahrt in den Booten sitzenden Getreuen zu, „hebt Eure Köpfe, ruft Bismillah! und taucht Eure Ruder ins Wasser! Laßt Jene nach Nyangwe ziehen und erzählen, welche muthigen Männer den weißen Mann auf dem großen Flusse hinab zum Meere begleitet haben!" — Eine Musterung der Expedition am 28. December ergab eine Gesammtzahl von 146 Köpfen, Männer und Weiber.

Am 4. Januar 1877 erreichte Stanley den ersten einer Reihe von Katarakten, oder richtiger Fällen, unterhalb des Zusammenflusses des Lumami mit dem Lualaba oder Lowa, wie der Fluß dort heißt. Jetzt begann im Ernst das Elend der Reisenden; sie wurden wie Wild gejagt, Tag und Nacht mußten sie sich gegen Feinde vertheidigen. An diesem Tage brachen sie vier Mal durch Canoeflotten, die sie abzuschneiden suchten, und mußten endlich vor den Baswa-Fällen, unten 0° 32′ 36″ südl. Br., halten. Wieder und wieder mußten die wüthenden Angriffe der Wilden zurückgeschlagen werden, die die Fremden über die Fälle treiben wollten. Die Bewohner der Katarakten-Inseln kamen auch heraus, um den Menschenfressern von Mwana Ntaba beizustehen. Nur durch eine Landung und Befestigung des Lagers mit Buschwerk auf der Waldseite, wo die besten Schützen postirt wurden, gelang es ihnen zu entgehen. Die nächsten 24 Tage waren eine Schreckenszeit für die Expedition; jede Nacht mußte ein befestigtes Lager errichtet werden, täglich Wege durch den Urwald zur Umgehung der Fälle gehauen und die schweren Canoes meilenweit über Land gezogen werden, während die thätigsten der jungen Männer, die Bootsmannschaft, die Wilden zurückwarfen und auf Fouragirung ausgingen. F. Birgham.

(Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Soeben (10. December 1877) versendet die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus gleichzeitig in deutscher, englischer und französischer Ausgabe ein Buch von dem höchsten Interesse: „Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns von Dr. Heinrich Schliemann. Mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. Leipzig 1878. (Preis 30 Mark.)" Für heute genüge die Ankündigung, daß jene unvergleichlichen Schätze in vortrefflichen Holzschnitten die langersehnte Veröffentlichung gefunden haben und daß nun die sicherlich fruchtbare Erörterung derselben ihren Anfang nehmen kann. Ein genaueres Eingehen auf den Inhalt des werthvollen Buches behalten wir uns für eine spätere Nummer vor.

— Nach Messungen der Professoren Charles Dufour und F. A. Forel ist der Rhonegletscher seit dem letzten Jahre um 25 bis 30 Meter, seit 1870 um 390 Meter und seit 1856, wo sein Zurückweichen anfing, um 700 Meter kürzer geworden. (Tour du Monde 878.)

— Die Verbindung zwischen Moskau und der Wolga war, abgesehen von der Eisenbahn, bis jetzt nur zur Frühlingszeit möglich, weil die Moskwa zu seicht ist. Die Schiffe wurden von Pferden von Moskau nach Kolomna an der Oka, welche bei Nischni-Nowgorod in die Wolga fällt, gezogen, eine Verkehrsart, die viel Zeit und Geld kostete und nur sehr unvollkommen war. Neuerdings sind nun in der Moskwa eine Anzahl Schleusen angelegt worden und zwischen Moskau und der Oka coursiren jetzt Schleppdampfer.

— „Stambul und das moderne Türkenthum" ist der Titel einer Reihe von politischen, socialen und biographischen Bildern (Leipzig, Duncker und Humblot, 1878, Preis 6,60 Mark) aus der Feder eines „Osmanen", hinter welcher Bezeichnung wir den Pera-Correspondenten der bedeutendsten süddeutschen Zeitung, den vortrefflichen Kenner türkischer Zustände, türkischer Sprache und türkischer Länder vermuthen. Abgesehen von dem augenblicklichen politischen und dem historischen Interesse, welches viele Theile dieses

Buches bieten (so die Capitel über Midhat Pascha, auswärtige Verhältnisse, Diplomatie, Fuad Pascha, Safvet Pascha, Finanzverwaltung), dürften für Leser des „Globus“ die Abschnitte über die Verwaltung der Provinzen und über öffentliche Arbeiten, Ackerbau und Industrie zu den interessantesten gehören. Es ist eine nicht abzustreitende Regel, daß sich die größten Türkenfreunde unter denjenigen finden, welche den Orient in der Theorie kennen, die größten Gegner der herrschenden Regierung aber unter denen, welche die Dinge in der Nähe sahen. Kein Wunder, daß unser „Osmane“ zu den erbittertsten Feinden jener verlotterten und verrotteten „Stambuler Effendis“ zählt, dieser Regierungsclique mit ihrer „instinctiven Abneigung gegen alles, was zur Förderung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Schifffahrt dient.“ Die Beispiele, die der Autor fast durchgängig aus officiellen Actenstücken, aus officiellen und halbofficiellen Zeitungen und Publicationen oder aus seiner eigenen persönlichen Wahrnehmung entlehnt hat, sind oft wahrhaft haarsträubend, aber für jeden durchaus glaublich, der vom türkischen Reiche etwas mehr gesehen als nur die Hafenstädte. Man lese, wie das herrliche Kleinasien durch Hungersnoth und Mißwirthschaft so jämmerlich herabgekommen ist (S. 63 ff.) und wie unmittelbar darauf die alte Schandwirthschaft munter von Frischem begann (S. 78), wie durch die unsinnige Salzsteuer die Schafherden verwüstet wurden (S. 272), oder wie man den einträglichen Tabacksbau systematisch unterdrückte (S. 273 ff.), oder was das türkische Handelsgesetzbuch für ein Ding ist (S. 293) u. s. w. u. s. w. Das Werk ist vortrefflich und inhaltreich, als Frucht eines dreiunddreißigjährigen Aufenthalts im Osmanenreiche eifrigen Studiums und aller Beherzigung werth; eine Widerlegung versuche, wer kann. Wir zweifeln, daß sie möglich sei.

Asien.

— Prschewalski kehrte Anfangs Juli 1877 nach Kuldscha zurück, verwendete dort zwei Monate auf Verarbeitung des gesammelten Materials und brach Ende August nach Tibet auf, und zwar nicht über den Lob-nor und die Einöde jenseit desselben, sondern über Gutschen, Chami, Tsaidam und die Quellen des Yang-tse-kiang. Im Mai oder Juni hofft er in Lhassa zu sein, dann Tibet zu bereisen und im Herbst 1879 nach Rußland zurückzukehren. Die Resultate der ersten Hälfte seiner Reise sind folgende: Aufnahmen seines Weges, sieben astronomische Längen- und Breitenbestimmungen, barometrische und meteorologische (vier pro Tag) Beobachtungen, ethnographische Daten über die Völker am Tarim und Lob-nor, an Sammlungen 300 Pflanzenspecies in 3000 Exemplaren, 85 Felle von Säugethieren, 160 Vogelspecies in 500 Exemplaren, 50 Fische, 150 Amphibien und über 2000 Insecten. Diese Sammlungen werden voraussichtlich in diesem Winter in St. Petersburg eintreffen und dort bis zur Rückkehr des Reisenden aufbewahrt bleiben. (A. K.)

— „Tibet“, von Dr. Konrad Ganzenmüller (Stuttgart, Levy & Müller 1878), ist eine kurze, aber sehr fleißige und reichhaltige Zusammenstellung alles dessen, was wir über jenes merkwürdige Land wissen, welches die höchsten bewohnten Orte auf der Erde und die höchsten Bergesgipfel umschließt. Das Werkchen bietet die in jüngster Zeit reichlicher fließenden Nachrichten über Tibet (wir erinnern an v. Schlagintweit, Markham, Desgodins, den Panditen Nain Singh) einem größern Publicum in handlicher Form; selbst die neuesten Berichte Desgodins' und v. Richthofen's China finden Berücksichtigung. Nach einander werden behandelt: Quellenschriften, Reisen in Tibet, Karten, physikalische Geographie, Klima, Fauna, Flora, Verkehr und Handel, Volk, Geschichte und Topographie. Die Beigabe einer Karte, welche freilich das Buch sehr vertheuert haben würde und eigens hätte combinirt werden müssen, da keine vorhandene ausreicht, wird vielfach vermißt werden.

— Die „Annalen der Hydrographie“ enthalten in Heft X des Jahrgangs 1877 Berichte über eine Reise des deutschen Kanonenbootes „Nautilus“ von Hongkong nach den neu eröffneten Häfen Hoi-hau auf Hainan und Pak-hoi im Meerbusen von Tong-kin sowie detaillirte Aufnahmekarten genannter Punkte. Zwischen denselben lief das Schiff die Insel Wei-tschau (21° 1½′ nördl. Br., 109° 5½′ östl. L. Gr.) an, deren einsame Lage mitten im Meerbusen von Tongkin eigenthümliche Verhältnisse in das Leben gerufen hat. Es leben auf derselben 4500 Chinesen, davon 2000 Christen, und zwei französische Missionäre. Der Hauptort Ten-tschou-tang (d. i. Kirche Gottes) hat 800 Einwohner, eine sehr niedrige ärmliche Capelle und mehrere Schulen mit 400 Kindern. In den im Südosten der Insel gelegenen wohlgeschützten Hafen Nam-wan kommen während der Zeit des Fischfanges, von October bis Januar und Februar, etwa 2000 große Fischerfahrzeuge aus allen Theilen des Busens von Tongkin und zugleich auch einige Mandarin-Dschunken von Lungmun, einem Platze nordwestlich von Pak-hoi. Dieselben erheben von jedem Fischerbote für den gegen die Seeräuber zu gewährenden Schutz die Summe von 6 mexicanischen Dollars. Während der übrigen Zeit des Jahres ist die Insel sich völlig selbst überlassen; sie gehört zwar zum chinesischen Reiche, beherbergt aber keinen chinesischen Beamten, und es scheint, als ob die Missionäre dort eine Art von Regierung oder Controle ausüben. Ruht die Fischerei, so wird Wei-tschau wegen seines guten Hafens häufig von Seeräubern besucht; dieselben lassen sich aber dort nie etwas zu Schulden kommen, um von der Einwohnerschaft dafür mit Lebensmitteln u. s. w. versorgt zu werden. Letztere treibt nur in so weit Fischfang, als es zu ihrem eigenen Bedarfe nothwendig ist; es sind vorwiegend Ackerbauer und keine Seeleute. Angebaut wird Zuckerrohr und Bananen, wovon für 50 000 bis 60 000 Dollars exportirt wird, ferner in geringerm Maße süße Kartoffeln, etwas Reis, Gerste und viele europäische Gemüse. Auffällig war die große Menge von Rindvieh, welches lediglich zum Ackern des Bodens verwendet wird, bestehend aus indischen Wasserbüffeln und Zebus. Sonst finden sich noch Schweine, Hunde und Geflügel; Schafe, Ziegen und Pferde fehlen. Das regste Leben herrscht natürlich auf der Insel während der Fischerei: es kommen dann viele Kaufleute mit Kleidern und anderen Sachen von Pak-hoi herüber, um mit den versammelten Schiffern lebhaften Handel zu treiben.

Afrika.

— Die Nachricht von Antinori's Tod in Schoa wird jetzt von Rom aus widerrufen.

— Berbera. Die von uns auf S. 15 dieses Bandes erwähnten Verhandlungen zwischen England und Aegypten lenken von Neuem die Aufmerksamkeit auf Berbera, den wichtigsten Hafen des Somalilandes, über welchen der „Globus“ in Bd. XXVII, S. 126, und XXVIII, S. 122 ausführlicher berichtet hat. Ueber die Entwickelung, welche der Platz unter ägyptischer Herrschaft erfahren hat, berichtet ein landeskundiger Pseudonymus, „El Mahendez Iskanderani“, in der „Mail“ vom 30. November 1877, welchem wir Nachstehendes entnehmen.

Die Aegypter ließen bei ihrer Besitznahme der Stadt den eigentlichen Eigenthümern derselben, den Ayyal Ahmed, ihr altes Recht auf den Mäklerlohn für alle dort abgeschlossenen Geschäfte und den Grundzins von allen die Messe besuchenden Kaufleuten. M'Killop Pascha, welcher die Verhandlungen führte, legte darauf 500 bis 600 Mann ägyptischer Truppen nach Berbera, über welche Redouan Pascha, Commodor in ägyptischen Diensten und ein Mann von großer Fähigkeit und Energie, den Befehl erhielt. Außerdem wurde ein Kriegsschiff im Hafen stationirt und eine regelmäßige vierzehntägige Dampferverbindung mit Aden eingerichtet. Redouan Pascha zwang zunächst sämmtliche Somali, vor dem

Betreten der Stadt die Waffen abzulegen, und damit kehrten Ruhe und Friede auf dem Bazar ein. Trafen sich nun die einander feindlich gesinnten Isa Mussa und die Ayyal Ahmed und Ayyal Unis auf dem Markte, so konnten sie ihre Sachen nicht mehr mit Schwert und Spieß zum Austrage bringen, und geriethen sie in Streit, so entschied nun der Pascha in patriarchalischer Weise. Dem Mangel an Trinkwasser half eine 8 engl. Meilen lange eiserne Wasserleitung ab, und an Stelle der elenden Mattenhütten in ungesunder feuchter Lage am Meeresstrande erhob sich in kurzer Zeit etwa eine Meile weiter hin eine Stadt von soliden Steinbauten, welche Regierungsbüreaus, Läden, ein Hospital von 40 Betten, Mühlen, eine Bäckerei, Ställe und eine große Moschee umfaßte. Der ohnehin gute und geschützte Hafen wurde mit einem eisernen Hafendamme und einem eben solchen Leuchtthurme versehen.

Die Folgen einer geordneten Regierung blieben nicht aus; die auf 5000 bis 6000 Seelen herabgesunkene Bevölkerung zählte im letzten Winter zwischen 20 000 und 30 000. Täglich kamen und gingen Karawanen von 200 bis 300 Kameelen, und die große Karawane aus Harrar, welche deren 1200 zählte, mußte wegen Raummangels außerhalb der Stadt lagern. Dieselben bringen ranzige Butter, Häute, Felle, Gummi, Gewürz und Straußenfedern. Schafe und Schlachtvieh wird in Masse nach Aden ausgeführt. Der früher blühende Sklavenhandel soll dagegen durch Redouan's energisches Einschreiten ganz unterdrückt worden sein.

Zeila aber, welches unter der Verwaltung seines frühern Sultans, des jetzigen Abu Bekr Pascha, der arabisches und Somaliblut in seinen Adern hat, verblieben ist, macht keineswegs trotz seines neuen Molo gleiche Fortschritte. Außerdem soll sowohl Abu Bekr wie sein Sohn, der Gouverneur von Tadschurra, Neigung für den Sklavenhandel hegen.

— Die neuesten Nachrichten von der Expedition der Church Missionary Society sind vom Juni 1877. Sie war damals im Begriff, die Insel Ukerewe, von deren Herrscher und Regierung mit Anerkennung gesprochen wird, zu verlassen. Stanley erwähnte in seinen Briefen einen Araber Sangoro, welcher auf der Insel ein Dhau gebaut hatte, um damit auf dem Victoria Nyanza Sklavenhandel zu treiben; aber die Expedition hat, um das zu hintertreiben, ihm das Schiff abgekauft. In der „Daisy" fährt die Gesellschaft nach dem Kitangule-Fluß (s. Karte „Globus" XXXI, S. 280), um denselben auf seine Schiffbarkeit hin zu untersuchen und zwei ihrer Mitglieder in Rumanika's Stadt zurückzulassen, während die übrigen alsdann sich nach ihrem Endziele, König Mtesa's Residenz, begeben wollen.

Amerika.

Columbus' Leiche. „Die Gebeine des Admirals (Don Cristobal Colon) wurden zuerst in dem Karthäuserkloster Santa Maria de las Cuevas in Sevilla beigesetzt, wo sie König Ferdinand mit der Grabschrift ehrte:

A Castilla y á Leon
Nuevo Mundo dió Colón.

Später in den Dom von Santo Domingo übertragen, ruhen sie seit dem 19. Januar 1796 in der Kathedrale Habanas, wohin sie die Spanier nach Abtretung der Insel Haiti mit sich nahmen." So O. Peschel in seiner „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (2. Aufl., S. 312) und so die allgemeine Annahme. Jetzt aber kommt aus S. Domingo die überraschende Nachricht, daß am 10. September in der dortigen Kathedrale in feierlicher Weise und in Anwesenheit vieler Zeugen und einer zahllosen Volksmenge der durch einen glücklichen Zufall entdeckte Sarg des Columbus recognoscirt und durch den Bischof für echt erklärt worden sei. Der Deckel trug auf seiner Innenseite angeblich die Worte:

Illstre. y Esdo.
(Illustre y Esmerádo,)
Varon
Dn. Cristobal Colon.

Eine große Procession durch alle Straßen der Stadt beschloß die Feierlichkeit. — Aus der Darstellung Navarrete's, auf welcher Peschel's Erzählung beruht, geht nun keineswegs mit besonderer Bestimmtheit hervor, daß die am 20. November 1795 vor vielen Zeugen, vor Clerus, Beamten und Offizieren in S. Domingo ausgegrabenen Reste auch wirklich dem großen Seefahrer angehört haben. Es wurde damals ein kleines Gewölbe über der Kanzel in der Hauptmauer rechts vom Hochaltare geöffnet, darin drei bleierne Platten, die Reste eines bleiernen Sarges, Gebeine und Staub gefunden, all das sorgfältig gesammelt, in einen vergoldeten Sarg von Blei gelegt und als der gesuchte Leichnam nach Habana übergeführt. Möglich, daß es nur derjenige von Don Bartolomé Colon, Don Cristobal's älterm Bruder, gewesen ist, der gleichfalls übergeführt werden sollte, dessen aber in Navarrete's Bericht weiter keine Erwähnung mehr geschieht. Jedenfalls darf man den weiteren officiellen Mittheilungen aus S. Domingo mit Spannung entgegensehen. Denn verdächtig erscheint in dem Berichte, daß auf der äußern Seite des gefundenen Sargdeckels die Buchstaben D de la A Pr Atte (welche gelesen werden Descubridor de la America, Primer Almirante) standen, wodurch der Inhalt als Ueberreste des Entdeckers von Amerika bezeichnet werden, während es doch feststeht, daß erst ein volles Jahr (Mai 1507) nach Colon's Tode von Seiten Waldseemüller's der erste Vorschlag gemacht wurde, die Neue Welt nach Amerigo Vespucci mit dem Namen Amerika zu bezeichnen. Auch sonst ist die Nachricht vielfachem Zweifel und Unglauben begegnet. Trotzdem wurde die spanische Akademie der Geschichte von der Regierung mit der Untersuchung der Angelegenheit und Berichterstattung beauftragt. — Erwähnt mag außerdem werden, daß die beabsichtigte Heiligsprechung Colon's einstweilen abgelehnt und auf drei Jahre zurückgestellt worden ist.

— Dr. Rink in Kopenhagen hat von dem bekannten Eskimo Hans Hendrik ein grönländisch geschriebenes Manuscript erhalten, welches dessen Erlebnisse bei verschiedenen Nordpolexpeditionen schildert, und er beabsichtigt dasselbe herauszugeben und ins Dänische oder Englische zu übersetzen. Das Buch verspricht sehr interessant zu werden, denn Hans besitzt ungewöhnliche Intelligenz und begleitete Kane 1853, Hayes 1860, Hall 1871 und Nares 1875, hat also den Smith-Sund öfter gesehen, als irgend ein anderer lebender Mensch. Als Kane's Expedition vom Eise zurückgetrieben wurde, blieb Hans zurück und heirathete eine Frau vom Smith-Sunde. Sein merkwürdigstes Abenteuer war aber, wie er mit Weib und drei Kindern auf einer Eisscholle nach Neufundland getrieben wurde.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXIII. №3.

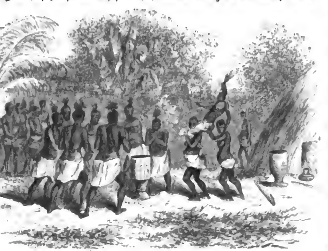
Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

III.

Da Kasongo noch immer nicht zurückkehrte und seine Frau ihr Versprechen, dem Reisenden Führer nach dem Kassali-See zu stellen, nicht hielt, so ließ er sich solche von Dschumah Merikani geben und machte sich am 14. November 1874 nach Osten auf den Weg. Derselbe führte etwas südlich von der Route, die er gekommen war, über die Salzebene nach dem großen von vielen Oelpalmen beschatteten Dorfe Kibaiyéli, wo zum Schaden für die Nachtruhe Cameron's gerade eine Hochzeit auf dem Höhepunkte der Lustbarkeiten angekommen war. Da die Brautleute zu den Vornehmen gehörten, so war das eine wichtige Angelegenheit und Tag und Nacht hindurch hielt das Schreien und Heulen an. Ein Dutzend Männer tanzten unaufhörlich um zwei Trommelschläger im Kreise herum und entlockten dabei ihren Pansflöten die unharmonischsten Töne, während eine bewundernde Menge schreiend und händeklatschend sie umstand. Keine Pause trat da ein; denn sobald der eine ermüdete, nahm ein anderer seine Stelle ein. Am Nachmittage des zweiten Tages führte der Bräutigam einen halbstündigen Solotanz aus, und als er zu Ende war, wurde die Braut, ein neun- bis zehnjähriges Mädchen, angethan mit allem möglichen Staate, den man hatte auftreiben können, von einer Frau auf den Schultern nach dem Tanzplatze getragen, während ein zweites Weib sie von hinten stützte. Sie traten in die Mitte des Kreises und ließen nun die Braut nach Kräften auf- und niederschaukeln, wobei deren Oberkörper und Arme willenlos herumschlenkerten. Der Bräutigam gab ihr Stückchen Tabacksblätter und einige Perlen, welche sie mit geschlossenen Augen unter die Tänzer warf, und diese griffen begierig nach den glückbringenden Dingen. Dann tanzten Braut und Bräutigam unter höchst unanständigen Geberden zehn Minuten lang mit einander, worauf er sie aufhob, unter den Arm nahm und mit ihr in seiner Hütte verschwand. Tanzen, Schreien und Trommeln aber dauer-


Hochzeitstanz in Kibaiyéli.

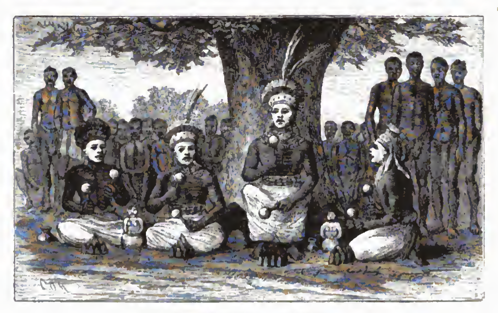
ten noch fort, als Cameron am folgenden Tage das Dorf wieder verließ.

Der Weg führte über eine wohl angebaute Ebene und den ansehnlichen Fluß Tschankodschi, welcher südwärts zum Lowoi fließt, dann über eine bewaldete Bergkette. Letztere wurde durch eine etwa 400 Yards breite Schlucht passirt, deren riesige Wände aus Gneis jäh in die Höhe stiegen. In den zahlreichen Spalten und Höhlungen wuchsen Schlingpflanzen und Sträucher und überzogen die Felsen mit einem Netzwerke von Grün. Jenseit des Passes lag unebenes Land und weiterhin ein Höhenzug, der mit dem Kilwala-Gebirge zusammenhängt. Das Nachtlager wurde in Mwéhu aufgeschlagen, wo sich die wenigen überlebenden Bewohner mehrerer zerstörter Dörfer eine nothdürftige Unterkunft errichtet hatten. Bald nach der Ankunft brach ein mächtiges Gewitter mit Sturm und Regenguß los. Obwohl es Mittagszeit war, so war doch alles in Finsterniß gehüllt, welche nur von den grellen, fast ununterbrochen leuchtenden Strömen elektrischen Feuers erhellt wurde. Blau und roth zuckten sie herab und theilten sich oft in drei, vier Aeste; manche dauerten eine merkliche Zeit, waren breit und wellig wie ein fließender Strom. Unaufhörlich krachte und brüllte der Donner, die Bäume bogen sich vor dem Sturme, der sie zu entwurzeln drohte, und in Strömen floß der Regen herab. So hielt das Unwetter zwei Stunden an; dann vertheilten sich die Wolken und hell strahlte die Sonne von Westen her, daß die triefenden Bäume und Gräser wie Brillanten funkelten.



Häuptling von Kowédi.

Der nächste Tag brachte einen Fieberanfall, der dann folgende einen kurzen Marsch; dann wendete sich der Weg scharf südlich und führte in zwei weiteren Tagen nach dem Dorfe Kowédi am Ufer des Lowoi. Von einer Anhöhe bei demselben konnte der Reisende in einer Entfernung von etwa 20 engl. Meilen den Kassali-See — der auch oft nach dem dortigen Häuptlinge Kikondscha genannt wird — erblicken; ein anderer Theil des Gewässers lag nur 8 engl. Meilen entfernt, aber war von Kowédi durch den Lowoi und ein Gebirge getrennt. Am folgenden Tage wollte Cameron den See selbst besuchen; aber seine Hoffnung wurde vereitelt: es war ihm nicht beschieden, an seinem Ufer zu stehen und seine von Menschen bewohnten schwimmenden Inseln zu

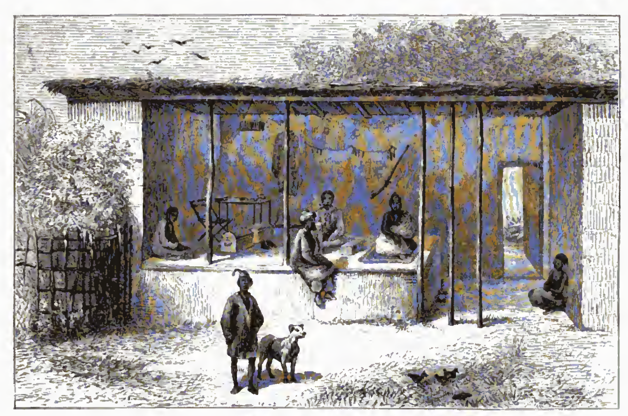


Waganga (Zauberer) der Warua.

sehen. Der Häuptling von Kowédi war nämlich mit Kasongo auf einem Streifzuge abwesend und seine Frau wollte aus eigener Machtvollkommenheit dem Fremden den Durchzug nicht gestatten, so daß dieser erst Boten an den Herrscher, an Fumé a Kenna, und an seinen Freund, Dschumah Merikani, absenden und sich inzwischen in Geduld fassen mußte. Aber auch der Häuptling des Dorfes selbst, der bald darauf ankam, wollte oder konnte ihm die gewünschte Erlaubniß nicht ertheilen und machte alles von Kasongo's Entscheidung abhängig.

Eines Morgens erregte ein Klingeln, wie von einer Anzahl zersprungener Schafglocken, Cameron's Aufmerksamkeit, und als er hinausschaute, sah er einen Mganga oder Medicinmann, der, von seinem Gefolge begleitet, um das Dorf her-

umzog. Er trug einen weiten Schurz von Graszeug und um den Hals einen gewaltigen Schmuck aus Stücken Kürbis, Vogelköpfen und roh geschnitzten hölzernen Nachahmungen von solchen. Auf dem Kopfe hatte er ein breites Band aus Perlen und einen großen Busch Federn, während Gesicht, Arme und Beine mit Pfeifenthon weiß gefärbt waren und auf seinem Rücken ein großes Bündel kegelförmiger, eiserner Glocken ertönte, wie er in hüpfendem, tänzelndem Schritte einherstolzirte. Es folgten ihm eine Frau, welche in einem großen Kürbis sein Idol trug, eine zweite mit einer Matte zum Daraufsitzen und zwei Knaben mit verschiedenen Gegenständen. Bei seinem Erscheinen kamen alle Weiber aus den Hütten hervor, und viele versammelten sich bei der Teufelshütte des Dorfes und verrichteten dort anscheinend ihre Andacht, indem sie sich verbeugten, die Hände zusammenschlugen und seltsame, unarticulirte Klagelaute ausstießen. Weitere Zauberer folgten, bis ihrer fünf, gleich gekleidet und mit gleichem Gefolge, beisammen waren. Dann hielten sie einen gemeinsamen Umgang, breiteten ihre Matten auf einem freien Platze im Dorfe aus, setzten sich in einer Reihe nieder und holten ihre Götzen und Zaubergeräthschaften hervor. Die Consultation wurde von der Frau des Häuptlings eröffnet, welche ihnen ein halbes Dutzend Hühner zum Geschenke brachte. Bald entfernte sie sich hochbeglückt; denn der Hauptzauberer hatte sich herabgelassen, ihr ins Gesicht zu spucken und ihr als Zaubermittel eine Kugel von Thiermist zu überreichen, welche sie sich beeilte in ihrer Hütte in Sicherheit zu bringen. Andere folgten und wurden theils rasch befriedigt, theils erregten sie durch ihre schwierigen Fragen viel Gesticuliren und Gerede. Dann wurden die Götzen befragt und einer der Zauberer, ein geschickter Bauchredner, ertheilte an deren Stelle die nöthige Antwort, welche um so günstiger



Dschumah Merikani's Tembé.

ausfiel, je reicher die Gabe des Betreffenden gewesen. Die Medicinmänner machten denn auch so gute Geschäfte, daß zwei von ihnen am nächsten Tage wieder erschienen, wobei aber der Zuspruch des Publicums fehlte. — Tag auf Tag verstrich, ohne daß die ersehnte Erlaubniß kam. So sandte Cameron endlich Boten zu dem Häuptling des Sees, Kikondscha. Kaum waren dieselben fort, so kamen solche von Kikondscha selbst, der begierig war, den Fremden zu sehen, und unmittelbar wieder andere mit der Meldung, daß er nicht kommen sollte, weil sonst der See austrocknen oder die Fische darin sterben würden. Glücklich kehrten wenigstens Cameron's Boten zurück und berichteten ihm von den schwimmenden Inseln. Es sind das große Stücke Tingi-tingi (dicht in einander gewachsene Wasserpflanzen), welche aus den Massen am Ufer herausgeschnitten werden. Darüber werden Baumstämme und Gestrüpp gelegt und mit Erde bedeckt, darauf Hütten gebaut, Bananen gepflanzt und Ziegen und Hühner gezogen. Gewöhnlich werden sie an Pfählen, die in den Boden des Sees getrieben sind, befestigt; wollen die Bewohner ihren Standort verändern, so ziehen sie dieselben heraus und bugsiren die Insel an Leinen weiter. Zwischen den Inseln und dem Tingi-tingi am nahen Ufersaume befindet sich stets offenes Wasser, so daß man erstere nur zu Boote erreichen kann. Die Felder der Leute liegen natürlich meist am Ufer; während die Weiber sie bebauen, steht der größere Theil der Männer Posten, um das Herannahen von Feinden zeitig melden zu können.

Am 11. December gab Cameron endlich jede Hoffnung auf den Besuch des Sees auf und kehrte nach der Niederlassung Dschumah Merikani's zurück, der ihm mit gewohnter Liebenswürdigkeit Reis und Taback zusandte. Denn er wußte, daß ersterer nur von seinen Pflanzungen zu erhalten war,

und der Tabak war aus Udschidschi-Samen gezogen, der mit vollem Rechte als der beste in Afrika gilt. Nach seiner Ankunft hörte Cameron, daß Kasongo Befehl ertheilt habe, den Fremden, wenn er während seiner Abwesenheit zurückkehren sollte, festzuhalten und ihm, dem Könige, Nachricht davon zu geben. Alvez, der portugiesische Neger, den Cameron sofort aufsuchte, gab an, daß alles fertig, das Elfenbein verpackt und die Sklaven versammelt seien und



Kasongo's Mussumba (Residenz).

daß er sofort nach Ankunft des Königs aufbrechen wolle, weil seine Vorräthe erschöpft seien. In sechszig Tagen würden sie Bihé erreichen — denn dorthin beabsichtigte er zu gehen und nicht nach dem nördlicher gelegenen Kassandsche, wie er anfangs gesagt — und in weiteren zwei bis drei Wochen könnte Cameron in Benguela oder Loanda sein (welches er in der That erst im November 1875 erreichte). Aber Kasongo kehrte erst gegen Ende Januar 1875 zurück und





Kasongo's Musikbande.



Coimbra.

später folgten noch zahllose Aufschübe und Verzögerungen wegen der unvergleichlichen Falschheit und Feigheit desselben Alvez. Manche von den vielen langweiligen Stunden bis zu Kasongo's Heimkehr vertrieb er sich im Gespräche mit Dschumah Merikani und dessen Leuten; unter den 600 Trägern, abgesehen von den Sklaven, waren die verschiedensten Stämme vertreten, auch die Anwohner des Sankorra, so daß sich Cameron ein gutes Bild von der Lage und den wechselseitigen Beziehungen der verschiedenen Seen und Ströme Innerafrikas machen konnte — fügen wir hinzu, so gut als es eben bei den unzuverlässigen Angaben jener Wilden möglich ist. Auch allerlei Geschichtchen wurden da zum Besten



Empfang der Unterhäuptlinge durch Kasongo.

gegeben, von denen wenigstens eine als centralafrikanische Aufschneiderei hier ihre Stelle finden mag, wie sie ein Eingeborener von Ukaranga vortrug.

Derselbe versicherte, daß in seinem Nachbardorfe die Bewohner in den freundschaftlichsten Beziehungen zu den Löwen ständen und daß letztere daselbst friedlich ein- und ausspazierten. Bei feierlichen Gelegenheiten würden sie mit Honig, Ziegen, Schafen und Mehlsuppe bewirthet, so daß man dann mitunter ihrer zweihundert Stück zählen könnte. Jeder Löwe wäre den Leuten mit Namen bekannt und hörte auf denselben, und wenn einer stürbe, so trauerten die Eingeborenen um ihn wie um einen Verwandten. Dieses Dorf liege am Tanganyika-See nicht weit von Dschumah Merikani's Hause, welcher auch davon gehört, aber jene sonderbaren Versammlungen nicht selbst gesehen hatte.

Ferner wußten die Leute von gifthauchenden Bäumen, von Felssculpturen, merkwürdigen Bauwerken und unterirdischen Wohnungen zu erzählen, von einem aussätzigen Volke u. s. w., und so verging die Zeit. Dann arbeitete der Reisende an seinen Karten und Tagebüchern, machte sich ein Paar Pantoffeln, besserte seine Kartenmappe aus, baute sich ein wasserdichtes Zelt und machte sich ein paar neue Fahnen, da die alten völlig unkenntlich geworden waren. Weiters mußten die Strümpfe gestopft werden, ein mühseliges Stück Arbeit, da ihm alle Stopfnadeln wegen ihres großen, bequemen Oehres gestohlen waren und eine Segelnadel aushelfen mußte. Abends wurde nach Vögeln geschossen, ferner der Fumé a Kenna und Alvez häufige Besuche abgestattet und solche von Frauen Kasongo's angenommen; auch ein Jongleur unter Dschumah's Sklaven producirte seine Künste. Aber trotz dieser Beschäftigungen und Zerstreuungen war Weihnachten 1874 und Neujahr 1875 für Cameron eine traurige Zeit, und recht froh war er, als es um Mitte Januar hieß, daß Kasongo endlich in Folge seiner häufigen Botschaften die Rückkehr angetreten hätte, und als am 21. Januar Trommeln und Schreien seine Ankunft in Wahrheit verkündeten.


Kasongo's Haus.

Am selben Nachmittage machte sich Cameron mit Dschumah auf, ihn zu besuchen; als er aber die Umzäunung der Haremshäuser betrat, suchte er vergeblich nach einer Erscheinung, welche einem so großen Fürsten, wie Kasongo sein sollte, entsprach. Erst als der versammelte Menschenhaufen ihm Raum machte, erblickte er vor der größten Hütte einen jungen Mann, der fast um Haupteslänge über seine Umgebung hervorragte. Das war der berühmte Kasongo. Er hielt einen Speer in der Hand und hinter ihm standen Weiber mit seinen Schilden. Jegliche Vorsichtsmaßregel war getroffen, daß kein ungeladener Gast oder mißliebiger Eindringling ohne gesehen zu werden anwesend sein konnte. Der Eingang zur Mussumba wurde scharf von Schildwachen behütet, und ein Thürsteher, in einen großen Schurz von Leopardenfell gekleidet und einen riesigen Krummstock in der Hand, untersuchte jeden Ankommenden auf das Genaueste, ehe er ihn vor den Herrscher ließ. Kasongo, von seinen Fetischpriestern und einigen Weibern begleitet, führte seine Gäste in seine Hütte; dort übergaben sie ihm ein kleines Geschenk und beendigten dann sofort diesen förmlichen Besuch. Der Fürst seinerseits erwies dem Engländer die hohe, aber etwas lästige Ehre, ihn von seiner Musikbande nach Hause begleiten zu lassen. Die Instrumente derselben bestanden aus hölzernen Trommeln, Marimba und runden Kürbissen, welche geblasen wurden und ähnlich wie Jagdhörner klangen. Zu Hause angelangt, schickte Cameron den Musikanten einige Perlen, in der Hoffnung, daß sie den Wink verstehen und abziehen würden. Aber die harmlosen Leutchen nahmen das Geschenk für einen Beweis des Wohlgefallens und der Aufmunterung und spielten, bis die Sonne hinter dem Horizonte verschwunden war.

Mit Kasongo war die ganze Horde von Schurken zurückgekehrt, welche ihn auf seinen Raubzügen begleitet hatte, darunter als der größte Lump Lourenço da Souza Coimbra, ein Sohn des Major Coimbra in Bihé, der dem Reisenden mit unaufhörlichen Betteleien ebenso zur Last fiel wie Alvez. Das Aeußere Coimbra's, den die Eingeborenen Kwarumba nannten, entsprach seinem Charakter: ein schmutziger, fettiger, zerrissener Hut, den kein Lumpensammler des Aufhebens für werth gehalten hätte, deckte sein würdiges Haupt, ein ebenso schmieriges Hemd seinen Oberkörper und um die Hüften hatte er ein Stück Graszeug gebunden, das bis auf die Erde hinabreichte. Das Haar war kurz und struppig, das fast bartlose Gesicht, soweit der Dreck die Grundfarbe erkennen ließ, dunkelgelb. Stets war er in halbbetrunkenem Zustande, und von seinen Ausschweifungen erzählten die blutunterlaufenen Augen.

Kasongo's Ankunft war aber keineswegs, wie Cameron gehofft hatte, das Zeichen für seine baldige Abreise; vielmehr erregten die vielen neuen Dinge das Verlangen des Potentaten, und mit der größten Hartnäckigkeit bettelte er bald um ein Gewehr, bald um einen Hut, Stiefel, Pistolen, Bücher u. s. w. Erstaunt war Cameron über die Menge verstümmelter Höflinge', welche ihn bei solchen Besuchen begleiteten und welche meist nur wegen einer bloßen Laune des Herrschers ihre Gliedmaßen eingebüßt hatten. Dem treuesten Begleiter fehlten Hände, Nase, Ohren und Lippen; trotzdem aber kannte seine hündische Ehrfurcht gegen den über alle Maßen stolzen und eingebildeten Tyrannen keine Grenze. Hielt er sich doch für den größten König der Erde, und höchstens seinen Verwandten, Muata Jammo, ließ er neben sich noch etwas gelten. Dabei willfahrte er des Reisenden Bitten, ihn ziehen zu lassen oder aber ihm Führer zum Sankorra zu geben, nicht, sondern hielt ihn zurück, damit er erst einer großen Versammlung seiner Häuptlinge beiwohne.

Endlich kam dieser ersehnte Tag, der 10. Februar, heran, und schon Morgens um 7 Uhr erschien ein Bote von Ka-

sango, um Cameron und Dschumah zu rufen. Dschumah warnte seinen Freund, auf der Hut zu sein; denn, wie er gehört, hatte Kasongo dem Alvez den Vorschlag gemacht, den Fremden zu überfallen und auszuplündern, und obwohl Alvez sich dessen geweigert hätte, so sei doch eine Menge von dessen Leuten, Coimbra voran, für den Plan eingenommen. So wurden denn fünfzig von den Leuten Dschumah's mit Flinten in dessen Niederlassung postirt und sechszig andere nebst Cameron's Askari (Soldaten) in die Mussumba mitgenommen. Dschumah trug seine Flinte ganz gegen seine Gewohnheit selbst, während der Engländer sich mit einem Revolver begnügte. So betraten sie die königliche Umzäunung, wo sie Kasongo und Fumé a Kenna fast allein, aber in all ihrem Glanze fanden, während draußen große Massen von Häuptlingen und Gefolgschaften versammelt waren. Gleich darauf traf auch Alvez ein und nahm mit seinen mit Flinten versehenen Leuten auf der einen Seite des freien Platzes am Eingange der Mussumba Platz; ihm gegenüber Dschumah und Cameron nebst Gefolge, am obern Ende zwischen beiden Reihen stand Kasongo. Ihm gegenüber stand ein Mann, der eine sonderbar gestaltete Axt hielt, und unmittelbar hinter ihm vier Frauen, deren eine eine ähnliche Axt trug. Dann folgten zwei Zauberer und darauf eine Anzahl Männer mit sämmtlichen Flinten Kasongos sowie Scharfrichter und andere Beamtete. Ganz hinten befanden sich die Weiber und Kinder. Dem Herrscher gegenüber, nahe am Eingange der Mussumba, befanden sich in ihrem besten Schmucke die versammelten Häuptlinge. Nun summten die vier gleich hinter Kasongo stehenden Weiber eine Liste seiner Titel und eine Beschreibung seiner Größe her, wobei das Volk gelegentlich im Chorus einstimmte. Dies beendet, traten die Häuptlinge der Reihe nach, die niedrigsten zuerst, heran und bezeugten ihre Ehrfurcht. Jeder wurde von einem Knaben begleitet, der einen Beutel mit gepulvertem Pfeifenthon oder Zinnober trug, und wenn er nach etwa zwanzig Ellen von dem Herrscher entfernt war, so nahm er den Beutel und rieb sich dessen Inhalt auf Arme und Brust, wobei er sich abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße wiegte und so laut als möglich Kasongo's Titel (Kalunga Kasongo, Kalunga, Moéné Munza, Moéné Banza, Moéné Tanda u. s. w.) ausrief. War er genügend beschmiert, so zog er sein Schwert, stürzte auf Kasongo los, als wollte er ihn niederstechen, aber dicht vor ihm fiel er plötzlich auf die Knie, bohrte das Schwert in den Boden und rieb die Stirn an der Erde. Kasongo sprach dann einige Worte und der Häuptling konnte sich wieder zu seinem Gefolge begeben. Nachdem alle ihren Gruß dargebracht, hielt der König eine lange Rede über sich selbst, sein göttliches Recht, seine Größe und Macht, der nur Muata Jammo an die Seite gestellt werden könnte. Es folgten Antworten von Seiten Coimbra's und eines der Landessprache mächtigen Begleiters von Cameron, worauf letzterer durch Kasongo förmlich dem Schutze des Alvez übergeben wurde.

Aber die Abreise ging immer noch nicht von Statten; stets wußte Alvez neue Gründe zu finden, um dieselbe hinauszuschieben. Erst starb eine Frau Kasongo's und mußte betrauert werden; dann hatte er dem Fürsten versprochen, ihm in Totéla, drei Tagereisen gegen Westen, ein Haus zu bauen und so fort. Durch Bestechung Kasongo's brachte Cameron es endlich dahin, daß dieser aufbrach, um den Bauplatz zu bezeichnen, worauf am 25. Februar auch Alvez endlich folgte. Nach sechs langsamen Märschen und drei Ruhetagen war Totéla erreicht. „Auf diesem Marsche mit Alvez — sagt Cameron wörtlich — war ich über alle Maßen empört durch die Art und Weise, wie die unglücklichen Sklaven behandelt wurden, und ich stehe nicht an zu erklären, daß die schlechtesten Araber in dieser Hinsicht wahre Engel sind im Vergleich gegen die Portugiesen und ihre Reisegenossen. Hätte ich es nicht selbst gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben, daß Menschen so zügellos und viehisch grausam sein könnten." Dabei war die Karawane des Alvez mit einer Menge unabhängiger und nicht unter seinem Befehle stehender Leute aus Bihé und anderen Orten belastet, welche stets hemmend einwirkten, wenn über Weiterreisen oder Halten verhandelt wurde. Beim Aufbruche bestand die ganze Karawane aus 700 Menschen; ehe sie Urua verließ, hatte sie über 1500 Sklaven mit List und Gewalt zusammengebracht.

In Totéla machte sich Cameron selbst, um nicht all zu lange aufgehalten zu werden, mit seinen Leuten an den Bau des bewußten Hauses und stellte es in drei Wochen fertig; aber wiederum mußte er Wochen lang auf eine Abtheilung von Alvez' Karawane warten, die westwärts einen Raubzug nach Kanyóka unternommen hatte. Ein Versuch aber, von Kasongo Boote zum Befahren des Lomámi zu erhalten, schlug fehl, so daß er wieder zu völligem Stillliegen verdammt war und die Zeit mit astronomischen und ethnographischen Beobachtungen, Sammeln von Sprachproben, mit Jagen u. s. w. verbrachte.

Von Interesse ist, was er dabei über die Bestattung eines Herrschers von Urua in Erfahrung brachte. Es wird nämlich der Lauf eines Stromes abgelenkt und in dem trockenen Bette eine mächtige Grube gegraben, deren Boden mit lebendigen Weibern bedeckt wird. An einem Ende läßt sich ein Weib auf Händen und Knien nieder, und auf ihren Rücken setzt man den todten König, der, angethan mit all seinen Perlen und Schätzen, von zwei anderen Frauen gehalten wird. Zu seinen Füßen sitzt seine zweite Frau; sie ist die einzige, welche getödtet wird, ehe man das Grab zuschaufelt. Alle anderen werden lebendig begraben. Dann wird eine Anzahl männlicher Sklaven, oft 40 bis 50, geschlachtet, ihr Blut über das Grab gegossen und dann der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet. Geringere Häuptlinge müssen sich mit dem Opfer von nur ein paar Weibern und Sklaven begnügen, und der gemeine Mann wird ganz allein in sitzender Stellung begraben, den rechten Zeigefinger nach oben ausstreckend, so daß er gerade bis zur Oberfläche des Grabhügels reicht.

Nachdem noch Cameron am 28. Mai durch ein Feuer und die Diebereien von Alvez' Leuten manches von seinem Besitzthum eingebüßt, aber mit Dschumah's Hülfe seine Hefte, Bücher und Instrumente noch glücklich gerettet hatte, und dadurch der Aufbruch nochmals beträchtlich verzögert worden war, fand derselbe am 10. Juni 1876 wirklich statt.

Die Insel Wuap.

Anthropologisch-ethnographische Skizzen aus dem Tagebuche **N. N. Miklucho-Maclay's.**

[Die nachstehenden Zeilen sind den „Iswestija“ der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft (1877, Heft 2) entnommen. Ueber ihren jugendlichen Verfasser, dessen Bildniß, das eines der muthigsten und ausdauerndsten Reisenden der Jetztzeit, wir beifügen, können wir folgende Angaben machen. Nikolaus von Miklucho-Maclay wurde 1846 als Sohn eines russischen Edelmannes auf einem Dorfe des Gouvernements Nowgorod geboren. Er studirte in St. Petersburg, Heidelberg, Leipzig und Jena, anfangs Jura, dann Naturwissenschaften und Medicin, vorzüglich vergleichende Anatomie. Nachdem er fast alle Länder Europas gesehen, machte er 1866 in Gesellschaft von Prof. Häckel eine Reise nach Madeira, den Canarien und Marokko, drei Jahre später einen Ausflug an die Küsten des Rothen Meeres und Kleinasiens und trat im December 1870 seine große Reise nach der Inselwelt Asiens und des Stillen Oceans an, welche ihn bis auf den heutigen Tag dort festgehalten hat. Ueber Brasilien, Patagonien, Chili und verschiedene Inseln des Pacific erreichte er auf der russischen Corvette „Witjaz“ im September 1871 Neu-Guinea, an dessen Nordküste er sich 16 Monate unter den Papuas aufhielt (s. „Globus“ XXIV, S. 29), bis man in Rußland um ihn besorgt wurde und er auf Veranlassung des Großfürsten Konstantin im December 1872 von der Corvette „Izumrud“ abgeholt wurde. Auf derselben besuchte er Ternate, Manila rc. und genoß die Gastfreundschaft des holländischen Generalgouverneurs in Buitenzorg. So wie er sich erholt hatte, nahm er seine zoologischen und ethnographischen Forschungen auf den Sunda-Inseln wieder auf und reiste im October 1873 zum zweiten Male nach Neu-Guinea, diesmal nach der Südwestküste (vergl. „Globus“ XXVI, S. 317 und 333). Ende November ging er nach Singapur und der Halbinsel Malakka und machte dort zwei Reisen, die erste im December 1874 und Januar 1875, darauf einen Ausflug nach Bangkok, und dann vom 13. Juni bis October 1875 die zweite, welche ihn weit in das Innere dieses unbekannten Landes führte und wichtige Aufschlüsse über die Reste der dortigen nicht malayischen Urbevölkerung brachte (s. „Globus“ XXVIII, S. 188, und XXXI, S. 74). Dann folgte eine Seereise im westlichen Mikronesien, über welche ein Bericht auf S. 75 und 295 des 31. Bandes des „Globus“ abgedruckt ist, und zu deren Resultaten auch die nachfolgende interessante Mittheilung gehört. Im Juni 1876 hat dann sein dritter Aufenthalt auf Neu-Guinea, und zwar unter denselben Papuas wie das erste Mal, begonnen.

Die Insel Wuap, auf englischen Karten Eap und Yap, auf französischen Guap geschrieben, ist eine der westlichen Carolinen. Sie liegt zwischen 138° 3' bis 138° 18' östl. L. und 9° 19' bis 9° 37' nördl. Br. und besteht aus zwei größeren, nur durch eine schmale Landenge verbundenen Inseln. Ihr Flächeninhalt beträgt 3,8 deutsche Quadratmeilen; rings umgeben ist sie von einem Korallenriff, durch welches mehrere Passagen führen. Im Südosten befindet sich die Bucht von Tomil mit dem guten Ankergrund gewährenden Rul-Hafen. Die östliche Halbinsel zeigt ein kahles 200 Meter hohes Plateau; die westliche ist mit abgerundeten kahlen Hügeln bedeckt, deren höchster 419 Meter sich erhebt. Die einzigen Säugethiere sind eine fruchtfressende Fledermaus (Pteropus Kerandrenii) und die Hausratte. Die Vogelwelt umfaßt zwei Dutzend Arten, die von Hartlaub und Finsch in den Proc. Zool. Soc. 1867 und 1872 beschrieben wurden, darunter die seltene Grundtaube Phlegoenas Yapensis. Finken und Papageien fehlen ganz. Häufig ist eine meterlange Warneidechse, Hydrosaurus marmoratus. Dazu kommen einige Skinke und Schleichen sowie die Carettschildkröte; Landschlangen fehlen, ebenso Süßwasserfische (obwohl Maclay von Aalen spricht). — Zum politischen Verbande von Yap gehören noch die Matelotas und Mackenzie-Inseln sowie die vereinzelten Eilande Fais und Wolea. — Einen ausführlichen Bericht über Yap bringt nach den Forschungen von Tetens und Kubary das Journal des Museums Godeffroy im zweiten Hefte, S. 12 bis 58, begleitet von einer Karte und ethnographischen Abbildungen. Ein Theil der unserm Aufsatze beigefügten Anmerkungen, in eckige Klammern geschlossen, ist dieser Abhandlung, die durch Miklucho-Maclay glücklich ergänzt wird, entnommen.]

Anthropologische Merkmale.

(Wuchs. Hautfarbe. Haar. Schädel. Plattheit der Nase. Durchbohren der Nasenscheidewand und der Ohren. Tättowirung.)

Durch Messungen ergiebt sich, daß der Wuchs der Einwohner von Wuap im Allgemeinen kleiner ist als die Durchschnittsgröße in Europa und daß sich unter ihnen viele sehr kleine Leute finden. Die Größe von 30 ohne Auswahl gemessener reifer Männer variirte zwischen 1500 und 1690 Millimeter; ein Häuptling maß allerdings 1765 Millimeter; freilich unter Hunderten das einzige Beispiel solchen Wuchses. Die Größe der 20 gemessenen mannbaren Weiber schwankte zwischen 1360 und 1480 Millimeter.

Die Hautfarbe schwankt zwischen den Nummern 21, 30, 28 und 43 der Broca'schen Tabellen. Die Weiber, welche im Allgemeinen etwas heller als die Männer sind, zeigen an ihrem Körper vielerlei Farbentöne; z. B. hat nicht selten ein und dasselbe Individuum sehr helles Gesicht und helle Brust (Nro. 33 und 46) im Vergleich zum Rücken und den Hüften, deren Farbe der Nummer 43 entspricht. Solche Extreme sind bei Weibern nichts Seltenes, kommen aber bei Männern nicht vor.

Die Haare zeigen beträchtliche Mannigfaltigkeit. Selten sind sie glatt, sondern fast stets gewunden und sogar kraus, und die große Frisur dieser Leute, mit der sie sich viel zu schaffen machen, ist derjenigen der Papuas ähnlich, nicht nur in der äußern Form, sondern auch darin, daß das Haar bei vielen lange pfropfenzieherähnliche Locken bildet, deren Durchmesser 5 bis 6 Millimeter nicht übersteigt. Solche Haarmützen finden sich auch bei den Papuas in Dore auf Neu-Guinea und den Mischlingen zwischen Papuas und Malayen auf den Molukken. Zum Scheiteln und Kämmen bedient man sich auch hier des bekannten großen papuasischen Kammes, der zum Schmuck mit einer Feder oder einem bunten Lappen versehen wird. Die gekämmten Haare binden die Männer am Nacken zusammen, während die Weiber sie in einem großen Knoten an der Seite tragen. Der Bart wächst

bei vielen gut und sogar der Körper (Brust, die unteren Körpertheile und Beine) ist mitunter mit dichten Haaren bewachsen. Bei vielen Kindern und einigen Weibern war die Stirn fast völlig mit Haaren bedeckt, so daß nur ein ganz kleines Dreieck mitten zwischen den Augenbrauen die glatte Haut zeigt. In der Jugend reißen die Männer die Haare auf Lippe und Kinn aus und die Weiber thun ein Gleiches an der Achselhöhle und auf dem mons Veneris. Aus ihren abgeschnittenen Haaren flechten letztere sehr feste Schnüre für den Hausbedarf. Der mesocephale Schädel der Bewohner von Wuap hat Neigung zur Brachiocephalie. (Der Breitenindex bei 25 gemessenen Männern variirte zwischen 74,3 und 81,7, bei 12 Weibern zwischen 74,0 und 84,3).

Die Nase ist niedrig und breit, hauptsächlich eine Folge einer künstlichen Zerquetschung derselben; eine große, hervorstehende Nase gilt für häßlich. Viele Frauen erzählten mir auf meine Frage, daß drei Tage nach der Geburt eines Kindes die Mutter oder eine Frau aus der Verwandtschaft demselben mit der flachen, am Feuer erwärmten Hand einige Male über das Gesicht streicht und dabei besonders auf die Nase drückt, und zwar so stark, daß das Kind gewöhnlich vor Schmerz zu schreien anfängt. Dieses Verfahren, „Andowek" genannt, wird ein paar Monate hindurch fortgesetzt und hat den Zweck, das Kind vor einer häßlichen großen Nase zu bewahren. Auch die Durchbohrung der Nasenscheidewand ist bei den Eingeborenen im Gebrauch sowie die der Ohren (außer im Ohrläppchen wird noch eine zweite kleine Oeffnung etwas höher als die erste im äußern Rande des Ohres angebracht), und zwar wird sie mit einem zugespitzten Stückchen Kokosnußschale ausgeführt. In der Nasenscheidewand trägt man gewöhnlich Blumen oder Blätter von angenehmem Geruch, in den Ohren große Ringe von Schildpatt.



Nikolas von Miklucho-Maclay.

Beide Geschlechter tättowiren sich, das männliche aber meist viel mehr als das weibliche; doch sind auch lange nicht alle Männer mit diesem Schmucke versehen. Zeichnung oder Reichthum der Tättowirung bezeichnet in so weit die gesellschaftliche Stellung des Betreffenden, daß man bestimmt sagen kann, daß derselbe nicht zur Classe der Sklaven gehört, aber auch nicht mehr [1]). Die Häuptlingswürde drückt sich in der Tättowirung nicht aus; viele Pilune (Oberhäuptlinge) sind sogar sehr wenig tättowirt, während gewöhnliche Leute, die zur Classe der Freien gehören, reichen derartigen Schmuck aufzuweisen haben, so daß er fast den ganzen Körper bedeckt mit Ausnahme des Gesichts, der vordern Seite des Halses, der Arme unterhalb des Ellenbogens, der untern Körpertheile, welche mit Haaren bewachsen sind, der Knie und der Fußsohlen [1]). In eine Beschreibung der Muster werde ich mich nicht einlassen, da selbst die ungeschickteste Zeichnung einen bessern Begriff davon giebt als eine ganze Seite Beschreibung; bemerken will ich nur, daß ich dieselbe Tättowirung auf der Insel Mogemog sah, und daß, wenn die Tättowirung nicht symmetrisch ist, die rechte Seite viel reicher geschmückt ist als die linke, was sich besonders am rechten Arm und Fuß zeigt.

Die Isolirung der Mädchen beim Herannahen der Reife und der Frauen während der monatlichen Reinigung und nach einer Geburt ist eine der hervorstechendsten Sitten auf Wuap. Sobald sich das Herankommen der Reife bemerkbar macht, verlassen die Mädchen das elterliche Haus im Dorfe und leben einige Zeit (2 bis 3 Monate) in kleinen Hütten,

[1]) [Auf Neuseeland erhielten nur die Freien das Moko, die Tättowirung, während die Sklaven untättowirt blieben.]

[1]) [Abweichend im Journal des Museums Godeffroy, S. 15: „Unter den erwachsenen Männern der höheren Stände ist die vollständige Zeichnung des Körpers auch nur bei den Häuptlingen zu finden. Es steigt mit dem Range die Bedeutung der Körperhaut durch tättowirte Zeichnungen."]

welche eigens für diesen Zweck unweit des Dorfes, aber an einem abgelegenen Orte, errichtet sind [1]). Dort halten sie sich während der ersten Regeln und noch einige Zeit nachher auf. In dieselben Hütten, eine Art „Asyl für Frauen", begeben sich die Weiber während der Menses, wo sie für unrein gelten und sich nicht im Dorfe sehen lassen dürfen; und ein Gleiches findet nach Entbindungen statt.

Regierung und Stände.

(Pilune. Matra-mat. Aristokratie. Freie. Sklaven. Vasalleninseln.)

Die Bevölkerung der Insel ist nach Angabe der dort wohnenden Europäer beträchtlich und zählt reichlich 6000 Seelen, welche in mehrere von einander unabhängige, oft feindliche Häuptlingschaften zerfallen [2]). Der einheimische Titel dieser Häuptlinge, „Pilun", wird von den dortigen Europäern mit König übersetzt, was aber durchaus nicht weder der Macht, noch dem Einflusse der Pilune, noch auch ihrer äußern Umgebung entspricht. Die Namen ihrer hauptsächlichsten Residenzen und Bezirke sind folgende sieben: Tomil, Rul, Goror [3]), Nif, Kilimit, Onet und Kanif; außerdem giebt es noch einige unbedeutendere. Unter jenen sieben gilt der von Tomil als der erste, wenn er auch keine besondere Macht ausübt.

Neben der weltlichen des Pilun giebt es noch eine geistliche Macht, Matra-mat [4]), d. h. die Herrschaft derjenigen Leute, welche zwischen der Gottheit und den Menschen als Vermittler und als Ausleger des göttlichen Willens dienen. Ihr Einfluß ist sehr bedeutend, weil kein wichtiges Geschäft ohne ihre Einwilligung oder Billigung unternommen werden kann. Jedes Dorf hat seinen Matra-mat; der oberste aber findet sich in Tamil. Derselbe hat Einfluß auf die ganze Insel und bei wichtigen Gelegenheiten wenden sich die Leute an ihn und bringen ihm reiche Geschenke. Dieser Dienst vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Bei weiten Expeditionen wird der Matra-mat des Dorfes mitgenommen, um Unglücksfälle vorauszusehen und zu verhüten.

Außer dem Pilune giebt es in jeder Provinz einige Mächtige zweiten Ranges, die Classe der Aristokraten. Den folgenden Stand bilden die freien Leute, welche eigentlich die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen.

Die Sklaven leben in besonderen Ansiedelungen und es ist ihnen nicht gestattet, in dem Dorfe des Häuptlings zu wohnen; sie befinden sich in großer Abhängigkeit von den höheren Ständen und namentlich vom Pilun, müssen für dieselben arbeiten und sind zahlreichen Beschränkungen unterworfen: sie dürfen sich nicht tättowiren, keinen Kamm in den Haaren tragen, am Halse oder an den Armen keinen Schmuck haben, oder müssen wenigstens den Kamm aus den Haaren ziehen und selbst den geringsten Schmuck verstecken, wenn sie das Dorf des Häuptlings und der freien Leute betreten. Der Sklave hat kein Recht an seinem Eigenthume, wenn sich der Häuptling desselben bemächtigen will; ja selbst die Verfügung über seine Kinder und sein Leben steht bei dem Pilun. Sein Dorf ist finsterer, weniger schön als das des Pilun. Ihr Wuchs ist in der Mehrzahl der Fälle unter dem Durchschnitte, den die Eingeborenen von Wuap erreichen — und darin muß man aller Wahrscheinlichkeit nach die Erklärung für eine Nachricht Chamisso's (mitgetheilt von Gerland in der Waitz-Gerland'schen Anthropologie der Naturvölker V, 2. Abtheilung, S. 50) suchen, wonach auf Wuap eine Oertlichkeit mit sehr kleiner Bevölkerung existirt.

Da Wuap unter den umliegenden Inseln vermöge seiner sehr dichten Bevölkerung und der nautischen Geschicklichkeit der Strandbewohner die erste Stelle einnimmt, hat es seine Hand auf einige nahe Eilande gelegt, und erhebt dort nicht nur einen jährlichen Tribut, sondern sendet auch Männer als Häuptlinge dorthin. Der Tribut besteht theils aus Dingen, welche die Vasallen von Europäern im Tauschhandel erhalten, theils aus Naturproducten.

Bauten.

(Wege. Häuser. Clubgebäude. Grabmäler.)

Merkwürdig sind die Bauten der Wuaper; dahin gehören gepflasterte Straßen, große Gesellschaftshäuser oder Clubgebäude und Grabmäler.

Die Dorfstraßen bestehen aus massivem Pflaster, ohne Cement, von 3 bis 6 Fuß Breite. Dieselben sind sehr alt und kein einziger Häuptling vermochte anzugeben, seit wie viel Menschenaltern sie schon existiren. In der Nähe der Häuptlingswohnung und des Clubhauses verbreitert sich die Straße und bildet einen gepflasterten Platz für allgemeine Versammlungen unter freiem Himmel; mitten hindurch läuft ein festgetretener Streifen, wo Tänze, Speerwerfen u. s. w. stattfinden. Auf dem Platze sind flache Steine aufrecht in die Erde gegraben als Sitze für die Theilnehmer an den Versammlungen oder vielmehr als Rückenlehnen. Fast bei jedem Hause findet sich ein solches urwüchsiges, massives Möbel für Gäste eingegraben.

Die Häuser ruhen auf drei- bis fünffüßigem, steinernem

---

[1]) Die Sitte, die Frauen während der Menstruation und vor oder nach dem Gebären mehr oder weniger zu isoliren, sowie der Glaube, daß dann die Frauen zeitweilig „unrein" seien, ist unter den verschiedenen Völkern weit verbreitet, aber eine solche Entfernung aus dem Hause und sogar aus dem Dorfe, wie auf Wuap, findet sich nicht so oft. Von einer ähnlichen Sitte hörte ich auf der Insel Ceram, wo die Bergbewohner, die sogenannten Halifuru, ihre Weiber bei diesen Gelegenheiten in den Wald schicken und sie unter keinem Vorwande in den Dörfern belassen. [Anders Capitän Schulze: „Weiter befindet sich in jedem Dorfe ein apartes Menstruationshaus, worin alle Frauen die ganze Zeit der Reinigung zubringen und mit den Männern und selbst mit den größeren Kindern in keine Berührung kommen." S. dessen Vortrag über „Ceram und seine Bewohner" in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie &c. 1877. S. 118. Red.] Auf Wuap beaufsichtigen die Weiber selbst sich gegenseitig und halten streng auf die Erfüllung der Sitte. Auch folgender Gebrauch herrscht dort: Wenn ein Weib die ersten Anzeichen von Schwangerschaft fühlt, so enthält sie sich des weitern Verkehrs mit dem Manne und bleibt ihm auch 8 bis 10 Monate nach der Entbindung fern. Der Mann, der zu seinem Club (bai-bai) gehört, hat dort eine oder mehrere Geliebte und fügt sich ohne Murren dieser Sitte.

[2]) [„Die Insel Yap beherbergt eine zahlreiche Bevölkerung, die auf 2500 bis 3000 Köpfe geschätzt wird, doch dürften diese Angaben eher zu niedrig gegriffen sein, wenn man die vielen Districte (58) und Ortschaften zusammenhält, welche das Land nach den vorliegenden Berichten aufweist." (Journal des Museums Godeffroy II, 14.)]

[3]) [Crurr im Journal des Museums Godeffroy. Als eine der wichtigeren Ortschaften wird hier noch Eileil (im Nordosten) genannt.]

[4]) Matra-mat, Matrmat oder Matemat, entsprechend dem polynesischen Worte „Tabu", hat hier nicht geringe Bedeutung. Zu meinem Bedauern kann ich nichts über die Ceremonien sagen, welche mit seiner Einsetzung und Aufhebung verbunden sind, da ich dieselben nicht aus eigenem Nachforschen, sondern nur aus Quellen von fragwürdiger Glaubhaftigkeit kenne. Zwei Facta jedoch unterliegen keinem Zweifel: die Aale in Bächen und Teichen und die Mücken, welche sich bei einem gewissen großen Felsen auf dem Gebirge beim Dorfe Ril in großer Menge finden, sind durch den strengsten „Matra-mat" oder „Tabu" geschützt. Das Tödten eines solchen Thieres zieht unvermeidlich schweres Unglück nach sich.

Fundamente in Gestalt einer erhöhten Plateforme, welche nicht nur das Haus über den Erdboden erheben, sondern auch zur Befestigung der mittleren und Seitenpfeiler des Gebäudes dienen soll.

Die Bai-bai oder Clubgebäude sind mitunter auf künstlichen, regelrecht erbauten Vorgebirgen oder Inselchen am Meeresstrande aufgeführt.

Was den eigentlichen Bau der Häuser, unter denen die Clubs wegen ihrer Größe den ersten Platz einnehmen, betrifft, so fallen zweierlei Besonderheiten dem europäischen Besucher in die Augen: erstlich, daß alle Verfestigungen dieser mitunter sehr großen Gebäude (ein Bai-bai, den ich sah, und der noch lange nicht der größte war, maß 27 Meter in der Länge, 14 in der Breite und circa 10 in der Höhe), welche aus dicken Pfosten und Balken erbaut sind, nur aus dünnen Schnüren von nicht mehr als 3 Millimeter Dicke bestehen, und daß zweitens für die Mittelpfosten, auf welchen das Dach ruht, meistens krumme Baumstämme ausgewählt werden. Die Bänder und Geflechte von Schnüren [1]), welche sehr viel Verwendung finden, sind sehr sorgfältig gemacht und dienen mit ihren verschiedenen Mustern gleichzeitig zum Schmuck. Der Grundriß dieser Bai-bai wie auch der meisten anderen Häuser ist nicht vier-, sondern sechseckig, da die vordere und hintere Seite nicht von einer geraden, sondern gebrochenen Linie begrenzt ist. In den Seitenwänden befinden sich in kleinen Zwischenräumen große Fenster oder niedrige Thüren, die bei Tage offen stehen und zur Nachtzeit durch eingesetzte Thürflügel und Läden verschlossen werden. In der Vorder- und Hinterwand finden sich auch bis zu zwei Thüren. Im Bai-bai sind keine Unterabtheilungen oder Zimmer angebracht: der ganze innere Raum zerfällt in zwei breite Gänge der Länge nach, je einem auf jeder Hälfte des Bai-bai, und in Localitäten an den Seiten jedes Ganges, wo die Clubmitglieder und die Gäste sitzen oder schlafen.

Es scheint mir nicht überflüssig, hier einige Worte über die Bestimmung der Bai-bai zu sagen. Dieselbe ist sehr vielseitig. Ein solcher dient als Vereinigungsort und Nachtlager für die Mitglieder des Clubs, zur Abhaltung der nächtlichen Tänze, dann auch als Unterkunft für Gäste und für Leute, welche sich auf der Reise von einem Orte zum andern befinden, und verwandelt sich in Kriegszeiten in eine Art Caserne. In jedem Dorfe giebt es mehrere Bai-bai, je nach der Zahl der Clubs. Der Bai-bai wird gemeinschaftlich gebaut und gehört allen Clubmitgliedern [2]).

Jeder Club besitzt einige junge Mädchen, deren Anzahl sich nach der Menge der Mitglieder und dem Reichthum der Gesellschaft richtet. Dieselben werden von ihren Eltern gekauft oder noch häufiger aus benachbarten Dörfern geraubt, leben im Bai-bai und stehen jedem Mitgliede des Clubs zu Diensten. Man findet darunter oft junge, hübsche Weiber, wenn der Club über größere Mittel verfügt oder stark genug ist, sich mit Gewalt hübschere Mädchen zu verschaffen. Das Leben derselben ist oft besser als das der meisten Frauen. Sie halten sich im Bai-bai auf, den die verheiratheten Weiber nicht betreten dürfen, brauchen nicht auf dem Felde zu arbeiten und werden von den Clubmitgliedern unterhalten, welche die bessere Hälfte von ihrem Fischfange oder ihrer sonstigen Beute nicht ihren Frauen, sondern ihren Geliebten im Club geben. Die verheiratheten Frauen, denen sie oft ihre Männer abspenstig machen, stehen deshalb in sehr wenig freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen, und nicht selten kommt es sogar zu Schlägereien. Um solche zu vermeiden, die unausbleiblich sein würden, wenn die Clubmädchen während ihrer Regeln in dieselben Hütten gingen wie die übrigen Weiber im Dorfe, so errichten die Clubmitglieder nahe am Bai-bai und unfern des Ufers im Wasser auf Pfählen eine kleine Hütte und bringen ihre Mädchen beim Herannahen der Menses dorthin. Die Stellung derselben ist keineswegs eine verachtete. Eltern geben (richtiger verkaufen) nicht selten ihre Töchter an einen Club, und nachdem sich die Mädchen zwei bis drei Jahre im Bai-bai aufgehalten haben, werden sie oft von Clubmitgliedern geheirathet.

Nun zurück zu den Bauten auf Wuap. Nachdem ich erfahren, daß man hier die Todten nur auf den Bergen zu begraben pflegt und den Häuptlingen große Denkmäler aus Stein errichtet, machte ich mich auf, dieselben zu besichtigen. Die, welche ich in Okitam, anderthalb Stunden landeinwärts vom Dorfe Rul, sah, bestanden aus stufenförmigen Pyramiden mit länglichem Unterbau und waren, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, den alten Grabmälern auf der Insel Tahiti durchaus ähnlich (z. B. dem bekannten Marai in Papar, dessen Ruinen ich 1871 besichtigte). Je nach der gesellschaftlichen Stellung des Verstorbenen haben diese Bauten mehr oder weniger Etagen; so das eines unlängst verstorbenen Häuptlings deren acht, während ein nahegelegenes einem Sklaven errichtetes nur eine besaß. Miniatur-Grabmäler nenne ich sie im Vergleiche zum Marai, der nirgends unter 35 bis 40 Fuß mißt, weil das höchste auf Wuap nicht über 9 Fuß Höhe hat.

Außer der charakteristischen Eigenthümlichkeit, die Todten nie in der Nähe des Meeres zu begraben, bemerkte ich noch eine andere: mannbare Leute werden in sitzender Haltung und mit gekrümmten Knien begraben, Kinder und junge Leute in liegender Stellung. Auch sollen beim Begräbniß von Männern (Häuptlingen und freien Leuten) kriegerische Spiele, Scheingefechte u. s. w. aufgeführt werden. Leider habe ich keiner solchen Ceremonie beigewohnt, deren Beschreibung mich an eine andere erinnerte, die ich auf der Maklai-Küste sah. Außer diesen Kriegsspielen, welche zu Ehren eines Häuptlings am frischen Grabe stattfinden (auch nach Angabe eines alten Colonisten), werden von Männern und Frauen auch mitunter sehr unanständige Tänze aufgeführt.

Geld.

Die hauptsächlichste Tauscheinheit auf Wuap ist sehr originell und einzig in ihrer Art, da man von ihr sagen kann: dies Geld liegt am Meeresstrande, wird täglich von der Fluth bedeckt, treibt sich auf Straßen und Wegen umher ohne Rücksicht darauf, daß jedes Stück den Werth von vielen hundert Dollars haben, sogar zu Brücken- und anderen Bauten dienen und weder entwendet noch verdorben werden kann. Das Geld [1]), welches alle diese Eigenschaften besitzt und von den Eingeborenen „Fe“ genannt wird, besteht aus Steinen, welche die Gestalt von Mühlsteinen sehr verschiedener Größe (von 1 bis 7 Fuß im Durchmesser) und nicht selten einige Tonnen im Gewicht haben; es ist ein weißes Gestein [2]),

[1]) Dieselben werden aus der Fiber der äußern Schale der Kokosnüsse gefertigt, welche man zu diesem Behufe erst wässert und dann trocknen läßt.

[2]) [Diese Bai-Bais stimmen mit den Beis der Pelau-Inseln überein; die Clubs selber heißen auf letzteren Klöbbergölls. Vergl. Semper, die Pelau-Inseln.]

[1]) Gerland (Anthropologie der Naturvölker V, 2. Abth., S. 87) leugnet, daß in Mikronesien etwas dem Gelde Aehnliches existire, obwohl es auf Wuap und dem Pelau-Archipel ganz bestimmt eine Tauscheinheit, d. h. Geld, giebt.

[2]) An einer Bruchstelle einer dieser Steinmünzen überzeugte ich mich, daß es Quarz war; aber wie mir scheint, ist das Material der Fe nicht stets dasselbe. Dem Museum der Russischen Geographischen Gesellschaft werde ich ein Exemplar dieser Münze übersenden.

grob behauen, und in der Mitte befindet sich ein Loch. Ihr Werth ist sehr verschieden und hängt von der Größe, Bearbeitung u. s. w. ab; er variirt von einigen bis zu 1000 und mehr Dollars, d. h. für einen solchen Stein kann man eine bestimmte Menge Taro oder Kokosnüsse kaufen oder sich eine Piroge, ein Haus, Landantheile und dergleichen eintauschen. Kleine gut polirte und regelmäßig geformte Fe, die ich in Häuptlingswohnungen sah, galten mehr als große, unregelmäßige und grob behauene. Verzierungen, abgesehen von ein oder zwei concentrischen Kreisen oder einer Zickzacklinie am äußern Rande, habe ich an diesen Steinen nicht gesehen; die meisten entbehrten sowohl dieses Schmuckes als auch der Politur. Das Rohmaterial findet sich nicht auf Wuap, sondern auf den Pelau-Inseln und wird auch dort zugerichtet, und Greise erzählten mir, daß in alten Zeiten, ehe noch alljährlich europäische Schiffe bei Wuap anlegten, viele einheimische Pirogen auf der Reise von oder nach dem Pelau-Archipel beim Holen der Fe zu Grunde gingen. Jetzt schließen in Wuap ansässige Agenten europäischer Firmen und Seefahrer vortheilhafte Contracte mit den Eingeborenen: für einen bestimmten Preis (in Cobra, Trepang u. s. w.) nehmen dieselben sie mit nach Pelau, um Fe einzuhandeln, und bringen sie dann nebst den Steinen wieder nach Wuap zurück. Noch heute befindet sich diese Münze in vollem Cours, und alljährlich reisen viele Leute in Abtheilungen auf europäischen Schiffen nach Pelau oder kehren von dort zurück.

Weil die Bearbeitung der Fe viele Hände und ihr Transport viele Ausgaben verlangt, so bleiben diese steinernen Münzen meist Eigenthum der ganzen Gemeinde (und dann kann der Pilun unter Zustimmung Aller über sie verfügen) oder des Clubs, d. h. sie gehören allen Mitgliedern desselben; nur wenige gehen in Privatbesitz über [1]).

Dieser Umstand und die Unhandlichkeit der Fe bewirkte, daß unter den Einwohnern Wuaps für kleinere Geschäfte und behufs bequemerer Circulation Nachfrage nach Perlenmuscheln oder Sar entstand, welche hier ebenfalls, auf Schnüre gezogen, als Tauscheinheit gelten. Zum Vergnügen der europäischen Händler ist diese Nachfrage sehr stark; dieselben bestellen sich aus Singapur eine Menge billiger Muscheln und verkaufen sie in Wuap zehn bis fünfzehn Mal theuerer [2]). Eine andere ziemlich seltsame Art einheimischer Tauscheinheit besteht aus Mattenrollen von grober Arbeit, Ambul genannt; sie haben cylindrische Gestalt, sind circa 3 Fuß breit und haben einen Durchmesser von 1 bis $2^1/_2$ Fuß und verschiedenen Werth, die größten etwa von 35 bis 40 Dollars. Der Werth der Ambul ist vollkommen conventionell, weil sie nach ihrer Form und Bearbeitung durchaus zu keinem Gebrauche da sind. Fe, Ambul und Sar können Leute aller Stände besitzen, während noch eine weitere Geldsorte existirt, welche nur für die Häuptlinge da ist und von denselben „gau" genannt wird; es sind das verschiedene geschliffene Steine und abgedrehte Muscheln, welche mitunter als Halsschmuck aufgereiht werden. Je nach ihrer Seltenheit und der Entfernung ihres Fundortes (auf verschiedenen Inseln zwischen Wuap, Pelau und Neu-Guinea) haben sie verschieden hohen Werth, und nur Häuptlinge dürfen sie besitzen und tragen.

Traditionen.

Unter den von den Bewohnern Wuaps aufbewahrten Traditionen sind einige besonderer Aufmerksamkeit werth.

Tradition von der Reise Anaguman's nach dem fernen Land U-kanat. Als ich mich mit Rongnibai, dem Sohne und Erben Ko-rogog's, des gegenwärtigen Piluns von Rul, über die großen gepflasterten Straßen, die Steinmünzen u. s. w. unterhielt, fragte ich ihn, ob er wüßte, wohin seine Vorfahren in ihren großen Pirogen gefahren seien außer nach Pelau, von wo sie schon lange Fe geholt hätten. Er erwiderte, daß sie die Inseln Mogemog, Auropik, Ungulu und Sonotol besuchten, daß aber die weiteste Reise vor sehr langer Zeit, lange ehe die Einwohner von Wuap Schiffe der weißen Leute gesehen, Anaguman ausgeführt habe, der bis nach dem fernen Lande U-kanat gekommen sei. Hier die kurze Erzählung der Reise, wie sie mir Rongnibai mittheilte, indem er dabei mit einem Stocke in den Sand zeichnete.

Anaguman, ein Mann aus Tomil, fuhr mit einer einzigen Piroge und mit wenigen Leuten von Wuap erst nach U-peloi (so nennen die Bewohner Wuaps den Pelau-Archipel), dann nach den Inseln Sonotol, Bul, Merir, Kusukubei, Irro, Ometrija, Pronagal und Reminjer, von wo es nicht mehr weit bis zum Lande U-kanat war, wo es viele Menschen gab, die in großen Häusern wohnten. Von denselben konnte Rongnibai nur angeben, daß sie wie Teufel [1]) waren, und daß Anaguman von ihnen lernte, Feuer anzumachen [2]), Beile aus Muschelstücken (Tridacna) zu machen und große Häuser zu bauen. Glücklich nach Hause zurückgekehrt, lehrte Anaguman seinen Landsleuten die Kunst, Häuser zu bauen, und diese bauen bis heutigen Tages so, wie sie es damals gelernt haben; die Fertigkeiten, Feuer anzumachen und Beile aus Muscheln herzustellen, waren ihnen so lange von Nutzen, bis sie von den Weißen eiserne Aexte und Stahl zum Feuerschlagen erhielten. Einer von den Reisegefährten Anaguman's, Namens Gijelan, kehrte nicht nach Wuap zurück: eines Abends blieb er auf einer Insel, die als mächtiger Fels aus dem Meere aufragte, und bestieg den Gipfel, um zu sehen, ob es dort Menschen gäbe, und den Namen der Insel zu erfahren. Als er aber auch am folgenden Tage nicht zu der Piroge zurückkehrte, so fuhren seine Genossen ohne ihn weiter.

Meine Frage nach der Richtung, in welcher U-kanat zu suchen sei, konnte Rongnibai nur sehr unvollständig damit beantworten, daß es nach der Ansicht der Eingeborenen im Westen oder Südwesten von Wuap liege; auch auf die Frage, wie viel Menschenalter seit jener Fahrt verstrichen seien, konnte er keine Auskunft geben, sondern meinte nur, daß es vielleicht die alten Leute in Tomil, der Heimath Anaguman's, wüßten. Auf Befragen, von wem er diese Erzählung ge-

---

1) [Die Idee des Steingeldes haben die Yap-Insulaner von den Pelau-Inseln entlehnt. Nach Tetens (Journal des Museums Godeffroy, Heft II, 21) besteht das Yap-Geld nicht aus Quarz, sondern aus gelblich weißem krystallinischem Kalkspath. Uebrigens ist diese Geldart nicht so isolirt wie Miklucho-Maclay meint, denn auf den Neu-Hebriden kommt es, auch in Mühlsteinform, unter dem Namen Nawalae vor (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin IX, 342).]

2) Perlenmuscheln, welche in Singapur en gros auf $1^1/_2$ bis 2 Doll. zu stehen kommen, gelten im Handel mit den Eingeborenen etwa 20 Doll., und in derselben Weise schlagen die Händler mit allen europäischen Dingen auf.

1) Rongnibai, der einiges Englisch verstand und sogar einige englische Worte sprach, drückte sich aus, sie wären „like devil" und fügte erklärend hinzu „strong, strong man".

2) Ich sah in einem vom Meeresstrande entfernten Dorfe ein altes Mittel, Feuer anzumachen, welches immer mehr und mehr durch Feuerstahl und selbst Zündhölzchen ersetzt wird. Dasselbe bestand darin: mit einem wie ein Bleistift zugespitzten Stöckchen, welches man zwischen den flachen Händen hin- und herrollt, bohrt man in einen weichen, trockenen Baum ein nicht tiefes Loch. Je nach der Geschicklichkeit des Betreffenden fängt der weiche Zunder in dem Loche binnen 30 bis 40 Secunden an zu brennen.

hört, sagte er: „Von meinem Vater, und ich selbst werde sie meinen Söhnen erzählen, wenn sie herangewachsen sind."

Ohne mich auf Vermuthungen, welches Land U-lanat sein und zu welcher Race jene teufelsähnlichen Menschen gehören könnten, einzulassen, füge ich nur hinzu, daß mir viele Eingeborene dieselbe Geschichte und mit denselben Inselnamen wie Rongnibai erzählten; ich zweifele auch nicht, daß es bei genügender Bekanntschaft mit den einheimischen Namen der kleinen und weit zerstreuten Inseln im Westen und Südwesten von Wuap möglich ist, Anaguman's Reiseweg zu verfolgen.

Tradition von der versunkenen Insel. Es existirt noch eine Ueberlieferung, daß viele Bewohner Wuaps von einer andern Insel, welche in das Meer versunken ist, dorthin gelangt seien. Auf den Karten findet sich nördlich von Wuap eine Untiefe, Hunters Rock, welche dem entsprechen würde.

Tradition von den Bewohnern des Pelau-Archipels. Einer der auf der Insel lebenden europäischen Händler erfuhr, daß ich mich für einheimische Ueberlieferungen sehr interessirte, und theilte mir eine solche mit, konnte sich aber leider nicht erinnern, von wem er sie gehört, weshalb ich mich nicht an die Quelle selbst wenden konnte. Einige Eingeborene, die ich fragte, wußten nichts davon, was indessen nichts gegen ihre Glaubwürdigkeit beweist, da, was Traditionen anlangt, nur einer von zehnen sie kennt, und auch das oft nur zur Hälfte, die anderen aber nichts davon gehört haben. Obwohl ich sie also nicht von den Eingeborenen selbst hörte, theile ich sie als höchst interessant mit.

Dieser Tradition zufolge bildeten die Einwohner von **U-peloi** (dem Pelau-Archipel) mit den Bewohnern Wuaps **früher ein Volk**, lebten in guten Beziehungen zu einander und besuchten sich häufig einander. Einstmals wurden einige Leute von Süden (?), aus einem andern Lande, durch den Sturm nach U-peloi verschlagen [1]). Sie waren viel dunkler und stärker als die Eingeborenen von Pelau; letztere aber nahmen sie gut auf und gaben den unerwarteten Besuchern zu essen und zu trinken, bis diese nach Hause zurückzukehren wünschten. Bald darauf aber kehrten sie zurück, diesmal aber mit zahlreichen Stammesgenossen und vielen Pirogen, und bemächtigten sich fast aller Pelau-Inseln; nur wenige von den früheren Einwohnern, die in den nördlichen Theil der großen Insel getrieben wurden, blieben von der allgemeinen Vernichtung verschont.

Wenn die Quelle dieser Tradition sich als durchaus glaubwürdig herausgestellt, d. h. wenn ich sie anstatt von einem europäischen Händler [1]) von den Eingeborenen selbst gehört hätte, so würde dieselbe als echtes Zeugniß für die Wanderungen der Eingeborenen von einer Insel zur andern sehr wichtig sein.

Einfluß der Europäer und ihre Beziehungen zu den Eingeborenen.

Bei meinen Nachforschungen, wie lange wohl schon der Einfluß der Europäer auf die Eingeborenen fühlbar ist, erfuhr ich, daß jetzt das zweite Geschlecht lebt, seitdem die Steinbeile (von denen es mir noch einige Exemplare zu erlangen glückte) von den eisernen verdrängt wurden. Fonowei, der Pilun von Goror, ein Mann von etwa 50 Jahren, theilte mir mit, daß, als sein Vater jung war, noch fast allgemein Steinbeile im Gebrauch waren, daß aber er selbst als Kind schon hauptsächlich eiserne sah und daß jetzt steinerne überhaupt nicht mehr benutzt werden.

Charakteristisch ist, daß diese neuen Beile in ihrer Construction durchaus den alten steinernen gleichen, d. h. an der Handhabe ist eine eiserne Schneide ganz ebenso befestigt wie einst ein Steinsplitter oder eine Muschel. Um neue Beile herzustellen, suchen die Eingeborenen stählerne Meißel, die zu diesem Zwecke sehr tauglich sind, zu erhalten; auch verstehen sie es zum Aerger der Händler vortrefflich, die Güte der europäischen Stahl- und Eisenwaaren zu beurtheilen, und jetzt würde es schwer sein, sie damit zu betrügen. Stahl- und Eisenwaaren, Flinten, sogar Kanonen kleinen Kalibers handeln sie gern von den Europäern ein. Gewebe und Kleider werden fast gar nicht von ihnen verlangt, da sie vernünftiger Weise ihren Landsleuten nicht erlauben, in den Dörfern europäische Kleider zu tragen.

Vor acht Jahren ließ sich dort der erste europäische Händler nieder; ich traf deren an verschiedenen Punkten der Insel vier. Doch muß man nothwendig bekennen, daß der Einfluß der Europäer, d. h. der Händler und der gelegentlich landenden Schiffer, auf die Eingeborenen leider ein äußerst schlechter ist. Die Europäer beuten die Eingeborenen aus und leiten sie durch ihr Beispiel zu Lüge und Betrug an.

[1]) In der Reiseliteratur finden sich nicht selten Erzählungen von weiten wider Willen unternommenen Reisen von Eingeborenen, welche in kleinen Pirogen weit von ihren Heimathsinseln weggeführt wurden. Bei meinem kurzen Aufenthalt auf Wuap und dann auf Pelau begegnete ich öfters solchen Leuten, die nach anderen Inseln verschlagen worden waren. So traf ich z. B. auf der Hauptinsel von Pelau, Bebeltop, im Dorfe Malogiok einen Eingeborenen mit besonders schöner Tättowirung, die meine Aufmerksamkeit erregte. Auf meine Fragen, wer und woher er sei, erfuhr ich, daß er von einer Insel, die er Bur oder Bul nannte und von welcher die Bewohner von Malogiok nichts wüßten, stammt; sie hätten ihn zusammen mit einem andern Manne halb todt in einer Piroge auf dem Riff gegenüber von Artingal aufgefunden. Nachdem sie ihm herausgeholfen, hätte es sich gezeigt, daß er eine ihnen unverständliche Sprache geredet, und erst nach Verlauf einiger Zeit, nachdem er die Pelau-Sprache erlernt hatte, habe er erzählt, daß er mit drei Genossen auf den Fischfang gefahren sei und nur kurze Zeit, nicht über einen halben Tag, fortzubleiben gedachte, weshalb er an Provision nur einige Kokosnüsse mitgenommen habe. Ein Windstoß habe sie jedoch so weit fortgeführt, daß sie ihre nur flache Insel aus dem Gesicht verloren; darauf sei eine Windstille eingetreten, eine starke Strömung habe sie sehr weit fortgeführt, weil sie ohne Wind keine Segel aufziehen konnten und, durch langes vergebliches Rudern ermüdet, dasselbe schließlich einstellen mußten. Vor Hunger und Ermüdung seien zwei von ihnen gestorben, während die anderen sich davon ernährten, was sie zufällig fingen; am achtzehnten Tage endlich seien sie an dieser Küste angelangt. — Als ich sie sah, lebten sie schon viele Monate in Malogiok als Gäste des Oberhäuptlings von Artingal, Kallai Timon; da sie aber Familie daheim besaßen, so wünschten und hofften sie, bald nach ihrer Insel zurückzukehren.

[1]) Wenn derselbe auch vielleicht etwas verkleinert oder modificirt haben sollte, so halte ich ihn doch nicht für phantasiereich genug, um den gesammten Stoff erfunden zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Das Erdbeben von Iquique.

Ueber das Erdbeben von Iquique vom 9. Mai 1877 und die dadurch erzeugte Fluthbewegung im Großen Ocean, über welche wir bereits in Nro. 14 des vorigen Bandes eine Anzahl Daten zusammengestellt haben, hat Herr Dr. E. Geinitz in den Göttinger Gelehrten Nachrichten berichtet und den Gegenstand ausführlicher und auf Grund eines sehr umfangreichen Materials im 12. Heft der Petermann'schen Mittheilungen von 1877 behandelt. Seine Resultate sind:

Als Erschütterungscentrum ist Iquique in Peru (20° 12' südl. Br., 70° 14' westl. L. Gr.) oder ein etwas südlich davon gelegener Punkt anzusehen. (Das Centrum des Erdbebens vom 13. August 1868 war das nördlicher gelegene Arica.) Das Ereigniß fand statt um 8 Uhr 20 Minuten Abends des 9. Mai. In den Orten aus der Nähe von Iquique, z. B. Pisagua, Pabellon de Pica, Tocopilla, trat das Erdbeben mit gleicher Heftigkeit auf, während es weiterhin allmälig an Stärke abnahm. Es wurde namentlich in den folgenden Orten beobachtet: Mollendo, Ilo, Arica, Pisagua, Iquique, Tarapaca, Pabellon de Pica, Tocopilla, Cobija, Mejillones de Bolivia, Antofagasta, Caldera, Chañaral, Copiapo, Coquimbo, Valparaiso, Concepcion; es besaß somit eine Verbreitung über 20 Breitengrade. An fast allen Punkten war das Erdbeben von einer ungewöhnlich langen Dauer (meist 3 bis 4 Minuten) und folgten sich meist mehrere Stöße; die Zeitungen berichten von dem immensen Schaden, welchen die Erschütterung in der Mehrzahl der betroffenen Orte angerichtet hat.

Größer noch als der vom Erdstoße selbst verursachte Schaden war das Unheil, welches die von dem Erdbeben erzeugte Fluthbewegung des Großen Oceans allenthalben anstiftete. Die hierbei beobachteten Erscheinungen sind die folgenden: An der Küste des Gebietes der stärksten Erschütterung trat wenige Minuten nach dem ersten Stoße (in Iquique um 8 U. 25 M. Nachmittags) eine Bewegung des Meeres ein, welche als ein plötzliches Anschwellen und Emporsteigen des Wassers geschildert wird. Darauf zog sich das Meer weit zurück, um bald als Welle wiederzukehren und mit verheerender Gewalt über das Ufer in das Land hereinzubrechen. Diese Fluthungen wiederholten sich in verschieden langen Intervallen oft noch den folgenden Tag über. In den entfernteren Gegenden trat eine Wellenbewegung ein, welche entweder mit einem Rückzug des Wassers oder dem Heranrollen einer Woge begann. Die Fluthbewegung erstreckte sich auf die ganze Westküste Südamerikas und wurde auch in dem mexicanischen Hafen von Acapulco beobachtet, so daß sie sich an der amerikanischen Küste über 60 Grad verbreitet hat.

In gleicher Weise wie im Jahre 1868 pflanzte sich das Seebeben auch diesmal über die ganze Fläche des Großen Oceans fort. Folgendes sind die diesbezüglichen Daten:

Auf den Sandwich-Inseln wurde die Fluthbewegung an mehreren Orten beobachtet. In Hilo auf Hawaii trat die erste Fluth um 4¾ Uhr Morgens des 10. Mai ein. Diese Zeit ist für Iquique 10 Uhr 24 Min. Vormittags des 10. (Zeitdifferenz 5 St. 39 Min.). Die (berechnete) Entfernung zwischen Iquique und Hilo von 5526 Seemeilen wurde daher von der Fluthwelle in 14 Stunden zurückgelegt, d. i. mit einer mittlern Geschwindigkeit von 396 Seemeilen pro Stunde, oder 670 engl. Fuß pro Secunde. Mit Hülfe dieser Geschwindigkeit läßt sich nach den Formeln von Airy oder Russel die mittlere Tiefe des durchlaufenen Theiles des Oceans berechnen. Diese beiden Formeln lauten resp.: $h = \left(\frac{v}{k}\right)^2$ und $h = \frac{v^2}{g}$; wobei h die Tiefe, v die mittlere Geschwindigkeit, k die Zahl 5,671, $g = 32,1908$ engl. Fuß bedeuten. Die hiernach gewonnenen Tiefenwerthe sind resp. 13 945 und 13 931 engl. Fuß, oder im Durchschnitt 2324 Faden. Die nach diesen Formeln berechneten Werthe für die mittlere Tiefe des Oceans sind natürlich um so genauer, je ungestörter sich die Fluthwelle in ihrer Richtung fortgepflanzt hat; sie müssen daher weniger genau sein, wenn die Welle durch zwischenliegende Inselmassen in ihrer Geschwindigkeit verzögert wurde. Daher können wir uns erklären, daß die Werthe für die Tiefe des Oceans zwischen Iquique und Honolulu von den eben (für Hilo) gefundenen etwas abweichen. Während nämlich die Welle auf ihrem Wege von Iquique bis Hilo auf keinerlei ihre Geschwindigkeit erheblich hindernde Inselmassen stieß, muß sie weiterhin, bis sie zu dem nordwestlich gelegenen Honolulu gelangt, durch die zwischenliegenden Massen von Hawaii, Maui ꝛc. in ihrer Geschwindigkeit beeinträchtigt werden; unter sonst gleichen Umständen wird demnach die aus den Hiloer Daten gewonnene Tiefenangabe der Wahrheit am nächsten kommen. Im Hafen von Honolulu trat die Fluthbewegung aus den eben erwähnten Gründen erst um 5 U. 20 M. Vormittags des 10. Mai (= 11 U. 11 M. Vormittags des 10. Mai Iquique-Zeit) ein. Die Entfernung von 5710 Seemeilen wurde demnach in 14¾ Stunden zurückgelegt, d. i. mit einer mittlern Geschwindigkeit von 654,5 Fuß pro Secunde. Dies ergiebt eine durchschnittliche Meerestiefe von 2219 Faden.

Auf den Sandwich-Inseln wie an den meisten übrigen Beobachtungspunkten, von denen Nachrichten vorliegen, fand die Fluthbewegung in Form mehrerer auf- und absteigender Wellen statt, von denen die ersten gewöhnlich einander sehr rasch folgten und sehr bedeutend über das gewöhnliche Hoch- und Tiefwasserniveau hinausgingen; die allmälig an Intensität abnehmende Fluthung setzte sich oft einen Tag oder länger fort.

Der Kürze halber mögen die wichtigsten Daten, welche von anderen Punkten vorliegen, und die daraus gewonnenen Berechnungen in Form einer Tabelle folgen:

	Ankunft der Welle		Entfernung von Iquique in Seem.	zurückgelegt in		Geschwindigkeit der Welle in Fuß pro Secunde	Mittlere Tiefe des Oceans in Faden
	Ortszeit	Iquique-Zeit		St.	M.		
Apia	4 U. 30 M. am 9. Mai Vormittags	11 U. 16 M. am 10. Mai Vormittags	5739	14	50	655 5	2225
Lyttleton, Neuseel.	7 U. am 9. Mai Vorm.	2 U. 48 M. am 10. Mai Nachmittags	5631	18	23	518 4	1392
Akaroa, Neuseel.	7 U. am 9. Mai Vorm.	2 U. 45 M. am 10. Mai Nachmittags	5560	18	23	513 8	1367
Kamaishi, Neuseel.	9½ U. am 9. Mai Vorm.	6½ U. am 10. Mai Vorm.	8835	22		679	2389

Außer von diesen Orten liegen noch von mehreren anderen Gegenden Berichte vor, welche aber leider nicht genau genug sind, um Anhaltspunkte für Berechnungen zu geben. So wurde die Fluth auf der Chatam-Insel, an der gesammten Ostküste von Neuseeland, in Sydney und Newcastle (Australien) wahrgenommen.

Bei einer Vergleichung der gewonnenen Resultate mit den v. Hochstetter'schen Angaben über die Fluthwelle von 1868 und den directen Tiefseemessungen ergiebt sich eine verhältnißmäßig befriedigende Uebereinstimmung; die Differenzen beruhen nur auf den verschieden genauen Beobachtungen und anderen untergeordneten Elementen. Die vorliegenden Untersuchungen bestätigen auch im Allgemeinen die von Hochstetter ausgesprochene Behauptung, daß die Geschwindigkeit der Erdbebenwelle und der innaren Fluthwelle identisch sei.

Weiter eingelaufene Nachrichten melden von auffallenden Veränderungen, die im Gefolge des Erdbebens in den meteorologischen Verhältnissen der südamerikanischen Küste eingetreten sind. Es fanden nämlich nach dem Erdbeben starke Stürme und heftige Regengüsse statt. In Folge der in jener Gegend zu dieser Zeit ungewöhnlichen Regenmassen ist nach der „South Pacific Times" vom 13. August 1877 dieser Küstenstrich, dessen Boden sonst in trockener, unfruchtbarer Dürre zu liegen pflegt, zwischen Mollendo und Lomas auf 100 Meilen hin in einen förmlichen Blumengarten verwandelt.

Als Grund dieser Veränderungen kann man das rein mechanische Moment ansehen, daß die (wenn auch vielleicht ganz geringen) durch das Erdbeben verursachten Niveauschwankungen eine Aenderung in den Verhältnissen des Atmosphärendruckes jener Gegenden zur Folge haben mußten, die ihrerseits wieder einen Ausgleich heftiger Luftströmungen hervorrief.

Europa.

— J. Mestorf, Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holsteins. Ein trefflicher kurzer Leitfaden, der auf 27 Seiten und 15 Tafeln die Hauptepochen der vorgeschichtlichen Zeit ihres Landes und deren charakteristischste Ueberreste den Bewohnern der Elbherzogthümer vorführt. Das Schriftchen, im Auftrage des preußischen Cultusministeriums veröffentlicht, enthält auch Rathschläge, wie mit gefundenen prähistorischen Alterthümern zu verfahren ist, um sie der Wissenschaft zu erhalten. Jeder Einsichtige muß ihm die weiteste Verbreitung und zahlreiche Nachfolger in den übrigen Gauen Deutschlands wünschen. Daß auf diese Weise so mancher altehrwürdige Rest, welcher dem Laien gleichgültig erscheinen mag, durch den Kundigen aber zum Zeugnißablegen über vergangene Jahrhunderte zu bringen ist, vor Vernichtung gerettet werden wird, steht sicher zu hoffen.

— In den Niederlanden hat sich unter dem Patronat des Prinzen Heinrich ein Comité gebildet und 24 000 Gulden gesammelt, um im nächsten Mai ein kleines, aber starkes Segelschiff nach der Westküste von Spitzbergen und eventuell weiter nach der Jenisei-Mündung zu senden. Man beabsichtigt damit, die neue „Handelsstraße" nach den sibirischen Flüssen weiter zu erforschen, Matrosen heranzuziehen, die später mit dem Dienste auf einer wissenschaftlichen Station zu betrauen wären, und zugleich einigen niederländischen Polarfahrern einfache Denkmäler zu errichten. (Nature.)

— Im Jahre 1876 haben 108 807 Personen Italien verlassen, davon aber 89 024 mit der Absicht, vorübergehend in der Fremde zu arbeiten und bald wieder in die Heimath zurückzukehren. Auf diese Weise gingen 32 000 nach Frankreich, 20 000 nach Oesterreich-Ungarn, 18 000 nach der Schweiz, 9000 nach Deutschland. Wirklich ausgewandert sind nur 19 783 Individuen, davon mehr als 14 000 nach Amerika und zwar vorzüglich nach der Argentinischen Republik und nach Brasilien. 2500 zogen nach Frankreich, 600 nach der Schweiz, 1000 nach dem übrigen Europa, 700 nach Afrika (Algerien, Tunesien, Aegypten); nach allen übrigen Ländern der Erde gingen nur äußerst wenig Italiener. (Tour du Monde.)

Asien.

— Das Comité des Palestine Exploration Fund wird als erstes Resultat seiner Bestrebungen einen populären Bericht über die Aufnahme von Palästina aus der Feder des Lieutenant Conder herausgeben. Die Methode der Aufnahme, die Erlebnisse und Abenteuer der Expeditionsmitglieder und ihre Entdeckungen von allgemeinerm Interesse werden darin behandelt werden, ferner die eingeborene Bevölkerung nach Sitten, Sprache, Religion und ihrer wahrscheinlichen Abstammung, die großen Osterceremonien in Jerusalem und die Weihnachtsfeier in Bethlehem, die Untersuchungen über die Ausdehnung des alten Jerusalem u. s. w. Ein Capitel behandelt Damascus, den Hermon und Baalbek, ein anderes die Identificationen alter Namen mit denen heutiger Ortschaften, das letzte die Fruchtbarkeit des Landes und die Aussichten, dasselbe zu colonisiren.

— Von dem seit April 1876 auf der chinesischen Insel Hainan eröffneten Freihafen Haikau oder Hoihau (nach der Canton-Aussprache), über welchen der „Globus" (XXX, S. 15 und 78) Nachrichten von dem dort stationirten Zollbeamten Herrn Stuhlmann brachte, meldet ein englischer Consularbericht, daß während des ganzen Jahres kein großer Sturm auf dem bisher als „Taifunbezirk" berüchtigten Hainan stattgefunden habe. Während der ersten neun Monate seit Oeffnung des Hafens — April bis December 1876 — betrug der Werth der Waarenaus- und -Einfuhr in fremden Schiffen 228 700 Pf. St. (686 000 Taels zu 6 Sch. 8 P.). Im ersten Jahre (1876 bis 1877) wurden gegen 120 000 Pikuls (zu 60½ Kilogramm) Zucker exportirt, ferner Sesamsamen, Betelnüsse, Erdnußöl und -Kuchen und Leder; eingeführt wurden unter Anderm 23 000 Stück Shirting, 21 000 Stück Tuch und 7000 Stück Zwillich; doch bildet dies nur einen Theil des ganzen Handels, dessen größter Theil sich noch in chinesischen Händen befindet. Die umwohnenden Eingeborenen sind sanft, freundlich und fleißig, stehen aber an Kraft und Energie den Bewohnern von Canton und Swatow nach, von wo die ersten Kaufleute der Stadt herkommen. Viele Hainanesen gehen nach Singapur und Malakka, so daß sich in jeder Bezirksstadt der Insel Zurückgekehrte finden, die etwas Englisch sprechen. Die Umgegend der Hauptstadt Kiung-tschau-fu ist sehr hübsch, die Dörfer liegen halb verborgen in üppigen Bambuswäldern und werden durch Wege mit Cactus- und wilden Ananashecken verbunden, während hier und da eine Gruppe Kokospalmen steht. Trotzdem Hainan als ungesund bekannt ist, fand unter den Fremden im ganzen Jahre keine Krankheit statt. Die Temperatur im Juli, August und September hielt sich zwischen 78 bis 90° F., mit einem Maximum von 96° im Juni. — Es fanden weder Unglücksfälle unter den Schiffen noch feindliche Zusammenstöße mit den Chinesen oder den wilden Li-Stämmen im Innern statt, welche früher die Ansiedelungen oft angriffen. Auch die Seeräuberei, die vormals zu Zeiten allen Verkehr mit dem Festlande monatelang abschnitt, ist jetzt ganz unterdrückt worden, so daß im Allgemeinen die Insel Hainan einer vielversprechenden Zukunft entgegenzugehen scheint.

— Die Art und Weise, wie die Negritos der Philippinen rechnen — sagt Dr. Th. Mundt-Lauff in den Deutschen Geographischen Blättern, I, S. 137 —, ist um so interessanter, als sie nur Zahlen von 1 bis 10 haben. Der Häuptling jedes Stammes ist nämlich für letztern gewissermaßen die Rechnenmaschine und der Vergegenwärtiger historischer Vorkommnisse. Unter den Schnüren, die er am Ende der Taille über den Hüften trägt, befindet sich eine von schwarzer Farbe, welche die Jahreszahlen ihrer Geschichte enthält. Einfache Knoten gelten für ein einzelnes Jahr; sind zehn solcher Knoten neben einander, so wird die Schnur ge-

wechselt und in der neuen Schnur für diese zehn einfachen Knoten ein Doppelknoten angebracht. Zehn solcher Doppelknoten sind mithin 100 Jahre. Die Negritohäuptlinge von Mindanao hatten, als wir zu ihnen kamen, in ihrer schwarzen Schnur 57 Doppelknoten und 6 einzelne Knoten, womit die Zahl von 576 Jahren angedeutet wurde. „So lange ist es her, als die fremden Krieger kamen," sagten die Häuptlinge, als sie uns die Geschichte ihres Volkes erzählten und mir diese Schnur zeigten. Chinesische Historiker berichten über diese Weise zu rechnen ebenso bezüglich der Negritos und bringen damit ihr „Rechenbrett" als Fortschritt in Vergleich. So hätten demnach die Negritos auch gewissermaßen eine Schriftsprache und mit ihrer Geschichte den Anfang einer eigenen Literatur.

Afrika.

— Mr. Cotterill, welcher vor anderthalb Jahren eine Expedition ausrüstete, um im innerafrikanischen Seengebiete legitimen Handel zu treiben und damit einen Anstoß zur Beseitigung des Sklavenhandels zu geben, hat im Juni 1877 mit seinem Segelschiffe „Herga" eine Reise auf dem Nyassa-See ausgeführt, über welche die „Mail" Einiges berichtet. Es begleiteten ihn ein Bootsmann von der Missionsstation Blantyre (auf dem Hochlande zwischen dem Schirwa-See und dem Schire, dem Ausfluß des Nyassa) und sechs Eingeborene. Zuerst besuchte er den kleinen Tschia-See (am Westufer des Nyassa), dessen mit dichtem Papyrus umsäumter Strand mit Haufen von Eingeborenen bedeckt war, welche das erste europäische Schiff auf ihrem Gewässer anstaunten. Von dort fuhr er zum Vorgebirge Makuoi (etwa unter 12° 10'), wo er eine große Menge Elfenbein einhandelte, und weiter nordwärts bis zum 14. Juni, wo er aber nach Angabe der Eingeborenen noch immer 8 bis 10 Tagereisen vom Nordende des Sees, das Young 1876 erreichte (vergl. „Globus" XXXI, S. 296 ff.), entfernt war. Am 17. Juni verlor Cotterill in einem schweren Sturme seinen Arzneikasten, Sextanten, Bücher und sogar sein Reisetagebuch mit allen geographischen Notizen, und beschloß nach der Missionsstation Livingstonia (unter 14° südl. Br. am Südufer des Sees) zurückzukehren, wo er am 12. Juli eintraf. Unterwegs fand er viele Reis- und Zuckerrohrfelder, und die Producte sind näher dem Aequator anscheinend viel zahlreicher als am Südufer. Anzeichen von Sklavenhandel bemerkte er nur wenig. Er beabsichtigt übrigens, in nächster Zeit von Blantyre aus eine Reise zu Lande zu unternehmen.

Amerika.

— Pemmican, die Fleischpreserve, welche in den letzten Jahren sich immer weitere Verbreitung verschafft hat, ist eine der wenigen Erfindungen, mit denen die Indianer die Welt bereichert haben. Jedenfalls verdient sie eine ehrenvolle Stelle neben anderen indianischen Errungenschaften, wie Hängematte und Tabackspfeife, vielleicht sogar über denselben. Es ist hauptsächlich das Fleisch des Büffels, welches zu Pemmican verarbeitet zu werden pflegte, und nach Belcourt's Berichten, welche Allen in seinem neuen Werke: „The American Bisons" (Cambridge, Mass. 1876) mittheilt, geschah die Bereitung ursprünglich so, daß Büffelfleisch in schmale Streifen geschnitten und getrocknet, dann zerstoßen und mit gleichen Theilen geschmolzenen Büffelfettes, vorzüglich Talges, zu einer gleichartigen Masse verarbeitet wurde. In Säcke aus Büffelfell genäht, die 90 bis 110 engl. Pfund wogen, bildete dieses als Pimékehiyan oder Pemmican den Hauptproviant der canadischen Voyageurs. Oft wurden getrocknete wildwachsende Früchte und Beeren, besonders Waldkirschen, hinzugefügt und auf diese Weise eine „Ia Qualität" erzeugt. Eine Büffelkuh lieferte durchschnittlich ½ Sack Pemmican und 8 bis 10 Kühe waren zur Herstellung einer Canoeladung desselben erforderlich. Seit dem Rückgang der Bisonherden wird Pemmican aus dem Fleisch und Fett der verschiedensten Jagd- und Hausthiere dargestellt, ist aber noch immer der gebräuchlichste Proviant in den Hudsonsbay-Ländern.

— Vor sieben Jahren bildete sich in San Francisco die Alaska Fur Company. Das Capital derselben besteht aus 20 000 Actien, jede zu 100 Doll. Die Gesellschaft hat aus ihrem Gewinn einen eisernen Dampfer und verschiedene Segelschiffe bauen lassen. St. Paul und St. George wurden der Compagnie im Jahre 1870 von den Vereinigten Staaten zu 55 000 Doll. jährlich vermiethet unter Hinzuziehung einer Vergütung von 2,62½ Doll. für jedes Seehundsfell, welches von diesen Inseln kommt.

Die folgenden Summen entrichtete die Compagnie bis dahin der Bundesregierung:

1871	173 777,37 Doll.
1872	410 018,12 „
1873	326 901,25 „
1874	317 494,75 „
1875	317 584,00 „
1876	227 063,50 „
1877	119 092,00 „
	1 891 930,99 Doll.

Aus diesen officiellen Statistiken geht hervor, daß außer den im Jahre 1870 vor dem Contracte gefangenen 90 000 die beiden Inseln unter Regierungspacht während der sechs Jahre 592 933 Seehundsfelle lieferten, also insgesammt 682 933 oder ungefähr 100 000 jährlich, die Zahl, auf welche die Congreßacte den dortigen Fang beschränkt hat. Die Verpachtung lautet auf 20 Jahre vom 1. Mai 1870 an gerechnet. Die Inseln messen 60 Meilen im Umfang und der Fang dauert nur 40 Tage im Jahre. Außer ihren Fischotter-Fangstellen besitzt die Gesellschaft 35 Handelsstationen.

— Nach einem Berichte des Ackerbau-Departements der argentinischen Republik hat man in Corrientes, Salta und Jujuy mit dem Anpflanzen der Kaffeestaude begonnen, wozu Samen und Anweisung den Betreffenden umsonst geliefert wurde. Ebenso gewinnt der Tabacksbau an Ausdehnung, z. B. in den Grenzforts. Der fiebervertscheuchende Eucalyptus globulus ist in Tucuman angepflanzt worden, an anderen Stellen Runkelrüben und Reis. Fast täglich kommen Bitten namentlich um Samen von Bäumen an das Departement, welches namentlich in der erst unlängst begonnenen Ausfuhr lebender Pferde nach Europa, speciell nach Frankreich und Italien den Keim zukünftigen großen Gewinnes für das Land erblickt, wo bisher Pferde lediglich wegen ihrer Haut getödtet wurden.

— Ein Mr. Whiften beabsichtigt, 10 000 Chinesen aus Californien und Peru nach der Argentinischen Republik zu bringen, von denen etwa 3000 in den Bergwerken der Provinz San Juan Verwendung finden sollen. Ferner hat der argentinische Congreß 200 000 Dollars bewilligt, um dafür eine große Anzahl Mennoniten, welche en masse Rußland verlassen wollen, hinüberzubringen und im Gran Chaco anzusiedeln.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

IV.

Zeitig am Morgen des 10. Juni brach die vereinigte Karawane des Engländers und des Portugiesen in der Richtung nach dem Dorfe des Lunga Mändi auf, eines Kilolo oder Statthalters des Kasongo. Dasselbe sollte zehn Tagereisen entfernt sein und dicht an der Westgrenze von Urua liegen; dort müsse man Lebensmittel für die Reise durch Ussambi kaufen. Die ersten vier Tage zogen sie über eine bergige, bewaldete Gegend mit zahlreichen, meist befestigten Dörfern, von denen sie eine Menge nicht betreten durften, da dieselben zu einem rebellischen Bruder Kasanga's hielten und die Ankömmlinge für Abgesandte des Letztern ansahen. Abscheulich war das Betragen der Alvez'schen Leute unterwegs.



Irdene Gefäße in Urua.

Kleine Abtheilungen von Eingeborenen, welche sie trafen, wurden stets ihrer Ladungen trockener Fische und Korns, was zum Tribute für Kasongo bestimmt war, beraubt. Wie Heuschreckenschwärme fielen sie über die Felder her, rissen Erdnüsse und süße Kartoffeln aus der Erde und verwüsteten unreife Getreidefelder aus reinem Uebermuthe; in den Dörfern, wo sie lagerten, schlugen sie Bananenbäume nieder, beraubten Oelpalmen ihrer Wedel und fügten damit den unglücklichen Einwohnern unersetzlichen Schaden zu. Cameron erhob zwar Einspruch, aber sie bedeuteten ihm, daß Kasongo ihnen erlaubt hätte, zu nehmen, was sie brauchten. Aber nie hätten sie dergleichen gewagt, wenn sie nicht mit Flinten bewaffnet gewesen wären; denn sobald sie in Gegenden kamen, wo die Eingeborenen gleichfalls Feuerwaffen besaßen, wurden diese wilden Räuber so sanft wie junge Tauben und gingen auf alle Wünsche der Eingeborenen ein. Die Folge davon war, daß alle Weiber, Kinder, Ziegen, Schweine und Hühner in Sicherheit gebracht worden und nur wenige Männer, freilich vergeblich, zum Schutze der Hütten zurückgeblieben waren. Und während sie in offenem Lande plünderten, so

wagte beim Passiren von Dickicht keiner sich von der Karawane zu entfernen; denn sie glaubten, daß dasselbe dick voll Bewaffneter stecke, welche jeden Nachzügler abschnitten, tödteten und auffräßen. Cameron selbst hielt seine Leute möglichst zusammen, damit sie nicht das schlechte Beispiel nachahmten, zwang sie aber dadurch, von jenen Räubern sich Lebensmittel einzuhandeln; und er selbst wurde nur dadurch vor dem Hunger bewahrt, daß er bei der Abreise von Dschumah Merikani reichlich mit Reis und Mehl sowie mit Tabak versehen worden war.

An den ersten vier Marschtagen wurden viele Flüsse überschritten und eine Strecke weit das Ufer des Kilulwi oder Teufelsflusses verfolgt. Seinen Namen verdient derselbe in der That; denn er strömt durch eine tiefe, nur etwa 20 Ellen breite Spalte im Sandsteinfelsen, welche von den in einander verschlungenen Aesten der Bäume so beschattet wird, daß kein Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag und drunten alles dunkel erscheint wie im Erebos. Oben sind die Felsenwände noch einige Fuß weit mit Farnkräutern bedeckt, aber dann stürzen sie etwa 50 Fuß tief steil und kahl zu dem schäumenden Wasser ab, das sich über Felsblöcke ungestüm dem Lowoi zuwälzt. Die Wälder dort waren reich an prachtvollen Bäumen, unter denen besonders der Mpafu (s. „Globus" XXXI, S. 356) durch Größe und Schönheit hervorragte. Manche Bäume hatten vier bis fünf strebepfeilerartige Absenker, die unten 6 Fuß messen und bis zu einer Höhe von 20 Fuß über dem Boden allmälig abnehmen; darüber steigt dann der cylindrische Stamm bis 70 oder 80 Fuß an, ehe er sich verzweigt.

Hinter diesem Berglande lag eine Anzahl ebener Flächen,







welche damals noch naß, sumpfig und von tiefen Elephantenfährten durchsetzt waren und in der Regenzeit fast unpassirbar sein müssen. Mitunter waren die Spuren noch ganz frisch und außerdem so dicht und die Bäume und Sträucher so arg mitgenommen, daß Herden von über 500 Stück dort durchgezogen sein müssen. Zwischen diesen Ebenen lagen oft kleine wellenförmige Erhebungen, zwischen welchen Flüsse mit sumpfigen Ufern dahinströmten. Besonders schwierig zu überschreiten war der Ndschiwi. Seine Ufer waren bewaldet und mit gestürzten Bäumen besäet, zwischen denen die Leute, oft bis an die Brust in Schlamm badend, sich ihren Weg suchten. Es war nutzlos, auf die Stämme zu treten; denn alsbald fingen dieselben an, sich langsam zu drehen, und stürzten den Unvorsichtigen kopfüber in das faulende Naß. Dasselbe ist der Fall mit den Büscheln langen trockenen Grases, welche um nichts haltbarer und sicherer waren. An solchen Stellen sollen schon viele Menschen im Moraste umgekommen sein.



Haartrachten in Urua.

Mitten durch den Sumpf floß ein Strom herrlich klaren Wassers, 10 Fuß breit und 6 Fuß tief, mit anscheinend festem Grunde von gelbem Sand. Aber derselbe war nur wenige Zoll tief und darunter lag wieder schwankender Morast. In Zwischenräumen finden sich inselartige Gruppen schlanker Bäume, die so nahe als möglich bei einander stehen und ohne jeden Strauch oder Unterholz aus der grünen Fläche sich erheben. Aber üppig wuchernde Schlingpflanzen verschiedener Art verfilzen sie doch zu einem undurchdringlichen Dickicht.

Aus geringer Entfernung gesehen, gleichen diese Sümpfe grünenden Wiesen, deren Schönheit durch die Baumgruppen sehr erhöht wird und nicht eher schwindet, als bis man diese „Moräste der Verzweiflung" betritt. Wie die Karawane im gewundenen Gänsemarsche, einer großen schwarzen Schlange gleich, sich darüber bewegte, gewährte das einen höchst eigenthümlichen Anblick.

Endlich erreichten sie Lunga Mändi's Dorf — Cameron sagt nicht, nach wie viel Tagemärschen — und schlugen ihr Lager unweit davon auf. Das Dorf lag in einem gut bewaldeten und bewässerten Thale zwischen flachen Sandsteinhügeln. Dort sah Cameron zuerst Ameisenbauten wie die in Südafrika; während er früher solchen von 10 Fuß Höhe begegnet war, traf er hier plötzlich solche von 40 bis 50 Fuß, welche in Anbetracht der Mittel staunenswerthere Leistungen sind als die Pyramiden.

Die Reisenden waren bald von Eingeborenen umringt, welche schauen, ihre Waaren verkaufen oder sonstwie profitiren wollten. Anfangs zeigten sich nur Männer; Weiber, Kinder und Vieh hatten sie ostwärts jenseits des Lowoi in Sicherheit gebracht, nur auf das Gerücht hin, daß sich Kasongo und Coimbra bei der herannahenden Karawane befänden. Denn einen Besuch ihres Herrschers betrachteten sie für das größte Unheil, das ihnen widerfahren konnte, und bei der bloßen Erwähnung seines Namens machten sie schon

die Geberden vom Abschneiden der Ohren, Nasen und Hände. Lunga Mândi oder ein Abgesandter desselben überbringt ihm zu bestimmten Zeiten den festgesetzten Tribut, um seinen Besuch zu verhindern, und wenn derselbe mit heiler Haut zurückkehrt, so gilt das für ein großes Glück.

Auch Lunga Mândi kam bald, den weißen Mann zu besuchen. Er war sehr alt und schon halb blind, aber sonst unverfallen, und schritt so leicht und flink einher wie irgend einer von den jungen Männern seines Gefolges. Schon zur Zeit von Kasongo's Großvater war er Häuptling seines Districts gewesen und er behauptete, daß Kasongo alle seine Vorgänger an Grausamkeit und Barbarei überträfe. Im Uebrigen war der Häuptling freundlich und gab und nahm Geschenke; als aber Cameron auf sein Bitten ihm die Wirkung einer Explosionskugel an einem Baume zeigte, erschrak er darüber dermaßen, daß er eilig das Lager verließ und nicht wieder zur Rückkehr zu bewegen war. Nachher verbarg er sich im Gebüsch in der Meinung, daß der weiße Mann von Kasongo gesandt sei, ihn zu tödten, eine Ansicht, worin ihn Alvez und dessen Leute nur noch bestärkten. In Folge dessen sah ihn auch Cameron nicht mehr wieder, dafür aber seine Söhne, welche meinten, daß ihr Vater bei seinem Alter leicht in Furcht gerathe.

Auch in Lunga Mândi's Dorf verursachte Alvez neuen Aufenthalt, indem er auf Coimbra wartete, der noch immer mit Kasongo auf der Sklavenjagd sich befand. Nach langem Hin- und Herreden beschloß endlich Cameron, allein aufzubrechen, und als er das am 7. Juli wirklich that, so veranlaßte er dadurch auch Alvez, ihm zu folgen. Ihre Karawane war inzwischen durch eine kleine Abtheilung unter Anführung eines portugiesisch sprechenden Sklaven, Bastian José Perez, vermehrt worden. Derselbe, einem portugiesischen Kaufmanne Cina da Rosa in Mandonga (unweit Dondo am Kwanza in Angola) gehörig, war schon drei Jahre auf Elephantenjagd von Hause fort und allmälig bis Urua gekommen. Hier schloß er sich gern an Alvez an, da er allein zu schwach war, die Länder Ussambi und Ulûnda zu passiren.


Sohn Lunga Mândi's.

Der nächste Marsch war angenehm, was die Gegend anbetraf, aber das Plündern und Rauben der Alvez'schen Schurken konnte jeden fühlenden Menschen zur Verzweiflung bringen. Gleich in der folgenden Nacht liefen einige Sklaven fort, und da sich deren Eigenthümer auf die Verfolgung begaben, mußte natürlich gewartet werden. In der zweiten Nacht wiederholte sich die Scene, aber dieses Mal hatten die Eigenthümer besser Acht gegeben, und nun ertönte das Lager stundenlang von dem Geschrei der Unglücklichen, welche bei ihrem Fluchtversuche abgefaßt worden waren. Am Nachmittage des folgenden Tages langte denn auch Coimbra an, und zwar mit nicht weniger als zweiundfunfzig Sklavinnen, die zu 17 und 18 zusammengebunden waren. Manche davon trugen Kinder im Arme, andere waren hochschwanger, alle aber mit großen Bündeln Graszeug und anderm Raube beladen. Dabei waren diese armen fußkranken Geschöpfe mit Striemen und Narben bedeckt, Anzeichen, wie unbarmherzig ihre Eigenthümer mit ihnen umgegangen waren. Ein Kind trug ein Götzenbild, welches Kasongo dem „Christen" Coimbra verehrt hatte. Das Elend und der Verlust an Menschenleben, welcher durch das Einfangen dieser Weiber verursacht wurde, ist größer als die meisten ahnen, und nur die begreifen ihn, welche selbst solch herzzerreißende Scenen gesehen haben. Unbegreiflich sind die Grausamkeiten, welche im Herzen Afrikas von Leuten verübt werden, die sich Christen nennen und die portugiesische Flagge führen; die portugiesische Regierung kann unmöglich Mitwisserin der Abscheulichkeiten sein, welche von ihren Unterthanen begangen werden. Um jene 52 Weiber zu erlangen, sind wenigstens zehn Dörfer zerstört worden, deren jedes vielleicht 100 bis 200 Einwohner zählte. Manche von diesen 1500 Menschen sind vielleicht in benachbarte Dörfer entkommen; aber weitaus die meisten wurden zweifellos mit ihren Hütten verbrannt, bei dem Versuche, ihre Familien zu retten, niedergeschossen oder haben nachträglich im Dickicht ihren Tod gefunden, vom Hunger oder von wilden Thieren.

Mit diesem Zuwachs zur Karawane wurde am nächsten Tage aufgebrochen und der 120 Fuß breite Lowoi überschritten; die einen bewerkstelligten ihren Uebergang auf einem Fischwehr, wie es früher beschrieben worden ist, die anderen durchwateten ihn. Der Fluß, der in den Kassali-See fließt und den Cameron schon beim Dorfe Kowedi gesehen hatte, war offenbar seit dem Aufhören der Regenzeit beträchtlich gefallen, wo er nach manchen Anzeichen die dreifache Breite und volle 12 Fuß Tiefe haben muß. An seinen Ufern wuchsen auf grünem Rasen wundervoll gefiederte Dattelpalmen, welche sich von einem Hintergrunde anderer schöner Bäume herrlich abhoben. Der Lowoi bildet hier die Grenze zwischen Urua und Ussambi. Jenseit desselben fand Cameron keine Oelpalmen mehr; da das Land weiterhin in mehr als 2600 Fuß Meereshöhe liegt, so scheint das die Grenze für ihr Vorkommen zu sein. Mitunter kommen sie auch in 2800 Fuß vor und nach Livingstone's Angaben sogar in 3000 Fuß bei der Residenz des Kazembe, letzteres entschieden ein Ausnahmefall.

Jenseit des Lowoi ging es 3 Miles stark bergauf zum stark verpallisadirten Dorfe des Msoa, wo gelagert wurde, und zwar in verschiedenen Abtheilungen, deren die Karawane jetzt nicht weniger als acht zählte, nämlich Cameron's Leute, Alvez mit Gefolge und Sklaven, Coimbra mit Weibern und Sklaven, Bastian, zwei selbständige Banden aus Bihé, eine solche aus Kibókwe und eine aus Lowalé. Die Gegend um Msoa's Dorf war schön, fruchtbar und gut bevölkert und die Dörfer durch Pallisaden und breite Gräben wohl befestigt, so daß sie selbst gegen Flintenkugeln geschützt waren. Berechnet waren diese ungewöhnlichen Befestigungen zum Schutz gegen die Einfälle Mschiri's, des Herrschers von Katanga, jenes noch von keinem Europäer betretenen Landes zwischen Moero-See und Ussambi, über welches Livingstone von Osten, Cameron von Westen her Erkundigungen eingezogen haben.



Uebergang über den Lowoi.

Mschiri ist vom Stamme der Makalaganza (Wagaraganza s. S. 55), des Haupttribus unter den Wanyamwesi, und drang vor vielen Jahren auf der Jagd nach Elfenbein in Katanga ein, stürzte dort mit Hülfe seiner Flinten den einheimischen Häuptling, der Kasongo's Vater tributär war, und setzte sich an dessen Stelle. Alle Boten, welche Bambarré und sein Sohn Kasongo abgeschickt haben, um von ihm Tribut zu erheben, sind unverrichteter Sache heimgekehrt; sie selbst hüteten und hüten sich wohl, ihren Ruf durch persönliches Auftreten gegen ihn in Gefahr zu bringen. Um Mschiri haben sich viele Wanyamwesi und kleine Leute von der Ostküste gesammelt, die ihren Bedarf an Gewehren und Munition aus Benguela und Unyanyembe beziehen. Portugiesische Mischlinge und Sklaven portugiesischer Kaufleute haben ihn seit mehr als zwanzig Jahren mit ihren Karawanen besucht, seine Schaaren verstärkt und ihm Sklaven und Kupfer abgehandelt. Letzteres liefern die Minen des Landes und wegen der Sklaven werden immer weitere und weitere Strecken entvölkert und verwüstet. Nur ein geringer Theil der menschlichen Waare geht nach Benguela, der größere im Austausch gegen Elfenbein in das Land der Makololo am mittlern Zambezi, einzelne möglicherweise bis zu den Diamantfeldern im Norden der Capcolonie. So wenige aber auch nach der Westküste gehen, so ist Cameron doch überzeugt, daß von dort aus noch so manche ihren Weg über den Ocean nach Südamerika oder Westindien finden, trotz des unablässigen Aufpassens englischer Kriegsschiffe.

Außerhalb des verpallisadirten Dorfes waren große Massen von Hörnern und Kinnbacken wilder Thiere vor kleinen Fetischhütten aufgehäuft als Opfergaben, mit welchen die afrikanischen Götter des Krieges und der Jagd günstig gestimmt werden sollten.


Fahnenabtheilung von Cameron's Karawane.


Eine Gruppe Pagazi's.

Weiterhin führte der Weg durch Wälder, offene Savannen und über einen weiten, vom Luvwa durchflossenen Sumpf. Das Lager wurde auf einer offenen, baum- und schattenlosen Ebene, wo vor Kurzem erst das Gras niedergebrannt worden war, aufgeschlagen. In Folge dessen war die Hitze fast unerträglich; und diesem glühheißen Tage folgte die kälteste Nacht, welche Cameron bis dahin in Afrika erlebt hatte: in Folge des heitern Himmels und der starken Ausstrahlung des Bodens zeigte das Thermometer in seinem Zelte des Morgens nur $46^1/_2{}^0$ F.

Die nächsten Stationen des stets nach Südosten gerichteten Marsches waren Kawala, Angolo und drei Tagereisen weiter Lupanda. Sowohl Wasser als befestigte Dörfer wurden unterwegs reichlich angetroffen. Während manche der letzteren jeden Verkehr mit der Karawane ablehnten, brachten die Bewohner anderer von selbst Kafferkorn zum Verkauf, welches, da die Ernte eben stattgefunden hatte, billig und in Menge zu haben war. Aber das Betreten ihrer Dörfer gestatteten auch diese nicht, und als sich einmal zwei von Cameron's Leuten einschlichen, entstand sofort Lärm und das Volk zog sich in eine innere Verschanzung zurück, schloß die Eingänge und bedrohte die Eindringlinge mit Speeren. Endlich gewannen sie Zutrauen und fingen an, sich durch Zeichen mit dem weißen Manne zu unterhalten; als aber plötzlich Alvez' Karawane sich zeigte, stürzten sie alle davon und schlossen die Thore.

An jenem Tage hatte Cameron sich den Lagerplatz nahe beim Wege ausgewählt, so daß die ganze übrige Karawane bei ihm vorbei ziehen mußte, was volle zwei Stunden dauerte. Weiber und Kinder, schwer beladen und fußkrank, wurden von ihren barbarischen Herren unablässig vorwärts getrieben, und selbst wenn sie endlich das Lager erreicht hatten, fanden sie noch keine Ruhe. Da mußten sie Wasser holen, kochen, Hütten bauen, Holz sammeln u. s. w. und durften froh sein, wenn sie selbst zur Nacht ein dürftiges Unterkommen fanden. Und dabei welche Verschwendung von Kraft und Arbeit! Wenn nur ein Topf Wasser vom Flusse oder ein Bündel Gras gebraucht wird, müssen sich gleich zwanzig zusammen-

gefesselte Sklaven in Bewegung setzen. Bleibt unterwegs ein einziger stehen, so müssen auch alle übrigen anhalten, und fällt einer, so reißt er noch fünf, sechs andere mit sich nieder.

Die Gegend ringsum war gut bewaldet und von zahllosen Strömen durchflossen. In Lupanda bot der dortige Häuptling einen Elephantenzahn zum Verkaufe an, und um über den Preis zu feilschen, verzögerte Alvez den Weitermarsch um einen ganzen Tag, ohne nachher das Geschäft wirklich abzuschließen. Hinter Lupanda führte der Weg einen ganzen Tag lang durch einen tiefen Sumpf und über Flüsse, die mit Tingi-lingi bedeckt waren. Von Insel zu Insel dieser schwimmenden Vegetation mußten sie sich fortarbeiten und schließlich auf einer solchen, welche mit schönen Bäumen bewachsen war, ihr Lager aufschlagen. In diesen Morästen entspringt der Lomâmi sowohl als sein großer westlicher Zufluß Luwembi, welcher den Iki-See durchfließt. — Dieser Tag gehörte übrigens zu den glücklichen; denn Cameron hatte unterwegs eine Antilope und mehrere Tauben erlegt und schmauste des Abends geröstetes Wildfleisch, gebratene Tauben und als Gemüse die gekochten, zarten Sprossen von jungem Farrnkraut.



Sklaventrupp.

Der nächste Marsch führte durch eine Gegend, welche einst sehr fruchtbar gewesen, jetzt aber ganz verlassen war; nachdem die Karawane sieben englische Meilen zurückgelegt hatte, wurde sie durch langes Gras völlig zum Stillstand gebracht, mußte über den eben überschrittenen Fluß zurück und das Gras anzünden, um sich einen Weg zu bahnen. Hier befand sich Cameron, wie es schien, genau auf der Wasserscheide zwischen den Flüssen, welche unterhalb Nyangwe in den Lualaba münden, und denjenigen, welche oberhalb dieses Ortes und des Kassali-Sees ihm zufließen. Aus grasbewachsenen Seen, die hier passirt wurden, entspringen viele Flüsse, bei deren einem das Lager aufgeschlagen wurde. Von dem Häuptlinge eines benachbarten Dorfes erfuhr der Reisende die Namen derselben; als er aber nach seinem und des Dorfes Namen fragte, lief derselbe ohne zu antworten weg, aus Furcht, daß der Fremde ihn bezaubern würde. Die nächste Station war Fundalanga, wo drei Tage gehalten wurde, um Lebensmittel einzukaufen. Dort werden Bienen in Körben gehalten und große Mengen Wachs gegen Kupfer an die aus Katanga zurückkehrenden Karawanen verhandelt. Ein weiterer Marsch brachte Cameron an und über den Lubiranzi, womit er Ulûnda betrat (27. Juli 1875).

Unyamwesi, König Mirambo's Reich.

Philipp Broyon, Schwiegersohn des Königs Mirambo, ist gebürtig aus der Schweiz. Er gehört einer sehr guten Familie an und ist ungefähr zweiunddreißig Jahr alt. Im Alter von achtzehn Jahren ging er als Seemann an Bord der Brigg „Ville d'Aigues-Mortes", welche nach Zanzibar fuhr. Nach einer zweiten Reise nach Ostafrika beschloß er in Zanzibar zu bleiben und nahm einige Jahre lang eine Stellung in einem dortigen Handlungshause ein. Da er sich jedoch nach ferneren Reisen und Abenteuern sehnte, gab er diese Beschäftigung auf und ging auf das Festland hinüber, wo er sich in Saadani einer Karawane anschloß, welche eben nach dem Innern Afrikas zog. Er gelangte mit dieser nach Urambo in Unyamwesi, schloß dort enge Freundschaft mit dem König des Landes, Mirambo, welcher mit ihm ein förmliches Brüderschaftsverhältniß einging und ihm seine Tochter zur Frau gab. Philipp Broyon hat zwei Kinder, deren ältestes er auf seiner letzten Reise nach Zanzibar brachte, um es dort bei den Patres der französischen Mission erziehen zu lassen.

Broyon, ein Mann von energischem Charakter und von genügender Intelligenz, um genaue Beobachtungen zu machen, hat der Geographischen Gesellschaft in Marseille einen Bericht von dem wenig bekannten Land Unyamwesi übersandt, sowie eine Karte der Karawanenstraße von der Ostküste her nach Urambo, der Hauptstadt Unyamwesis. Er hält den Weg über Saadani nicht allein für den nächsten, sondern auch für den gefahrlosesten; da hier die Karawanen überall unter dem Schutz von Verbündeten des Königs Mirambo stehen; vor dem südlicheren Weg über Bagamoyo hat er ferner den Vorzug, daß er den Fluß Wami vermeidet, und vor dem über

Unyanyembé, daß man nicht den Ueberfällen räuberischer Stämme ausgesetzt ist. Broyon's Mittheilungen über Unyamwesi (am 12. November 1877 in der Londoner Geographischen Gesellschaft vorgetragen) entnehmen wir das Folgende.

Unyamwesi liegt zwischen 32° und 34° östl. L. Gr. und $2^1/_2$° und 6° südl. Br.; begrenzt wird es im Norden vom Victoria-Nyanza, im Süden von den Ländern Uvuendó-Mpimbwó und Kiwéró, im Osten von Uyanzi und Ituru, und im Nordosten von den zahlreichen Stämmen der Masais, im Westen von Ussui, Uhha und Uvinza. Der große Stamm der Wanyamwesi wird in sechs einzelne Tribus getheilt, die sich zwar in der äußern Erscheinung sehr von einander unterscheiden, in Sprache und Gewohnheiten aber vielfach übereinstimmen.

1. Den thätigsten und entwickeltsten dieser Stämme bilden die Wagaraganza, welche der Küste zunächst im Mittelpunkte des östlichen Unyamwesi wohnen. Sie handeln hauptsächlich mit Elfenbein, welches sie im Westen ankaufen. Seitdem sich aber die Araber bei Unyanyembé angesiedelt haben, haben die Wagaraganza auch gelernt, wie man Räuber wird; wenigstens werden sie von den Arabern ausgeschickt, um bei den friedlichen Wasekuma Razzias auf Sklaven und Vieh vorzunehmen. Die Wagaraganza besaßen ursprünglich kein Vieh, wie aus dem Widerstreben hervorgeht, dasjenige, was sie jetzt besitzen, zu hüten; denn sie überlassen die Sorge für dasselbe gewöhnlich den Watussi, einem fremden Volk, von dem weiter unten die Rede sein soll.

2. Ein zweiter Stamm, die Wassumbua, auch Wanamueri (Volk des Westens) genannt, leben im Westen des Landes. Sie sind außerordentlich eitel und als lügenhaft und intrigant verrufen; andererseits sind sie wieder zuvorkommender und höflicher als die anderen Stämme. Sie unterhalten gleichfalls einen ausgebreiteten Handel mit der Küste.

3. Ein dritter Stamm, der der Watakama, wohnt im Südwesten und unterscheidet sich nicht wesentlich von den Wassumbua.

4. Den vierten Stamm bilden die Wakonongo, im Süden. Sie sind arm und können kaum einige Herden ihr eigen nennen, aber sind gut, muthig und treiben fleißig Ackerbau. Mit der Küste stehen sie in keinerlei Verkehr. Eine Besonderheit ihrer Tracht giebt ihnen ein merkwürdiges Aussehen; die Männer tragen nämlich bunte Perlschnüre durch ihre Bärte geflochten.

5. Der nordwestliche Theil wird von den Wazindscha oder Wasioma bewohnt, von denen ich jedoch nur wenig weiß.

6. Im Norden wohnen die Wasekuma, welche von schlechtem Charakter und dabei ohne Muth sind. Man kann kaum sagen, daß sie Ackerbau treiben; dagegen besitzen sie zahllose Rinder- und Schafherden, weshalb sie die Araber von Usekuma aus mit Sklaven und Vieh versorgen. Von Zeit zu Zeit sieht man die Wasekuma große Herden nach Ugogo treiben, wo sie dieselben gegen wenig Elfenbein und Rhinoceroshorn verhandeln, für welches sie dann an der Küste Perlen und Kupferdraht eintauschen.

Wir hatten eben bemerkt, daß die Wagaraganza, die Wassumbua und die Watioma die Besorgung ihrer Herden freiwillig den Watussi überlassen, welche ich bei der Aufzählung der verschiedenen Stämme von Unyamwesi nicht mit angeführt habe. Diese Watussi sind ein fremder Volksstamm, der von Norden her eingebrochen ist und bis zur Regierung Mirambo's die gesammten Stämme Unyamwesis unterjocht hielt, da letztere wegen der Uneinigkeit ihrer Anführer der vereinten Kraft der Watussi nicht zu widerstehen vermochten. Obgleich die Watussi über das ganze Land zerstreut und ohne anerkannte Anführer waren, hielten sie sich doch immer vornehm zurück und gingen niemals Ehen ein mit einem Volk, das sie als ihre Untergebenen betrachteten und gegen das sie eng verbündet waren. Wenn ein Eingeborener von Unyamwesi gerade etwas Vieh besaß, so mischten sich gleich die Watussi ein und gaben vor, für dasselbe zu sorgen und es zur Weide zu führen. Sie begnügten sich aber nicht mit der Milch, sondern stachen den Rindern auch Wunden, um das herausfließende Blut, nach dem sie äußerst gierig sind, zu trinken, bis die Unyamwesi schließlich nur noch nominelle Besitzer von Skeleten waren, die schnell dahinstarben. Dieser Zustand der Dinge hat sich gänzlich geändert, seitdem Mirambo alle Unyamwesi unter seine Herrschaft vereint hat. Seit dieser Zeit sind die Watussi, die vorher die Herren waren, zu Dienern herabgesunken und dürfen ihre Hütten nicht einmal innerhalb der Wälle der Dörfer errichten; sie machen sich jetzt außerhalb der Dörfer kleine Umfriedigungen und bauen ihre seltsam geformten Wohnhäuser hinein.

Obgleich die Wanyamwesi jetzt fast allgemein bekleidet sind, die Männer sowohl als die Frauen, und zwar meist mit baumwollenen Stoffen, die von der Küste gebracht werden, so bleibt der M'tussi noch streng bei seiner alten Tracht, die für die Männer einfach in zwei herabhängenden Lappen von Ziegenfell besteht, die von zwei Riemen, welche über Rücken und Brust gehen, gehalten werden. Die Kleidung der Weiber bildet ein ganzes Rindsfell, das so gegerbt und weich gemacht ist, daß es fast wie Tuch erscheint. Sie färben dasselbe braun oder schwarz und besetzen es mit Perlen. Die Watussi sind klüger und fleißiger als der größte Theil der Wanyamwesi; sie sind es, die die feinen Kupferfäden ausziehen, mit denen sie die niérérés verfertigen, eine Art Ring von der Dicke eines Millimeters aus Giraffenhaar, welches mit diesen Metallfäden spiralförmig umwunden ist. Man kann Weiber dieses Stammes sehen, die mehr als tausend von diesen Ringen an jedem Bein tragen, so daß sie wie in ungeheuern Stiefeln erscheinen. Die Wanyamwesi tragen gleichfalls diesen Schmuck, der bei ihnen von ihren ehemaligen Herren, den Watussi, eingeführt worden ist.

Man kann die Bewohner Ostafrikas in zwei große Racen eintheilen; die eine, welche der nördlichen Hemisphäre anzugehören scheint, unterscheidet sich von der andern, der südlichern, nicht weniger durch natürliche Eigenschaften, als durch Sprache und Gewohnheiten. Die nördliche Bevölkerung hat im Allgemeinen einen hohen Körperbau mit schlanken Gliedmaßen und langes, seidiges Haar und zeigt selten das reine Negerprofil. Ihre Sprachen haben sehr viel Kehllaute und fast gar keine Vocale. Sie sind Krieger, Jäger und Hirten und genießen selten Pflanzenkost. Hierhin gehören die Gallas, die Masai, die Watussi und andere Stämme, mit denen ich nicht bekannt bin. Die südliche Race dagegen hat platte Nasen, aufgeworfene Lippen, wolliges und gekräuseltes Haar, kräftigen und stämmigen Körperbau. Ihre Dialekte sind reich an helltönenden Vocalen (das Kisuahelie ist eine dieser Mundarten). Zu dieser Race gehören die Wanyamwesi, Wagogo, Wazigua u. s. w. und alle anderen Stämme südlich vom Aequator. Sie leben hauptsächlich von Getreide und Pflanzennahrung, und obgleich sie Vieh züchten, essen sie doch selten das Fleisch. Sie sind auch weniger tapfer und kriegsliebend als die Völker des Nordens, und dies ist ohne Zweifel der Grund, weshalb sich die nördlichen Stämme wie ein Strom über die Länder südlich vom Aequator in einer Ausdehnung von vollen sechs Breitegraden ausgebreitet haben, und über die Einwohner dieser Gegenden eine Art Tyrannei ausüben. So sind in Usagara und Ugogo die Wahumba die Herrscher und controliren die Häuptlinge nach ihrem Willen, obgleich sie selbst nur wenige an Zahl sind;

in Uyanzi herrschen die Watatoru und in Uvinza und Uhha die Watussi. Noch weiter nördlich nehmen die Vertreter der südlichen Race nur eine ganz untergeordnete Stellung ein. Es mag nebenbei bemerkt werden, daß die nördlichen Stämme Eisen und dunkle Perlen vorziehen, während die südlichen Kupfer und glänzende Farben für Schmuck und Kleidung auswählen.

König Mirambo hat aus dem mittlern Unyamwesi eine Art Königreich gemacht. Jedem Häuptling ist es zwar noch gestattet, die innere Regierung seines Landes zu führen, doch ist er in einem Kriegsfall verpflichtet, sich an der Spitze seiner Truppen den Befehlen seines Oberherrn zu fügen, gleichviel, wohin er gehen oder warum er kämpfen soll. Ein Uebertreten dieser Befehle wird mit dem Tode bestraft, und in solchem Falle wird der Nachfolger immer von Mirambo selbst ernannt, der in der Regel einen aus der Familie des Bestraften auswählt. Stanley hat in seinem Buch: „Wie ich Livingstone fand" Mirambo als einen Mann von unbekannter Geburt beschrieben, der erst Träger oder Sklave eines Arabers, dann Häuptling einer Räuberbande in den Waldungen von Uliankuru war und zuletzt das kleine Königreich Dschovah usurpirte, wo er sich mit Gewalt zum König aufwarf. Stanley ist aber von den Arabern falsch unterrichtet worden, die ihre Feinde so viel wie möglich herabzuwürdigen suchen. Nach besseren aus Mirambo's Heimathslande selbst herrührenden Angaben ist derselbe vielmehr ein Sohn des Königs Kassanda von Dschovah, der nach dem Tode seines Vaters zum König erwählt wurde, aber erst mehrfache Kämpfe mit seinem ältern Bruder zu bestehen hatte, ehe er zu seinem Rechte gelangte und Alleinherrscher des Königreichs wurde. Zur Zeit, wo Mirambo noch Muananguá oder Prinz war, kam er öfters im Auftrage seines Vaters mit dessen Karawanen zur Küste; daher die Erzählung der Araber, daß er Gepäckträger in ihrem Sold gewesen sei.

In allen Provinzen, welche das in gewissem Sinne unabhängige Königreich Mirambo's bilden, ist die Regierung erblich. Der Rang, den jeder Häuptling einnimmt, wird durch die Art und Weise, wie er von seinen Untergebenen begrüßt wird, ausgedrückt. Der König oder M'temi wird Muami (Majestät) genannt, wenn man sich an ihn persönlich wendet, und wird mit gebeugtem Knie und dreimaligem Händeklatschen begrüßt, wobei das geheiligte Wort der Wanyamwesi „Kassinde" ausgesprochen wird. Die Brüder und Kinder des M'temi führen den Titel Muananguás; ihre Untergebenen grüßen sie durch eine tiefe Verneigung, wobei sie die Hände falten und den Namen von dem Vater des regierenden M'temi aussprechen; die Neffen des Königs führen den geringern Titel „Zikuru" und werden nur in ihres Onkels Namen begrüßt. Die Sklaven, die dem Vater des regierenden Königs angehören, genießen die gleichen Ehren und Titel mit den Zikurus. Jeder Häuptling oder König unterhält eine Abtheilung bewaffneter Sklaven, die seine Befehle ausführen und ihn begleiten, wenn er ausgeht. Diese Leibwache verläßt ihn niemals und führt den Namen der Waniakurus; aus ihnen werden die Statthalter entfernter Ortschaften ausgewählt, die dann den Titel M'gahué (Präfect) führen und berechtigt sind, die Kivuengá zu tragen, eine Muschel von der Küste, die an einem Streifen Löwenhaut um den Hals gehängt wird. Die M'gahués haben dieselben Rechte wie die Zikurus. Im Uebrigen hat jeder, der zum Gefolge eines Häuptlings gehört, oder mit irgend einem Amt betraut ist, das Recht, die Kivuengá zu tragen; auch der König trägt sie bei besonderen Gelegenheiten.

Wenn jemand zur Herrschaft gelangt, der zwar von königlicher Herkunft, aber aus einem entfernten Zweig der regierenden Familie ist, so zieht sich die ganze Familie des vorhergehenden Königs zurück, und jeder derselben nimmt den Titel Muananguá-Waniamalonga an, was „Fürst der Ruinen" bedeutet, weil nämlich jeder neue Herrscher das Dorf seines Vorgängers zerstört, falls dieses einem andern Zweige der Familie angehört, und sich selbst ein neues baut; das gilt aber nur von der Residenz. Die Waniamalongas behalten noch ein gewisses Ansehen mit ihrem Titel Muananguá und dürfen die Kivuengá tragen. Sie bilden eine Art Aristokratie, die arm und ohne Besitz, aber im Uebrigen ziemlich geachtet ist.

Die Wanyamwesi glauben an einen Gott und verehren ihre Vorfahren. Sie sind sehr abergläubisch, und selbst ein Eroberer würde sich scheuen, die Manen längstverstorbener Könige zu erzürnen, wenn er sich in einem Lande Herrscherrechte anmaßte, wo er weder mit der regierenden Familie noch mit der der Waniamalongas in irgend einer verwandtschaftlichen Beziehung steht. Dies ist der Grund, weshalb Mirambo, wenn er einen aufständischen Fürsten absetzt, den Nachfolger immer aus der Familie des Abgesetzten auswählt.

Ein Uebelstand, der sich nicht nur in Unyamwesi, sondern im ganzen östlichen Afrika findet, ist der Glaube an Magier und Zauberer. Wenn jemand stirbt, von dem man glaubt, daß er vergiftet oder behext sei, so bezeichnet der Wahrsager irgend einen, gewöhnlich ein Weib, das festgenommen und zu Tode gemartert wird. Meist trifft es einen Unschuldigen, oft aber auch den Rechten; denn die Wanyamwesi, besonders ihre Weiber, stehen in dem Ruf, Giftmischer zu sein. Wenn ein Häuptling einen Traum hat, der einigen Eindruck auf sein Gemüth macht, so geht er zum Zauberer, um ihn auslegen zu lassen. Die Antworten richten sich meist nach den Wünschen und Zwecken des Wahrsagers. Oefters giebt er dem Häuptling an, daß der Geist seines Vaters ihm befehle, einiges Vieh auf dem Grabe zu tödten und das Fleisch an die Armen zu vertheilen, natürlich ohne den Wahrsager zu vergessen, oder bei hereinbrechender Nacht am Grabeseingang einige Kleider aufzuhängen. Wenn diese dann am folgenden Morgen verschwunden sind, so hat sie natürlich der Geist zu sich genommen, um sich zu bekleiden.

Bei den Wanyamwesi herrscht Vielweiberei. Wenn ein junger Mann ein Paar eiserner Hacken, einige Perlen oder Stücke Baumwollenstoffs besitzt, so kann er heirathen. Zunächst bauet er sich mit einigen Freunden eine Hütte und bietet dann durch einen Unterhändler seine Güter den Eltern des Mädchens an, welches er zur Frau zu haben wünscht. Wenn der Handel zu Stande kommt, so ist das erste, was die Braut thut, daß sie Hirsebier, das Lieblingsgetränk aller Völker östlich des Tanganyika, bereitet. Am Hochzeitstage spendet der Vater der Braut, je nach seinen Verhältnissen, einen Ochsen, ein Schaf oder einiges Geflügel, wozu das ganze Dorf freundschaftlichst eingeladen wird, und der Tamtam spielt eine große Rolle. Nach dieser Ceremonie ist der Gatte Eigenthümer seiner Frau. Wenn sie ihn verläßt oder ihre Führung eine Trennung wünschenswerth macht, so kann sie ihren Eltern zurückgesandt werden, welche verpflichtet sind, entweder die Geschenke, die für sie gegeben wurden, zurückzuerstatten oder für ein anderes Weib zu sorgen.

Die lange Zeit, während welcher sich Unyamwesi unter dem Joche der Araber von Unyanyembé befand, hat ihre Spuren hinterlassen. Ein Gebrauch, der von den Arabern einst in eigennütziger Weise eingeführt wurde, existirt, trotz der Einschränkung ihres Despotismus durch Mirambo, noch bis heute. Wenn nämlich ein Weib, das von ihrem Manne gemißhandelt worden ist, irgend eine Schüssel oder Waffe, die dem Häuptling der Ortschaft angehört, zerbricht, so wird sie durch diese Handlung sein Sklave und wird ihrem Manne nicht zurückgegeben, wofern sie nicht selbst damit einverstan-

den ist und er ein Lösegeld für sie bezahlt. Als die Araber noch an der Herrschaft waren, führten sie diesen Gebrauch ein und dehnten ihn soweit aus, daß jeder Eingeborene, gleichviel von welchem Rang oder Geschlecht, der irgend einen einem Araber angehörenden Gegenstand zerbrach oder ihn unvorsichtiger Weise beschädigte, mit seiner ganzen Familie zum Sklaven gemacht wurde; sie wurden alle gefesselt und entweder nach Unyanyembé zum Feldbau oder westwärts nach Tanganyika an die Wamanyema-Cannibalen zum Schlachten ausgeliefert. Da die Dörfer gewöhnlich nur von den Abkömmlingen ihres Gründers bewohnt werden, so konnte man öfters die ganze Bevölkerung einer Ortschaft in Ketten sehen, und der Araber, der vorher nur einige Ballen Baumwolle besaß, wurde durch einen einzigen solchen Act ein reicher Mann und konnte zu Unyanyembé ein verschwenderisches Leben führen, wie es uns so gut von Speke, Stanley und Cameron (vergl. „Globus" XXXI, S. 324 ff.) geschildert wird.

Die Wanyamwesi begraben im Allgemeinen ihre Todten nicht; dies ist den Königen, Häuptlingen und obersten Muanangua's vorbehalten. Wenn einer von diesen stirbt, so wird sein Leichnam in gekrümmter Stellung, das Haupt zwischen den Knien, in eine runde, ungefähr sechs Fuß tiefe Grube gesenkt, und ruht dort auf einem kleinen runden Sitz. Ueber dem Grabe wird eine kleine Hütte von kreisförmiger Gestalt errichtet, umgeben von einer festen Umzäunung, um unreine Thiere abzuhalten. Kein Fürst zieht zu einem Kriege aus, ohne vorher auf dem Grabe seines Vaters Thiere, hauptsächlich Ochsen und Schafe, zu opfern; bei der Rückkehr thut er dasselbe. Die Wanyamwesi bestatten ihre Fürsten niemals zusammen mit lebenden Sklaven, und die Reisenden, die dies berichtet haben, sind gänzlich im Irrthum.

Ich möchte nicht schließen, ohne etwas über die Producte von Unyamwesi zu sagen. Der ganze Süden und Westen des Landes liefert Eisen im Ueberfluß. Die Bewohner graben das Mineral aus und schmieden Eisen von verschiedener Güte nach einer sehr sinnreichen Methode. An den Grenzen von Uvinza, in Usumbua, befinden sich Salzlager, die ein Salz von sehr feinem Korn und etwas bitterm Geschmack liefern. Reis wird sehr viel gebaut; daneben Mtama (Mohrhirse), Hirse, süße Kartoffeln, Yamwurzeln, Erdnüsse, allerlei Bohnen, Liebesäpfel, Citronen und sehr viel Bananen.

Obgleich die Wanyamwesi viel reisen und Handel treiben, bleiben sie doch gewöhnlich zur Saat- und Erntezeit zu Hause; sie sind größtentheils gute Ackerbauer, und aus diesem Grunde sind in ihrem Lande immer Vorräthe im Ueberfluß vorhanden. In Usekuma findet man wenig Ackerbau, dagegen sehr ausgedehnte Triften, und Butter, Milch und wilden Honig kann man dort sehr wohlfeil bekommen.

Stanley's Fahrt auf dem Congo.

III. (Schluß.)

Die zweiunddreißig Kämpfe auf dem Strome und seine zweiundsechszig Fälle.

Am 27. Januar hatte Stanley auf diese schreckliche Weise in einer Entfernung von 42 geogr. Meilen sechs Fälle passirt, wobei die Canoes 13 Meilen weit auf selbstgeschlagenen Wegen durch die Wälder gezogen wurden. Unterhalb des letzten Falles (0° 14′ 52″ nördl. Br.) pflegte er zwei Tage der nöthigen Ruhe; bei der Passage dieser Fälle kamen jedoch nur fünf Mann um.

Jetzt veränderte sich der Charakter des Stromes, der in das große Bassin zwischen den Binnenseen und dem Meere trat. Von der bisherigen Breite von 1500 bis 2000 Yards erweiterte er sich auf 2 bis 3 Meilen; er begann größere Nebenflüsse aufzunehmen und erhielt bald eine seeartige Breite von 4 bis 10 Meilen. Inseln wurden so zahlreich, daß man nur selten das gegenüberliegende Ufer sehen konnte. Dagegen blieb die Gesinnung der Eingeborenen dieselbe. Schon am ersten Tage in dieser Region wurde die Expedition zu drei verschiedenen Malen von drei verschiedenen Stämmen angegriffen, und am zweiten Tage wurde fast die ganzen zwölf Stunden lang ein fortdauerndes Gefecht unterhalten, das seinen Höhepunkt in einer großen Seeschlacht am Zusammenflusse des Aruwimi mit dem Lualaba erreichte. Stanley's Flotte war soeben aus der Strömung des Lualaba in jene des Aruwimi gefahren und befand sich quer vor der ungeheuer breiten Mündung dieses prachtvollen Nebenflusses, als die feindliche Flotte von 54 Canoes mit unbeschreiblicher Wuth herbeigeschossen kam. Vier von Stanley's Canoes suchten in der Panik zu entfliehen, wurden aber zurückgeholt. Stanley ließ seine Fahrzeuge sich in dichter Linie mit ihren Steinankern festlegen und die Feinde ruhig erwarten, die mit großer Schnelligkeit herbeikamen. Alles war großartig an ihnen, ihre Canoes von enormer Größe, besonders das erste, ein Ungeheuer mit 80 Ruderern, 40 auf jeder Seite, mit 8 Fuß langen Rudern, deren zugespitzte eiserne Schaufeln im Kampfe wahrscheinlich als Lanzen dienen sollen. Die Spitze eines jeden Rudergriffes war mit einer Kugel aus Elfenbein verziert. Auf einem Gangweg, der vom Bug zum Stern lief, tanzten die Häuptlinge auf und ab, und auf einer Plateforme am Bug standen zehn der besten jungen Männer mit erhobenen Speeren. Im Stern dieses großen Kriegscanoes standen acht Steuerleute und lenkten es auf die Fremden zu. Unter den anderen Canoes waren noch gegen 20, die etwa drei Viertel dieser Größe hatten. Im Ganzen müssen gegen 1500 bis 2000 Wilde in diesen 54 Canoes gewesen sein, doch gehörten sie wohl kaum alle einem einzigen Stamme an, sondern waren aus verschiedenen benachbarten Völkern zur Vernichtung der Fremden zusammengerufen worden. Beim Vorbeifahren wurde der erste Speer aus dem Hauptcanoe geworfen, und augenblicklich entbrannte der Kampf. Gegen 10 Minuten lang fiel ein Hagel von Speeren und Wurflanzen unter dem betäubenden Lärm der Kriegshörner auf die fast umringte kleine Flotte Stanley's, von welcher aus jedes Gewehr mit tödtlicher Wirkung erwiderte, so daß die Wilden bald umwandten und die Flucht ergriffen. Sogleich ließ Stanley die Anker aufziehen und die Verfolgung antreten. Von Wuth übermannt, folgten seine Leute den Feinden auf das Land und jagten sie durch 10 bis 12 ihrer Dörfer, wo sie Nahrungsmittel und besonders Elfenbein plünderten. Die nutzlos umherliegenden Vorräthe des letztern waren erstaunlich: da waren elfenbeinerne Tempel, eine Einfriedigung von lauter Zähnen um ein Götzenbild;

Elfenbeinklötze, die zum Holzhacken benutzt wurden, wie die Beileinschnitte bewiesen; elfenbeinerne Kriegshörner bis zu 3 Fuß Länge; Schlägel und Keile aus Elfenbein zum Holzspalten; elfenbeinerne Mörserkeulen zum Stampfen des Kassava, und am Hause des Häuptlings eine Veranda oder Bursa, deren Pfosten lange Elfenbeinzähne bildeten. Stanley's Leute erbeuteten gegen 133 Stück Elfenbein im Werthe von 18 000 Dollars. So überlegen erwiesen sich die europäischen Waffen über jene Central-Afrikas, daß Stanley in diesem Kampfe — mit den Bewohnern von Koruru — nur einen Mann verlor.

Mit Besorgniß sah er jedoch die allmälig sich lichtenden Reihen seiner Leute; denn im Ganzen waren schon 16 Mann in den Kämpfen mit diesen Cannibalen umgekommen. Der Rückkehr nach Nyangwe standen die schon passirten sechs Fälle im Wege, auch betrug die Entfernung nach Süden auf dem Flusse bereits 296 geogr. Meilen. Sollte er den Congo aufgeben und den Aruwimi hinauffahren? Denn drei bis vier Kämpfe jeden Tag hätten bald die Munition aufgebraucht. Er befand sich jetzt unter 0° 46′ nördl. Br. gerade im Centrum jenes großen weißen Fleckes auf unseren bisherigen Karten Afrikas. Zum Glück für die geographische Wissenschaft beschloß er dennoch, dem Hauptstrom weiter zu folgen, und zwar indem er das Festland verließ und zwischen den Inseln hindurchschlüpfte; ging dabei auch die Bestimmung vieler Nebenflüsse verloren, so blieb doch die Hauptsache der große Fluß, der alle anderen aufnahm.

Unterhalb des Einflusses des Aruwimi nahm der Strom eine ungeheuere Breite an. Das Boot führte die Flotte durch die Inseln, doch fanden noch mehrere Zusammenstöße mit den Eingeborenen statt, da es sehr schwierig war, das bewohnte Festland von den meistens öden Eilanden zu unterscheiden. Nachdem Stanley dies gelernt, fuhr er fünf Tage lang ohne Unterbrechung den Fluß hinab, bis drohende Hungersnoth ihn zwang, an einem Dorfe unter 23° östl. L. und 1 Gr. 40 Min. nördl. Br. zu landen; das Land hieß Rganfa. Nach 26 Kämpfen wurden hier zum ersten Male friedfertige Eingeborene gefunden. Stanley ließ sein Boot 20 Yards vom Ufer ankern, zeigte ihnen kupferne Armringe, Kauris, rothe und weiße Halsbänder, Tücher und Messingdraht und bat mittelst Zeichen um Nahrungsmittel. Nach fünfstündiger Unterhandlung durfte er landen und den alten Häuptling umarmen, während sein Steuermann Uledi, ein ausgezeichneter junger Suaheli, und die Bootsmannschaft mit den Eingeborenen fraternisirten. Seine Canoes ankerten 400 Yards vom Lande; Pocock mußte mit dem Sohne des Häuptlings Blutbrüderschaft schließen.

„Wie heißt der Fluß?“ frug Stanley den Häuptling in schlechtem Kikusu. „Der Fluß!“ war die Antwort. „Hat er keinen Namen?“ — „Ja, der große Fluß!“ — „Aber hat er keinen besondern Namen, wie du und ich und dein Dorf?“ — „Er wird Ikutu Ja Congo genannt!“ — Der Fluß von Congo! obgleich noch 850 Meilen vom Atlantischen Meere entfernt und 900 Meilen unterhalb Nyangwe!

Drei Tage blieb Stanley in vollem Frieden in diesem Dorfe und kaufte viele Lebensmittel ein; auch sah er dort vier Musketen, das erste Zeichen einer Handelsverbindung mit der Küste. Eine Tagesfahrt weiter kam er nach dem dichtbevölkerten Lande Urangi, wo er eine zwei Meilen lange Stadt fand. Bald entspann sich ein reger Handel mit den Eingeborenen, die in mehr als 100 großen und kleinen Canoes herbeikamen, doch fanden verschiedene Diebereien statt. Am folgenden Tage fuhr Stanley weiter, wobei ihm zwei Canoes als Führer voranfuhren. Mit Mißtrauen bemerkte er, daß sämmtliche früheren Handelscanoes jetzt nur bewaffnete Männer mit Musketen und Speeren enthielten, und alle Weiber und Kinder verschwunden waren. Plötzlich ruderten die Führer eiligst fort, und zugleich griffen die Wilden an. Zwei Stunden lang dauerte ununterbrochen das Gefecht auf dem Flusse, wobei er mit seinem Boote die Arrièregarde für die Canoes bildete, und aus jedem seiner Fahrzeuge zwei Leute ein heftiges Feuer auf die Feinde unterhielten, während die anderen ruderten. Bald betheiligte sich der nächste Stamm, die Mpakiwana, an dem Kampfe, worauf die Piraten von Urangi zurückkehrten, und nach einiger Zeit erschien ein dritter Stamm und setzte die Jagd fort. Mit großer Hartnäckigkeit suchten sie eines der Canoes zu kapern, so daß Stanley's Leute öfters alle Ruder hinlegen mußten, um mit dem Gewehr die wüthenden Angriffe zurückzuschlagen. Erst um 3 Uhr Nachmittags zogen sich die letzten der Feinde zurück, und Stanley konnte auf einer Insel ein Lager beziehen.

Am 14. Februar wurde die kleine Flotte von der Strömung aus dem Inselcanal nach dem rechten Ufer gerissen, wo der mächtige Stamm der Mangala wohnte. Trotzdem schon die Kriegstrommeln und Hörner der Eingeborenen zum Kampfe riefen, benutzte Stanley die klare Sonne und den weiten Wasserspiegel, um die geographische Position zu bestimmen; er befand sich unter 1° 16′ 50″ nördl. Br. und 21° östl. L. Kaum hatte er seinen Sextanten eingepackt und kaum befand sich seine Flotte in Bewegung, als die Wilden sich in 63 leichten, aber eleganten Canoes näherten. Manche der Eingeborenen trugen viele Messingverzierungen, Kopfbedeckungen von weißen Ziegenfellen und kurze Mäntel auf den Schultern von eben solchen Fellen; die Häuptlinge unterschieden sich durch Kleider von hochrothem Tuch. Als beide Flotten sich auf 300 Yards einander genähert hatten, ließ Stanley mit Rudern aufhören und hielt mit beiden Händen ein rothes Tuch und eine Rolle Messingdraht als Geschenke in die Höhe. Als Antwort kam aus drei Musketen ein Hagel von Eisensteinposten, die fünf von seinen Leuten schwer verwundeten. Sogleich ließ er wie gewöhnlich seine Boote sich fest zusammenlegen und den Strom hinabtreiben, während jedes Gewehr und jeder Revolver in Thätigkeit trat. Von Mittag bis gegen Abend dauerte der Kampf, während beide Parteien 10 Meilen weit den Fluß hinabtrieben. Endlich trugen die Hinterlader, doppelläufigen Elephantenbüchsen und Snidergewehre den Sieg über alte Musketen davon, obgleich zwei Stunden lang das Geschick der Expedition in der Schwebe war. Zwei der feindlichen Canoes, so flink sie waren, wurden genommen und unter dem Schutz der geankerten Flotte ein Dorf gestürmt und zerstört. Beim Sonnenuntergang sangen Stanley's Leute ihr Siegeslied; sie fuhren im Dunkeln noch bis 8 Uhr weiter und lagerten dann auf einer Insel. Es war dies der einunddreißigste und vorletzte Kampf auf dem Congo.

Die nächsten vier Tage fuhr die Expedition ungesehen zwischen den Inseln hindurch, denn der Strom war von 5 bis 10 Meilen breit. In dem Lande Ikengo fand Stanley wieder friedfertige Eingeborene und machte Blutbrüderschaft mit vielen Häuptlingen. Er hielt dort drei Tage lang an und fand den Stamm freundlicher und klüger als alle vorherigen. Auch weiter unterhalb war keine feindliche Macht, obgleich hin und wieder aus einzelnen Canoes auf die Fremden geschossen wurde. Sechs Meilen unterhalb der Mündung des Rkutu-Flusses (Kwango) in den Hauptstrom fand der letzte Kampf statt. Stanley hatte zum Frühstück an einer anscheinend unbewohnten Stelle landen lassen, als eine Flintensalve aus dem Dickicht erfolgte und sechs Mann verwundete. Der sich entspinnende Buschkampf blieb ohne Entscheidung, doch erneuerten die Wilden ihren Angriff nicht.

Jedenfalls hätte Stanley noch viel mehr Kämpfe bestehen

müssen, wenn er nicht immer bemüht gewesen wäre, durch Geduld, Tact und strenge Gerechtigkeit gegen die Eingeborenen den Frieden so lange als möglich zu erhalten. Besonders machten ihm trotz seiner strengen Befehle die Diebereien seiner Leute viel zu schaffen. Er hatte gedroht, die Schuldigen der Gewalt der bestohlenen Eingeborenen zu übergeben, sie aber hinterher doch durch schwere Lösegelder losgekauft. Als ihm dies endlich durch den Waarenmangel unmöglich wurde, übergab er einst wirklich fünf seiner des Diebstahls überführten Leute den Eingeborenen, worauf fortan seinen Befehlen strenge Folge geleistet wurde.

Unterhalb des Zusammenflusses des Kwango und Congo hielten die Eingeborenen Stanley's Tagebuch für eine böse Medicin und sein Notizenmachen für gefährliche Zauberei, so daß ein halbes Dutzend Stämme sich verbündeten und unter Kriegsandrohung die Zerstörung des Tagebuches verlangten. Zum Glück hatte Stanley einen vielgelesenen Band Shakespeare bei sich; dieser wurde dem Aberglauben der Wilden geopfert und öffentlich verbrannt, worauf die beruhigten Eingeborenen ein Freudenfest feierten.

Jetzt kam die tragische Zeit der Passage der untern Reihe von 57 Fällen und Katarakten, wogegen alle bisherigen Schwierigkeiten und Hindernisse Stanley als Kinderspiel erschienen. Jeder einzelne Tag jener Periode von fünf Monaten brachte seine eigenen Gefahren, schwierigen Rettungen, Verwundungen, Elend, Verzweiflung und Tod mit sich. Fast 1400 Meilen waren seit Nyangwe zurückgelegt worden. Enge Ufer von nackten Klippen, steile Bergabhänge, von dichten Wäldern umsäumt, und starre Felsen begannen den ungeheuern Strom in ein enges Bett zu zwängen; in gewundenen Krümmungen rauschte er ungestüm hinab, lange Reihen brauner Wogen aufwerfend, bald wie vor einem Sturme tobend, oder in steilem Falle wie aus Glas; bald von Abhang zu Abhang hinabdonnernd und seine Gewässer in riesigen Wellen emporschleudernd, daß ihre Häupter sich in Schaum und Nebel auflösten oder nach scharfer Biegung auf ein Felseneiland aufprallend, daß er sich kochend in zwei Arme theilte, mit schrecklichen Strudeln und wirbelnden Kesseln.

Nur durch die falschen Angaben der Tuckey'schen Karte ließ Stanley sich bestimmen, die Passage dieser furchtbaren Region zu unternehmen, denn jener hat östlich vom Jellala-Falle einen ruhigen 4 bis 5 Meilen breiten Strom mit vielen Inseln angegeben und nur am 16. Längengrade einen einzigen Katarakt notirt; Stanley fand allein auf dieser Strecke 30 der schrecklichsten Fälle und Stromschnellen, in denen Frank Pocock, Kalulu und viele seiner Leute umkamen. Er schildert diesen Theil seiner Fahrt von 180 Meilen Länge nur skizzenhaft. Um verlorene Canoes zu ersetzen, ließ er große Bäume niederhauen, und in 8 bis 10 Tagen, Tag und Nacht fortarbeitend, Canoes aushöhlen, deren Herstellung sonst drei Monate gedauert hätte; er ließ an manchen Stellen seine Canoes von 3, 4 und 5 Tonnen Gewicht steile Anhöhen von 200 Fuß hinaufziehen; über Felsenklippen ließ er für dieselben eine Art Schienenweg mit Rollhölzern und Walzen bauen; ein Gehölz hoher Bäume wurde umgehauen, um tiefe Gruben und Höhlen zwischen den Felsen mit den Stämmen auszufüllen. Lange, weißschäumende Strecken schoß er mit seinen Canoes hinab, daß die zuschauenden Eingeborenen sich entsetzten. Ueber den Mbelo-Fall stürzte er mit seinem Boote und der Mannschaft hinunter und entkam nur mit Mühe den braunen Wellen und wirbelnden Strudeln. Auch die Unwissenheit der Eingeborenen trug dazu bei, ihn irre zu führen, da sie immer nur von einem oder zwei weiteren Fällen sprachen, so daß er voll Hoffnung weiterkämpfte, bis er, an dem Isangila-Fall angelangt, von noch fünf weiteren Fällen hörte, worauf er nach fünf Monaten der schrecklichsten Arbeit und dem Verluste eines Europäers und von 15 seiner Leute das Boot und die Canoes auf die Felsen ziehen ließ und über Land weiter zog; kein anderer Reisender wird je unternehmen, was er in der untern Kataraktenregion ausgeführt.

Die Expedition war jetzt in Gegenden gelangt, wo die Eingeborenen bereits an Forschungsreisende und den Handel mit Europäern gewöhnt waren; dies erschwerte aber auch Stanley die Anschaffung von Lebensmitteln, da ihm die gewöhnlichen Abgaben und Geschenke von Rum, Perlen und Tüchern abgefordert wurden, die ihm schon seit Langem gänzlich fehlten; mit Mühe entging er den drohenden Feindseligkeiten. Noch vier Tagemärsche von Embomma entfernt, sah er sich gezwungen, vier seiner Leute vorauszuschicken, um die dortigen weißen Händler um Hülfe gegen die äußerste Hungersnoth zu bitten. Als die Boten mit reichen Vorräthen zurückkehrten, erhoben Stanley's erschöpfte und halbverhungerte Leute ein improvisirtes Danklied: „Herr, wir sind gerettet! Wir glaubten nicht, daß dieser große Fluß ein Ende habe, aber unser Herr hat das Meer und seine Brüder gefunden, und unser Elend ist zu Ende!" Stanley mußte in sein Zelt eilen, um seine Freudenthränen zu verbergen. — Am 8. August 1877, 276 Tage nach der Abreise von Nyangwe, langte er mit 115 Mann, darunter 60 Kranken, in Embomma an.

Ueber die Ankunft des großen Forschungsreisenden an der Küste meldet noch ein anderer Bericht: der portugiesische Reisende Major Serpa Pinto fuhr am 15. August mit dem Kanonenboot Támega in den Zaire (Congo) ein; am folgenden Tage wurde zur großen Ueberraschung Aller gemeldet, Stanley sei aus dem Binnenlande in der Nähe eingetroffen, worauf sofort die Portugiesen ans Land gingen und in der That den Reisenden mit seinem Gefolge in der sandigen Ebene von Kabinda trafen und herzlich begrüßten. Stanley war ohne Hemdkragen und Halsbinde, trug eine hellbraune Tuchjacke, stark abgenutzte Hosen aus Büffelhaut, Ledergamaschen und einen breitkrämpigen Strohhut; seine bei der Abreise schwarzen Haare sind stark ergraut. Durch den Verkauf des mitgebrachten Elfenbeins hatte er sich etwas Geld verschafft. An Bord des Kriegsschiffs fand sogleich ein Bankett ihm zu Ehren statt, dem auch drei seiner Anführer beiwohnten; seinen Knotenstock, den er sich im Urwalde am Congo geschnitten, schenkte er dem Major Pinto.

Nach letzten Nachrichten wurde auch in der Capstadt, wo er am 21. October anlangte, ein englisches Kriegsschiff zu seiner Verfügung gestellt, und beabsichtigte er, seine Leute sicher nach Zanzibar zu bringen, um dann mit erster Gelegenheit nach England zurückzukehren.

Nachschrift.

Ueber Stanley's Expedition laufen von verschiedenen Seiten weitere Einzelheiten ein. In einem Briefe aus Loanda vom 2. September an den Vater der Gebrüder Pocock wiederholt der Reisende die Schilderung von Frank's Tod. Die obere Reihe der Congofälle am Aequator besteht aus sechs separaten Fällen, die untere am Jellala aus 74 mit großen und kleinen Stromschnellen, doch sind nur 57 bedeutend. Beim Erreichen derselben hatte Stanley nur noch 63 arbeitsfähige Leute bei sich, von den Kranken litten 15 an Geschwüren und 10 an Durchfall und Schwäche. Der Masassa-Fall, in dem Pocock seinen Tod fand, ist der 37. der untern Reihe; 20 Meilen unterhalb desselben kam die Leiche nochmals an die Oberfläche, zum großen Schrecken und Erstaunen der Eingeborenen, die nicht verstehen konnten, wo der weiße Mann herkomme. In der Capstadt, wo Stanley am 21. October mit seinen Leuten auf einem englischen Kriegsschiffe ankam, wurde er mit außergewöhnlichen Ehren empfan-

gen; seine Wohnung während des ganzen Aufenthaltes war bei dem englischen Commodore. Alle öffentlichen Gesellschaften beeilten sich, ihn zu Festessen einzuladen. Unter seinen Leuten sind zwei von Livingstone's alten Dienern, davon einer, der die Leiche von Ilala nach Zanzibar begleitete, ferner mehrere von Speke's Begleitern nach dem Ukerewe; nur Einer spricht Englisch, der Knabe Robert Kapapili von der Zanzibar-Mission. Für die Eingeborenen wurde eine Extrafahrt auf der Eisenbahn veranstaltet, wobei sie zum ersten Male eine solche sahen und die Schnelligkeit des Zuges mit derjenigen ihres Marsches durch Afrika verglichen.

Vor der Südafrikanischen Philosophischen Gesellschaft gab Stanley eine Schilderung seiner Reise: die Cannibalen am Congo wohnen nur am 26. Längengrade; an einem Tage hatte er vier verschiedene Kämpfe um 10, 2, 5 und 8 Uhr zu bestehen. An den unteren Katarakten halfen die Eingeborenen ihm Canoes auszuhöhlen und dieselben die Felsen hinaufzuziehen; für Geschenke von Tüchern stellten sich hierzu oft 500 bis 600 Mann. Das Expeditionsboot und die Canoes wurden bei dem Mowa-Fall unter der Obhut der Eingeborenen auf den Felsen zurückgelassen. Fast sämmtliche geographischen Gesellschaften haben Dankadressen für Stanley an den „Daily Telegraph" geschickt; der Congreß der Vereinigten Staaten beabsichtigt, ein Dankvotum zu beschließen. Am 6. November fuhr Stanley mit seinen Leuten auf dem englischen Kriegsschiffe „Industry" von der Capstadt nach Zanzibar ab, und ist inzwischen in Aden eingetroffen.

Franz Birgham.

L. Rütimeyer's Rigi[1].

In einem eleganten Quartbande von 20 Bogen und mit Beigabe von 13 Holzschnitttafeln und einer Karte bietet der berühmte Schweizer Geologe eine naturgeschichtliche Abhandlung über die „Königin der Berge", aber nicht ausschließlich den Fachleuten; er begnügt sich damit, diejenigen Ergebnisse streng wissenschaftlicher Untersuchung in gemeinverständlicher Form mitzutheilen, welche jedem Beobachter zugänglich sind. Die ausgesprochene Individualität des Berges und der Umstand, daß er bei all seiner Unabhängigkeit in Bezug auf Lage und Gestalt doch wie kaum ein anderer Merkmale und Eigenschaften der zwei hauptsächlichsten Abtheilungen schweizerischen Gebirges vereinigt, luden den Verfasser während eines Gesundheitszwecken gewidmeten Aufenthaltes im Gebiete des Rigi im Sommer 1870 zu den Beobachtungen ein, aus welchen lange nachher diese Monographie entstand. Dieselbe zerfällt in sechs Abschnitte, deren erster als Einleitung „die Landschaft und ihren allgemeinen Inhalt" behandelt. Hier weist er nach, wie in dem Reichthum an Seen die angeborene Krone liegt, welche das allgemeine Urtheil so ohne Zaudern dem Berge zuschreibt. Auf der Karte sind es freilich nur zwei Seen, für das für landschaftlichen Charakter empfindsame Auge aber weit mehr; denn jedes der vielen Becken des Vierwaldstätter Sees trägt ja ein so eigenthümliches Gepräge, daß nur der Mangel an Unterbrechung des Wasserspiegels diesen wunderbarsten aller Schweizerseen zu einem Gesammtsee verbindet. Und diese Seen befähigen uns, den ganzen Eindruck in einem Gusse zu empfangen und idealisiren gleichzeitig das Object der Anschauung. Dann wird der Charakter der Fernsicht und ihr Zusammenhang mit der Geschichte des Bodens in großen Umrissen dargestellt, das flache, einst von Eis bedeckte Land im Norden mit seinen müden, stumpfen Linien und dagegen im Süden die schroffen Umrisse, die trotzigen Bergesgestalten, nicht nur voll Leben und pittoresk, sondern drohend und schreckhaft. Naturbeobachtung auf allen ihren Wegen wird aber, sobald sie über bloße Wahrnehmung hinaus und nur irgendwie besonnen zu Werke geht, Geschichte. Auf die Empfindung folgt bei dem geistig wachen Menschen alsbald die Frage nach der Ursache, und somit wird auch die Schilderung eines Berges versuchen müssen Geschichte zu sein, nicht in Hinsicht auf das Wenige, was der Mensch von seiner Umgebung hauptsächlich aufzubewahren pflegt, sondern wie sie der Berg selbst erzählt, wenn es gelingt, ihn zum Reden zu bringen und seine Sprache zu verstehen. Das Werden des Berges will uns Rütimeyer vorführen. Der zweite Abschnitt schildert „Gestalt und allgemeinen Bau des Berges". Wie eine Insel von dem Umriß eines unregelmäßigen Parallelogrammes erhebt sich der Rigi, von ruhendem oder von fließendem Wasser hart an seinem Fuß zu etwa neun Zehntheilen rings umspült. Nur zwei kurze Strecken, zwischen Lowerz und Arth und dann zwischen Küßnacht und Immensee, bilden kleine Wasserscheiden von unbedeutender Erhebung zwischen dem Vierwaldstätter (437 Meter hoch), Zuger (417 M.) und Lowerzer See (450 M.). Bei ersterer erhebt sich östlich von Goldau festes Gestein, durch Bergstürze später merklich erhöht, als Wasserscheide um etwa 100 Meter über die Fläche des Zugersees. Weit niedriger, nur zu 23 Meter über dem Vierwaldstätter See ansteigend, ist die Scheide zwischen Zugersee und dem Becken von Küßnacht. Ein Anwachsen des Waldstättersees um 13 Meter würde genügen, um ihn mit dem von Lowerz zu vereinigen, und eine Erhebung von 20 Meter würde den See von Küßnacht in den von Zug überströmen lassen. 80 Meter Anschwellung vor dem Goldauer Bergsturz hätten vermuthlich genügt, um auch jene Wasserscheide zu vernichten. Ob eine solche völlige Umschließung des Rigi durch einen See je bestanden hat, der alsdann im Reußthal bis nach Silinen, im Thal von Engelberg bis nach Dallenwyl sich erstreckt und die Seen von Sarnen, Sempach, Baldegg und Hallwyl umfaßt hätte, wird der mit dem Gesammtbilde des ganzen Gebietes Vertraute unter Umständen nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich halten, wenn auch ein Beleg für solchen Zustand kaum zu finden sein möchte.

Der von dieser Grundlage sich zu 1700 bis 1800 Meter Höhe erhebende Berg besteht aus zwei Theilen, die nach Gepräge und Zusammensetzung sehr von einander abweichen. Der westliche Theil, der etwa drei Viertheile des Ganzen ausmacht, reicht bis zu der Linie, welche Vitznau mit Lowerz verbindet, und umschließt an bekannten Gipfeln Kulm, Dossen und Scheideck. Es bildet diese Masse eine Pyramide von länglich viereckigem Grundriß und Durchschnitt, die in etwa 1600 Meter Meereshöhe quer abgetragen und deren Oberfläche durch das fast trichterartige Thal vom Klösterli tief ausgehöhlt ist. Diese ganze Pyramide des Rigi (in engerm Sinne des Wortes) besteht ausschließlich aus Nagelfluh

[1] Der Rigi. Berg, Thal und See. Naturgeschichtliche Darstellung der Landschaft von L. Rütimeyer. Basel, H. Georg, 1877, Preis 12 Mark.

in deutlich abgesonderten Bänken, welche von Westen her gesehen fast in horizontalen Linien, wie Treppenstufen am Berg erscheinen, was besonders bei leichter Schneebedeckung scharf hervortritt. Von Süden und Norden her ersieht man aber, daß diese Felsschichten am ganzen Berge ziemlich steil mit ungefähr 30° Neigung von Westen nach Osten fallen. Jedem, der die Fahrt von Luzern nach Brunnen machte, sind diese schiefen Linien des Südabhanges bekannt genug, und ohne diese natürlichen Geleise, die sich auf langen Strecken unmittelbar benutzen ließen, würde das Unternehmen, eine Eisenbahn an dem Berg hinauf zu führen, wohl kaum oder mindestens nicht so rasch zur Ausführung gekommen sein. Nach Osten zu nimmt der Schichtenfall zu: während die Schichten, deren Stirn die Kante von Rigikänzeli bilden, das Seeufer erst in der Nähe von Vitznau erreichen, fallen diejenigen, welche den Grat von Scheideck krönen, steil, ja schließlich fast vertical in die Tiefe. Dem entsprechend ist auch der Ostabhang des Berges, an der Scheideck, steiler als der Abhang von Kaltbad.

Oestlich von der Linie Vitznau-Lowerz beginnt ein anderes Gebirge, welches mit dem erstern nur nachträglich und durch fremde Kräfte in Verbindung trat, wenn es auch jetzt mit ihm topographisch nur eine Masse bildet. Ein in Beurtheilung von Landschaft nur wenig geübtes Auge erkennt bald, daß Umrisse und Gepräge dieser östlichen Hälfte des Gebirges von denjenigen des eigentlichen Rigi stark abweichen. Es gewahrt fast keine horizontalen oder schwach geneigten Linien mehr, keine großen Flächen, nur steile, zerrissene Gipfel, schroffe Kanten, unregelmäßige, meist tief durchfurchte Abhänge. So am Vitznauerstock, an der Hochfluh und an dem ganzen langen Kamm, der sich von da nach Ost hinzieht, um endlich bei Seewen am Lowerzer See fast plötzlich unter die Ebene von Schwyz zu tauchen. Solcher Veränderung der Physiognomie entspricht auch ein Wechsel des Gesteins: es ist der nämliche Kalk, welcher die ähnlich gebauten, nur selbständiger auftretenden Gruppen des Pilatus, des Bürgenstock und des Mythen bildet und dort wie hier meist steil nach Süden geneigt ist.

Ueber der Nagelfluh im westlichen Theil des Rigi, über dem Kalk und Schiefer im östlichen liegt endlich noch an vielen Orten eine mehr oder minder mächtige Hülle von lockerm Material, von Schutt, welche uns über die Geschichte des Berges, die Veränderungen, welche er erlitten hat und noch heute fortdauernd erleidet, sowie von den Kräften, die an ihm arbeiten, am meisten Aufschluß giebt. Verwitterung und Zerfall mußten ja an einem so hohen Berge, welcher aus steil geneigten Gesteinsschichten gebaut ist, die zum Theil selber nur aus verkittetem Geröll bestehen, stets kräftig arbeiten, und Schuttmassen von großer Mächtigkeit, zwar nicht in regelmäßigen Schichten, aber doch in Art von Jahresringen, die den größeren Perioden von Stillstand oder Beschleunigung der Verwitterung entsprechen, sind auch an vielen Stellen, hauptsächlich um den Fuß des Berges angehäuft. Sie sind es, die ihn fast allein mit der Fülle von Leben umgeben, die seine größte Zierde ausmacht. Am Südabhang finden sich größere Schuttmassen nur in den Ausgängen der größeren Thalschluchten, und auf solchen Deltas haben sich dann die Dörfer angesiedelt. Weit ansehnlichere Mengen von Schutt bedecken den Nordabhang; nur die steilsten Stellen, die Abstürze von Rigiculm und Hochfluh zeigen ausgedehntere Bruchflächen, und ähnlich verhält es sich am Westabfall, über Küßnacht. Der Art des Schuttes, d. h. der mehr oder weniger beweglichen, nicht mehr zum festen Körper des Berges gehörigen Gesteine, sind die Schlußworte des zweiten Abschnittes gewidmet; es ist da zu unterscheiden zwischen solchen, welche von den Gesteinen des Berges selbst abstammen, und jenen anderen fremden Ursprungs, der Granitblöcke, die nachweisbarermaßen erst durch lange Wanderungen aus den Alpen dorthin gelangt. Das dritte Capitel: „Geschichte der Gegenwart", handelt von der Erosion, welche wesentlich auf der Wirkung von Temperaturwechsel und von Feuchtigkeit auf geneigte Gebirgsflächen beruht. Die unablässige Arbeit von Regen und Nebel, von Frost and Sturm, von Sonnengluth und Pflanzenwurzeln und fließendem Wasser wird geschildert, wie sie sich selbst an stillen Sommertagen, wo Niemand an Zerstörung denkt, im Fallen eines Steines äußert oder durch plötzliche Bergstürze, welche ganze Dörfer und Generationen von Menschen begraben. Beide aber, in ihren Wirkungen so verschieden, sind nur zufällige Episoden, entsetzlich, weil unerwartet für den Menschen, ganz unerheblich, weil längst vorbereitet in der Geschichte des Berges. Die packende Schilderung des Bergsturzes am Roßberg vom 2. September 1806 nach der Darstellung des Dr. Zay eröffnet die Besprechung einer Anzahl ähnlicher Naturereignisse, von deren riesenhafter Gewalt namentlich der Sturz an der Steigisfadfluh (S. 49) eine Vorstellung erweckt.

Da das Kalkgebirge nicht so gleichförmig wie die westliche Nagelfluhhälfte ist, sondern aus vielen Lagen besteht, welche der Verwitterung sehr ungleichen Widerstand leisten, so unterscheiden sich die Bergstürze hier dadurch, daß der Zerfall nicht gleichmäßig die ganze Gebirgsmasse, sondern vorwiegend nur gewisse Schichten angreift. Da dieselben aber steil nach Süden fallen, so wirken alle Factoren der Verwitterung stark von oben und haben eine Reihe kleiner, dem Kamme paralleler Hochthäler (Comben) hervorgebracht, zwischen welchen die Kanten der härteren Gesteinsmassen riffartig hervorstehen. Besonders reich an Schutt und Bergstürzen ist der nördliche Abhang der Kalkkette.

Dann finden die Bachrunsen und Tobel ihre Besprechung, und von den zierlichen Rinnen und Kesseln, welche von kleinen Bächen und ihrem Geröll ausgewaschen und ausgeschliffen, bei der bunten Färbung der Nagelfluh-Gerölle eine höchst elegante Mosaik aus weißen, grauen, rothen, grünen, schwarzen Steinen mit bunt gesprenkeltem Cement aufweisen, eröffnet der Verfasser uns Perspectiven auf jene gewaltigen Resultate, welche große Flüsse, die von ewigen Schneefeldern genährt, Jahrtausende hindurch aus mächtigen Gebirgen herunterfließen, zu Stande bringen müssen; freilich nur andeutungsweise: die Parallelen zwischen der geschilderten Miniaturarbeit der Bäche am Rigi und der Entstehung mächtiger Alpenthäler werden nicht des Weitern ausgeführt.

Der vierte Abschnitt: „Aeltere Erinnerungen. Eisbedeckung", behandelt, von einer speciellen Karte erläutert, die Spuren der Eiszeit am Rigi, zuerst die Findlinge von „Habkerngranit", den man noch nirgends anstehend gefunden hat, von Gotthardgranit, welchen der Reußgletscher in Urzeiten namentlich auf den Terrassen zwischen Kaltbad und Vitznau ablagerte, damit dem Erbauer der Eisenbahn das trefflichste Material für die riesigen Stützmauern liefernd, ferner die Findlinge des Kalkgebietes und von Taviglianaz-Sandstein, letztere beiden Arten auf den Nordabhang des Berges beschränkt. Den Findlingen nach zu schließen, welche häufig von Bergstürzen verdeckt und fortgeführt worden sind, aber doch im Norden, wie im Süden, Osten und Westen auftreten, hat sich die Eisgrenze zu ihrem Gipfelpunkte, etwa 1330 bis 1340 Meter über Meer, im Egghubel oder Gotthardli (östlich der Hochfluh) erhoben. (Auf mehreren Abbildungen wird ihre obere Grenze durch weiße Wolkenstreifen angedeutet.) Die beiden Gipfel des Kalkgebirges, Hochfluh und Vitznauerstock, ragten einst nur wie Inseln, die eine von etwa 360, die andere von 250 Meter Höhe, über das Eismeer hinaus während der westliche, eigentliche Rigi als weit

ausgedehntere, compactere Masse über die rings fluthenden Gletscher sich erhob. Weiter werden die Moränenreste, die Schliffflächen und die Karrenfelder des Kalkgebirges in ihren ausgezeichnetsten und zugänglichsten Vorkommnissen besprochen, dann die Spuren der Eisverbreitung in der Umgebung des Rigi verfolgt und zuletzt gezeigt, wie wahrscheinlich die ganze Erscheinung der Eiszeit in überaus zahlreiche Abschnitte von verschiedenem Zuwachs, Stillstand und Abnehmen zerfiel.

Im fünften Abschnitt: „Vorzeit. Der Leib des Berges“, wird die Lagerung, die Zusammensetzung und der Ursprung der Nagelfluh, einer Uferbildung während der Ablagerung der Molasse, sowie die Lagerung der Kalkgesteine im östlichen Theile des Berges geschildert. Alles Land, was zwischen dem Jura und den nördlichsten Kalkketten der Alpen liegt, besteht aus Sandstein und Mergellagern, zwischen welchen bald in dünnen Lagern, bald in ungeheuern Haufen die von dem Landvolk „Nagelfluh“ benannten Geröllmassen eingeschaltet sind. Auf jenem großen Raume sind die Gesteine im Allgemeinen in ziemlich horizontalen Schichten abgelagert; nur an den Rändern des großen Beckens, am Jura und an den Alpen liegen sie geneigt, und zwar in Form von Wellen oder Falten, wie die Landschaft lehrt. Eine letzte Welle bildet die weit nach Nordwesten vorspringende Terrasse des Seeboden am Rigi selbst. In Flußrinnen, welche diese Wellen quer durchsetzen, kommt der Faltenwurf zu Tage, und stellenweise ist er so stark, daß die innersten Lagen senkrecht stehen oder selbst überkippt sind. Sogar der Rigi selbst nebst dem benachbarten Roßberg erscheint als eine solche große Falte, welche nach Norden hinübergefallen und zudem hier in ihrer ganzen Mächtigkeit abgebrochen ist. Während durch lange Perioden draußen in dem offenen Wasserbecken zwischen Jura und Alpen seine Sandsteine sich niederschlugen, kamen gleichzeitig an dem von den Alpen gebildeten Uferland Geröllhaufen zur Ablagerung, welche sich nicht weiter als manche heutige Deltas in das ruhigere Wasser hinaus erstreckten. Als locale, wenn auch noch so gewaltige Anhäufungen, die nach der Ebene hin kleiner werden und sich ganz verlieren können, darf man die Nagelfluhmassen längs der Alpen ansehen. Die Mächtigkeit des Sandsteingebirges, mit dessen Ablagerung die Aufhäufung der Nagelfluhmasse vermuthlich Schritt hielt, hat man nach einigen spärlichen Anhaltspunkten auf 1500 Meter berechnet. Da nun alles dafür spricht, daß jede Nagelfluhschicht am Ufer des Wasserbeckens entstand, in gleichem Maße, als die Flüsse die Gerölle herbeiführten, so werden wir zu der Annahme geführt, daß mit der ganzen Ablagerung von Sandstein und Nagelfluh eine lange andauernde und höchst wahrscheinlich sehr langsame Senkung des Bodens Schritt hielt, die sich schließlich auf einen sehr hohen Betrag belief; denn nur so konnte jede Schicht, von der untersten bis zu der obersten, in ihrer Reihenfolge stets dem Ufer oder dem Spiegel ruhenden Wassers nahe gewesen sein. Darauf trat wieder Hebung ein, verbunden mit Faltenbildung und Neigung. Da nun durch Faltung die davon betroffene Fläche auf einen kleinern Raum eingeschränkt wird als sie früher einnahm, und da die Massen nordwärts der Falten d. h. nördlich von Emme und Reuß horizontal blieben, also von der Verschiebung nicht mitbetroffen wurden, so folgt daraus, daß das Südufer des Molassebeckens mehr nach Süden lag, als heute. In früheren Zeiten nahm Alles, was zwischen Emme-Reuß und dem Alpenland liegt, einen größern Raum ein, als heute. Was an horizontaler Ausdehnung verloren ging, mußte an Höhe gewonnen werden; daher die hohen Berggipfel und der Faltenwurf, zu welchem der Anstoß wohl von der Seite der Alpen ausgegangen ist. — Der Ursprung der Nagelfluh, welche neben Geschieben der Alpen auch solche, deren Herkunft bisher unbekannt geblieben ist, enthält, wird dann kurz berührt und darauf das „Kalkgebirge“ besprochen, welches an beiden Seiten der Wasserbecken, in welchen Sandsteine und Nagelfluh sich erst anhäuften, schon Ufer und Festland bildete. Während aber am Jura-Gebirge die Molasse sich vielfach fast horizontal an das Kalkgebirge anlegt und so ziemlich noch die Linie des alten Ufers andeutet, ist das Kalkgebirge der Alpen vielmehr über sein jüngeres Vorland hingeworfen. Dadurch muß die frühere Gestaltung der Alpen bedeutend verändert worden sein. Nicht nur die Kette von Vitznauerstock und Hochfluh, sondern auch der ganze Gebirgszug bis nach Seewen gehört Perioden (sogenannte Kreide- und Quarzperiode) an, welche zwischen die Ablagerung des Jura und der Mollasse fallen. Alle diese Gesteine sind marinen Ursprungs und zerfallen in sehr zahlreiche und nach ihrer Beschaffenheit und den Versteinerungen verschiedene Schichten höhern und jüngern Alters. Man muß daraus schließen, daß die Epochen ihrer Bildung weiter auseinander liegen, als bei den verschiedenen Stufen der Mollasse, und für jede Schichtenfolge wird man an eine besondere Meeresbedeckung denken müssen, deren jede von der andern durch einen Zwischenraum von Festlandperiode getrennt war. Senkungen und Hebungen wechselten also auch hier vielfach ab, und zwar nicht nur in verticalem Sinne, sondern wie die zahlreichen und sehr gedrängten Fältelungen des Gebirges beweisen, auch in horizontalem. Die meisten Schichtenfalten sind dann an der Stelle ihrer Biegung abgebrochen, und das Gebirge besteht daher nur noch aus einer Reihe von steilgestellten Tafeln, welche wie schief an einander gelehnte Ziegel auf einander liegen. Sucht man nun diejenigen von gleicher Beschaffenheit in Gedanken in Verbindung zu bringen, so findet man, daß eine Anzahl von Tafeln fehlen oder nur theilweise vorhanden sind, und zwar nicht etwa nur die äußersten, sondern einzelne sogar mitten in der Reihenfolge, und man wird daraus schließen, daß Stücke einer und derselben Gesteinsfolge entweder durch Verwitterung oder Abbröckelung, zur Zeit als diese Schicht in Festlandperioden etwa die Rinde des Gebirges bildete, oder später bei wiederholten Bewegungen desselben entfernt, oder zerstückelt wurde. Untertauchen unter Meer, Hebung nebst Neigung und Faltung, während der Festlandphasen Abtragung, Verwitterung und Wegführen von Schutt, neues Untertauchen und Zufügung neuer Schichten bildeten in mehrmaliger Wiederholung die Abschnitte in der Herstellung des gegenwärtig auf so kleinen Raum beschränkten Kalkgebirges. Vergeblich aber würde es sein, sich von der Gestaltung des Bodens in den einzelnen Perioden, da er Festland bildete, irgend eine Vorstellung machen zu wollen; denn jede neue Bewegung mußte ja das, was ein vorhergehender Ruhestand geschaffen hatte, verändern.

Das Endergebniß aller der oben berührten Ereignisse ist der Rigi in seiner heutigen Gestalt. Die Fragen, wann und wie die Thäler und Seen, die ihn von einer gleichartigen Umgebung ablösen, entstanden, werden im Schlußcapitel, „Thal und See“, behandelt. Schon im landschaftlichen Anblick gleicht kein Thal dem andern; nicht zwei von gleicher Richtung: kein einziges, welches als ganz betrachtet werden dürfte, alle ohne Ausnahme nur Bruchstücke von Thälern. So findet das Gersauer Becken des Vierwaldstätter Sees seine eigentliche Fortsetzung westlich über Buochs und Alpnach, während es jetzt durch eine bloße „Furke“ nordwärts mit dem Parallelthale, welches vom Wäggiser Becken erfüllt wird, in Verbindung steht. Das großartige Thal von Arth wird durch zwischengeschobene Riegel bei Goldau und bei Seewen zerstückelt. Das weitaus mächtigste von allen Thälern in der Umgebung des Rigi, das der Reuß, bricht bei

Brunnen auf einmal ab, und ohne sichtbare Bewegung schleicht das Wasser dort in fremder Rinne nach Westen. Alles Erscheinungen, welche auf ähnliche Ereignisse weisen, wie die Bewegungen im Gebirge. Längsthäler, die dem Streichen der Schichten folgen, sind das von Wäggis, das von Lowerz und das zwischen Hergiswyl und Küßnacht; Querthäler dagegen, welche die Streichungsrichtung der Schichten krenzen, das Thal der Reuß bis Brunnen, das Becken des Zugersees bis hinauf nach Goldau und die kleine Bucht von Luzern. Mit Andeutungen über das relative Alter und die Entstehungsweisen derselben schließt das Werk, welches bei aller Gründlichkeit sich verhältnißmäßig leicht liest und dem gebildeten Laien nicht schwerere Aufgaben stellt, als er bei einigem Denken zu lösen im Stande ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auch in St. Gallen beabsichtigt man, sich der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft wenigstens theilweise anzuschließen, eventuell zur Gründung einer geographischen Gesellschaft zu schreiten. Nur ein Theil der eingehenden Gelder soll dem Brüsseler Ausschuß zur Verfügung gestellt, der andere aber für commercielle Zwecke verwendet werden und zwar so, daß speciell für die ostschweizerische Baumwollindustrie ein unmittelbarer Antheil am Welthandel angestrebt wird. Was aber die Schweiz in dieser Richtung unternehmen wird, soll jederzeit in einer Weise geschehen, daß ihre bezüglichen Dispositionen nicht nur in keiner Hinsicht mit den Tendenzen der Internationalen Gesellschaft collidiren, sondern stets die Zwecke derselben fördern, und die Ansprüche, welche die schweizerische Abtheilung an die Organe der Internationalen Gesellschaft stellen wird, sollen nicht weiter gehen, als daß letztere in collegialischer Weise die nach dieser Richtung hinzielenden Bestrebungen der Schweiz begünstige und da, wo sie Fuß faßt, ihr die Wohlthat der internationalen Flagge zu Theil werden lasse.

— Das eidgenössische Büreau des Bauwesens veröffentlichte eine Statistik der Bevölkerungs- und Arealverhältnisse der Schweiz, wonach das Gesammtareal 41 389,8 Quadratkilometer und zwar 29 637,5 productive und 11 752,3 unproductive beträgt. Von ersteren sind 7714,2 Wald, 305 Rebland, 21 618,3 Aecker, Gärten, Wiesen und Weide; von den unproductiven sind 1838,8 Gletscher, 1386,1 Seen, 161,8 Städte, Dörfer und Gebäude, 8365,6 Schienen- und Wasserwege, Flüsse, Bäche, Felsen, Schutthalden rc. Gletscher hat Bern 288,0, Graubünden 359,2, Wallis 971,7, Uri 114,8, Glarus 36,1, St. Gallen 7,4, Waadt 11,2, Tessin 34, Unterwalden 13,5, Schwyz 1,3 und Appenzell 1,1 Quadratkilometer. Die übrigen Cantone haben keine Gletscher. (A. Z.)

— Der neueste englische Ausweis über die Ackerbauentwickelung zeigt, daß seit Ablauf eines Jahres eine Bodenfläche von nicht weniger als 942 000 Acker Landes in England, 230 000 in Schottland und 200 000 in Wales urbar gemacht worden ist. In Schottland ist bis jetzt kaum ein Viertel der Gesammtbodenfläche bebaut; an Waldgebiet kann man dort noch ohne Schaden lichten. England dagegen ist leider fast ganz entwaldet. Auch an Haide- und Moorgrund wie an leicht dem Meere wieder abzugewinnendem Boden besitzt das Vereinigte Königreich noch große Strecken, die nur in Folge der absonderlichen Neigungen eines reichen Grundadels dem Anbau entzogen bleiben. (A. Z.)

Asien.

— Nach langem Zögern hat Mr. Rassam endlich die gewünschte Erlaubniß (s. „Globus" XXXII, S. 320) erhalten, die durch George Smith's Tod unterbrochenen Ausgrabungen assyrischer Alterthümer in Koyundschik bei Mossul wieder aufzunehmen. — Von jenem verstorbenen Forscher ist übrigens soeben ein nachgelassenes Werk durch die englische „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntniß" herausgegeben worden; es ist die „History of Babylonia", welche zu dem Sammelwerke „Alte Geschichte nach den Monumenten" (vergl. „Globus" XXXI, S. 16) gehört.

— Nach einer Depesche aus Taschkend vom 12. December 1877 ist die Ruhe in Ostturkestan wieder hergestellt. Der neue Emir, Beg-Kuli-Beg, hat ein bedeutendes (?) Quantum Gold und Silber nach Konstantinopel und eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen nach Peking gesendet. Ein englischer Agent ist in Jarkand eingetroffen, desgleichen englische Geschütze für Beg-Kuli-Beg's bis jetzt siegreiches Heer. Dem entgegen berichten freilich spätere Meldungen, daß die Chinesen schon Utsch-Turfan und Aksu erobert hätten.

— Ueber die barbarische, noch immer dem Europäer verschlossene Halbinsel Korea meldet der englische Gesandte in Jeddo, Sir H. Parkes, daß der Handel zwischen Japan und Korea unter dem neuen Vertrage im November 1876 begonnen habe, und daß während der letzten zwei Monate jenes Jahres der Werth des Exports nach Korea 37 832 Yens (oder Dollars), derjenige des Imports von dort 32 049 Yens betrug. Die Hälfte der Ausfuhrartikel waren fremde Waaren, als Calicostoffe, Shirting, Glanztaffet u. s. w., während Japan selbst hauptsächlich Reis und Weizen lieferte. Aus Korea wurden eingeführt Ochsenhäute, das in Japan beliebte koreanische Tuch, Golderz, Ginseng u. s. w. Dem entstehenden Handel hat die Hungersnoth viel geschadet, welche Korea wie Nordchina heimsuchte. Ein in dem Hafen Fusan ansässiger Japanese meldet, daß Anfangs dieses Jahres die Straßen voller Leichen von Verhungerten lagen; ein Koreaner kam an ein japanisches Schiff und suchte sein siebenjähriges Kind für 5 Cents zu verkaufen. — Ein japanischer Brief schildert den Besuch mehrerer Japanesen in der nicht weit von Fusan gelegenen Stadt Torai. Beim Verlassen des Hafens wurden sie von einer koreanischen Menschenmenge mit Drohungen begrüßt, wie: „Dies ist kein Ort für Japanesen; schneidet ihnen die Köpfe ab!" — „Da Korea ein uncivilisirtes Land ist," sagt der Bericht, „gleichen diese groben Ausdrücke denjenigen, welche man hörte, als die ersten Fremden in unser Land kamen." Zwischen Fusan und Torai liegen drei kleine Dörfer. Die Weiber, die man antraf, trugen ein Oberkleid, Tschijakuri genannt, aus dunkelfarbigem Taffet mit engen Aermeln und Gürtel, und darunter einen hosenartigen Rock aus hellblauer Seide, Tschitsuhemei genannt. Ihr Haar war in drei Strähnen zusammengeflochten und mit einer gegen 8 Zoll langen Nadel befestigt; ihre Gesichter waren mit Schminke und Reispulver gepudert. Die Frauen in den Landbezirken kleiden sich ebenso, sind aber häßlich; alle liefen beim Anblick der Japanesen auf Seitenwegen fort. Die Stadtmauer von Torai hat sechs Thore, durch deren südlichstes die Fremden einzogen. Gegen 2000 Leute hatten sich versammelt, um sie zu sehen; darunter auch Priester mit kahlrasirten Köpfen. Die Kleider waren aus gelbgefärbtem Hanftuch, die Hüte aus Flechtwerk und sehr groß. Am Thore

verglich ein koreanischer Beamter die Pässe der Japanesen mit einem Abdrucke des Siegels des japanischen Auswärtigen Amtes, worauf sie eingelassen und in die auf chinesische Art erbaute Beamtenwohnung geführt wurden. Unter dem Boden, der mit Wachstuch bedeckt war, brannte ein Feuer gegen die Kälte. Während die Japanesen sich etwa eine Stunde lang ausruhten, wurde von außen ein Stein durchs Fenster geworfen. Sogleich wurde der Uebelthäter von zwei Männern, auf deren Hüten das Wort „Yü" (tapfer) stand, ergriffen und mit Bambusstöcken geschlagen. Die Einwohner dieser Stadt sollen überhaupt von schlechter Gesinnung sein. Ein späterer japanischer Bericht meldet, daß derartige Vorfälle fast ganz aufgehört haben; daß jetzt gegen 200 japanische Kaufläden in Fusan bestehen und japanische Waaren einen guten Markt finden. Die japanische Factorei in Sorio hatte früher schwere Thore, die von koreanischen Beamten bewacht wurden und welche die Japanesen nicht passiren durften; seit Abschluß des Freundschaftsvertrags sind dieselben jedoch entfernt worden und Japanesen und Koreaner können ungehindert aus- und eingehen.

Afrika.

— Der Süßwassercanal zwischen Nil und Suezcanal, dessen Eröffnung wir auf S. 384 des 31. Bandes meldeten, ist für Ismailia die Quelle großer Noth geworden. Wie den „Times" vom 4. December 1877 aus Kairo berichtet wird, ist in Ismailia ein bösartiges Sumpffieber ausgebrochen und hat eine derartige Verbreitung erlangt, daß, wer nur konnte, floh, der Gerichtshof geschlossen wurde und die Geschäfte völlig stocken. Von 27 Beamten des Gerichtshofs erkrankten 26, von den 600 Personen des griechischen Quartiers 570, von den 1600 Arabern 1060, darunter 71 Todesfälle; von den 800 Europäern wurden circa 700 krank und es starben 37, von den 95 Angestellten der Suezcanal-Gesellschaft erkrankten 81 und es starben 3. Namentlich leiden Weiber und Kinder. Anfangs, im September, zeigten sich keine ernsten Symptome, aber sie wurden allmälig schlimmer und besonders traten Rückfälle ein. Und das an einem der gesundesten Orte Aegyptens, von dem Herr von Lesseps prophezeit hatte, daß er einst das Sanatarium der Levante werden würde. Der Grund davon ist in dem Süßwassercanal zu suchen, welcher höher als die Straßen der Stadt liegt, so daß das Wasser durch den Wüstensand gesickert ist, Keller und Gärten erfüllt und überall stehende Pfützen bildet, welche verderbliche Ausdünstungen und Sumpffieber erzeugen. Nur die Verlegung des Hauptcanals und die Cementirung desjenigen Armes, welcher der Stadt auch künftighin das nöthige Wasser zuführt, vermögen dem Uebel zu steuern. Aber woher das nöthige Geld nehmen, jetzt, wo die Noth in Aegypten fortdauernd im Zunehmen begriffen ist?

— Die „Baptist Missionary Society" trifft nach Rücksprache mit einigen erfahrenen Händlern vom untern Congo Anstalten, nach jenem Theile von Innerafrika unter den Reverends C. Grenfell und W. Comber, welche bisher am Camerun stationirt waren, eine Mission auszusenden. Dieselbe soll über San Salvador vorzudringen suchen, wo sie nach Stanley's Angaben eine dichtere Bevölkerung als auf anderen Wegen antreffen wird.

— Zwischen den englischen Colonien Capland und Natal liegt das sogenannte „Frei Kaffraria", dessen letztes Stündchen heranzunahen scheint. Stück für Stück davon wird zum englischen Besitzthum geschlagen und es wird nicht lange mehr dauern, daß es südlich vom 28. Breitengrade keinen „freien Kaffern" mehr giebt. Ist auch weniger schade darum als um die Transvaalsche Republik, deren grobgewaltthätige Vernichtung selbst die angesehene englische Fachzeitschrift „The Geographical Magazine" (redigirt von Clements R. Markham) gerade heraus einen „Vertragsbruch" nennt (Jahrgang 1877, S. 300). Bei dem Frei-Kafferland stand die Sache anders; denn dort hatten und haben sich die anwohnenden englischen Colonisten ihrer Haut zu wehren und müssen gegen fernere Angriffe der Eingeborenen vorbauen. So wurde 1874 der nördliche Theil, Ost-Griqualand, 1876 das daran grenzende Romansland englisch, gleichzeitig auch Fingoland im Süden. Als dann 1877 König Kreli mit seinen Galekas den Kriegspfad beschritt, wurde er von den englischen Ansiedlern und Soldaten geschlagen und mußte sich flüchten, und sein und seines Volkes Land ist vom Gouverneur, Sir Bartle Frere, im November 1877 annectirt worden. Colonisten werden jetzt durch Regierungserlaß aufgefordert, sich dort anzusiedeln, und der westlichste Theil von Galekaland, zwischen den Flüssen Kei (Ostgrenze von Capland) und Cogha (oder Cora), soll sofort vermessen und in Sectionen zu 300 Acres getheilt werden. — Kreli selbst ist nach Nordosten zu den Pondos, dem letzten unabhängigen Stamme in Kaffraria, geflohen und hat bei deren Häuptling, Umquikla, Aufnahme gefunden. Die Pondos zählen 200 000 Köpfe; ein kleiner Theil unter Umquilise wohnt westlich vom St.-John's-Flusse oder Umzimvubu und ist den Engländern freundlich; 160 000 dagegen unter Umquikla, welche östlich von jenen bis zum Meere sitzen, scheinen weder von den englischen Behörden noch von den Missionären recht etwas wissen zu wollen. Ob Kreli bis zu den Pondos verfolgt oder seine Auslieferung verlangt werden soll, ist noch unsicher. Am liebsten wäre es anscheinend den Capländern, wenn sich die Pondos bei diesem Anlasse gleichfalls gegen England auflehnten, damit man das Recht erlangte, auch ihr Land in Besitz zu nehmen.

Australien.

— Das Parlament von Südaustralien hat am 18. Juli 1877 beschlossen, daß zwischen Port Augusta und der Großen Australischen Bucht, einer völlig wasserlosen Gegend, Bohrversuche angestellt werden sollen, ob nicht unter dem mit Salz geschwängerten Boden noch ein Stratum mit süßem Wasser existire. Der Umstand, daß 3 bis 4 Millionen Schafe sich dort ernähren können, wenn Wasser aufgefunden wird, rechtfertigt die Auslagen.

— Die Annexion der Samoa-Inseln durch die Vereinigten Staaten ist noch keine vollzogene Thatsache; vielmehr befindet sich der „Staatssecretär" des Reiches, Mamea, erst auf dem Wege nach Washington. Die „San Francisco Chronicle" beschreibt diesen tättowirten Gesandten als ein Prachtexemplar seiner Race, stramm wie ein Bogen und $6\frac{1}{2}$ Fuß hoch, breitschulterig, mit intelligentem, lächelndem Gesicht. Er spricht fließend englisch und ist über Tagesereignisse wohl unterrichtet. Auf der Ueberfahrt nach San Francisco trug er seine heimische Tracht, ein Hemd bis auf die Hüften mit einem daran anschließenden Anhängsel von Tuch, was jedoch am Lande durch einen feinen Tuchanzug ersetzt wurde. Von der Taille bis zu den Knien ist er prachtvoll tättowirt und mit den charakteristischen Zeichen der königlich samoanischen Familie bedeckt. Dabei ist er ein gläubiger Christ und eine Bibel sein steter Begleiter. Auf angeblich einstimmigen Wunsch seiner Landsleute soll er die Regierung der Vereinigten Staaten bewegen, das Protectorat über den Archipel zu übernehmen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIII № 5.

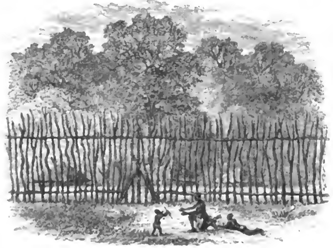
Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

V.

Ulúnda ist ein langer schmaler Strich Landes, dort wo Cameron ihn betrat etwa hundert englische Meilen breit und zwischen dem fünften und zwölften Grade südlicher Breite gelegen. Die meisten Einwohner sind Walúnda; nur Muata Jammo, seine nächste Umgebung und einige Districtsgouverneure sind Warua. Die Dörfer sind klein, selten und weit von einander gelegen, und der größte Theil des Landes ist noch mit Urwald bedeckt. Nach einem Tagemarsche wurde



Dorf in Ulúnda.

gehalten, weil einige Sklavinnen eine unmittelbare Vermehrung der Kopfzahl der Karawane in Aussicht stellten. Die Rast benutzte Cameron, um auf die Jagd zu gehen; aber den ganzen Tag über sah er weder ein vierfüßiges noch ein geflügeltes Wild. Alvez' Leute dagegen waren glücklicher und erlegten zwei kleine Elephanten, so daß wegen der Vertheilung des Fleisches auch noch den folgenden Tag gerastet werden mußte. Das Zerwirken der beiden Cadaver war



Uebergang über den Lukodschi.

eine Scene wilden Durcheinanders; alle Leute des Alvez drängten sich herzu, hackten und rissen Fleischfetzen ab, stritten sich und schlugen sich darum, wie ein Rudel hungriger Hunde. Dabei waren sie so neidisch, daß sie Cameron's Leuten selbst für Geld nichts von ihrer Beute ablassen wollten, und ein kleines Stück vom Rüssel, der für eine besondere Delicatesse gilt, mußte Cameron theuer bezahlen. Ob nun aber Sambo's Kochkunst nicht ausreichte oder Cameron nicht genügend Feinschmecker war, kurz er fühlte sich nie wieder veranlaßt, von Elephanten-Ragoût zu kosten. Dagegen ermuthigte ihn der Anblick des großen Wildes so, daß er folgenden Tages wiederum auszog und sechs Stunden lang jedes Gebüsch, auf das er stieß, durchsuchte, bis es ihm gelang, eine große Elenantilope zu erlegen. Da auch einer seiner Leute ein gleiches Stück Wild mit heimbrachte, so war seine Karawane nun eben so gut mit Fleisch versorgt, wie die Alvez'sche.


Hütte in Ulunda.

Nachdem dasselbe verpackt worden war, wurde der Marsch fortgesetzt; aber schon nach zwei Stunden stießen sie auf einige von ihren Bewohnern verlassene Dörfer, wo Alvez' Leute zu lagern begehrten, um sich an den dort aufgestapelten Vorräthen gütlich zu thun. Empört darüber setzte Cameron zwar mit einigen Leuten seinen Weg fort und befahl den anderen zu folgen; aber als er nach einstündigem Marsche ausruhte, holte ihn nur Bombay mit wenigen Begleitern ein und meldete ihm, daß die Uebrigen mit Alvez eine andere Richtung eingeschlagen hätten. Da es doch unnütz war, ihn zurückrufen zu lassen, so mußte Cameron wohl oder übel umkehren und ihm folgen. Doch versetzte es ihn in bessere Laune, daß er unterwegs in einem der geplünderten Dörfer einen Flug Perlhühner überraschte und eines davon erlegte. Lange ehe er Alvez erreichte, spürte er an dem Gestank des faulenden Elephantenfleisches, daß er sich auf dem richtigen Wege befand. Als er nun den Neger wegen der falschen Richtung des Marsches zur Rede stellte, erwiderte derselbe nur, daß die Straße sehr gut sei, und er keine andere kenne. Cameron aber war gezwungen, ihm wider besseres Wissen zu folgen, da seine Leute sich


Das Dorf Sona Bazh.

fürchteten, allein die vor ihnen liegenden Länder zu durchziehen, und sicher fortgelaufen wären, wenn er sich von Alvez hätte trennen wollen.

Die wenigen Eingeborenen, welche an jenem Tage das Lager besuchten, schmutzige, wild aussehende Leute, waren die ersten Walunda, welche er zu sehen bekam. Die Männer trugen Fellschurze, die Weiber nur einige Fetzen Rindenzeug. Ihr Wollhaar war nicht in irgend eine Form gebracht, sondern nur mit Schmutz und Fett zusammengeklebt, und Schmucksachen fehlten ihnen gänzlich. Nicht einer besaß

eine Perle oder ein Stück Zeug, und mit einem Geschenk von wenigen Perlen erregte Cameron große Freude.

Der nächste Marsch war sehr ermüdend und beschwerlich, die Wege schlecht, die wenigen Hütten unterwegs verlassen und deshalb Umwege häufig. Erst spät am Nachmittage wurde der gewünschte Platz erreicht, und nun erst erfuhr Cameron, daß der Weg, den er am Tage vorher eingeschlagen hatte, sie direct dorthin gebracht hätte. Sie befanden sich jetzt nahe bei dem Dorfe des Moéné Kula, eines Unterhäuptlings von Ulúnda, und auf der großen Straße zwischen der Hauptstadt des Muata Jamwo und den Kupferminen und Salzlagern bei Kwidschila. Bei letzteren kamen auch im ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts die bekannten beiden Pombeiros, Pedro Joao Baptista und Anastacio José vorbei, als sie mit einem mächtigen Bogen nach Süden von Muata Jamwo's Hauptstadt zu der des Kazembe reisten; die vierzig Tagereisen lange Wüstenei zwischen beiden Orten, von welcher man ihnen erzählt hatte, war offenbar das Reich eines Vorfahren Kasongo's gewesen. Wahrscheinlich war Muata Jamwo eifersüchtig auf denselben gewesen und hatte die Reisenden rund um dessen Land herum, anstatt quer durch dasselbe geschickt. In letzter Zeit war aber wegen der Unruhen in der Hauptstadt keine Karawane mehr dort durchgekommen. (Von gewaltsamer Beseitigung des Kazembe durch Araber erzählt Livingstone vergl. „Globus" XXIX, S. 167; über innere Kämpfe im Reiche des Muata Jamwo erhielt Cameron einige Nachrichten. Mitte des Jahres 1874 starb danach ein Muata Jamwo, und sein Nachfolger wurde wegen seiner alles Maß überschreitenden Grausamkeit von seiner Schwester, die zugleich seine Gattin war, entthront und durch einen andern Bruder ersetzt.)

Früh am nächsten Morgen wurde Moéné Kula's Dorf passirt, ein unregelmäßig gebauter Haufen kleiner, theils mit Dornhecken umfriedeter, theils offener Gehöfte. Die Hütten waren von niedlicher Bauart, aber auffallend klein, ihre Wände nicht über drei Fuß hoch. Jenseits des Dorfes lagen Fruchtfelder, von Fetischen beschützt; es waren von kleinen Gehegen umgebene, abgestorbene Bäume, an deren Zweigen zahlreiche Kürbisse und irdene Töpfe aufgehängt waren. Hier verstauchte sich Cameron den Fuß derart, daß er sich mehrere Tage lang in einer Hängematte tragen lassen mußte. Der gewundene Pfad führte bei vielen kleinen Weilern vorbei, welche nur aus ein paar Hütten auf einem Flecken gerodeten und bebauten Landes bestanden. Umgeben waren dieselben von vier Fuß hohen Gehegen aus über einander gehäuften Baumstämmen. Die Hütten waren alle klein, theils rund mit kegelförmigem Dache und mit Wänden, die aus Pfählen mit dazwischengestopftem Grase bestanden, theils länglich mit schrägem Dach und mit Matten bedeckt. Die wenigen Lichtungen in dem das ganze Land bedeckenden Urwald waren auch jetzt noch, nachdem die trockene Jahreszeit schon so lange angedauert hatte, ganz feucht; während der Regenzeit müssen sie tiefsumpfig sein.





Haartrachten in Lovalé.

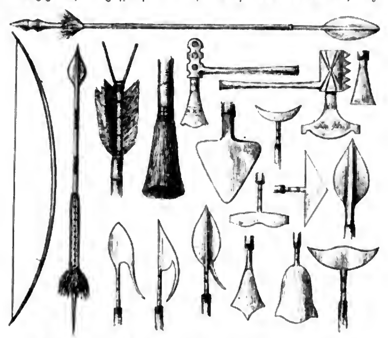
Am 5. August wurde der Lukodschi, der größte östliche Zufluß des Lulua, welcher die meisten der zuletzt passirten kleineren Flüsse aufnimmt, überschritten. Wenige (englische) Meilen weiter lag das Dorf eines Kazembé, des zweiten Herrschers von Ulúnda; derselbe war aber nicht anwesend, sondern nach der Hauptstadt gereist, um dem neuen Muata Jamwo seine Huldigung darzubringen.

Drei Tage später waren sie in Kisenga, welches genau zwischen den Quellen des Lulua und des Liambai (Zambési) liegt, und da dies die letzte Station in Ulúnda war, so blieben sie dort einige Tage, um Korn zu kaufen und für den angeblich fünftägigen Marsch nach Lovalé Mehl zu mahlen. Da der Mond gerade günstig war, so benutzte Cameron die drei Nächte, um 187 Monddistancen zu nehmen und so die Lage dieses wichtigen Ortes genau zu bestimmen.

Drei weitere Tagereisen abwechselnd durch Dickicht und weite Ebenen brachten die Karawane nach dem Dorfe Sona Bazh, welches erst kürzlich von Leuten aus Lovalé erbauet worden war. Unterwegs zeigte sich viel großes Wild, darunter auch eine Herde Zebras, welche das Nahen der Karawane nicht bemerkte und ruhig weiter äste und spielte. Von Sona Bazh aus waren die großen Bäume am Ufer des Zambési deutlich sichtbar; der nach Westsüdwesten fließende Strom war hier ungefähr zehn bis zwölf englische Meilen entfernt. Cameron befand sich nämlich jetzt auf der Wasserscheide zwischen Zambési und Kassabé (Kassai) und kreuzte beständig Flüsse, welche bald dem einen, bald dem andern tributär waren. Zuerst führte der Weg in eine Senkung, durch welche der Luvua dem Zambési zufloß. In seinem Zelte hatte das Minimum-Thermometer auf 38° F. gestanden; unten in der Senkung dagegen war der Boden gefroren und die Wasserlachen mit Eis bedeckt. Dem Engländer war es eine angenehme Abwechselung, den Boden un-

ter seinen Tritten krachen zu hören; seinen barfüßigen, halbnackten Begleitern aber erschien dieser Temperaturwechsel weniger behaglich.

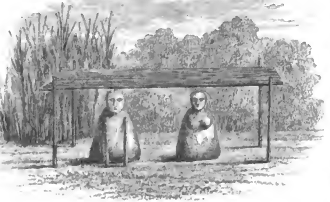
Bis zum 18. August führte der Weg fortdauernd über Sümpfe und Flüsse, welche sich meist in den Zambési ergossen. Dörfer wurden nur in geringer Zahl angetroffen, alle erst vor Kurzem von Leuten aus Lovalé angelegt, welche überhaupt in raschem Vorrücken gegen Osten begriffen sind. Die Einwohner führten Flinten, in Folge wovon die Träger aus Bihé ihrer in Urua gezeigten Tapferkeit gänzlich vergaßen und sich ohne Murren selbst den unsinnigsten Forderungen der Bewohner anbequemten. Eine Tagereise vor Kafundango, dem ersten Districte des eigentlichen Lovalé, wo es Lebensmittel in Menge geben sollte, verursachte die Flucht einiger Sklaven einen Aufenthalt, sehr zum Aerger Cameron's, der nichts als Reis und Bohnen zu essen hatte. Erst am



Bogen, Schwere, Aexte und Pfeilspitzen der Bewohner von Lovalé

folgenden Tage erreichten sie Kafundango, einen District mit zahlreichen kleinen Dörfern. Die Hütten waren gut gebauet und von verschiedenartiger Gestalt; die Rindenstreifen, welche die Grasbündel an den Wänden festhalten, bildeten mancherlei Muster.

Für ein Stück Salz erhielt Cameron ein Huhn; seine Perlen aber wurden nicht mehr beachtet, vielmehr Zeug gefordert, wovon er nichts mehr besaß. Sein ganzer Tauschvorrath bestand nur noch aus einigen Perlen und sieben oder acht Viongwa (Perlenschmuck von der Ostküste). Letztere brauchte er aber, um dafür Fische einzuhandeln und damit die Reise bis Bihé zu bestreiten. — Hier liefen Coimbra wieder zwanzig der elendesten und am meisten mißhandelten Sklaven fort, was neuen Aufenthalt verursachte. Doch hatte Cameron wenigstens die Genugthuung, daß jegliche Mühe, ihrer wieder habhaft zu werden, vergeblich war. Freilich kamen gewiß manche um, ehe sie ihre Heimath wieder erreichten, oder fielen den als hart verrufenen Einwohnern von Lovalé in die Hände.



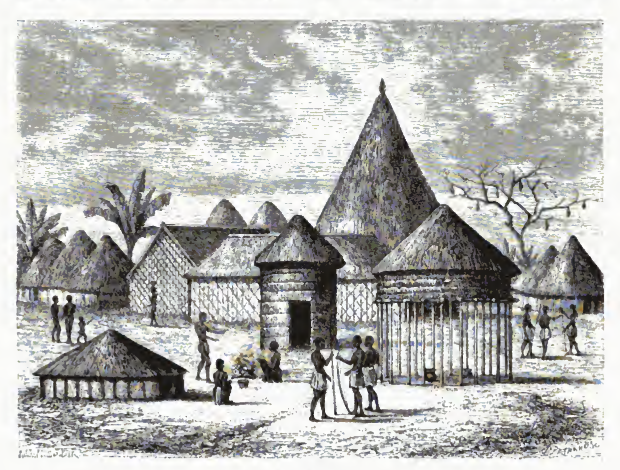
Fetische in Lovalé.

Dieselben sind in Sitten und Gewohnheiten sehr wild und werden wegen ihrer Gewehre von den durchziehenden Karawanen sehr gefürchtet. Tribut, wie in Ugogo, wird nicht gefordert, ausgenommen von ein oder zwei Häuptlingen; aber sie erfinden statt dessen allerlei Ansprüche an die Reisenden, um ihnen Waaren abzupressen. Ihre ganze Lebensweise wird von den Fetischmännern geregelt, welche dem unachtsamen Reisenden in geschickter Weise Fallen stellen. Wenn z. B. ein Fremder seine Flinte oder Lanze gegen eine Hütte im Dorfe lehnt, so wird dieselbe sofort in Beschlag genommen und nur gegen schwere Buße wieder herausgegeben; denn, sagen sie, mit dem Anlehnen werde Zauberei beabsichtigt, um den Besitzer der Hütte zu tödten. Aehnliche Forderungen werden gemacht, wenn Jemand einen durch Brand bezeichneten Baum beim Aufschlagen eines Lagers fällt und so fort. Aeußerst roh ist ihre Kleidung, Lederschürzen bei den Männern, ein paar kleine Lederriemen wie in Nubien, oder ein winziger Zeuglappen bei den Weibern. Das Haar flechten sie in gewisse Muster und beschmie-

ren es mit Lehm und Oel, so daß ihr Haarputz wie aus Holz geschnitten aussieht. Eisen wird in großen Mengen von Kibokwé (westlich von Lovalé) eingeführt und geschickt zu höchst phantastisch geformten Pfeilspitzen und niedlich verzierten Beilen verarbeitet, welche letzteren mit runder Schneide versehen und sowohl als Krummhaue wie als Axt gebraucht werden können. Jenseit Kafundango sah Cameron seit Udschidschi die ersten Kühe; doch mußten er wie seine Leute oft arg hungern, weil die Eingeborenen ihre Lebensmittel nur gegen Sklaven, Zeug und Schießpulver, lauter Dinge, welche der Reisende selbst nicht besaß, hergeben wollten.

Im östlichen Theile von Lovalé bestand die Gegend aus einer Reihe weiter offenen Ebenen, von einzelnen Wäldern und Dickichten und vielen netten Dörfern unterbrochen. Die Hütten waren viereckig, rund und oval und hatten hohe Dächer, welche mitunter in zwei bis drei Spitzen ausliefen. Die Art des Marschirens aber blieb stets dieselbe: mitunter verursachten davongelaufene Sklaven einen Aufenthalt, mitunter der Wunsch eines Häuptlings, welchem Alvez gehorsamst nachkam, obwohl ihm das gewöhnlich ein paar Sklaven, einmal sogar ein Mitglied seines eigenen Harems kostete.

Zahllose alte Lagerstellen am Wege zeugten von dem lebhaften Handel, namentlich in Sklaven, welcher jetzt zwischen Bihé und dem Innern des Continents blüht. Zahlreich waren in den Dörfern die Fetische, meist roth und weiß befleckte Thonfiguren, welche Leoparden und andere wilde Thiere vorstellen sollten, oder rohe hölzerne Figuren von Männern und Frauen. Manche der passirte Ebenen stehen zur Re-



Dorf in Lovalé.

genzeit zwei bis drei Fuß tief unter Wasser, welches dann die Wasserscheide zwischen Zambési und Congo vollständig überdeckt. Die Systeme derselben greifen in der That derart in einander, daß man sie durch einige Stromregulirungen und einen circa 20 engl. Meilen langen Canal durch ebenes Land verbinden und dadurch eine fast ununterbrochene Schifffahrt zwischen der West- und Ostküste Afrikas herstellen könnte. Größere Stromschnellen müßten natürlich zu Lande umgangen werden, wenn nicht Canal- und Schleusenanlagen zu Hülfe kämen.

Während ihrer Ueberfluthung wimmeln diese Ebenen von Fischen, besonders Schlammpeitzkern und kleinen Elritzen. Dann dämmen die Eingeborenen unter Benutzung der kleinen Bodenerhebungen weite Strecken ein, welche beim Sinken der Gewässer zu seichten Teichen werden. Darauf werden Löcher in die Dämme gemacht, Flechtwerk davor gelegt, das Wasser abgelassen und die auf dem Boden zurückbleibenden Fische mit Bequemlichkeit gesammelt, getrocknet und entweder in die Nachbargebiete ausgeführt oder an durchziehende Karawanen verkauft.

Am 28. August wurde das Dorf Katendé's, der über einen großen Theil von Lovalé herrscht, erreicht. Dies Land stand früher unter einem einzigen Häuptling, ist aber jetzt in mehrere Theile zerfallen. Hier und besonders am Zambési, 14 engl. Meilen nach Süden, gab es getrocknete Fische in Menge. Deshalb wurde Halt gemacht und Leute abgeschickt, um solche einzuhandeln; damit sollten die Reisekosten in Kibokwé bestritten werden. Cameron gab ihnen alle so

lange aufgesparten Viongwa bis auf zwei mit; das war dann alles, was ihm von Tauschwerthen geblieben war.

Mit Alvez zusammen besuchte Cameron Katendé und fand ihn in vollem Staate und von seinen Räthen umgeben unter einem Baume sitzen. Zu beiden Seiten standen Fetischhütten, deren eine zwei sonderbare Thiergestalten und deren andere carikirte Götzenbilder enthielt, während von einem Baumaste als Zauber ein Ziegenhorn an einem aus Schlingpflanzen gedrehten Seile herabhing und dicht vor der krummen Nase des Herrschers schaukelte. Derselbe hatte zu dieser Gelegenheit ein buntes Hemde, einen Filzhut und einen aus bunten Taschentüchern zusammengenähten Unterrock angelegt und rauchte unablässig. Auf Befragen erinnerte er sich, daß Livingstone bei seinem Dorfe vorbeigekommen sei (es geschah das 1853, als Katendé's Dorf, dessen Lage seitdem zweimal gewechselt wurde, noch weiter gegen Nordwesten und jenseit des Kassabé stand), wußte aber sonst von dem großen Reisenden nichts weiter anzugeben, als daß er damals auf einem Ochsen ritt.

Am Nachmittage besuchte eine Anzahl Eingeborener das Lager, deren einer eine Legende von dem nahen Dilolo-See erzählte, welche wir hier mittheilen, weil sich in den Volkssagen der Hebräer, Griechen, Deutschen u. s. w. die treffendsten Analoga dazu finden.

„Einst stand dort, wo sich jetzt der See Dilolo ausbreitet, ein großes und wohlhabendes Dorf. Die Einwohner waren alle begütert und glücklich, hatten große Ziegenherden, viele Hühner und Schweine und Pflanzungen von Getreide und Kassava, die alles, was jetzt Sterblichen zu Theil wird, weit übertrafen. Lustig verbrachten sie ihre Zeit mit Essen und Trinken und dachten nicht an den folgenden Tag. Eines Tages nun kam ein alter gebrechlicher Mann in dies glückliche Dorf und bat die Einwohner, Mitleid mit ihm zu haben, da er müde und hungrig sei und noch weit zu reisen habe. Niemand aber kümmerte sich um sein Flehen; vielmehr verfolgte man ihn mit Hohn und Spott und feuerte die Kinder an, den unglücklichen Bettler mit Koth und Schmutz zu bewerfen und aus dem Dorfe zu jagen. Hungrig und mit wunden Füßen ging er seines Weges, als eine mitleidigere Seele zu ihm trat und nach seinem Begehren fragte. Da bat er nur um einen Trunk Wasser, etwas Essen und eine Ruhestätte für sein müdes Haupt. Der Mann nahm ihn mit in seine Hütte, gab ihm Wasser zu trinken, schlachtete eine Ziege, setzte ihm ein reichliches Mahl von Fleisch und Mehlsuppe vor und wies ihm seine eigene Hütte zum Nachtlager an. Mitten in der Nacht erhob sich der Bettler, weckte seinen barmherzigen Wirth und sprach: „Du hast mir eine Wohlthat erzeigt und nun will ich Dir dasselbe thun; aber was ich sage, darf keiner von den Nachbarn erfahren.“ Der Barmherzige versprach Verschwiegenheit, worauf ihm der Greis mittheilte, daß er nach wenigen Nächten einen mächtigen Sturm und Regen hören würde; dann sollte er aufstehen und mit aller seiner Habe flüchten. Damit ging der Bettler davon. Zwei Tage später vernahm der Barmherzige einen Sturm und Regen, wie nie zuvor, und sprach: „Die Worte des alten Mannes sind wahr;“ stand auf und verließ mit seinen Weibern, Kindern, Ziegen, Hühnern, Sklaven und sonstiger Habe wohlbehalten den verfluchten Ort. Am nächsten Morgen befand sich an der Stelle des Dorfes der See Dilolo; und bis heutigen Tages kann man, wenn man an seinem Ufer lagert oder in Booten über ihn hinfährt, das Zerreiben des Kornes, den Gesang der Weiber, das Krähen der Hähne und das Blöken der Ziegen hören.“ Das ist die wahre Geschichte vom See Dilolo.

Westaustralien.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, frühererm Inspector der Schulen Südaustraliens.

III.

Die europäischen Ansiedler.

Westaustralien ist, wiewohl die am spärlichsten bevölkerte, doch durchaus nicht die jüngste der Colonien; früher angesiedelt als Victoria, Südaustralien, Neu-Seeland und Queensland steht es dem Alter nach nur hinter Neu-Süd-Wales und Tasmanien. Schon im Jahre 1826 sandte Sir Ralph Darling, Gouverneur von Neu-Süd-Wales, eine kleine Abtheilung von Sträflingen mit militärischer Escorte unter dem Major Lockyer nach King George's Sound. Die Absicht war, Frankreich an der Besitznahme der Südküste zu verhindern. Hatten doch die Franzosen durch die Namen Napoleonsland, Golf Josephine, Golf Bonaparte schon früher ihre Ansprüche auf das Land zu erkennen gegeben.

Aber die eigentliche Ansiedelung fällt ins Jahr 1829. Capitän Stirling brachte zwei Jahre vorher einen so günstigen Bericht über das Land nach England, daß sich schnell eine Gesellschaft bildete, welche die Bewilligung zur Besiedelung des Landes am Schwanenflusse erhielt. Am 1. Juli des Jahres 1829 verlas Capitän Stirling die Proclamation Sr. Britischen Majestät an der Stelle, wo jetzt das Hafenstädtchen Freemantle liegt.

Ich beabsichtige nicht, eine Geschichte der europäischen Niederlassung zu schreiben, aber ich muß, um die jetzigen Zustände verständlich zu machen, die Hauptmomente aus der wenig interessanten Reihe von Begebenheiten herausgreifen. Die Geschichte aller Colonien auf dem Festlande Australien leidet an Monotonie. Stets gedeihliches Wachsen ohne größere Hindernisse als periodische klimatische Extravaganzen ist ebenso vortheilhaft und befriedigend für den dabei interessirten Colonisten, als der oft wiederholte Bericht solcher erfreulichen Zustände für den nicht interessirten Leser ermüdend wird. Westaustraliens Geschichte konnte sich eines solchen langweilenden Glückszustandes nicht erfreuen.

Capitän Stirling kannte das Land, das er so warm empfahl, gar nicht. Sein Gebiet war die See; ihm imponirte der breite Schwanenfluß, und er hatte das vollste Vertrauen in ein Land, das einen so breiten Wasserweg aufwies. Sich darüber zu unterrichten, ob die Ufer zur Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung fähig waren, fiel ihm nicht ein. Er documentirte sein Vertrauen dadurch, daß er statt seines Gehaltes Landbewilligung annahm. Den beiden anderen „Gründern“, Peel und Latour, wurden, dem einen 250,000 Acres, dem andern 103,000 Acres zugewiesen, der Gouverneur erhielt

10.000, seine Beamten von 20,000 bis zu 2000 je nach der Stellung, welche sie bekleideten. Im Jahre 1829 langten 20 Schiffe mit 1290 Einwanderern, im nächsten Jahre 1125 Personen in 39 Schiffen an. Die Geräthe, Hausthiere, Waaren und Vorräthe hatten einen Werth von 144,177 Pf. St. Die Colonie zu Albany hörte auf, ein Depot für Sträflinge zu sein; die Verbrecher kehrten nach Sydney zurück, das Militär siedelte meist nach dem Schwanenflusse über.

Der Anfang war gemacht; die englische Flagge war aufgepflanzt. Da waren ein paar tausend Colonisten, versehen mit allem, was zur Gründung eines Gemeinwesens nöthig ist, das Ackerbau und Viehzucht zu seinen Erwerbsquellen machen will, ein Gouverneur mit seinem Gefolge von Unterbeamten bildete die Spitze. Aber die Vorbedingungen trafen nicht zu, das Land war sandig und zum Anbau wie zur Weide schlecht geeignet. Jahre voll Noth folgten vom Beginn der Gründung auf einander. Die Ernten mißriethen und das Land bot keine Früchte. Was der Einwanderer brauchte, mußte er selbst erzeugen. Hier gab es weder Yams, noch Kokosnüsse oder Bananen. Es fehlte an Arbeitern. In Albany erinnerte man sich der Zeit, wo Sträflingsarbeit öffentliche Bauten hingestellt und dem unbemittelten Anfänger eine billige und willkommene Hülfe gewesen war. Eine Versammlung in Albany beschloß, daß es wünschenswerth sei, Deportirte nach Westaustralien einzuführen, und reichte eine Petition ein. Aber in Perth wollte man davon nichts wissen. In Neu-Süd-Wales und Vandiemensland erhob sich die öffentliche Stimme schon laut gegen die Fortdauer dieses Deportationssystems, das die schlechtesten Elemente in die jungen Colonien einführte; man wollte Westaustralien von diesem Brandmal frei halten. Die Noth wurde größer als je; im Jahre 1845 machte eine zweite Petition ihre Runde in der Colonie, aber noch war der Widerwille der Majorität der Colonisten nicht gebrochen. Im Jahre 1849 ergab sich die Colonie in ihr Schicksal; das vorhergehende Jahr hatte eine Auswanderung von Handwerkern und Arbeitern gesehen, welche die Ansiedelung ihrer besten Kräfte beraubte.

In England empfing man die Petition mit Freuden. Die Staatsmänner in Downingstreet waren taub gegen alle früheren Gesuche um Hülfe gewesen, aber wenn Beistand in dieser Form verlangt wurde, so war man gern bereit, ihn zu gewähren. Englands Gefängnisse waren voll von Verbrechern, und Verbrecher standen den Colonisten zu Tausenden zur Verfügung.

Am 1. Juni 1850, 21 Jahre nach der Ankunft der ersten Ansiedler im „Challenger“, landeten die ersten Sträflinge in Freemantle, und diese Deportation dauerte bis zum 9. Januar 1860, wo der letzte Sträfling an die westaustralische Küste gesetzt wurde. Mehr als 10,000 Verbrecher wurden so in eine Colonie geführt, die heute eine Bevölkerung von nur 25,000 Seelen zählt. Es war also zu Zeiten mehr als die Hälfte aller Einwohner Verbrecher der schlimmsten Arten, bei weitem der größte Theil der erwachsenen männlichen Bevölkerung gehörte zu dieser Classe.

Die Deportation dieser Hefe des englischen Volkes hörte auf, nicht weil das Mutterland keine Schurken zu senden hatte oder weil die Colonisten selber es müde waren, ihr Land mit Dieben und Mördern bevölkern zu lassen, sondern weil von Seiten der übrigen Colonien, namentlich Südaustralien und Victoria, ein energischer Protest erhoben wurde gegen die Gefahr, welche ihnen dies System schaffte. Sträflinge, so sagte man, entwichen aus dieser Gefängnißcolonie und entkämen zu den Nachbarländern, wo man solche Gäste nicht wünsche. Die englische Regierung gab diesen Vorstellungen Gehör, und die Deportation nach dem Schwanenflusse nahm ein Ende.

Die Deportirten waren ausschließlich Männer; Frauen sind nie nach Westaustralien deportirt worden. Das Unheilvolle eines solchen Mißverhältnisses der Geschlechter war in Neu-Süd-Wales erkannt worden; man drang daher von Seiten der Colonie auf Sendungen von Frauen. Die Regierung in London willfahrte diesem Gesuch; eine Menge von Weibern, besonders Irländerinnen, wurden auf Kosten der Regierung nach Perth geschickt, damit die entlassenen Sträflinge Frauen finden konnten. Denn nach Verbüßung ihrer Strafzeit wurden die Gefangenen frei und konnten sich in der Colonie niederlassen.

Diese Irländerinnen gehörten nicht zur besten Classe der Gesellschaft. Man beklagt sich noch jetzt in der Colonie bitter darüber, daß die Beamten in London nicht bessere Wahlen trafen. Diese Frauen waren oft Straßendirnen, bestrafte Individuen, kurz solche, die freilich keine Strafe abzubüßen hatten, deren sich England aber gern entledigte. Aber welches anständige weibliche Wesen hätten die Commissäre wohl bereit gefunden, nach einem fernen kaum halbcivilisirten Welttheil auszuwandern, um die Frau eines entlassenen Verbrechers zu werden? Mir scheinen die Vorwürfe, welche die Westaustralier der englischen Regierung machen, absurd. Frauen von tadellosem Ruf und feiner Bildung konnten sie für diese Strolche und Vagabunden und noch Schlimmeres doch nicht erwarten.

Jetzt sind in Westaustralien noch nahezu 2000 Verbrecher, deren Strafzeit noch nicht abgelaufen ist, einige — ticket of leave men — noch unter Polizeiaufsicht, aber in Freiheit, andere — conditional pardon men — ebenfalls entlassen, aber unter gewissen Bedingungen ihre Freiheit genießend. Die übrigen 8000 — die expirees, wie die Colonisten sagen — sind unter die Gesellschaft verstreut. Man kann sich danach die socialen Verhältnisse vorstellen. Achttausend Männer, deren Vergangenheit am besten in Dunkel gehüllt bleibt, dazu diese Frauen von mehr als zweifelhaften früheren Existenzen und unzweifelhafter gegenwärtiger Immoralität bilden den bei weitem größten Bestandtheil der Bevölkerung und ziehen in ihren Hütten Nachkommen auf, welche von dem Beispiel ihrer Eltern nicht unberührt bleiben können. Das Convictelement durchdringt die ganze Colonie. Der Packträger, der den Reisenden am Schiffe in Beschlag nimmt, der Kellner, der bei Tisch aufwartet, vielleicht der Wirth auch, der Postkutscher, der uns von Albany nach Perth fahren soll, der Kaufmann, in dessen Laden wir uns die letzte Nummer der „Perth Gazette“ kaufen, ja der Redacteur der Zeitung selber kamen auf Kosten der britischen Regierung an diese Küste Australiens. „They left their country for their country's good“ (sie verließen ihr Vaterland zum Wohle desselben), wie in Sydney bei einer von Sträflingen veranstalteten Aufführung im Prolog treffend gesagt wurde.

Die übrigen Colonien sehen Westaustralien mit höchst mißtrauischen Augen an. Als von Adelaide nach King George's Sound ein besonderes Dampfschiff ging, um die Postsachen dort von dem großen Postdampfer der Peninsular and Oriental Company abzunehmen, begleitete stets ein Polizist dieses Schiff, damit sich nicht entlassene Verbrecher hinüberschmuggelten. Als ich mich in Albany zur Rückfahrt einschiffte, überreichte mir ein Polizeidiener ein Document folgenden Inhalts:

„Ich bescheinige hiermit, daß der Inhaber C. Jung, der im Begriff ist, nach Adelaide per Dampfer der P. u. O. Compant zu fahren, weder ein Gefangener der Krone in Westaustralien ist, noch jemals ein solcher war.

E. Hare, Richter des Districts.“

In Adelaide und Melbourne besteht man sehr dringend auf der Vorzeigung dieses Scheines; man will eben keine entlassenen Verbrecher.

Charakteristisch für die Gesellschaft waren mir zwei Placate am Gerichtsgebäude. In Westaustralien übt der Richter in seinem Bezirk eine ziemlich unbeschränkte Gewalt aus. Der in Albany, Mr. Hare, hatte seine Vorstudien zu seinem jetzigen Berufe in einem preußischen Cavallerieregimente, wenn ich mich recht erinnere, einem rheinischen Husarenregimente, gemacht. Und er verwaltete sein Richteramt, das sich über einen District nahezu so groß als Großbritannien erstreckte, aber freilich nur 1000 Seelen zählte, in allgemein als sehr tüchtig anerkannter Weise. Von den beiden vorhererwähnten von ihm unterzeichneten Placaten lautete das erste wie folgt: „Dem N. N. ist während sechs Monaten der Genuß von Spirituosen, Wein und Bier untersagt worden."

Das andere war ein Verbot bei Strafe von 5 Pf. St. dem vorbesagten N. N. die genannten Getränke zu verabfolgen.

Solche Erlasse machen auf den von anderen Colonien Kommenden sogleich den Eindruck der Unfreiheit. Die polizeiliche Ueberwachung der Moral ist hier auch wohl dringend nöthig und dient dazu, die vielen problematischen Elemente in Ordnung zu halten. Perth ist voll von ticket of leave men. Man kennt sie leicht an der Gefängnißphysiognomie, ihrem Gang, ihrer Trägheit; und die Bars in den Schenken sind Abends gewöhnlich voll von diesen Charakteren, die das Geld, das sie verdient haben, dort in blue ruin (gin) und sheoak (beer) vergeuden. Ein Gefängniß zieht selten Leute zur Sitte und Ordnung heran. Aber wenn um 11 Uhr der Wirth sein Haus schließt — denn nach dieser Stunde darf nach englischem Gesetz kein Gasthaus oder Kneipe mehr offen sein —, so entfernen sich die Leute mit nicht mehr Lärm als an anderen Orten, wo ähnliche Charaktere sich Rendezvous geben. Sie haben wenigstens Ordre pariren gelernt.

Am 31. December 1874 zählte die Bevölkerung Westaustraliens 26 209 Personen. Unter der männlichen, der erwerbenden Bevölkerung sind Sträflinge bei weitem der vorwiegende Theil. Daraus erklärt sich sofort das Zurückbleiben der Colonie hinter ihren Nachbarn in jeder Hinsicht. Das Land ist durchaus nicht reich, aber das, was die Natur geboten, wußten diese Colonisten nicht zu entwickeln. Der kleine Theil freier Auswanderer, ein sehr kleiner Theil nach Abzug der Beamten, welcher sich auf industrielle Unternehmungen warf, scheint von dem Schlendrian der freigelassenen Zuchthäusler mitangesteckt worden zu sein.

Das Meer an den Küsten war reich an Walen, aber die Westaustralier ließen sich diesen Reichthum vor der Nase wegnehmen. Im Jahre 1838 nahmen Amerikaner und Franzosen 10 000 Fässer Thran von dieser Küste. Das rüttelte die damals fast darbenden Colonisten aus ihrem Schlafe auf, sie machten einen Versuch, auch etwas von den Tausenden von Pfunden Sterling zu erhalten, welche fast vor ihrer Thür zu haben waren, die zu erlangen Fremde Tausende von Meilen kamen. Freilich waren sie ihren Rivalen nicht gewachsen.

Der südwestliche Winkel der Colonie ist reich an vorzüglichem Holze, aber eine West Australian Timber Company mußte sich erst in Victoria und in Adelaide bilden, um für die werthvollen Hölzer den rechten Markt zu finden. Natürlich verwüstet man hier wie überall sonst in den Colonien den Waldwuchs in der unsinnigsten schonungslosesten Weise, und der Tag mag nicht mehr zu fern liegen, wo diese Erwerbsquelle versiegt.

Sechsundzwanzig Tausend Seelen Bewohner eines Gebiets, das nahe fünfmal so groß ist als das Deutsche Reich! Es ist richtig, daß nur in einem kleinen Theil sich jetzt schon Ansiedelungen finden. Aber doch ist diese kleine Anzahl von Menschen über einen wunderbar weiten Raum verstreut. Von Albany bis Roeburne im Norden sind über 200 deutsche Meilen in gerader Linie, zur See würden es nicht weniger als 300 sein. Zwischen diesen beiden Städten — sit venia verbo — liegen an der Küste hin mehrere meist unbedeutende Niederlassungen; im ältesten Theile der Colonie sind ebenfalls einige Städte im Embryozustande, die Hauptstadt Perth zählt nur 5000 Einwohner.

Man muß die australischen Karten — den politischen Theil wenigstens — als der Gegenwart vorgreifend ansehen. Besonders gilt das von den westaustralischen. Die Orte werden in der Größe verzeichnet, in der man sie vermessen hat. Damit ist nicht gesagt, daß die Bauplätze wirklich Häuser tragen; so finden sich auf Petermann's großer Karte von Australien einige recht ansehnlich aussehende Orte zwischen Albany und Perth, sie existiren eben nur im Büreau des Surveyor-General. Ein paar Polizeistationen und die Hütten für die Hüter der Postpferde ist alles, was man an der Straße sieht, wenn das Fuhrwerk mit müder Qual durch diese öde Gegend schleicht.

King George's Sound und Albany sind von ganz Westaustralien am bekanntesten. Der Postdampfer legt hier an, um Kohlen einzunehmen — die P. und O. Company hat hier eine Kohlenstation errichtet — um den Westaustraliern ihre Briefe und Zeitungen von England und den anderen Colonien zu bringen oder westaustralische Zeitungen und Briefe mitzunehmen. Gelegentlich bringt der Postdampfer kleine Sendungen von Producten. So kamen beispielsweise Schinken und Speckseiten mit unserm Dampfer von Adelaide, selbst solche Sachen lassen sich diese schläfrigen Leute des Westens bringen. Und noch dazu eine Bevölkerung, die zum großen Theil aus Irländern besteht, denen im eigenen Lande Speck und Kartoffeln die Hauptnahrung sind. Nicht daß die Schweinezucht hier geringer wäre als im Osten, aber die Leute im Westen sind zu indolent, vielleicht zu unwissend, den Schinken und Speckseiten zu präserviren, wie es z. B. eine Yorkshirefrau versteht.

King George's Sound ist nach Südwesten durch eine Landzunge geschützt, nach Südosten wenigstens theilweise durch die Inseln Breaker und Michaelmas, zwischen denen das Fahrwasser durchgeht, aber nach Süden ist die Rhede offen. Auf der Insel ist ein Leuchtfeuer angebracht, das 25 Seemeilen weit sichtbar ist. Die Princeß Royal Bucht, welche eine lange nach Norden streichende Zunge vom Sound trennt, bietet einen herrlichen Hafen, bei weitem den besten an der Südküste, Port Lincoln vielleicht ausgenommen. Wenn man durch die 200 Yards breite Einfahrt zwischen Point Possession und Mount Clarence in das fast kreisrunde tiefe Bassin fährt, so bietet sich dem Auge ein lieblicher Anblick. Grüne Hügel steigen ringsum von dem klaren Wasser auf, steile Vorländer springen in die stille Bucht, wie inmitten von Gärten und Weinbergen liegen malerisch verstreut die weißen Häuser und schimmernden Eisendächer von Albany. Die Bewohner behaupten, daß Princeß Royal Hafen Port Jackson wenigstens gleichkomme. Vermuthlich entdeckt man durch längern Aufenthalt mehr Schönheiten, als ich zu sehen vermochte; mir schien der Hafen von Albany den Vergleich nicht zu rechtfertigen.

Wenn man sich den angenehmen Eindruck der Ansicht von der See bewahren will, so gehe man nicht ans Land! Die Weingärten sind freilich da, aber was sonst, vom Meer aus gesehen, Garten schien, löst sich in uncultivirte Strecken von Scrubland auf, das noch unbebaut überall zwischen den Häusern liegt. Und die lieblichen Hügel ergeben sich als höchst unliebliche, sandige und steinige, mit allerlei nutzlosem

und verkrüppeltem Buschwerk bewachsene Anhöhen. Von Cultur ist fast gar nicht die Rede. Die Albanyer verschmähen es auch nicht, gelegentlich von ihren östlichen Nachbarn Kohl und andere Gemüse zu beziehen. Und doch eignet sich das Klima hier vorzüglich für dergleichen Culturen.

Darwin's „Reise eines Naturforschers um die Welt" hatte mich auf den sogenannten versteinerten Wald bei Bald Head aufmerksam gemacht. Bald Head ist die äußerste Spitze der Landzunge, welche King George's Sound gegen Süden begrenzt. Ich zog den Seeweg dem uninteressanten Landwege durch den Scrub vor. Der Anblick dieses versteinerten Waldes ist ein äußerst merkwürdiger. Man denke sich die Stämme und starken Zweige eines Dickichts in grauer Steinmasse nachgebildet, dicht neben einander gestellt und zwischen den Stämmen verstreut Ueberbleibsel abgebrochener Zweige, gleichfalls in Stein, diese todte starre Pflanzenimitation aus einem feinen Sande emporwachsend, dessen Bestandtheile kleine abgerundete Stückchen von Muscheln und Korallen sind. Einst muß dieser Sand den grünenden Baumwuchs verschlungen haben und später hat in dem nun festen Gestein kalkhaltiges Wasser an Stelle des vermodernden Holzes diese tropfsteinartigen Nachbildungen der Vegetation gesetzt. Nun legen Wind und Wetter diese Naturspiele offen; der umgebende lose Stein zersetzt sich und wird verweht und der verschlungene Wald ersteht in versteinerter Form.

Zweihundertundachtundfünfzig Miles bis Perth. Die Post legt diese Strecke in 70 Stunden zurück, und sie fährt Tag und Nacht. Diese Art zu reisen ist für denjenigen befremdend, der in anderen Colonien gereist ist. Dort fahren die Posten oft mit einer Besorgniß erregenden Geschwindigkeit, die nur das Aufsteigen eines steilen Berges mäßigen kann. In Westaustralien nimmt man sich Zeit, die Wege sind nicht gerade im besten Zustande. Wer in Tasmanien gereist ist, weiß, welche vorzüglichen nirgends übertroffenen Straßen diese Insel der Arbeit der Strafgefangenen verdankt. Die westaustralische Regierung verstand nicht, dieses Capital in ebenso gewinnbringender Weise auszunutzen. Die Straße von Albany bis Perth ist nur zum dritten Theile macadamisirt, der Rest ist, was man in Australien eine Buschstraße nennt. Die Bäume und Büsche, die letzteren nicht immer, sind aus dem Wege geräumt, hier und da ist eine Brücke über die zur Regenzeit nicht passirbaren Creeks und Flüsse geschlagen. Die ganze Strecke ist entsetzlich eintönig, Wald, nichts wie Wald und nicht der schönsten Art, keine Lichtung, keine Erhebung erlaubt einen Blick über die umliegende Landschaft.

Herzlich froh ist der Reisende, wenn er in Perth anlangt. Perth ist eine hübsche Stadt mit ungefähr 5000 Einwohnern an dem rechten Ufer des Swan, der hier einen See bildet. Leider ist das Wasser des Sees brakisch. Eine ziemlich lange Brücke führt zuerst über einen Sumpf, auf dem linken Ufer, das bedeutend niedriger ist als das rechte. Die Brücke scheint über eine lange Strecke ganz unnöthigerweise geführt zu sein, aber wenn der Fluß, wie es vorgekommen, 30 Fuß über seine Sommerhöhe steigt, so ist sie ohne Zweifel durchaus nicht zu hoch und lang. Perth ist die Hauptstadt der Colonie und enthält außer einem sehr ansehnlichen, schloßartigen Gebäude für den Gouverneur verschiedene recht respectable Bauten, wie z. B. das Rathhaus. Natürlich hat es wie alle australischen Städte eine hübsche Anzahl von Kirchen und Bethäusern, wenn es auch darin weit hinter Adelaide und Melbourne zurücksteht, die mit Kirchen und Capellen besäet zu sein scheinen.

Neben diesen charakteristischen Wahrzeichen einer australischen Stadt fehlen auch die Häuser nicht, welche der Böse, wie man sagt, überall neben die Gotteshäuser bauet. Ich glaube, es giebt zwei gute Hotels in Perth; von einem weiß ich es sicher; leider waren Wirth und Wirthin so strenge Feiertagsheiliger, daß ein Vorhang um mein Bett gegen die Mosquitos am Tage meiner Ankunft, einem Sonntag, nicht gezogen werden durfte. Die Folge davon war, daß die Mosquitos eine sehr gute Nacht, ich aber eine sehr schlechte verlebte.

Von Perth führt eine ziemlich gute Straße nach York über Toodjay und Newcastle. Alle drei — soll ich sagen, Städte? — liegen am Avon. Der Weg geht durch viel sandiges steiniges Land, oft mit Xanthorrhöen fast ausschließlich bewachsen. Wer diese sonderbaren Pflanzenformen früher noch nicht gesehen hat, meint hier Palmenhaine zu erblicken, doch zerstört freilich eine nähere Besichtigung die Illusion. Die straffen harten Grasbüschel sind leider unendlich verschieden von den anmuthigen Wedeln der Palmen. Gouverneur Hampton, dessen Name in Verbindung mit öffentlichen Bauten oft gehört wird, hat sich in dieser Straße ein Denkmal geschaffen. Ganze Strecken sind in Ermangelung von Stein mit großen kreisrunden Segmenten von Bäumen gepflastert, welche der Volkswitz Governor Hampton's Cheeses — Gouverneur Hampton's Käse — getauft hat. Die Straße wird früher besser gewesen sein; mir rief sie die Erinnerung an ihre Entstehung zu oft und zu schmerzlich ins Gedächtniß.

Toodjay, Newcastle und York sind die Centren von Ackerbaudistricten. Eine Stadt in Australien in einem solchen District wird nur von Handwerkern, Kaufleuten und einigen wenigen anderen Personen bewohnt; die Landbauer wohnen jeder auf seinem Eigenthum. Die Bevölkerung ist so über einen weiten Raum zerstreut. Aber hier ist die Zerstreuung noch vollständiger. Das gute nutzbare Land liegt fleckweise zerstreut, wie Inseln oder Oasen inmitten des nutzlosen unfruchtbaren Scrub. Auch der Ertrag von diesen besseren Grundstücken scheint problematisch. Und die Thatsache steht fest, daß Westaustralien nicht einmal Weizen genug für seinen eigenen Bedarf producirt. In den 31 Wochen, die am 20. Januar 1877 endeten, wurden 1095 Tons Brotstoffe im Werthe von 14,263 Pf. St. von Adelaide eingeführt. Auch Kartoffeln werden wenig gebaut; am meisten noch producirt man Gerste.

Den Grund für diesen Uebelstand darf man nicht in der Untauglichkeit des Bodens suchen, Cerealien hervorzubringen, vielmehr trägt die höchst mangelhafte Culturmethode daran Schuld. Man säet und erntet Jahr auf Jahr, bis der Boden ausgesogen und verarmt ist und statt des Weizens Unkraut trägt. Das Bestellen des Bodens und das Ernten geschehen in der primitivsten Weise. Von Maschinen, ohne die ein Südaustralier gar nicht Ackerbau treiben kann, ist hier nicht die Rede. Alte Pflüge, wie man sie nur noch in Irland sieht, reißen die Oberfläche des Ackers auf, und die spärliche Ernte wird auf roher Tenne im Felde noch mit Flegeln ausgedroschen. Erntemaschinen zum Mähen und Dreschen, wie sie jeder Farmer in Südaustralien und Victoria besitzt, sind dem Westaustralier völlig unbekannt. Ich will nicht behaupten, daß jemals so große und reiche Erträge hier erzielt werden könnten, als in den fruchtbaren östlichen Regionen, aber daß die Colonie mit ihrem Areal nicht einmal Brot für sich selber, ja zuweilen nicht einmal Saatkorn zur nächsten Ernte gehabt hat, das scheint nur die Folge größter Mißwirthschaft zu sein. Westaustralien müßte ohne Zweifel Getreide für den Export übrig haben. Der Grund für diesen Mangel an Regsamkeit in der Bevölkerung ist wohl in der langen Schule zu suchen, welche die Mehrzahl auf Kosten des Staats im Gefängniß durchgemacht hat. Die Leute haben sich Jahre lang daran gewöhnt, so wenig als möglich und so schlecht als möglich zu arbeiten, und nun

der Aufseher nicht mehr hinter ihnen steht, ist das Selbstinteresse nicht genügend, zu größeren Anstrengungen anzutreiben.

Mehr als der Ackerbau sagt solchen Leuten die Viehzucht zu, und nirgends in Australien findet man diesen Industriezweig von einer im Verhältniß zur Bevölkerung so großen Zahl von Leuten betrieben, nirgends sind auch die Schäfereien so klein als hier. Man erzählte mir von einem Squatter, der 25 000 Schafe sein eigen nannte, und augenscheinlich sah man den Mann für eine Art Crösus an. Aber im Osten ist das nur eine sehr mäßige Schäferei. Ich glaube, daß in Neu-Süd-Wales und Queensland sich verschiedene Leute finden lassen, welche mehr Schafe haben, als die ganze Colonie Westaustralien. Im Jahre 1874 zählte man 777 861 Schafe. In den anderen Colonien glaubt man, daß Schafstationen nicht rentabel sind, wenn nicht wenigstens 10 000 Schafe auf ihnen weiden, und auch von solchen giebt es nicht viele. In Westaustralien hört man von Besitzern, welche 1500 Stück auf ihren Stationen halten, und 3000 bis 4000 werden als ziemlich großes Eigenthum gerechnet. Man darf nicht vergessen, daß neben der Schafzucht von einem solchen Manne kein Ackerbau getrieben wird, wie etwa in Europa. Der Squatter pachtet von der Regierung für einen oft nominellen Pachtzins Ländereien, welche sich entweder für Ackerbau überhaupt nicht eignen oder doch für diesen Zweck noch von Niemand beansprucht sind. Die Wolle und der Verkauf der überflüssigen Schafe sind sein Einkommen. Aber in Westaustralien leidet er unter dem Nachtheil, daß er seine Herden über sehr ausgedehnte Landstriche weiden lassen muß. Abgesehen von den Stellen, an welchen die absolut tödtlichen Giftpflanzen die Schafzucht verbieten, ist das Weideland nicht das beste. Die sandigen Küsten sind voll Scrub und Salzpflanzen, das Gras ist grob und die Sandsteinplateaus sind nicht viel besser. Der Wald mit seinem Gebüsch ist für die Thiere nicht tauglich. Auch für diesen Industriezweig bieten sich nur oasengleiche Striche. In anderen Colonien muß der Squatter gleichfalls oft viel nutzloses Land mit in seine Pacht nehmen, aber das Verhältniß des guten zum schlechten Lande ist ein anderes, der Boden ist reicher an nützlichen Büschen, Gräsern und Kräutern. Dort brauchen wenige Squatter mehr als 3 Acres per Schaf, in Westaustralien hört man von 10 und 20 Acres per Schaf.

Doch steht die Zahl der Schafe in ganz respectablem Verhältniß zur Zahl der Bewohner. In Westaustralien kommen auf jeden Bewohner ebensoviel Schafe als in Südaustralien, doppelt soviel als in Victoria, aber bedeutend weniger als in Neu-Süd-Wales und Queensland. In Westaustralien kommen auf jeden Bewohner im Durchschnitt 30 Schafe. Wenn also die Herden kleiner sind, so ist doch die Industrie mehr auf die Bewohner vertheilt.

In ähnlichem Verhältniß steht die Rindvieh- und Pferdezucht Westaustraliens zu der der anderen Colonien; auf jeden Westaustralier kommt ein Pferd und zwei Rinder, ein Verhältniß, das zwar in Neu-Süd-Wales und Queensland in Bezug auf Rinder übertroffen, hinsichtlich der Pferde aber nirgends erreicht wurde. Viehzucht ist die Hauptquelle; schon die Wolle macht mehr als die Hälfte der Ausfuhr, und man hat, was man lange bezweifelte, auch die nördlichsten Küstenstriche für Schafzucht geeignet gefunden. Das Klima ist kein Hinderniß, und die Vegetation eignet sich auf den höher gelegenen Strichen vortrefflich dazu. Freilich sind die Anfänge noch klein.

Bei meinem Besuche dieser Gegenden sah ich an zwei Stellen der Straße Trupps von Sträflingen, die unter ihrem Aufseher die Wege besserten. Die Leute, so schien es mir, hätten mit Leichtigkeit entkommen können, einige ganz gewiß, vielleicht alle. Ich bemerkte dies dem Aufseher. „Well," sagte er, „they may get out of the prison, but they can't get out of the prison yard." (Sie können aus dem Gefängniß, aber nicht aus dem Gefängnißhofe entkommen.) Er meinte, daß die ganze Colonie, vom Meere oder weiten Wüstenstrichen eingefaßt, die Gefangenen so sicher einschlösse als die Mauer des Gefängnisses. Und in der That müßte ein Flüchtling in diesen Gegenden ebenso Hungers sterben oder seinen Wächtern wieder in die Hände fallen, wie es zur Zeit Gouverneur Philip's an den öden Ufern des Port Jackson die dortigen Gefangenen mußten.

Auch schien mir die Versuchung zu entfliehen sehr gering. Die Gefangenen werden sehr gut verpflegt, und die meisten von denen, welche ich sah, schienen mir gerade solche Leute zu sein, die den Mangel an Freiheit über der guten Verpflegung vergaßen. Das Hauptdepot ist in Freemantle, dem Hafen von Perth, etwa 15 Miles entfernt, an der Mündung des Schwanenflusses. Ein großes weitläufiges Gebäude, groß genug, 850 Gefangene aufzunehmen, war bei meinem Besuch mit 350 Sträflingen besetzt; etwa 100 von diesen hatten die Colonialgerichte hineingeschickt, die übrigen waren von England gekommen. Ein Unterschied zwischen diesen beiden Classen wird in ganz besonderer Weise gemacht. Die von England aus geschickten Verbrecher erhalten nämlich Tabak, die anderen keinen. Es war zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, als ich die Bevorzugten im Gefängnißhofe aufmarschirt sah, um ihr Quantum zu empfangen; die Arbeitszeit scheint eine recht kurze zu sein. Warum diese Schurken, viele davon auf Lebenszeit eingesteckt, so bevorzugt werden sollten, konnte ich nicht sehen. Die 100 von der Colonie Verurtheilten waren, wie ich bald sah, nach Abrechnung vielleicht eines Fünftels, solche, die ursprünglich deportirt, dann entlassen und wieder auf ihre schlechten Wege zurückgekommen waren. Sie bekamen keinen Tabak; die Colonialregierung ist nicht so human und liberal.

Freemantle macht ganz den Eindruck einer zurückgekommenen Stadt. Seitdem die Deportation aufgehört hat, hat sich mit der Zahl der Sträflinge auch die der Gefängnißbeamten gemindert; das große massive Wohnhaus des frühern Directors ist jetzt zum Hospital umgewandelt worden. Aber die Leute in Freemantle setzen volles Vertrauen in ihre Mitbürger. Sie werden nicht gänzlich im Stich gelassen werden. Verbrecher werden sich immer finden, welche unter Schloß und Riegel zu halten sind, die Bevölkerung und somit Verbrecher werden sich vermehren, man wird Freemantle und sein Gefängniß stets bedürfen. Ich wagte meine Bedenken auszusprechen, aber die Einwohner antworteten mir mit dem überlegenen Lächeln eines bessern Wissens; sie waren voll Hoffnung.

Capitän Stirling bekundete seine nautischen Kenntnisse gerade nicht, als er Freemantle empfahl. Von einem Hafen im eigentlichen Sinne ist nicht die Rede. Die Inseln Rottnest und Garden Island bieten nur ungenügenden Schutz, den Schwanenfluß verschließt eine Barre für Schiffe von größerm Tiefgang. Man kann an dem hölzernen Hafendamm, der von der sandigen Küste ins Meer läuft, nur bei leidlich gutem Wetter liegen, und alle Fracht geht von dort per Achse von der See nach dem schiffbaren Theil des Schwanenflusses. Ein Tunnel führt durch den Mount Eliza, ein 150 Fuß hohes Sandsteinvorgebirge, das dicht an den Fluß herantritt und hinter welchem die Stadt liegt. Die Höhlen, von welchen das weiche Gestein durchfurcht ist, dienten den ersten Einwanderern geraume Zeit als Wohnplätze. Ich sah manchen englischen Namen hier eingeschnitten von solchen, die hier wohl ihre glänzenden Hoffnungen rauh zerrissen sahen.

Bis nach Perth hinauf und drüber hinaus, an 15 bis 20 englische Meilen von der Mündung, ist der Schwanenfluß salzig oder wenigstens brakisch. Einestheils liegt dies an dem Einfluß der Fluth, die den Fluß eine geraume Strecke hinaufsteigt, anderntheils an dem salzigen Gehalt des sandigen unfruchtbaren Bodens, dann aber führt der Fluß selber, im obern Lauf Avon genannt, zu Zeiten die aufgelösten Ablagerungen der meist trockenen Salzseen dem Meere auf diesem Wege zu. So ist dieses Wasser denn den Anwohnern von geringem Nutzen. Die Schifffahrt zwischen Perth und Freemantle — 8 engl. Meilen — wird durch ein paar unbedeutende Dampfboote vermittelt.

Die Ausfuhr von Freemantle besteht meist in den Producten der Viehzucht, Wolle, Talg und Häuten. Das Städtchen Busselton verdankt seine Existenz dem jetzt lebhaften Holzhandel, den die östlichen Colonien mit Westaustralien betreiben. Ohne diese Agenturen wäre der Platz noch trauriger, als er es jetzt schon ist. Auch hier mußten sich die etwas zu sehr an Regierungsgelder gewöhnten, unselbständigen Westaustralier erst von den Ostcolonien den Weg zeigen lassen.

Ein dritter Erwerbszweig ist der Bergbau. Ich gehe wohl zu weit und sollte sagen, er könnte es sein. Die an Mineralien reiche Gegend liegt an der Champion-Bay. Man sagte mir, daß der District, in welchem sich Anzeichen von Mineralien befänden, 4000 bis 5000 Quadratmiles umfasse. Die Liste der angeblich gefundenen Mineralien war eine sehr reiche. Man hatte Gold, Kupfer, Blei, Kohle, Eisen und Arsenik gefunden, und an Handstücken in Sammlungen fehlte es nicht. Aber die commerciellen Erfolge waren sehr unbedeutend geblieben. Geraldton, die Hafenstadt für diesen District, ist noch immer ein Ort ohne alle Wichtigkeit.

Gold ist freilich gefunden worden, aber in äußerst kleinen Quantitäten. Schon im Jahre 1862 bot die Regierung eine Prämie von 5000 Pf. St., welche der erhalten sollte, dem es gelänge, im Umkreise von 50 Miles um Perth ein lohnendes Goldfeld zu finden. Die Regierung ist nicht in die Lage gekommen, diese 5000 Pf. St. auszugeben. Aber man konnte sich bei dem Gedanken nicht beruhigen, daß Westaustralien von der Natur in so stiefmütterlicher Weise behandelt worden sei. Ein Herr Hargreaves stand in dem Rufe — und er behauptete, daß dieser Ruf ihm voll und ganz gebühre —, durch systematische geologische Untersuchungen der Auffinder der ersten Goldfelder und somit der Hauptgründer des schnellen Emporblühens der östlichen Colonien gewesen zu sein. Man rief Herrn Hargreaves nach Perth. Er untersuchte die Gegenden nördlich vom Schwanenflusse bis zum Murchison, aber er kehrte mit leerer Hand zurück. Die Colonie zahlte ihm 500 Pf. St. und seine Reisekosten, empfing aber dafür nichts, als die Versicherung, daß Gold in sehr großen Tiefen liegen müsse.

Nach Kohle forschte man schon im Jahre 1849 durch Bohrversuche. Bei dem Mount Horner, so wurde mir erzählt, ist ein Kohlenlager von 6 Fuß Mächtigkeit, und noch an anderen Stellen fand man Kohlenadern, so heißt es, aber man sieht von westaustralischer Kohle nirgends etwas. Was da verbraucht wird, z. B. von den Postdampfern zu Albany, kommt von England. Kupfer- und Bleibergwerke sind wirklich da, indeß blüht diese Bergwerksindustrie nicht, trotzdem daß die Häfen nicht fern sind und zum Schmelzen der Erze in Ermangelung von Kohle vortreffliches Brennholz in reicher Fülle zu haben ist. Und Geraldtons Schifffahrt hat durch die Bergwerksindustrie einen sehr geringen Aufschwung erhalten, wenn auch die Regierung durch Erbauung eines Leuchtthurms auf der Spitze Moore (28° 46′ 52″ südl. Br. und 114° 35′ östl. L.) und zwei feste Leitfeuer in der Champion-Bucht diese Gewässer etwas weniger gefährlich gemacht hat.

Wenn Albany seine Wichtigkeit, vielleicht Existenz, dem Postverkehr verdankt, die Geographe Bay durch den Holzhandel zur Bedeutung gelangt ist, der Schwanenfluß die Hauptstelle für Ausfuhr der Wolle wurde und Geraldton die Bergwerksindustrie ins Leben rief, so verdankt der einzige, einigermaßen benutzte Hafen an der Nordküste, Roeburne, vornehmlich der Perlfischerei seinen Ursprung. Viehzucht, Schafzucht und vornehmlich Pferdezucht werden dort auch getrieben, aber die Hauptsache sind die Perlen. Roeburne liegt nicht am Meere, sein Hafen ist die Tientsin- oder Walcott-Rhede mit dem kleinen Orte Cossac. Hier versammelt sich zu Zeiten eine kleine Flotte von Perlfischern, um Proviant einzunehmen; auf den benachbarten Seetiefen treiben sie ihr einträgliches Handwerk. Schon im Jahre 1862 führte man Perlen im Werthe von 250 Pf. St. aus und im Jahre 1871 belief sich der Ertrag schon auf 12 895 Pf. St. Dazwischen waren indessen mehrere Jahre, in denen nur solche Summen wie 5 Pf. St. oder 7 Pf. St. als Ertrag verzeichnet sind. Freilich kommt der Gewinn nur zum kleinen Theil der Colonie zu Gute. Die Perlfischer sind Leute, die ein Vaterland überhaupt nicht haben, die in ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort ziehen, wo ein Gewinn sich für sie herausstellen mag. Doch die Ansiedler von Roeburne ziehen von der Fischerei ihren Vortheil, indem sie an die Fischer die Producte des Landes und eingeführte Waaren verkaufen. Von wenig Bedeutung für die Colonie sind die Chinesen und Malaien, welche an die Küste kommen, um sich ihren Leckerbissen, den Trepang, zu holen.

Die Colonie Westaustralien ist noch in ihrer Kindheit, in einer Kindheit, die sich sehr langsam entwickelt und sich die jüngeren Mitschwestern über den Kopf wachsen läßt. Aber sie steht nicht still. Das Motto der australischen Colonien: „Advance Australia“, ist auch hier nicht ein leeres Wort geblieben. Schon regen sich die Colonisten, um von dem Mutterlande das Recht zu erlangen, ihre Angelegenheiten durch frei von Volke gewählte Versammlungen zu verwalten. Die Bitte oder Forderung, sollte man sagen, wird ihnen ohne Zweifel gewährt werden, und Westaustralien wird wie die übrigen Colonien Australiens die ganze Regierungsmaschinerie Englands mit Oberhaus und Unterhaus und, was dazu gehört, im Kleinen nachahmen.

Neuere Arbeiten über die Thierwelt Amerikas[1]).

IV. Farbenvariationen und Geographische Verbreitung.

F. R. Dem Kenner der Descendenztheorie ist die wichtige Rolle nicht unbekannt, welche die Thatsachen der geographischen Verbreitung in der Entwickelung der Ideen spielten, welche zu jener hingeführt haben. Es waren reisende Naturforscher, die in der Betrachtung der größeren und kleineren Verschiedenheiten, welche die Organismen von Ort zu Ort aufweisen, zu der Erkenntniß kamen, daß diese Verschiedenheiten oft nichts anderes sein dürften, als Folgen der verschiedenen Umstände, unter denen Organismen an verschiedenen Orten leben. Heute, wo die Theorie der Abstammung die schöpfungsgeschichtlichen Forschungen nahezu ganz beherrscht, fährt die Thiergeographie fort, Material zu ihrer Erweiterung und Läuterung herbeizuschaffen. Wir sehen auf ihrem Grunde eine sehr bemerkenswerthe Erklärung der formenschaffenden Entwickelung in der organischen Welt aufgebaut, welche statt der sogenannten natürlichen Auswahl die Migration und Isolirung als Ursachen dieser Entwickelung anspricht (Moritz Wagner's Isolirungstheorie), und finden für das Studium der feineren Variationen an ihr die beste Gehülfin. Es liegt in der Natur der Sache, daß besonders die Frage nach der Wirkung der äußeren Lebensbedingungen auf die Gestaltung und das Leben der organischen Formen auf keinem andern Boden so vollständige Antwort zu erhalten erwarten darf, als auf diesem. Denn sind nicht die Verschiedenheiten der Lebewesen von Land zu Land, von Provinz zu Provinz die Resultate von ebensoviel unter den mannigfaltigsten Bedingungen angestellten Experimenten, welche nur der vergleichenden und schließenden Betrachtung harren?

Man hat neuerdings in Nordamerika versucht, dem schwierigen Problem der Farbenvariation der Thiere näher zu treten, und zwar hat man zunächst die Frage aufgeworfen, ob nicht Neigungen zu Abänderungen in der Farbe nach bestimmten Richtungen hin in geographisch begrenzbaren Arealen vorwalten. Gelingt es, sie zu beantworten, so hat man einen bedeutenden Schritt vorwärts in der Richtung auf die wahren Ursachen der Farbenverschiedenheiten gemacht. J. A. Allen[2]) glaubt nun, mindestens fünf Regionen in der Verbreitung gewisser Farbenvariationen zu erkennen und bezeichnet als solche:

1. Eine atlantische, welche sich über das Gebiet der Vereinigten Staaten östlich von den Alleghanies, über Britisch-Nordamerika bis Fort Simpson und von da nordwestwärts bis Alaska erstreckt. „Die Färbungen in dieser Region können als der normale oder Mitteltypus gelten, indem diejenigen anderen Regionen entweder von geringerer oder stärkerer Intensität sind."

2. Eine Mississippi-Region, welche das Mississippi-Becken umfaßt. „Hier ist eine Tendenz zur Vermehrung rothbrauner und fahler Tinten so häufig, daß wir dieselbe als die bezeichnende chromatische Besonderheit dieser Region ansprechen können. Ihr Maximum erreichen diese Farben in den Gebieten größter Feuchtigkeit (am untern Mississippi), aber eine allgemeine Zunahme in der Intensität der Färbung ist für diese Region mehr oder weniger bezeichnend."

3. Die Colorado-Region umfaßt das Gebiet des mittlern Felsengebirges und erfährt die größte Entwickelung ihrer Eigenschaften innerhalb der Grenzen des Staates Colorado. „Auch hier besteht die Tendenz zu einer allgemeinen Zunahme in der Intensität der Färbung mit gleichfalls einer entschiedenen Neigung zu fahlen und rothbraunen Tinten."

4. Die Steppenregion (Campestrian Region) umschließt die Great Plains, ferner die Steppen und Wüsten von Utah, Nevada, West-Colorado, Neu-Mexico, Arizona und erstreckt sich südwestlich bis Untercalifornien. „Allgemeine Bläſſe ist hier das Merkmal."

5. Die Columbia-Region nimmt den pacifischen Küstenstrich vom 40. Breitengrad bis Sitka in sich auf. „Hier walten mehr graue und braune als rothbraune Tinten vor."

Es giebt neben diesen fünf Regionen wohl noch Gebiete, welche gleichfalls berechtigt scheinen als besondere „chromatische Provinzen" ausgesondert zu werden, wie z. B. die Gegend zwischen Cascaden- und Felsengebirge, die südlichen Theile des Mississippi-Beckens, die südliche Hälfte von Florida mit ihren fast tropisch intensiven Thierfärbungen, die in der Steppenregion zerstreute Wüste; indessen sind nicht überall die hierhergehörigen Thatsachen genau genug bekannt, um schon jetzt zu weitergehenden Eintheilungen zu berechtigen.

Die fünf genannten chromatischen Regionen lassen bemerkenswerthe Beziehungen zu den Niederschlagsverhältnissen erkennen, welche Allen in der Weise präcisirt, daß „eine Abnahme in der Intensität der Färbung mit Abnahme der Feuchtigkeit Hand in Hand geht". Die Bläſſe, setzt er hinzu, ist offenbar eine Folge der bleichenden Kraft eines kräftigen Sonnenlichtes und der trockenen, oft bedeutend erhitzten Atmosphäre. Der Mangel des Schutzes, den Wald und Bewölkung bieten, ist diesen bleichenden Factoren noch anzufügen.

Die häufige Erscheinung des Melanismus, der Neigung zu schwärzlichen Färbungen, scheint keiner bestimmten Regel in Bezug auf ihre geographische Verbreitung zu folgen. Fast jede Säugethierart bietet melanistische Variationen. Man hat früher geglaubt, daß diese Variation im Norden häufiger sei als im Süden, aber es scheint nicht, daß diese Meinung sich bestätigt. Die zahlreichen schwarzen Varietäten von Sciurus (Eichhörnchen) sind ebensowohl südlich als nördlich, aber nicht in allen Arten ist der Melanismus gleich verbreitet. Er ist sehr häufig in Sciurus carolinensis und cinereus, dagegen ebenso selten wie Albinismus in Sciurus hudsonius, in den Arten von Tamias und einigen von Spermophilus. Auch Arctomys (Murmelthier) zeigt häufige Fälle von Melanismus. Im Allgemeinen scheinen diese Formen von sehr zerstreutem Vorkommen zu sein.

In den Vögeln der Vereinigten Staaten hat schon früher S. Baird Farbenvariationen hervorgehoben, welche

[1]) Vergl. Globus XXXII, S. 202 u. ff. XXXIII, S. 7 ff.

[2]) J. A. Allen in Proceedings Boston Nat. Hist. Society Bd. XVI, 1874.

bestimmten Regeln zu unterliegen scheinen. Er fand eine allgemeine Zunahme in der Intensität der Färbungen nach Süden zu und in derselben Richtung eine Zunahme in der Größe der dunkeln oder schwarzen Felder auf Kosten der helleren oder weißen, mit anderen Worten, eine Verkleinerung der hellen und weißen Felder. Dabei wird auch die Erscheinung des Irisirens glänzender. Selbst die weißen oder hellen Flügel- und Schwanzspitzen, Ränderungen, Streifen und dergleichen gehen zurück. Eine ähnliche Tendenz nimmt man wahr im Fortschreiten nach Westen zu; man bemerkt, daß die Formen, welche weite Verbreitung haben, blösser werden, je weiter man sie in den dürren Regionen des Westens verfolgt, und die Vögel dieser Gegenden zeigen die größte Entwickelung der Blässe in den trockensten Theilen, wie in Untercalifornien, in der Colorado-Region und am Ostabhange der Sierra Nevada. Jenseits dieses Gebirges nehmen sie fast dieselben dunklen Farben wieder an und in den regenreichen Theilen des Nordwestens erreichen sie eine größere Intensität, als sogar in den atlantischen Gebieten. Die Beziehungen zwischen Färbung und atmosphärischer Feuchtigkeit treten hier bei den Vögeln nicht minder deutlich hervor als bei den Säugethieren. Uebrigens beobachtet man in engerem Rahmen Aehnliches in der Alten Welt, denn Individuen derselben Art sind z. B. dunkler in der skandinavischen Region als in Central-Europa, und diese letzteren weichen in derselben Richtung von ihren mittelmeerischen Artgenossen ab. Auch die Zunahme der Farbenintensität nach Süden ist, wenigstens zum Theil, von zunehmender Feuchtigkeit herzuleiten.

Man glaubt auch für gewisse Variationen in der Größe der Individuen oder bestimmter Körpertheile derselben eigenartige Verbreitungsverhältnisse annehmen zu können. In Nordamerika nimmt man eine Abnahme der Körpergröße von Norden nach Süden zu wahr, welche nicht selten 10 bis 15 Proc. beträgt. In derselben Richtung vergrößert sich der Schnabel, indem er sich verdickt bei conischen, verlängert und oft krümmt bei schmalen Formen, verlängert sich der Schweif und vergrößern sich wahrscheinlich auch die Klauen, wenigstens am Hallux.

V. Höhlenthiere in Utah [1]).

Alte Strandlinien am Großen Salzsee, welche heute 60 Meter über dem Spiegel des Sees liegen, sind mitunter durch Aushöhlungen bezeichnet, die durch den Wellenschlag im weichen Kalkstein bewirkt wurden. In einigen Fällen sind auf diese Weise vollständige Höhlen entstanden, die ziemlich tief in das Innere des Kalksteins hineinführen. Eine der größten von diesen ist Clinton's Cave, welche 84 Meter lang und von $^2/_3$ bis 8 Meter hoch ist. Der Volksglaube erklärt sie für das Werk spanischer Bergleute; sie ist aber, trotz ihrer Länge, nichts anderes als ein Erosionsproduct, erzeugt durch den brandenden Wellenschlag des Sees.

A. S. Packard, welcher diese Höhle 1875 besuchte, fand in ihr eine eigenthümliche kleine Höhlenfauna, welche interessante Beiträge bietet zu den zahlreichen bereits aus Höhlen bekannten Thierformen. Er fand vier verschiedene Arten von Thieren, die sämmtlich unter Steinen am Boden lebten, da die Höhle vollständig trocken ist. Am häufigsten war eine langfüßige Spinne aus der Gruppe der Phalangiden, Nemastoma troglodytes; es ist dies die erste Art dieser Gattung, welche in Amerika gefunden ist, alle anderen bis jetzt bekannten Arten sind europäisch. Sie hat wohlausgebildete Augen. Ein Tausendfuß, Polydesmus cavicola, welcher dieselbe Höhle bewohnt, gehört zu einem blinden, in Europa wie Nordamerika weitverbreiteten Geschlecht. Die Poduride, Tomocerus plumbeus, eine weiße Varietät, kommt in Europa und Nordamerika vor und findet sich auch in Höhlen von Kentucky. Eine Schnecke, Hyalina subrupicola, stellt eine Albinoform mit wohlausgebildeten Augen dar.

Diese Höhlenfauna, welche drei neue, außerhalb der Höhle bis jetzt nirgends gefundene Arten enthält, ist besonders bemerkenswerth wegen des verhältnißmäßig jungen Alters, das man der Höhle zuschreiben muß. Der Große Salzsee, welcher während der Eiszeit mehr als 300 Meter über seinem heutigen Niveau stand, war schon um 250 Meter gefallen, als seine Brandung diese Höhle bildete, und man kann diese daher mit Wahrscheinlichkeit in die letzte Hälfte oder das letzte Drittel der Quaternärzeit verlegen. Erst einige Zeit später konnten die Ahnen dieser Thiere einwandern, welche jetzt die Höhle bewohnen, und die Veränderungen, welche sie erfahren haben — Verlust der Augen, Verlängerung der Mund- und Thoraxanhänge (Fühler und dergleichen), Ausbleichung der Farbe — müssen in der, geologisch gesprochen, kurzen Zeit eingetreten sein, welche seitdem verflossen ist.

[1]) Bulletin U. S. Geol. and Geogr. Survey III, 1. 1877.

VI. Ueber die Thierwelt eines temporären Tümpels in den Steppen von Colorado [1]).

In den Plains von Kansas und Colorado erzeugen die Regen temporäre Tümpel in den Vertiefungen der Oberfläche, welche nur einige Tage oder Wochen stehen bleiben. Dennoch schwärmen einige von ihnen mit kiementragenden Crustaceen, Würmern und Insectenlarven, zum Theil auch mit den erwachsenen Thieren der letzteren, welche an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen oder an den Ufern leben. Beobachtungen über einen solchen Tümpel zeigten, daß 16 Arten in oder an seinem Wasser lebten, welches nicht mehr als 1 Fuß tief war und 30 Fuß zu 15 Fuß im Geviert maß. 3 davon waren Würmer, 6 Insecten, 1 eine Spinne und 8 Crustaceen.

Unter den Insecten bemerkte Cope eine blaue Fliege, welche mit großer Geschwindigkeit sich auf der Oberfläche des Wassers umher bewegt und sich dabei mit ihren Flügeln unterstützte; einen schlanken Käfer, der an einem untergetauchten Zweige saß; zwei Arten schwimmender Wasserkäfer, deren eine zierlich weiß gestreift, während die andere eine träge, blaßgrüne Art war. Auch die kosmopolitische Wanze Notonecta, der „Bootsmann", welcher auf dem Rücken schwimmt, fehlte nicht in dieser Fauna. Von den Würmern war einer zart gestreift und gefleckt, der andere, blaßgrüne, ungegliederte, der sich zu beträchtlicher Länge ausdehnen und wieder zu einem Klümpchen zusammenziehen konnte, war ohne Zweifel eine Planarie. Eine andere Planarie, die im Wasser umherschwamm, war weiß und einige ihrer inneren Organe schienen als weiße Zickzacklinie durch die Körperwand. Von den Crustaceen, den Krebsthieren, waren vier beschalte Cypridinen. Eine war sehr klein, kurz-oval und grün; eine andere, ebenfalls kleine, war lang-oval, strohfarben und behaart; eine dritte war von der Größe einer kleinen Erbse, fast kugelrund und glänzend grün; diese war sehr häufig und schwamm zu zweien oder dreien unter den Grashalmen oder an der Oberfläche umher; die vierte war ein Riese, groß wie ein Daumennagel, von Farbe blaßorange, und man sah sie öfters

[1]) E. D. Cope in Proceedings American Philos. Society, 1874.

mit ihresgleichen kämpfen. Das Wasser war voll gallertiger Massen, die auf den ersten Blick der durchscheinende Laich irgend eines Fisches zu sein schienen; bei näherer Untersuchung stellten sie sich als lange, branchipusartige Kruster dar, deren zarte gefiederte Kiemen von den hinteren Segmenten ihres Körpers herabhingen. Ihr Körper war mit einem gegliederten Panzer bedeckt und sie schossen mit großer Emsigkeit umher. Es waren höchst elegante Thiere; das rothe Schwanzende setzte sich scharf von der glasartigen Durchsichtigkeit ihres Körpers ab. Aber das merkwürdigste von diesen Thieren war ein Cyclops, der oberflächlich der King-Crab unserer Küsten glich, da er wie diese über Kopf und Brust mit einem breiten Schild bedeckt ist. Mitten auf diesem Schild hat er eine Erhöhung für zwei Augenfenster oder Corneä und ein unteres, weit auseinanderstehendes Augenpaar sieht nach dem Boden. Die hintere Hälfte des Körpers ist zart, gegliedert, wurmartig und trägt ein Paar Fühler am Ende. Diese sonderbaren Geschöpfchen schwimmen am Boden des Tümpels, jagen einander hin und her und haben in Formen und Bewegungen nicht wenig Aehnlichkeit mit kleinen Catfischen[1]). Einige andere kleinen Krusten waren scharlachroth. Die Spinne, welche hier vorkam, war eine rundleibige Hydrachna, von lebhaft rother Farbe.

Offenbar hat diese Bevölkerung des Tümpels ein kurzes Leben, das wahrscheinlich vor völliger Vernichtung nur gesichert wird durch die Erhaltung der Eier in dem Boden der trockenen Vertiefungen, die im Herbst an die Stelle der Tümpel tritt; die Eier mögen in der trockenen Zeit unschwer durch Winde von einem Ort zum andern getragen werden.

[1]) Katzenfisch, eine Silurus-Art.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Poljakow (s. „Globus“ XXXI, S. 112), welchen die St. Petersburger Akademie nach Mammuthresten im Gouvernement Tomsk ausgesendet hatte, ist jetzt von seiner Reise, welche ihn in den westlichen Altai, die Kirghizensteppen, das Siebenstromland und an die Seen Alakul und Balkasch geführt hat, zurückgekehrt und hat reiche Pflanzen- und Thiersammlungen heimgebracht.

— Die von dem verstorbenen Alexander Czekanowski auf seinen Forschungsreisen in Sibirien gesammelten Wörter und Proben aus der Sprache der Kondógir-Tungusen sind jetzt von A. Schiefner im „Bulletin“ der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg herausgegeben worden. Vor ihm hat nur Messerschmidt im Jahre 1723 einige Aufzeichnungen über diese Mundart gemacht, welche Klaproth in seiner Asia polyglotta mittheilt. Jene Tungusen hausen im Kreise Kirensk des Gouvernements Irkutsk und zwar im System der Untern Tunguska vom Dorfe Móga nordwärts bis an die Mündung der Ilimpeja, d. h. auf einem Flächenraume von 3½ Breite- und etwa 7 Längengraden (vergl. „Globus“ XXXI, S. 262 und die Karte ebenda S. 248). Die Kondógir-Tungusen bilden mit den südlich anstoßenden kureiskischen eine Gemeinde, deren Verwaltung im Dorfe Jurjewa an der Tunguska belegen ist. Jetzt zählt der Stamm der Kondógir-Tungusen noch sechs Geschlechter: Tschetschógir, Osoker, Mongóli, Otschokäger, Akari und Pawgirakái Káplin, von denen der letzte und erste die meisten Köpfe, Mongóli dagegen nur 5, Akari 2 bis 3 zählt. Im Jahre 1874 bestand der ganze Stamm aus 132 männlichen und 129 weiblichen Personen.

— Nachdem der russische Dampfer „Samarkand“ 1876 den Amu-Darja bis Meschekli vorgedrungen war, d. h. so weit das rechte Flußufer russisch ist, hat er 1877 die bucharische Festung Tschardschui (etwa 300 Kilometer weiter stromaufwärts) erreicht, eine Aufnahme des Stromes ausgeführt und ansehnliche botanische und zoologische Sammlungen mit zurückgebracht.

— Im Jahre 1876 sind in Britisch-Indien 21 391 Personen und 48 234 Stück Vieh durch wilde Thiere und giftige Schlangen getödtet worden. Circa 12 000 Pf. St. wurden für Vernichtung von Schlangen und reißenden Thieren gezahlt.

Afrika.

— Die französische Regierung richtet ihr Augenmerk in Algerien besonders auf Anpflanzung von Bäumen, welche in gleicher Weise auf Klima wie Gesundheit der Einwohner von vortheilhaftem Einfluß sind. Im letzten Verwaltungsjahre hat sie für diesen Zweck zwar nur 44 000 Francs aufgewendet; doch zählte Algerien am 30. Juni 1876 schon 12 Mill. Bäume jeder Art, welche von Colonisten angepflanzt worden sind, d. h. 1 Mill. mehr als im Jahre vorher. Mit Weinreben waren Ende 1876 18 208 Hectaren bepflanzt, welche 224 424 Hectoliter Roth- und Weißwein ergaben. Am verbreitetsten ist der Weinbau in der Provinz Oran, welche 1876 93 170 Hectoliter producirte. An zweiter Stelle steht die Provinz Alger, an letzter Constantine.

— Wie aus Cairo gemeldet wird, hat der dortige holländische Generalconsul in Vertretung mehrerer Amsterdamer Bankhäuser mit der ägyptischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die betreffenden Firmen das Recht erhalten, den See Mareotis, südlich von Alexandrien, der einen Umfang von 30 000 Hectaren hat, gänzlich trocken zu legen und den so gewonnenen Boden culturfähig zu machen. Die Gesellschaft wird daselbst Dörfer und Straßen anlegen. An den Ufern dieses Sees lagen noch 1801 bei 150 Dörfer und Weiler, die jedoch insgesammt, als die Engländer die Schleusen bei Abukir öffneten, von dem hereindringenden Meere weggeschwemmt wurden.

— Wie das „Athenäum“ mittheilt, ist der unermüdliche Gerhard Rohlfs mit den Vorbereitungen zu einer neuen Erforschungsreise in die östliche Sahara beschäftigt. Wie bei der Expedition in die Libysche Wüste im Winter 1873 auf 1874, so wird er auch diesmal von einigen Fachgelehrten, darunter Prof. Zittel von München, begleitet sein. Das Hauptquartier soll Tripolis werden, von wo aus die ersten Vorstöße gegen die mysteriösen und noch von keinem Europäer betretenen Oasen Wadschanga und Kufara im Süden von Audschila gerichtet werden sollen.

— Die portugiesischen Cortes haben 1 225 000 Francs für Arbeiten bewilligt, welche im Jahre 1877 an der Eisenbahn von Lourenço Marquez (an der Delagoa-Bay) nach Prätoria, der Hauptstadt von Transvaal (s. „Globus“ XXXI, S. 319), ausgeführt werden sollen. Bis zu den Drakenbergen steigt die Linie beständig, aber nicht besonders stark; dann fällt sie auf der Wasserscheide zwischen Lim-

popo und Vaalfluß im Verhältniß von 3,03 auf hundert. Weiterhin bis Prätoria ist der Boden fast horizontal.

— Ein jüngst erhobener Census ergab für das der Capcolonie annectirte Griqualand-West eine Bevölkerung von 45 277 Seelen, nämlich 12 374 Europäer und 32 903 Farbige. Der Gesammtwerth der Immobilien, Kronland ausgeschlossen, betrug 2 357 345 Pf. St., davon mehr als die Hälfte (1 310 000 Pf. St.) für Diamantengruben.

(„The Mail" 29. August 1877.)

— Mr. George M. Theal hat eine Reihe von Erzählungen aus dem Munde der Eingeborenen zwischen der Capcolonie und Natal gesammelt und zwar noch zu günstiger Zeit. Denn die Bekehrung derselben zum Christenthum und die Ausbreitung der Civilisation läßt solche altüberlieferte Geschichten schnell verschwinden und hat ihnen schon Fremdartiges aus dem Gedankenkreise der Weißen beigemischt. Immerhin aber lassen sie noch die Phantasie der Eingeborenen erkennen, enthüllen ihren religiösen Glauben, ihre Regierungsform, Heirathsgebräuche und manches andere, was auf ihr inneres und äußeres Leben Bezug hat. Diese „Geschichten der Amaxosa" werden jetzt in der Originalsprache mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen in Alice in Südafrika gedruckt und sollen dann bei Trübner & Comp. in London erscheinen.

— In dem diesjährigen Etat des deutschen Reichskanzleramts erscheint die bedeutende Summe von 100 000 Mark als „Beihülfe zur Förderung der auf Erschließung Centralafrikas gerichteten Bestrebungen". Wann wird für den ungleich interessanteren und ungleich wichtigere Ergebnisse verheißenden asiatischen Continent die Stunde schlagen, daß für seine Erforschung ähnliche Summen hergegeben werden?

Australien.

— Mit der letzten Octoberpost gingen von Melbourne zwei Petitionen, von der Regierung der Colonie Victoria kräftig unterstützt, an die englische Regierung ab, die eine von den Presbyterianern der Colonie und die andere von einem am 27. September in Melbourne abgehaltenen öffentlichen Meeting. Beide hatten denselben Zweck. Bekanntlich dehnten die Franzosen, nachdem sie zuerst Neu-Caledonien, um hier eine Strafcolonie anzulegen, in Besitz genommen hatten, bald darauf ihre Herrschaft auch auf die nahen Loyalty-Inseln aus, und jetzt trifft in Australien die angeblich authentische Nachricht ein, daß sie diesem Besitze nun auch die Neu-Hebriden anreihen wollen, um dahin ebenfalls Sträflinge zu deportiren. Um dies zu verhindern, verlangen die Petenten, daß die englische Regierung Frankreich zuvorkomme und die Neu-Hebriden annectire. Man sagt, daß keine großen Ausgaben dadurch würden veranlaßt werden, indem die Gruppe ja nicht weit von den Fidschis liege und von diesen aus als eine Dependenz leicht verwaltet werden könne. Es wäre, meint man, ein nationales Unglück für Australien, wenn noch weitere Strafcolonien in der Südsee angelegt würden. Die Neu-Hebriden seien eine ausgezeichnete Inselgruppe, welche die besten Häfen in der ganzen Südsee besitze. Die Eingeborenen seien von englischen Missionären civilisirt worden und wünschten eben so sehr die englische Oberhoheit, wie sie die französische verabscheuten u. s. w. — Es ist alles recht gut, von den Pflichten Englands zu reden; die australischen Colonien vergessen aber dabei, daß sie es sind, denen die Vortheile daraus zufließen, und darum sollten sie auch bereit sein, wenigstens einen Theil der Kosten auf sich zu nehmen. Die Fidschi-Inseln kosten dem englischen Säckel eine jährliche Beisteuer von 30 000 Pf. St., und als der englische Colonialminister den australischen Colonien eine Quote davon zuweisen wollte, thaten diese nicht wenig erstaunt und lehnten die Forderung unbedingt ab. Wird England sich unter solchen Umständen noch ähnliche pecuniäre Verpflichtungen aufbürden?

— Das Parlament von Süd-Australien hat dem Entdecker eines guten Kohlenfeldes, an welchem es dieser Colonie gänzlich fehlt, eine Prämie von 10 000 Pf. St. zugesichert. Auch hat es die Mittel für eine genaue geologische Vermessung von Südaustralien bewilligt.

— Ein Bevollmächtigter der Regierung der Sandwich-Inseln in der Person des Captain Mist ist in Neu-Seeland eingetroffen, um eine Auswanderung der Maoris und anderen Eingeborenen nach diesen Inseln ins Leben zu rufen. Die Colonisten auf Neu-Seeland werden sicher nichts dagegen zu erinnern haben; denn um so eher fällt ihnen der volle Besitz dieser schönen Inseln zu.

— Mr. Barclay, ein unlängst in Südaustralien eingetroffener englischer Marineoffizier, hat die Führung einer Forschergesellschaft übernommen. Dieselbe will alles Land bereisen, welches sich östlich von der Alice-Springs-Station des Ueberlandtelegraphen, in 23° 42' 30" südl. Br. und 1036 Miles nördlich von Adelaide, bis zur Grenze der Colonie Queensland ausbreitet und bis jetzt gänzlich unbekannt war.

* * *

— Noch vor Weihnachten 1877 hat das Bibliographische Institut in Leipzig den dritten Band von Brehm's Thierleben versendet, womit eine der selbständigen Hauptabtheilungen, die der Säugethiere, zum Abschluß gekommen ist. Vor Allem sind es die eigenen Beobachtungen und Erlebnisse, durch welche Brehm seinen Schilderungen einen unwiderstehlichen Reiz zu verleihen versteht, wie kaum ein anderer Schriftsteller seines Fachs. So finden wir z. B. bei der Schilderung der Pferde (speciell des Kulan), die nebenbei in W. Camphausen einen unübertrefflichen Illustrator gefunden haben, der Schafe (Argali), der Renthiere u. s. w. auch schon die Ergebnisse seiner erst kürzlich beendeten sibirischen Forschungsreise verwerthet, während ihn sein langes Wanderleben befähigt, über eine Reihe anderer Thiere, wie das Kameel, verschiedene Antilopen, den Steinbock u. s. w., aus gründlicher Erfahrung sprechen zu können. Daneben ist gewissenhaft berücksichtigt und verwerthet, was andere Reisende und Naturforscher der jüngsten Zeit zu Tage gefördert haben; so die Angaben von Finsch über den Bison, von den Nordpolfahrern Payer und Copeland über den Schafochsen, von Prschewalski über die Verwilderung von Hauspferden, über den Kulan, Argali, Katschkar (Ovis Polii), Jak u. s. w., von Marno über den Elephanten, und häufig begegnet man den Namen von Reisenden, wie Schweinfurth, Hartmann, Radde, Fritsch, Heuglin, Säwerzow und anderen, deren Arbeiten der neuern und neuesten Zeit angehören. Nehmen wir dazu die Pracht der Ausstattung und die Fülle der Abbildungen, die mehr und mehr als einzig dastehend anerkannt werden, so rechtfertigt sich der wiederholte Hinweis auf das berühmte Buch in unseren Spalten, denen auch die Betrachtung der Thiere und ihrer Verbreitung nicht fremd bleibt und bleiben darf.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

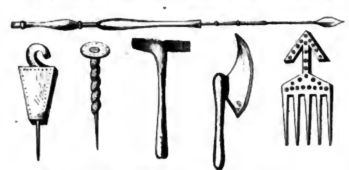
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

VI.

Im Besitze einer Reisecasse, welche zwei Biongwa und etwa ein Dutzend Körbe voll gedörrter, stinkender Fische umfaßte, trat Cameron den Weitermarsch an und erreichte am 7. September das Dorf Scha Kélembé's, welcher den letzten District in Lovalé beherrscht. Der Weg führte über weite Ebenen, die in der Regenzeit unter Wasser stehen und von Strömen mit waldigen Ufern durchschnitten sind; erst während der letzten zwei Marschtage war das Land reicher an Wald und hügelig. Hier sahen sie zuerst den Lumedschi, einen stattlichen Strom von mehr als fünfzig Ellen Breite und mehr als zehn Fuß Tiefe, der mit rascher Strömung und vielfach gewunden durch ein breites, von Waldbergen eingefaßtes Thal dem Loena und Zambési zufließt. Als sie sich Scha Kélembé's Dorfe näherten, hörten sie öfter das Geräusch von Wasserfällen des Lumedschi; zu Gesicht aber bekamen sie dieselben nicht, da der Weg nicht am Ufer entlang führte. Vor dem Dorfe durchzogen sie ein Gehölz, das man in England gut für eine künstliche Parkanlage hätte halten können, mit Büschen wie Lorbeer, während Jasmin und andere süßduftende Sträucher und Rankengewächse die Luft mit ihrem Geruche erfüllten. Auch Vanilleduft glaubte Cameron herauszuerkennen, vermochte aber nicht zu entdecken, von welcher Pflanze er herrührte.

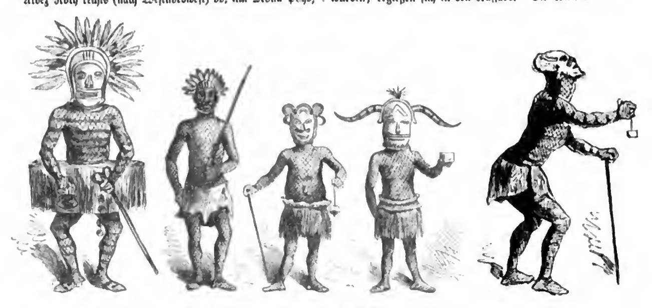


Waffen und Schmucksachen der Bewohner von Lovalé.

In der Nähe des Lagerplatzes, an welchem Alvez aus verschiedenen nichtigen Gründen bis zum 12. September verweilte, stand ein kleiner, sonderbar gestalteter Eisenschmelzofen, in welchem der größere Theil des in Lovalé verarbeiteten Eisens geschmolzen werden soll. Das Erz findet sich in Gestalt großer Klumpen, in den Flußbetten und wird von dort zu Ende der trockenen Jahreszeit herausgefischt. Am

12. September verließen sie Scha Kélembé's Dorf, wo Cameron einen großen Theil seiner Fische verausgabt hatte, während ihm ein anderer gestohlen worden war, da er solche stinkende Vorräthe nicht in seinem Zelte aufbewahren konnte. So blieb ihm für den Rest der Reise noch ein Biongwa — für das andere hatte er eine Ziege gekauft —, und obendrein hatte er schon von seinem ohnehin dürftigen Kleidervorrathe verkauft, was er irgend entbehren konnte. Der Marsch ging anfangs im Thale des Lumedschi hinauf und bog dann auf Alvez' Roth rechts (nach Westnordwest) ab, um Mona Pého, den Häuptling eines der drei Districte, in welche Kibokwé zerfällt, zu vermeiden. An der Quelle eines der nördlichen Zuflüsse des Lumedschi wurde gelagert; hier büßte Cameron sein letztes Biongwa ein: er schenkte es einem alten Häuptling, der durch seine Leute beleidigt worden war und sich auf keine andere Weise beruhigen lassen wollte.

Der folgende Tagemarsch führte abwechselnd durch Wald und große Lichtungen und über viele Flüsse und Bäche; diejenigen, welche in der zweiten Hälfte des Marsches gekreuzt wurden, ergießen sich in den Kassabé. Die Wälder waren



Scheinteufel in Kibokwé.

sehr schön und besaßen lichtes Unterholz von Jasmin und anderen blühenden und wohlriechenden Sträuchern und einen prachtvollen Teppich von Moosen und Farrenkräutern. Nachdem sie sich gelagert, waren sie bald von Leuten umgeben, welche zu einer Karawane aus Bihé gehörten. Mit Verachtung blickten dieselben auf die zerlumpten und abgemagerten Begleiter Cameron's, während sie selber wohlgenährt und mit bunten Hemden und Jacken und rothen Nachtmützen oder Filzhüten bekleidet waren. Cameron versuchte von ihnen Neuigkeiten von der Außenwelt zu erfragen; aber sie wußten nichts dergleichen, da sie nur selten an die Küste kommen. Für die Strecke zwischen Bihé und Benguella nämlich werden nur Bailunda-Träger verwendet, welche nie weiter östlich als Bihé gehen, während die Bewohner des letztern Districts sich nur zu Reisen in das Innere verdingen.

Drei weitere Märsche, zuletzt durch eine bergige Gegend, brachten die Karawane wieder in das Thal des Lumedschi; sie überschritt den dort 14 Fuß breiten und 6 Fuß tiefen Fluß auf einer morschen Brücke und lagerte bei dem Dorfe Tschikumbi's, eines Unterhäuptlings des Mona Pého, wo sie einen Tag rastete, um Lebensmittel zu kaufen. Für Cameron und seine Leute freilich war das nur ein Extrafasttag. In der Umgegend gab es viel Vieh, namentlich schwarz und weißes, ohne Höcker und von mäßiger Größe; doch war den Eingeborenen die Kunst des Melkens noch unbekannt. Auch Ziegen und Hühner waren reichlich vorhanden; aber der Reisende war zu arm, um so etwas kaufen zu können, und mußte sich mit Honig und Farinha, dem Mehl der Cassava, begnügen.

Trotzdem Alvez bestimmt erklärt hatte, Mona Pého's Dorf nicht besuchen zu wollen, so marschirte er nun geradeswegs dorthin und schlug unweit davon sein Lager auf. Beim Fällen der Bäume mußten die Leute die größte Sorgfalt anwenden, um nicht solche mit Bienenstöcken zu berühren, welche dort sehr zahlreich waren. Eine große Karawane aus Bihé war gerade anwesend, welche besonders Bienenwachs aufkaufte.



Haartracht in Kimbandi.

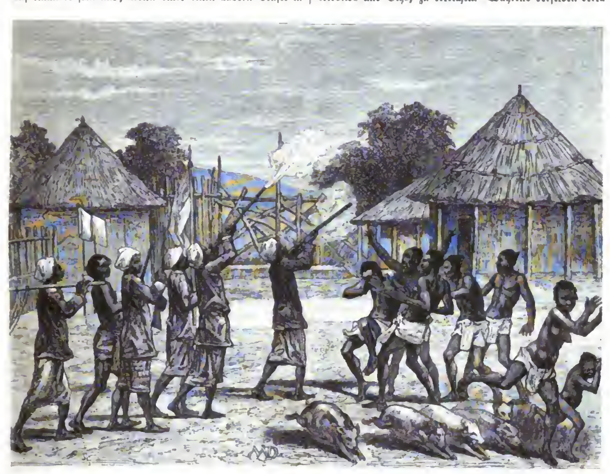
Am Nachmittage erschien Mona Pého in Begleitung von zwanzig Mann, welche beim Herankommen ihre Flinten abfeuerten und aus Leibeskräften schrien und johlten. Der Fürst trug einen alten Uniformsrock, einen bunt bedruckten Unterrock und eine schmutzige baumwollene Nachtmütze; hinter ihm schritten einige Männer mit großen Kalebassen voll Meth, in welchem er sich von dem Weißen Bescheid thun ließ. Man erhält jenes Getränk, indem man Honig mit Wasser mischt und durch Zusatz von gemalztem Korn die Flüssigkeit in Gährung versetzt; es wird ganz klar und schmeckt wie starkes süßes Bier. Auch sonst erwies sich der Häuptling leidlich anständig, indem er dem Reisenden einige Geschenke gab, wovon derselbe mit seinen Leuten einige Tage leben konnte, und sich mit einem flanellenen Nachthemde als Gegengeschenk begnügte.

Während dessen kam ein Mann ins Lager, gehüllt in ein Netz von einheimischer Arbeit, das den ganzen Körper bis auf den Kopf einhüllte; über letzterm trug er eine ge-

schnitzte und bemalte Maske. Das Netz war horizontal schwarz und weiß gestreift, die Handschuhe und Fußbekleidung an Aermel und Hosenbeine angeknüpft und um die Mitte des Leibes ein Grasschurz befestigt. Die Maske war wie das Gesicht eines alten Mannes angemalt und hatte sehr große Augenlöcher und hinten statt der Haare etwas grauen Pelz. In der einen Hand trug der Mann einen langen Stock, in der andern eine fortwährend ertönende Glocke. Ihm folgte ein Knabe mit einem Sacke, um darin freiwillige Gaben zu sammeln. Auf Cameron's Frage, was diese sonderbare Erscheinung zu bedeuten habe, sagte man ihm, es sei ein „Schein- oder falscher Teufel", dessen Amt es sei, die in den Wäldern hausenden echten Teufel fortzuschrecken. Letztere gelten für zahlreich und mächtig, und jeder beherrscht seinen besondern District; daneben sollen sie sehr eifersüchtig auf einander sein und, wenn einer einen andern Teufel in seinem Gebiete trifft, so ist er darüber so empört, daß er sich fortmacht und ein neues unbeschränktes Reich aufsucht. Von den „Scheinteufeln" nun glaubt man, daß sie genau so aussehen, wie die echten, und durch ihr Erscheinen im Walde dieselben nach anderen Gegenden vertrieben. In Folge dessen und weil sie außerdem noch die Rolle von Fetischmännern versehen, werden sie von den Eingeborenen sehr gut bezahlt.


Haartracht einer Mulattenfrau in Kapéka.

Am 21. September verließ der Zug Mona Pého's Dorf, passirte Dschengeln und viele Dörfer und weiterhin die Quelle des Lumedschi. In einer dieser Ortschaften sah Cameron Schmiede, welche Hämmer mit Stielen schwangen, die ersten derartigen, welche er mit Ausnahme der bei Anfertigung des Rindenzeuges gebräuchlichen in Afrika zu sehen bekam. Fünf starke Tagemärsche waren nöthig, um das Dorf Kanyumba's, des Häuptlings von Kimbandi, eines kleinen Landes zwischen Kibokwé und Bihé, zu erreichen. Während derselben betraten sie das Flußgebiet des Quanza (Kwanza) und überschritten zwei seiner bedeutendsten Zuflüsse, den Bindika und Kwiba (Kuiba oder Kuiva bei Ladislaus Magyar). Unterwegs bemerkte Cameron ein höchst sonderbares Loch in dem Abhange eines Berges dicht an der Quelle eines kleinen Stromes und ging in der Meinung, eine freie Stelle im


Ankunft in Alvez' Niederlassung.

Dickicht vor sich zu haben, darauf zu; aber nach wenigen Schritten stand er zu seiner Ueberraschung am Rande einer 30 Fuß hohen Klippe, wie deren fast allseitig ein etwa 40 Acker messendes, in die Tiefe gesunkenes Stück Land umgaben. Der Boden der Senkung war eben, roth gefärbt, von trockenen Wasserfurchen durchsetzt und mit zahlreichen sonderbaren Haufen rothen Thones besäet, so daß es aussah, als wäre die Höhlung in den Berg geschnitten und kleine Bergmodelle hineingesetzt worden. Die Eingeborenen erzählten ihm, daß dort einst ein Dorf gestanden habe, aber eine große Schlange habe zur Nachtzeit alle Einwohner wegen ihrer Schlechtigkeit gefressen und den Ort so zurückgelassen, wie er jetzt aussehe. Und offenbar glaubten die Leute an diese Geschichte.

In Kanyumba's Dorf benutzte Cameron den Eintritt einer Sonnenfinsterniß, um die geographische Länge des Ortes zu bestimmen. Die Eingeborenen nahmen von dem ungewöhnlichen Ereignisse nur insofern Notiz, daß sie in ihre Hütten krochen; aber den von vielen Völkern getheilten Glauben, daß die Sonne durch ein Ungeheuer verschluckt werde oder der Weltuntergang bevorstehe, hatten sie nicht.

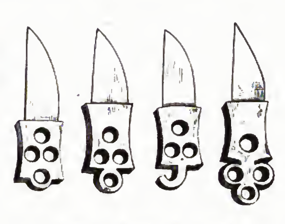
Die Einwohner von Kimbandi tragen ihr Haar sehr geschmackvoll: manche formen es auf der einen Seite des Kopfes in ein kleines, spitzes Hütchen, das sie mit Kaurimuscheln zieren, und lassen es auf der andern Seite in langen Locken herabfallen; andere machen einen niedrigen Hut und schmücken dessen Rand mit Perlen und Kauris.

Am 30. September verließen sie Kanyumba, der sich gegen Cameron sehr gastfreundlich bewiesen hatte, und lagerten unweit des Kwanza. Dort stießen einige Leute zu ihnen, welche Alvez nach seiner Niederlassung vorausgeschickt hatte, um Zeug zu holen, womit er die Ueberfahrt über den Strom bezahlen wollte. Am folgenden Tage (2. October) fand dieselbe auch statt. Zuerst mußten sie einen 25 Fuß hohen Uferrand hinabsteigen und gelangten dadurch auf eine horizontale Ebene von $1^1/_2$ engl. Meilen Breite, an deren Ende





Dorf in Bihé



Messer der Bewohner von Bihé.

der Kwanza fließt, der in der Regenzeit diese ganze Strecke unter Wasser setzt. Ehe sie den Fluß selbst erreichten, passirten sie mehrere Wasserlachen und Sümpfe, auf denen sich zahlreiche Wasservögel tummelten. Der Strom war damals sechzig Ellen breit, in der Mitte über drei Faden tief und floß mit einer Geschwindigkeit von nur $^3/_4$ Knoten. Auf der entgegengesetzten Seite lagen zwei Dörfer auf einem eben solchen Uferrande, und dort wohnten die Fährleute, welche in ihren jämmerlichen Booten die Ueberfahrt besorgten. Cameron zog es vor, nicht diesen, sondern seinem Kautschukboote die werthvolle Kiste mit seinen Tagebüchern und Instrumenten anzuvertrauen und darin zum Erstaunen der Eingeborenen über den Fluß zu fahren. Und er that gut daran; denn verschiedene der anderen Boote schlugen um, so daß manche Sklaven nur mit Mühe dem Tode des Ertrinkens entrannen. Der Kwanza ist, soviel er erfahren konnte, noch etwas weiter hinauf, als wo er ihn überschritt, schiffbar, und es würde nur wenig Mühe und Kosten verursachen, da der Strom schon bis zu den Fällen oberhalb Dondo von Dampfern befahren wird, auch weiter aufwärts kleine Dampfschiffe zu unterhalten, durch dieselben dem Handel zwischen Benguella und dem Innern Abbruch zu thun und das Land europäischem Unternehmungsgeiste zu erschließen.

Jenseits des Kwanza betraten sie eine waldige Berglandschaft mit vielen zum Theil verpallisadirten Dörfern. Die Hütten waren groß und gut gebauet, meist viereckig, mit etwa 8 Fuß hohen Wänden und spitzen Strohdächern. Die Wände waren mit weißem oder hellrothem Ton getüncht und oft mit rohen Figuren von Hängemattenträgern, Schweinen, Pferden u. s. w. bemalt. Auch zahlreiche Scheuern gab es, welche auf 3 Fuß über dem Boden erhabenen Plateformen standen; sie waren 8 bis 10 Fuß hoch, kreisrund mit 6 bis 7 Fuß Durchmesser und mit einem beweglichen Grasdache versehen, welches man abnehmen muß, um zu dem Inhalte zu gelangen. Schweine und Hühner gab es in Menge, aber sie waren über die Maßen theuer. Nach einigen Stunden erreichten sie ein Dorf, das viel wohlhabender und civilisirter aussah, als die übrigen; beim Eintritt in dasselbe wurde Cameron von den beiden Besitzern, zwei sehr respectabel aussehenden Mulatten, begrüßt und zu einem Trunke eingeladen. Er schlug es aber ab und ging weiter, bis er in den ersten Nachmittagsstunden das Dorf Kapéla unweit des Flusses Koléma (Zufluß des Kwanza) erreichte. Erst gegen Abend kam Alvez nach, begleitet von den beiden Mulatten und einer Anzahl ihrer Frauen, letztere im besten Putze und zum Theil Fäßchen voll Pombó tragend, das zu einem allgemeinen Trinkgelage Anlaß gab. Die erste Frau des vornehmern Mulatten hatte ihr Haar (s. Abbildung) zu einem solchen Umfange aufgeputzt, daß ihr Kopf kaum in einem Scheffelmaße Platz gefunden hätte. Sie, wie ihr Gemahl, Francisco Domingo Camoen, waren hellfarbige Mulatten.

Am folgenden Morgen dauerte die Ueberfahrt über den circa 40 Ellen breiten und 2 Faden tiefen Koléma zwei volle Stunden. Dann ging es durch eine reizende Gegend

mit steilen Bergen, aus deren Spalten und Abrutschungen der rothe Sandstein in scharfem Gegensatze zu dem hellen Grün der Bäume und des Rasens hervorschien. Nachmittags kam endlich Alvez' Niederlassung in Sicht; nochmals wurde angehalten, alles in Ordnung gebracht und Pulver zu den Freudenschüssen vertheilt, und dann marschirte der Zug in das Dorf. Sofort umgab ihn ein Haufen kreischender Frauen und Kinder, die von nah und fern herbeigeströmt waren, um die heimkehrenden Träger zu begrüßen. Vor Alvez' Hause unterhielten ein halbes Dutzend Männer ein Schnellfeuer als Antwort auf die Freudenschüsse der Ankommenden. Ein Haufen Weiber umringte schreiend und johlend Alvez und bewarf ihn zu Ehren des Tages mit Mehl; hatte man ihn hier doch schon fast verloren gegeben und längst hätte man eine Abtheilung ausgesandt, ihn zu suchen, wenn man nur genügend Männer und Vorräthe dazu gehabt hätte. Nun aber floß zunächst Pombé ohne alles Maß und Ziel. Dann nahmen die Frauen das Elfenbein und die Sklaven in Verwahrsam, worauf die Auslohnung der Träger stattfand, welche durchschnittlich für zweijährige Dienste nicht mehr als zwanzig Ellen Zeug und ein paar Schuß Pulver betrug. Natürlich würde sich dafür allein Niemand finden, wenn nicht die Aussicht auf gelegentlichen Raub und Plünderung verlockend wirkte. So aber waren alle zufrieden und erklärten, nach Ablauf der nahenden Regenzeit wieder nach Kasongo's Reich ziehen zu wollen. Auch für Cameron war das ein Tag der Freude, denn er erhielt von Alvez etwas Kaffee, Zwiebeln und Seife, von welch letzterer er fast seit Jahresfrist nichts besessen hatte.

In Alvez' Niederlassung verweilte er nahezu unthätig eine ganze Woche. Nachdem er von Alvez einen Führer und zu unverschämten Preisen auf Borg Elfenbein und Wachs,



Ankunft in der Niederlassung des Senhor Gonçalves in Bihé.

um damit die Reisekosten zu bestreiten, erhalten hatte, brach er am 10. October auf. Das Land ist fruchtbar, und reich an Wald und Flüssen, die Dörfer von Pflanzungen umgeben. Bei den Häusern wuchs Tabak und dürftiger Kohl; Guavas gediehen in wildem Zustand. Uebernachtet wurde in einem Dorfe des Senhor Gonçalves, welchem sämmtliche Einwohner als Sklaven eigneten. Doch waren die meisten auf einer Expedition abwesend. Der Herr besitzt etwa ein halbes Dutzend solcher Dörfer, deren Bevölkerung den Kern für seine Karawanen abgiebt. Drei Stunden weiter lag Kagnombé's Stadt, der größte Ort, den Cameron auf seiner ganzen Reise gesehen hat; denn er maß 3 engl. Meilen im Umfang. Er umschloß aber eine Anzahl getrennter Umfriedigungen, welche den einzelnen Unterhäuptlingen bei ihren officiellen Besuchen zur Wohnung dienten; ferner zahlreiche Schweine- und Rindviehställe, Tabackspflanzungen und drei große Schluchten, in welchen drei Zuflüsse des Kokéma entspringen, so daß ihre Einwohnerzahl der Ausdehnung keineswegs entspricht. Cameron erhielt in der Residenz Kagnombe's eine Audienz, während die durchreisenden Portugiesen gewöhnlich außerhalb derselben unter einem mächtigen Baume empfangen werden. Irgend welchen Einfluß scheinen dieselben also dort nicht auszuüben. Dann streifte der Engländer in der Stadt und deren Umgegend herum, und besuchte den großen Fetischplatz, wo die Schädel aller von Kagnombé besiegten Häuptlinge auf Pfähle gespießt waren, umgeben von Leoparden-, Hunde- und Schakalschädeln. Dicht dabei war das Erbbegräbniß des Herrschers; alle Gräber waren von Osten nach Westen gerichtet und mit zerbrochenem Geschirr bestreut. In der Mitte stand eine Fetischhütte mit Trank- und Speiseopfern für die Manen der Abgeschiedenen.

Ein Marsch von wenigen Stunden brachte Cameron nach

der Niederlassung des Senhor Gonçalves, die sich durch ihre Sauberkeit und Ordnung vor ähnlichen vortheilhaft auszeichnete. Der Besitzer, ein alter, einnehmender Herr, bewillkommnete den Fremden aufs Wärmste und hieß ihn sofort an dem aufgetragenen Frühstücke theilnehmen. Butter, Weißbrot, Rothwein, Kaffee u. s. w., alles Dinge, die er seit Jahren nicht gesehen, ließ er sich trefflich schmecken, trotz seines Erstaunens über den gedielten Boden, die Fenster mit grünen Jalousien und die fein gestrichenen und bemalten Wände. Gonçalves war Schiffscapitän gewesen und hatte sich vor 33 Jahren in Bihé niedergelassen, war aber 30 Jahre später nach Lissabon zurückgekehrt, um dort in Frieden zu sterben. Dort fühlte er sich aber nicht mehr behaglich unter all den neuen Gesichtern, weshalb er nach Afrika zurückkehrte, wo er erst vor wenigen Wochen angelangt war. Nun handelte er wieder nach Tschendsche in Elfenbein und nach Kibokwé in Wachs und handelte mit großem Vortheil, nachdem er zweimal durch Feuer alle seine Habe verloren und von vorn hatte anfangen müssen. Das war die erste Nacht, daß Cameron, seitdem er die Ostküste verlassen hatte, wieder einmal zwischen Betttüchern schlief. Wenn mehr solche Männer wie Senhor Gonçalves sich in dem gesunden Hochlande von Bihé niederließen — meint Cameron —, so würde damit viel für die Erschließung und Civilisirung Afrikas geschehen.

Das Reich Chimu und seine Alterthümer.

α. George Squier, der verdienstvolle Erforscher der mittelamerikanischen Alterthümer, war zum Commissioner der Vereinigten Staaten in Peru ernannt worden, um dort gewisse zwischen beiden Ländern schwebende Streitpunkte zu begleichen. Nachdem er sein diplomatisches Werk vollbracht, begann er seine Aufmerksamkeit den zahlreichen Alterthümern des Landes zu widmen, die ihn, den besten Kenner der Monumente Nicaraguas, besonders anziehen mußten. Anderthalb Jahr lang bereiste er zu diesem Zwecke das Land, photographirte, zeichnete, nahm Pläne auf, sammelte und war nun im Stande, aus den so gewonnenen Ergebnissen ein Bild der alten Civilisation Perus — vorincaisch und incaisch — zu entwerfen, ohne die oft so trüben spanischen Quellen heranziehen oder als Hauptsache betrachten zu müssen. In seinem soeben erschienenen Werke: „Peru. Incidents of Travel and Exploration in the Land of the Incas“ (London, Macmillan 1877) erklärt Squier die altperuanische Cultur aus ihren Denkmälern und liefert so seit Rivero und Tschudi wieder den ersten nachhaltig die peruanische Alterthumskunde fördernden Beitrag. Besondere Aufmerksamkeit verwendet Squier darauf, die speciell den Incas angehörigen Bauten und Antiquitäten von jenen anderer in Peru wohnenden Völker zu unterscheiden, und hier scheinen uns seine Untersuchungen von besonderm Glück begleitet; so entwirft er in Capitel 7 bis 11 eine Schilderung des im Norden Perus gelegenen Reiches Chimu, welche das Beste ist, was bisher darüber geschrieben wurde. Im Nachstehenden geben wir einen stark gekürzten Auszug aus diesem Abschnitte.

* * *

Garcilasso de la Vega erzählt uns, daß die Küste Perus vom Thale von Parmunca (jetzt Barranca) in der Provinz Chancay nordwärts bis Truxillo unter der Herrschaft eines mächtigen Fürsten mit Namen Chimu stand, der von all seinen Nachbarn im Norden, Süden und Osten gefürchtet wurde. Nach einem andern alten Autor, Feijoo, dehnte sich Chimu's Herrschaft von Truxillo bis Tumbez im Norden aus. Aber er so wenig wie Garcilasso sagt uns etwas über den Ursprung des Volkes; nach Feijoo war es vielleicht älter als selbst die Incas.

Während der Regierung Pachacutec's, des neunten Incas, wurde das Chimu-Land von einem Fürsten beherrscht, welcher Chimu-Canchu hieß. Pachacutec's kriegerischer Sohn, Yupanqui, zog damals mit einem Heere aus, um die Incaherrschaft an der peruanischen Küste auszudehnen; er eroberte die Thäler von Pachacamac und des Rimac, zog weiter nach Norden und erreichte mit 30 000 Mann das Barranca-Thal, die Südgrenze von Chimu. Von da sandte er Botschaft an den Chimufürsten, er solle sich dem Inca als Vasall unterwerfen, die Sonne anbeten und Fisch- und Thiergötzendienst aufgeben. Da er aber auf Widerstand zu stoßen glaubte, sandte er sofort nach Cuzco um Verstärkungen, von wo ihm auch 20 000 Mann zuzogen. Als Chimu-Canchu Yupanqui's Ansinnen zurückwies, begann ein blutiger Krieg, in welchem die Incaperuaner siegten und bis ins Herz von Santa vordrangen. Hier schlugen die Chimus ihre letzten verzweifelten Schlachten, in denen sie unterlagen. Der Sieger zog nun durch das Land, führte den Sonnendienst ein, ließ königliche Bauten errichten, Wasserleitungen und Brunnen bauen. Eine große Festung im Barranca-Thal hielt von da an Chimu, das dem Incareiche einverleibt wurde, in Schach. Mit diesem Berichte stimmen auch andere alte spanische Quellen: Montesinos, Balboa, Cieça de Leon, im Wesentlichen überein.

Nimmt man an, Chimu habe sich im Norden bis Tumbez erstreckt, so herrschte theilweise wenigstens in dem Reiche eine andere Sprache als im alten Peru. Nach Balboa war Tumbez von Eingeborenen aus dem Gebirge besiedelt worden, und auch für weiter südlich gelegene Orte, z. B. Lambayeque, läßt sich fremde Bevölkerung nachweisen. Noch heute sprechen die Einwohner des Dorfes Moche, im Osten der Stadt Truxillo, unter sich die alte Sprache der Chimus, welche nach Squier identisch mit der in dem Dorfe Eten, etwa 100 Miles weiter nördlich an der Küste, ist. Eine Verwandtschaft mit dem Quechua oder der Sprache der Incas existirt nicht.

Um Chimu, den Hauptsitz jenes alten Reiches, von dem noch großartige Ruinen vorhanden sind, kennen zu lernen, begab sich Squier nach der Küstenstadt Truxillo. Hier lernte er einen Obersten La Rosa kennen, der Jahre lang Ausgrabungen in Chimu gemacht hatte, nicht aber zu archäologischen Zwecken, sondern um den pejo grande (den großen Fisch) zu finden, wie man den vergrabenen Schatz der alten Chimus nennt. Diesen Schatz und auch den pejo chica (den kleinen Fisch) hatte der peruanische Kriegsknecht nun freilich nicht gefunden, aber zahlreiche Gold- und Silbergeräthschaften, die unbarmherzig in den Schmelztiegel wanderten. Dieser Barbar war der Führer Squier's nach den südlich von Truxillo an der Küste gelegenen Ruinen von Chimu.

Gleich dicht vor Truxillo stößt man auf die Ruinen der Azequia oder Wasserleitung der alten Stadt, welche meilenweit von den Quellen des Rio Moche als 60 Fuß hohes

aus Erde und Steinen aufgeführtes, oben mit einem Canale versehenes Bauwerk das Wasser nach Chimu führte. Dann folgt die dicht mit Ruinen übersäete Ebene von Chimu selbst, welche 12 bis 15 engl. Meilen lang und 5 bis 6 breit ist. Es ist eine „Wildniß von Mauern", die große Räume einschließen, jeder wieder bedeckt mit einem Labyrinth von Behausungen. Hier und da erheben sich dazwischen Huacas (Tumuli), unter denen die El Obispo, Conchas und Toledo genannten durch Massenhaftigkeit hervorragen. An der Seite, von welcher Squier sich näherte, scheint die Stadt durch eine Mauer abgeschlossen gewesen zu sein, von der noch einige Miles stehen. Vor der Stadt selbst trifft man noch auf zwei rechtwinklige Einfriedigungen, in deren jeder sich eine abgestumpfte Pyramide (Huaca) erhebt. Die erste dieser Einfriedigungen ist 262 Fuß lang und 222 breit. Ihre Mauer ist noch 14 Fuß hoch und 6 Fuß im Grunde dick. Die Huaca ist 162 Fuß im Geviert und 50 Fuß hoch. Sie ist aus Pisé erbaut, aus Thon, der mit Steinbrocken vermischt und so hart wie Mörtel geworden ist. Man hat sie schon durchwühlt und im Gipfel Grabkammern entdeckt, aus denen eine Menge Knochen, die noch umherliegen, herausgeworfen wurden. Sie gehörten sämmtlich Mädchen von 5 bis 15 Jahren an, denn in Chimu herrschte der Gebrauch, die Geschlechter und Altersstufen gesondert zu bestatten. Ganz ähnlich war die zweite Huaca beschaffen.

Durch eine Bresche in der Mauer trat Squier in die Stadt; er bemerkte weite, unbebaute Flächen, welche ehedem Lustgärten waren. An den Mauern hin liefen überall die Wasserleitungen, von denen sich Seitenzweige abbogen, so daß die ganze Stadt wohl bewässert war. Zunächst lenkte er seine Schritte nach dem großen Tumulus **El Obispo**, in den vor hundert Jahren Schatzgräber ein tiefes Loch gegraben haben, so daß er nun wie ein Vulcan mit Krater erscheint. Die herausgeworfene Pisémasse bedeckte mehrere Acker Landes. Welche Arbeit hier von den Schatzgräbern vollbracht wurde, erkennt man daraus, daß noch ein Dörfchen, in dem sie wohnten, mit kleiner Kirche hier sich befindet. Die Arbeiter sollen zwanzig Jahre hier gewirthschaftet haben, was den ausgeworfenen Erdmassen gegenüber glaubhaft erscheint, und wenn man bedenkt, daß sie die Erde in Körben oder in ihren Ponchos forttragen mußten. Schätze haben sie freilich nicht gefunden, da aber an einer Stelle die Ausgrabung bis zum natürlichen Erdboden fortgeführt war, so sah Squier wenigstens, daß die Huaca an ihrer Basis **keine** Kammern enthielt.

El Obispo ist 150 Fuß hoch und bedeckt eine Fläche von 580 Quadratfuß oder 8 engl. Ackern. Dieser Tumulus steigt so steil an, daß man kaum an ihm hinaufklettern kann; der Inhalt betrug etwa 50 Millionen Cubikfuß. Am Nordende scheint ein Zickzackweg zur Spitze hinaufgeführt zu haben.

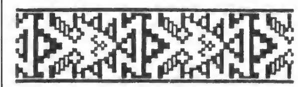
Von hier führte Oberst La Rosa unsern Gewährsmann zur Stätte seiner letzten Schatzgrabungen, wo er ein großes Gebäude mit Mauern, Höfen, Passagen und Zimmern zu Tage gefördert hatte. Ein einziger Blick überzeugte Squier, daß er hier ein in seiner Art einzig dastehendes, hochinteressantes amerikanisches Bauwerk vor Augen habe. **Die Mauern waren nämlich mit Reliefarabesken bedeckt, die hier und da noch in brillanten Farben glänzten.** Derartige Architektur hatte Squier weder in Mittel- noch Südamerika gefunden.

Von diesem Palaste, auf den wir zurückkommen, lenkte Squier seine Schritte nach einer andern Huaca, **El Castillo** genannt. Die sandige Ebene vor derselben war mit Menschengebeinen bedeckt, die sämmtlich von Männern herrührten. Viele der Schädel zeigten die deutlichen Spuren von Axthieben, Pfeilschüssen oder Säbelspalten, und Squier konnte sich dem Gedanken nicht entziehen, daß hier die letzte Entscheidungsschlacht zwischen dem Fürsten von Chimu und dem Inca Yupanqui ausgefochten worden war. Unterstützt wird diese Ansicht noch dadurch, daß die Schädel sowohl die viereckigen, nach hinten zusammengepreßten Typen der Küstenbevölkerung als die langen Formen der Aymara und die regelmäßigen Schädel der Quechua zeigten.

Dann ritt Squier zur **Huaca von Toledo**, aus welcher Don Garcia Gutierrez de Toledo einst ungeheuere Schätze ausgrub. Dieser Tumulus ist im Verlauf von drei Jahrhunderten so durchwühlt worden, daß er völlig seine Gestalt eingebüßt hat. Schächte und Stollen durchziehen ihn nach allen Richtungen und die Kosten dieser Arbeiten belaufen sich bereits nach Hunderttausenden von Dollars.

Die oben erwähnte **Halle der Arabesken** ist $52\frac{1}{2}$ Fuß breit; ihre Länge kann nicht mehr bestimmt werden, da die Mauern theilweise zerstört sind, doch dürfte sie ungefähr 100 Fuß betragen haben. Besonders die eine noch ziemlich erhaltene Seite der Halle zeigt die in Relief ausgeführten Stuckornamente, die auf einer ebenen Oberfläche angebracht sind. Keine Beschreibung vermag einen Begriff dieser Reliefs zu geben. Man erkennt aus der Abbildung (Fig. 1), daß

Fig. 1.



Stucco-Ornament. Arabeskenhalle in Chimu.

sie aus einer Reihenfolge wiederholter Figuren bestehen, die sich einen Zoll hoch über der Oberfläche erheben und sich eine in die andere schmiegen. In einer Höhe von 12 Fuß bemerkt man in den Mauern 5 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Nischen, zwischen denen sich das Arabeskenwerk an der Wand emporzog. Verschiedene große Corridore schließen sich an die Arabeskenhalle an, deren specielle architektonische Beschreibung hier übergangen werden muß. Auf den Wänden der Corridore wiederholt sich ein anderes Ornament, für dessen Grundlage Squier die Affenform ansieht, gekrönt von einer oft in Malereien Chimus wiederkehrenden halbmondförmigen Zierrath, welche das Zeichen von Rang und Würde ist (Fig. 2).

Fig. 2.

Affenartiges Ornament in Stucco.

In einer vermauerten, 20 Zoll im Geviert haltenden, aber tiefen Nische eines Nebengemachs der Arabeskenhalle war es, wo Oberst La Rosa einen Schatzfund machte. Die Nische war mit regelmäßig über einander aufgeschichteten Trinkgefäßen und Vasen von sehr dünnem, getriebenem Silber angefüllt, welche La Rosa mit Ausnahme von wenigen einschmolz. Die erhaltenen etwa 10 Zoll hohen Becher zeigten die bekannte Form der peruanischen Gesichtsvasen.

Interessante Entdeckungen machte Squier in den Ruinen des ausgedehnten Gebäudes, welches er als „Palast“ bezeichnet. In einer großen Mauer desselben fand er zahlreiche 9 Fuß hohe Kammern oder Nischen, in denen früher Skelete und Mumien enthalten waren, alle gut gekleidet, mit Federn geschmückt und mit Gold- und Silberinsignien versehen. Waren auch diese schon herausgenommen und zerstört, so waren doch noch Reste der Mumienbekleidung, Chumi genannt, vorhanden. Es waren sehr fein gewebte gemusterte Baumwoll- und Vicuñawollstoffe, mit 62 Fäden Zettel und Einschlag auf den Quadratzoll. (Feinste ägyptische Mumienleinwand zeigt nur 44 Fäden.) Die Muster, von denen der Holzstich (Fig. 3) einen Begriff giebt, waren



Fig. 3.



Baumwollenstoff. Chimu.

in Weiß, Schwarz, Gelb und Braun. Die Figuren sind Eidechsen und Vögel im Kampfe; die Augen dieser Thiere sind roth. Eine andere Art der Ornamentirung der Kleiderstoffe bestand im Aufnähen von Silberplättchen, unter denen die Gestalt von Fischen namentlich häufig wiederkehrt; Augen, Kiemen und Flossen sind daran zu unterscheiden. Solche Fische sind namentlich im Guano der Chincha-Inseln, 32 Fuß unter der Oberfläche, öfter gefunden worden (Fig. 4). Vor den Grabnischen lagen noch zahlreiche Schädel und

Fig. 4.



Fisch-Ornament aus dem Guano der Chincha-Inseln.

Knochenfragmente umher, die ersteren mit Spuren rother Bemalung; nach La Rosa's Behauptung waren hier auch Schädel mit goldenen Stirnreifen und goldenen, federartig gestalteten Ornamenten gefunden worden.

Wir müssen hier die Schilderungen der zahlreichen nur an der Hand der mitgetheilten Pläne verständlichen Palastruinen Chimus übergehen und erwähnen nur die Häuser der gemeinen Leute, die in außerordentlicher Regelmäßigkeit um einen großen Platz gebaut sind. Die Mauern sind 3 Fuß dick und 12 hoch. Die Dächer waren nicht flach, sondern, wie an den Giebeln sich noch erkennen läßt, scharf zugespitzt, obgleich Regen hier nicht häufig ist. Spuren von Fenstern sind nicht vorhanden, Luft und Licht traten nur durch die Thüren ein.

Ueber die Kunst, die Gebräuche und die Religion der Chimus geben die Ausgrabungen Squier's und die Museen wünschenswerthe Aufschlüsse. Durch Cieça de Leon ist es bekannt, daß die Gold- und Silberschmiede Chimus äußerst erfahrene Werkmeister waren, welche Juwelen zu fassen verstanden und schöne Vasen lieferten. Goldsachen werden nun, nachdem drei Jahrhunderte hindurch Schatzgräber die Ruinen plünderten, sehr selten, und die in den Museen aufbewahrten Exemplare von Chimu sind dort als „peruanisch“ bezeichnet. Für den Kenner aber sind sie auf den ersten Blick nach Stil und Ornamentik von den peruanischen Geräthen zu unterscheiden, da ganz bestimmte Figuren und Zeichnungen, die ihnen eigenthümlich, regelmäßig bei ihnen wiederkehren. Unter diesen Figuren ist die Eidechse schon erwähnt worden; auch Fische, Schlangen, ein Watvogel kommen häufig vor; ebenso ist der Affe nicht selten. Am charakteristischsten jedoch ist die Lanze, welche alle Fürsten und Gottheiten Chimus in den Darstellungen in der rechten Hand führen. Auch das halbmondförmige Messer oder Beil kehrt regelmäßig wieder. Neben den silbernen und goldenen getriebenen Vasen findet oder fand man in Chimu zahlreiche gegossene Darstellungen von Menschen und Thieren, die theils hohl, theils solide und mit ciselirten Federn, Schuppen und Haaren versehen sind.

Noch interessanter, sagt Squier, ist eine Classe silberner Alterthümer, welche Figurengruppen von Menschen, Thieren und Bäumen in solcher Vollkommenheit der Modellirung und des Gusses zeigen, daß er sie anfangs nicht für echt hielt. „Ich besitze eine von diesen mit drei Figuren, einem Mann und zwei Frauen, in einem Wald. Die Gruppen erheben sich von einer runden, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Basis und wiegen 48½ Unzen. Sie sind solide, aus einem Stücke gegossen und klingen, angeschlagen, wie eine Glocke. Die Bäume, deren verzweigte Aeste denen der Algaroba mit ihren nach allen Seiten ausgedehnten Zweigen gleichen, sind sehr gut gearbeitet. Die menschlichen Figuren sind gut proportionirt und voller Leben. Unglücklicherweise ist die Scene nicht der Art, daß sie in Holzschnitt wiedergegeben werden könnte.“

In und bei Chimu sind so viel Bronzewaffen und Geräthe gefunden worden, daß man sie tonnenweise verkaufte. Die Bronze hat dieselbe Zusammensetzung von Kupfer und Zinn wie sie in anderen Gegenden Perus gefunden wird. Celte, ganz wie die europäischen, werden von Squier abgebildet, dazu ornamentirte Schaufeln aus Bronze, die in der Landwirthschaft Verwendung fanden. Die Bronzemesser hatten (Fig. 5) wie bei den Peruanern eine halbmondförmige Schneide und den Griff in der Mitte; Lanzen und Wurfspeere zeigten nichts Besonderes, desgleichen die Pfeile. „Ob Pfeilspitzen von Feuerstein oder Steinwaffen jemals hier gefunden wurden, konnte ich nicht erfahren.“ Squier hörte von Bronzeschwertern, sah indessen keine; dagegen kamen

Kriegskeulen, ganz unseren Morgensternen und Cassetêtes ähnlich, vor.

Waren nun auch die Metallarbeiten der Chimus ausgezeichnet, so lag doch die Höhe ihrer Kunst in der Keramik; hierin kamen ihnen auch die südlichen Küstenstämme gleich und man kann sagen, daß drei Viertheile der als „peruanisch" bezeichneten so charakteristischen Vasen (Doppelvasen, Gesichtsvasen 2c.) von der Küste und namentlich den Chimus stammen. „Kaum zwei Exemplare derselben sind einander gleich. Wir finden an denselben nicht nur jede Combination regelmäßiger geometrischer Figuren, sondern auch Erde, Meer, Luft mußten ihre Formen dem Töpfer leihen. Menschen, Vögel, Thiere, Fische, Muscheln, Früchte, Pflanzen — alle wurden in Thon nachgebildet. Selbst die physischen Züge der alten Bewohner, ihre Architektur, Künste, Gebräuche und religiösen Uebungen wurden auf diesen zerbrechlichen und doch fast unvergänglichen Geräthen dargestellt."

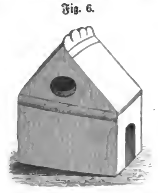
Fig. 5.



Bronzemesser. Chimu.

Vasen in Hausform (Fig. 6) stellen die Wohnungen der niederen Classen Chimus dar und sind um deswillen interessant, weil sie uns beweisen, daß jene Wohnstätten mit Giebeln und hohen Dächern versehen waren, was außerdem, wie erwähnt, durch die Ruinen bestätigt wird. Daß die alten Chimus auch musikalisch waren, wird gleichfalls durch einige Thongeräthe bestätigt. Die abgebildete Vase (Fig. 7) zeigt einen Sänger, der sein Lied mit dem Tambourin begleitet. Trommeln, Pansflöten, Flöten und Trompeten aus Thon sind in Chimu aufgefunden worden.

Fig. 6.



Modell eines alten Hauses von einer Vase. Chimu.

Die Gefäße, welche menschliche Köpfe nachbilden, sind deshalb so interessant, weil wir aus ihnen den Typus der alten Küstenbewohner, der Yungas und Chinchas, erkennen. Wie sehr die alten Gesichtsvasen mit dem heutigen Typus der Peruaner übereinstimmen, erhellt aus einer von Squier aufgenommenen Photographie, welche seinen Diener neben einigen Huacas darstellt; die Profile stimmen merkwürdig überein (Fig. 8).

Fig. 7.



Tamburinspieler (Vase) von Chimu.

Fig. 8.



Moderner Peruaner und Huacas.

Auch in Bezug auf die religiösen Vorstellungen der alten Chimus erhalten wir durch die Thongefäße Aufklärungen. Durch die Chronisten ist es verbürgt, daß die Chimus Thiere und Fische verehrten, bis der Inca Yupanqui sie unterjochte und den Sonnendienst einführte. Nun ist anzunehmen, daß die zahlreichen sonderbar gestalteten Thongefäße nicht zu häuslichen, sondern zu religiösen Zwecken benutzt wurden; sie waren „huaca", geheiligt, dienten beim religiösen und Todtencultus; sie sind, in Ermangelung anderer Quellen, die einzigen Stützen, auf welche man zurückgehen kann, um wenigstens einen dürftigen Begriff von den religiösen Vorstellungen ihrer Verfertiger zu erhalten. Die häufig und wiederholt auf ihnen vorkommenden mythologischen Charaktere, in Relief oder Malerei, lassen auf ein gewisses System schließen. Squier nimmt nun nach den Untersuchungen,

welche er mit den Vasen anstellte, Folgendes an: Die Chimus verehrten, wie die meisten primitiven Völker, die Naturkräfte in ihren verschiedenen Aeußerungen. In der Erde, der Luft, dem Wasser concentrirt sich alles Leben, von diesen geht es aus und in diesen verschwindet es wieder.

Wo eine geschriebene Sprache fehlt, benutzen die Menschen Zeichen und Symbole, um sich ihre Ideen mitzutheilen, und diese Symbole sind leicht verständlich. Das Symbol des Wassers war bei den Chimus der Fisch, die Schildkröte oder die Krabbe; Symbole der Erde: Schlange und Eidechse; Symbole der Luft: der Donnerkeil, dargestellt durch eine Lanze, das typische Symbol des Blitzes bei vielen Völkern. Die Gottheiten, welche diesen „drei Elementen" (Erde, Luft, Wasser) vorstanden, können nicht bloß durch das Tragen der erwähnten Symbole, sondern durch ganz besondere Kopfzierden und Kronen [1]) erkannt werden.

Der „Kampf zwischen dem Mann der Erde und dem Mann des Meeres", den Squier nach einer Vase abbildet, wiederholt sich häufig in ähnlichen Darstellungen. Der Hauptschmuck des „Mannes der Erde" ist eine Eidechse oder Schlange; der „Mann des Meeres", in einem Panzer aus Krabbenschale, wird stets von ihm besiegt und bei den Haaren geschleift. Der befiederte Helm des Siegers gemahnt an mexicanische und centralamerikanische Bildwerke (Fig. 9) [1]).

Während nun die Chimus nach Allem wohl vorgeschrittenere religiöse Ideen besaßen als ihnen ihre Incaeroberer zuerkennen, fehlte es andererseits bei ihnen nicht an Aberglauben und Fetischismus, und in dieser Beziehung sind die Beweise nicht spärlich. Ist doch beides jetzt noch reichlich in der Gegend vorhanden. Die Spanier, entsetzt über diese Formen des Heidenthums, sandten eine besondere Commission nach dem Norden Perus mit dem speciellen Auftrage,

Fig. 9.



Kampf zwischen dem Manne der Erde und dem Manne des Wassers. Von einer Vase. Chimu.

„den Götzendienst, Aberglauben und die Alterthümer der Eingeborenen auszurotten." Die Berichte dieser Commission sind abgedruckt in dem seltenen Werke „Extirpacion de la Idolatría del Perú vom Padre Pablo Joseph de Arriaga, S. J. Lima 1621. Er selbst war Mitglied der Commission. Arriaga erzählt uns, daß in vielen Gegenden, namentlich im Gebirge, die Eingeborenen, den Incas folgend, die Sonne unter dem Namen Inti oder Punchao, d. i. Tag, verehrten. Angebetet wurden noch: Quilla, der Mond; Oncoy, die Plejaden; Libac, der Blitz; Mamacocha, das Meer; Mamapacta, die Erde; Puquias, Quellen; Razu, die Schneeberge. Sie verbeugten sich vor ihnen, erhoben ihre Hände, rissen sich Haare aus den Augenbrauen und bliesen sie dem verehrten Gegenstande zu oder sprengten Wasser von ihren Handflächen in die Luft.

Die Chimus hatten ihre Gemeinde-, Haus und Privatgötter (Huacas), und gerade diesen wurde die meiste Verehrung gezollt. Der Gemeinde-Huaca wurde sorgfältig von den Priestern aufbewahrt; der Haus- oder Familien-Huaca oder Canopa hatte seinen Sitz in der Wohnung und erbte vom Vater auf den Sohn, der persönliche Huaca wurde mit seinem Besitzer begraben. Arriaga berichtet hierüber in seiner erwähnten Schrift: „Die Canopas, Chancas in den Bergen genannt, sind wahrscheinlich ihre Laren und Penaten; sie heißen auch huacicamayoc, Majordomo, oder Herr des Hauses. Sie bestehen aus verschiedenen Substanzen von besonderer Gestalt und aus eigenthümlichen durch Gestalt oder Farbe ausgezeichneten Steinen. Ein Indianer, der ein merkwürdiges Ding findet, wendet sich gleich an den Zauberer und fragt, was es sei? Sagt dieser: Canopa, so verehrt und liebt er es sogleich. Die Canopa erbt vom Vater auf den ältesten Sohn. Einige sind aus Bezoarstein und heißen Quicu, solche aus kleinen Krystallen Lacas. Es

[1]) Das erinnert auffallend an ägyptische Gottheiten. Ra mit dem Sperberkopf trägt den Discus mit der Uräusschlange auf dem Haupte. Chnum trägt die Krone Atef; Ma, die Göttin der Wahrheit, die Straußenfeder; Toth den Halbmond mit der Straußenfeder; Isis die Geierhaube und Kuhhörner rc. a.

[1]) Ein von Dr. Voß beschriebenes und Zeitschrift für Ethnologie Band 8, Taf. 4 abgebildetes Gefäß „von Truxillo" zeigt ganz ähnliche Darstellungen und stammt entschieden von den Chimus.

giebt Canopas für den Mais, die Zarap-Canopa heißen; andere für die Kartoffeln; die caüllama genannten, die oft in Lamagestalt sind, dienen der Vermehrung der Herden. Alle Canopen werden wie die Huacas verehrt, ausgenommen daß die letzteren öffentlich, die ersteren im eigenen Hause verehrt werden.

„Gewöhnlich ist der einfache Huaca von Stein ohne Figuren, doch andere sind in der Gestalt von Männern und Frauen; wieder andere haben Thierformen und besondere Namen, unter denen sie angerufen werden. Es giebt kein Kind, das nicht den Namen des Huaca seines Ayllo (Stammes) kennte und weiß, wie derselbe angerufen werden muß. Einige als Schutzgottheiten gewisser Städte betrachtete Huacas heißen marca-aparac.

Alle haben ihre besonderen Priester, welche ihnen Opfer bringen, und obgleich jedermann weiß, wo sie aufbewahrt werden, bekommen sie wenige zu sehen, da die Priester die Leute nicht gern wissen lassen, was für Dinge sie so sehr fürchten und verehren. Die Plätze, wo die Huacas aufbewahrt werden, sind heilig. Ja, so weit erstreckt sich die Verehrung, daß auch noch die Plätze, wo die Huacas zerstört wurden, für heilig gelten."

Nächst den Huacas verehrten die Chimus die Malquis genannten Gebeine oder Mumien der Vorfahren. Sie waren in Vicuña-Wolle (Cumbi) eingewickelt und mit Federn geschmückt. Auch für diese gab es besondere Priester, welche den Malquis opferten. Geräthe und Waffen wurden mit begraben, und damit man zu dem Todten gelangen könne, wurden Röhren in der Grabdecke freigelassen, durch welche man Essen und Trinken dem Todten in thönernen oder silbernen Gefäßen zuführen konnte.

An bestimmten Tagen kamen die verschiedenen Ayllos oder Clans zusammen und brachten die getrockneten Körper ihrer Vorfahren mit, „als wenn Lebende und Todte zum Gerichte erschienen," bemerkt Arriaga. Die hohen und niederen Priester, in ihre Festgewänder gehüllt, mit Federn geschmückt, mit Gefäßen, in denen Chicha war, mit kupfernen und silbernen Trompeten, großen Seemuscheln, Tamburinen, mit Löwenfellen ꝛc. erschienen.

Arriaga beklagt, wie schwer es gewesen sei, alles Heidenthum, allen Aberglauben der Indianer auszurotten, und in der That ist derselbe ja jetzt noch in vollster Blüthe. An Eifer hat er und seine Genossen es wahrlich nicht fehlen lassen. Als er 1618 zum ersten Male die nördlichen Provinzen besuchte, taufte er 6794 Personen, entdeckte er 679 Götzenpriester, zerstörte er 602 Hauptshuacas, 3418 Canopas, 45 Mamazaros, 189 Huancas (große in den Gärten errichtete Steine), 357 Cunas, verbrannte er 617 Malquis, zu schweigen von den Chacpas und Chuchas. Und das alles in 32 zum Theil sehr kleinen Städten. Die erwähnten Chacpas waren die Körper solcher Kinder, die mit den Füßen zuerst geboren waren. Man trocknete sie und bewahrte sie in Töpfen auf. Blieben sie am Leben, so fügte man dem Eigennamen noch Chapca hinzu. Ihre Söhne hießen Masco, ihre Töchter Chachi; Chuchas waren die Körper jung gestorbener Zwillinge. Man hielt sie für Kinder des Blitzes.

Physikalische Geographie Britisch-Indiens.

(Nach H. F. Blanford.)

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Seit Jahren bildete der ungenügende Zustand der meteorologischen Stationen, die Ungenauigkeit in Instrumenten und ihre Ablesung, der Mangel controlirender Hauptstationen und Aufsichtsstellen eine stehende Klage in der amtlichen wie nicht amtlichen Literatur über das englische Kaiserreich in Indien. „Wir kennen noch wenig den Lauf der Monsune wie die Ursachen, welche den Sommerregen bald auf die östliche, bald auf die westliche Seite des Meerbusens von Bengalen werfen, ihn bald reichlich auf Bengalen und spärlich auf Hindostan fallen oder Bengalen seiner ganz entbehren lassen, dagegen, wie 1872, das Pandschab reichlich bewässern. Wir wissen nicht, ob die Regenmenge in Bengalen von den Winden gebracht wird, welche, es von Süden her erreichend, durch das Himalaya-Gebirge nach Westen abgelenkt werden, oder ob wir Regen von den Winden erhalten, die von Westen heraufziehen. Noch weniger können wir erklären, ob die Südwestströmung, welche in Bengalen in der letzten Hälfte der Regenzeit nicht selten vorherrscht, und der beträchtliche Nachregen, der im October niedergeht, mit der Strömung zusammenhängen, welche der Nordostmonsun an der Südwestküste der Bay von Bengalen niederfallen macht" [1]). Dieser Unkenntniß abzuhelfen wurde unterm 27. September 1874 ein meteorologisches Reichsinstitut für den Umfang des englischen Kaiserreiches in Indien gegründet, das in Calcutta seinen Sitz hat, in den Gouvernementsstädten Sammelstellen als Mittelbehörden besitzt und als registrirende Aemter zahlreiche Stationen eingerichtet hat. Vor diesem Jahre wurden an 36 Orten Windbeobachtungen gemacht, an 51 Temperaturen abgelesen, an 134 die Regenmenge verzeichnet. Jetzt sind bereits 22 neue Stationen in bisher gänzlich unberücksichtigten Provinzen und Staaten, wie Radschputana, Centralindien und Sindh, hinzugekommen; durch Bereisung Seitens der Aufsichtsstellen wird für entsprechende Aufstellung der Instrumente, Einheit und Sorgfalt in den Ablesungen gesorgt. Dem ersten ausführlichen Jahresbericht der Centralstelle, welcher die Einzelablesungen aller Stationen in einem umfangreichen Tabellenwerke, durch Karten erläutert, vorführt, ist vom Vorstande, dem verdienten Meteorologen H. F. Blanford, als Einleitung ein Umriß der physikalischen Geographie des Reiches vorausgeschickt. „Diese Schilderung mag für indische Leser überflüssig erscheinen; aber die Meteorologie ist nicht bloß für die in Indien Wohnenden von Interesse, und ich habe gefunden, daß eine Kenntniß der physikalischen Geographie, die so unentbehrlich zum Verständniß der klimatischen und meteorologischen Erscheinungen ist, selbst bei unterrichteten Männern, die ihr ganzes Leben in diesem Theile der Erde zubrachten, selten anzutreffen ist."

[1]) Bengal Administration, Report for the Year 1871/72. Theil I (Calcutta 1872), S. 4.

Diese Bemerkung muß insbesondere auch für uns Deutsche als zutreffend erachtet werden. Außer Wein, etlichen Droguen und Hölzern bringt Indien alle Erzeugnisse der ganzen Welt hervor, seit den letzten Jahrzehnten versorgte es uns unter Anderem im Dschute (Jute) mit einer neuen überaus wichtigen Gespinnstfaser. Der directe Handel der deutschen Seestädte mit Indien nimmt von Jahr zu Jahr zu; nach der Volkszählung von 1872 leben bereits 1500 Deutsche in Indien, und an jedem Hauptexportplatze kann man sich überzeugen, daß bei den geordneten Fahrten und der Kürze der Fahrzeit selbst der Deutsche weniger schwer sich entschließt, eine Reise nach diesem Wunderlande der alten Welt zu wagen. Es hat deshalb nicht bloß ein wissenschaftliches Interesse, sondern befriedigt zugleich ein praktisches Bedürfniß, eine auf Einzelnbeobachtungen in allen Theilen Indiens aufgebaute inhaltreiche Uebersicht der Oertlichkeiten und der klimatologischen Bedingungen, unter denen Europäer in Indien leben, allgemein zugänglich zu machen [1]).

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß die Bergzüge, welche Indiens politische Grenze im Norden und Nordwesten bilden, der Himalaya und die Suleiman-Kette, als Ränder der Tafelländer im Innern Asiens zugleich Grenzmarken der physikalischen Geographie Asiens sind. Drei Gebirgsketten vereinigen sich zu dem großen Gebirgsland im Norden Indiens: der Himalaya, die Steppen im Norden Tibets und der Künlün (Kwenlun). Die Längenentwickelung des Himalaya allein läßt sich zu 23 Längengraden oder 2250 Kilometer bestimmen; im Westen unter 72°, im Osten unter $95^1/_2$° östlicher Länge von Greenwich biegen die Bergketten scharf nach Südwest beziehungsweise Süd um; die Breite von der Tiefebene Hindostans bis zu jener Innerasiens erfordert an 60 Tagereisen zur Uebersteigung des Gebirges, und das ganze Alpengebiet bedeckt einen Flächenraum von 3,3 Mill. Kilometer = 60 000 deutschen Quadratmeilen. Seine höchste Erhebung erreicht der Himalaya mit 8837 Meter unter 87° östl. L. v. Gr.; von da fällt er nach Osten rascher als nach Westen, wo die Felsenmassen, durch die nach Südwesten streichenden Ketten der afghanischen Gebirge getragen, sich höher aufthürmen konnten. Die durchschnittliche Höhe des Hauptkammes des Himalaya kann im mittlern und westlichen Theile zu 5800 Meter angesetzt werden und kommt somit der Höhe der untern Schicht der Atmosphäre gleich; wenige Paßübergänge liegen unter 4500 Meter. Ueber diese Gebirgswand scheint sich fortwährend ein Luftstrom in die trockenen Hochplateaus von Tibet zu ergießen; wahrscheinlich ist die Strömung bei Tag stärker als zur Nachtzeit; wenigstens deuten die Tagesschwankungen im Barometergange in der indischen Ebene und in den Gebirgsstationen im äußern Himalaya wie die Windrichtungen auf den Paßübergängen und in den Hochthälern des Himalaya an, daß als Nachwirkung der täglichen Sonnenerwärmung die Ueberführung eines Theiles der höhern Atmosphäre über die Tiefebene nach den Bergzügen, den Hügeln und den Tafelländern auf der vorderindischen Halbinsel stattfindet. Nichts berechtigt zur Annahme einer Luftströmung über den Himalaya in südlicher Richtung, die nur vorkommen mag in Höhen, in welchen wir Beobachtungsstellen nicht mehr einrichten können; lediglich in den Flußthälern, an der Ausmündung der Flüsse in die Ebene, ist in den frühen Morgenstunden ein starker Luftzug zu bemerken, der in etwas zur Herabdrückung der Temperatur in den unmittelbar ans Gebirge anstoßenden Landschaften beiträgt.

[1]) Henry F. Blanford, Meteorological Reporter to the Government of India: Report on the Meteorology of India in 1875, First Year (Calcutta 1877). Gekürzt wurde die Abhandlung um alle, einzelne Orte berührenden Beschreibungen, dagegen wurden stellenweise allgemeinere Vergleiche aus anderen Werken eingeschaltet.

Der Satledsch-Fluß theilt die Gebirgsmasse des Himalaya in eine kleinere, westliche Hälfte, die aus einem Gewirre paralleler und sich wieder schneidender Gebirgszüge von beträchtlicher Höhe besteht, und in eine östliche Hälfte, die wesentlich nur eine einzige Reihe sehr hoher Berggipfel aufzeigt. In Vegetation und Klima weisen beide Theile auffallende Verschiedenheiten auf. Im Osten, in Sikkim und Bhutan, sind die Abhänge mit dichtem Walde bestanden, der im untern Theile alle Kennzeichen eines tropischen und feuchten Klimas hat, und höher hinauf ans Eichen, Wallnüssen, Magnolien u. s. w. vom üppigsten Wachsthum besteht. Kahler Felsen ist selten, in den äußeren Thälern stößt er sogar nirgends auf; wird in der Regenzeit durch die Gewalt des Wassers ein Theil des Abhanges durch Bergrutsche bloßgelegt, so zeigt sich an den zerrissenen Mässen, wie tief hinein, bis in das Herz des Berges, heftiger Regen und verwesende Vegetation Zersetzung getragen haben. Im westlichen Himalaya sind dagegen selbst die äußeren Bergrücken dünn bewaldet, besonders auf den nach Westen gerichteten Abhängen, und ständig begleiten den Reisenden nackte Felsen. Die niedrigeren und warmen Thäler am Rande des Gebirges haben eine verhältnißmäßig spärliche Vegetation, wie sie warmen aber trockenen Gegenden eigen ist; Fichten verschiedener Art geben der Landschaft ein charakteristisches Gepräge. Dieser Gegensatz beruht hauptsächlich auf dem Unterschiede in den Niederschlägen. In Sikkim und Bhutan sind die Niederschläge ungewöhnlich groß und werden dem Gebirge mit voller Gewalt geradezu ins Antlitz geschleudert; je weiter aber die Kette nach Nordwest zurückweicht, um so größer werden die Entfernungen für die feuchten Winde und um so östlicher die Windrichtung; denn mögen sie von der Bay von Bengalen kommen, ihrer Hauptquelle, oder vom Arabischen Meere, in beiden Fällen drehen sie sich, wenn sie die Gangesebene erreichen, und blasen mehr oder weniger in der Richtung parallel der Ebene und des Gebirges an ihrem Rande.

Westlich des Indus und seinem Flußthale parallel steigt steil und plötzlich die Suleiman-Kette empor mit Gipfeln bis zu 3560 Meter und trennt die Ebene des Pandschab von dem Kabul-Plateau und dem südlich sich daran anreihenden Siwistan. Der Winkel, in welchem die Kette an den Himalaya sich anschließt, ist mit einem niedern Tafelland ausgefüllt, örtlich Potwar genannt, das fast überall unter 600 Meter hoch ist und von der niedern Tiefebene durch die steile Böschung des Salz-Gebirges abgeschieden wird. Auf diesem Plateau und nur 15 Kilometer von den Hazara-Hügeln entfernt, was der örtliche Name für den äußern oder Sub-Himalaya ist, liegt in 519 Meter Höhe mit einer mittlern Jahrestemperatur von 21,9° C. die Militärstation Rawalpindi [1]); 160 Kilometer weiter westlich auf der andern Seite des Indus liegt in 381 Meter mit einer Jahres-

[1]) Rawalpindi ist die stärkste Garnison im nordwestlichen Indien und wird zum Hauptsammelpunkte der englischen Pandschab-Armee gemacht; die Garnison, die 1870 2957 Mann zählte, darunter 1089 Europäer, betrug 1875: 3995 Mann, darunter 2113 Europäer mit 18 Feldgeschützen. Befestigungen, nach den neuesten Verbesserungen angelegt, sind dort seit Jahren in Bau. Die große strategische Bedeutung dieses Ortes ergiebt sich aus seiner Lage; 50 Kilometer westlicher liegt hinter dem Haro-Flusse am Südwestfuß einer das Land zwischen dem Indus und dem Gebirge sperrenden Hügelkette Hasan Abdal, „der einzige strategische Punkt zwischen dem Indus und Rawalpindi, wo eine Angriffsarmee erfolgreich aufgehalten werden kann" (Cunningham, Archäol. Survey Bd. 2 [Simla 1871], S. 21). Im Januar 1873 hielten die Engländer bei Hasan Abdal ein großes Uebungslager von 25 Regimentern Infanterie und 5 Cavallerieregimentern mit 10 Batterien ab.

temperatur von 22,8° C. im Thale des Kabul-Flusses die Grenzfestung Peschawar. Das Klima Peschawars kennzeichnen große Temperaturschwankungen nach Jahren wie im Tage, letzteres insbesondere in der kalten Jahreszeit; sehr große Trockenheit während des größern Theiles des Jahres und sehr geringer Regen, der nicht in der sonstigen Regenzeit, sondern im Winter fällt, so daß dieser dem europäischen Winter näher kommt als überall sonst [1]). Das ganze vom Hauptkamm des Suleiman-Gebirges und seinen Ausläufern eingeschlossene Land ist auffallend trocken. Die Berge sind tertiäre Gesteine mit kahler Oberfläche, in welcher der Geologe die verschiedenen Formationen wie in einem figürlichen Durchschnitte aufzeigen kann. Trockene Winde aus den Wüsten und Steppen Persiens und Belutschistans sind im ganzen Jahre vorherrschend, in den Hügelländern hängt der unbedeutende Ackerbau von der Menge des Winterschnees und den wenigen Regenschauern ab, welche sie von Osten her erreichen; die tieferen Lagen wären unbewohnbar ohne befruchtende Bewässerung aus den die Ebenen durchziehenden Strömen und Flüssen.

Am Fuße dieser großen Gebirgsbarren des Himalaya und der Suleiman-Berge dehnt sich von Meer zu Meer eine breite, größtentheils aus angeschwemmtem Lande aufgebaute Ebene aus, welche das Hochgebirge im Norden von den älteren Gebirgsformationen im Süden trennt, aus denen die Hochlande der Halbinsel bestehen. Im Westen ist diese Ebene von den Ablagerungen des Indus und seiner Nebenflüsse, im Südwesten von den Salzsümpfen von Katsch bedeckt, sonst von den wehenden Sandflächen und den Felsen der Wüste von Dschessalmir und Bikanir; erst an der Ostgrenze, im Thale des in das Ran von Katsch fallenden Luni-Flusses, wird die Gegend fruchtbarer. Das eigenartigste Gebiet in diesem Landstriche ist das Ran von etwas über 20 000 Quadratkilometer (376 Quadratmeilen) Oberfläche, je nach der Jahreszeit ein Salzsumpf, ein Binnensee oder ein Meeresarm, so daß man noch darüber streitet, ob es gebildet wurde durch Zurückweichen des Meereswassers oder ob ein einstiger Binnensee durch Hinwegschwemmung des ihn abschließenden Streifen Landes mit dem offenen Meere in Verbindung trat. In der Regenzeit überfluthet, wird das Ran zu einem Theile des Golfes von Katsch und macht den Vasallenstaat Katsch zur Insel; in der trockenen Jahreszeit ist der Boden mit Salz getränkt und wird an günstigen Stellen zur Salzbereitung ausgebeutet; stellenweise stößt man auf Morast oder auf einen einem trockenen Flußbette gleich mit Geröll und Meerkies bedeckten Strich. Unter der Einwirkung einer mit Feuchtigkeit gesättigten überhitzten Luft bringt in der heißen Jahreszeit schon ein Aufenthalt von wenigen Stunden sichern Tod; die Luftspiegelung vergrößert den kleinsten Gegenstand in wunderbarer Weise, ein Stock erscheint als Baum, ein Stein als Hügel, entfernte Gegenstände kann man nicht unterscheiden. — Nördlich vom Ran dehnt sich die indische Sandwüste Thar aus und daran anschließend die 18 Staaten von Radschputana. Größte Trockenheit kennzeichnet das Centrum und den Osten dieses Landstriches; oft vergeht länger als ein Jahr, ohne daß ein Tropfen Regen auf den von der Hitze gesprungenen Boden fällt. Die Staaten Bikanir und Dschallawar gehören wegen ihrer Umsäumung durch vegetations- und wasserlose Sandwüsten, in denen die Oasen mit üppiger Grasvegetation weit aus einander liegen, zu den schwerst zugänglichen Theilen Indiens und heißen davon scherzweise die jenseits der Welt liegenden (trans-mundane). Die Brunnen müssen erstaunlich tief gegraben werden und reichen bis zu 120 Meter hinab. „Die Einwohner wußten nicht zu sagen, wer diese Brunnen grub; wer immer aber das Werk vollbrachte, bewies eine erstaunliche Ausdauer. Die Weite dieser Tiefbrunnen ist bloß 1 Meter im Durchmesser, ihre Ausbohrung war ein mühsames und gefährliches Unternehmen; wenn jetzt ein Arbeiter hinunterzulassen ist, so ist das Gewicht der 120 Meter Lederseile so groß, daß im Materialkorb nichts als Material aufgezogen wird und der Arbeiter wartet, bis der Korb wieder leer hinabgelassen ist, um ihn aufzunehmen. Neben jedem Brunnen ist eine Viehtränke, welcher das Wild in der Nacht regelmäßig zuspricht." Erst an der Ostgrenze, in der Nähe der 869 Meter erreichenden Arawalli-Berge, die mittelst des 1154 Meter hohen Gebirgsstockes der Abu-Berge mit der Windhya-Kette zusammenhängen, dann im nördlichen Pandschab wird Regen häufiger; hierher bringt ihn der Südwestmonsun; einiger Regen fällt auch in der kalten Jahreszeit. Die höheren Lagen der westlichen Pandschab-Ebene kennzeichnet das Klima von Multan in 146 Meter Höhe mit 24,9° C. Jahrestemperatur und 154 Millimeter wässeriger Niederschläge und von Dera Ismael Khan in 131 Meter Höhe mit 23,7° C. Jahrestemperatur und 205 Millimeter Regenmenge. Hier wie nördlich dieser Städte, im Landstriche südlich von Lahor und dem Salzgebirge ist der Ackerbau bedingt durch Bewässerung aus Flüssen oder Brunnen; die Duabs oder die Districte zwischen den fünf Hauptflüssen des Landes sind größtentheils mit Steppenpflanzen bestanden. Die klimatischen Verhältnisse des nördlichen Pandschab können an der Landschaft um Lahor (256 Meter Höhe, 23,9° Jahrestemperatur, 463 Millimeter Regenmenge), Sialkot und Ludhiana (674 Millimeter Regenmenge) gemessen werden. Dieser Theil des Pandschab, an 160 Kilometer breit, trägt üppige Ernten an Weizen und befleißigt sich unter der englischen Regierung mittelst Benutzung der fertig gestellten Bewässerungswerke des Anbaues von Nutzholzbäumen. Nach dem Urtheil älterer erfahrener Leute hat diese Zunahme im Anbau bereits günstig auf die Besserung des Klimas eingewirkt. Dr. Henderson berichtet, daß nach seinen Wahrnehmungen in den letzten 20 Jahren Staubstürme weit weniger zahlreich sind, und seine Wahrnehmungen werden durch andere Meldungen bestätigt; ob sich solche Veränderungen auch in der Regenmenge nachweisen lassen, bleibt weiterer Nachforschung vorbehalten [1]).

Die Pandsch-Ebene geht ohne erkennbare Unterbrechung in die Gangesthal-Ebene über. Die Kette älterer Gesteinsarten, die in der Verlängerung des Arawalli-Gebirges sich fortsetzt, hört bei Dehli auf; nördlich dieser Stadt läuft die Wasserscheide zwischen den beiden Flußsystemen des Indus und Ganges lediglich auf dem höchsten Rande der Ebene hin, die hier an 240 bis 300 Meter Höhe über dem Meere erreicht. Die Gangesebene senkt sich allmälig von Nordwest nach Südost vom Fuß des Himalaya zu den Hauptströmen der Dschamna und des Ganges hin; beide fließen am Südrande der Ebene dahin und empfangen in Tschambal, Gogra,

[1]) Die Vergleichung der Flora von Peschawar mit anderen Florengebieten ergab, daß, je weiter man in Indien nach Nordwest fortschreitet, desto größer die Zahl der europäischen und Himalaya-Arten wird; von 369 untersuchten Species waren hier 188 indische, 123 Himalaya-Pflanzen, 39 sowohl den indischen Ebenen als dem Himalaya eigen, 100 kommen auch in Großbritannien vor, 61 im südlichen Europa, 196 in Afrika, 101 im Kaukasus, Kleinasien, Syrien oder Persien, 59 in Sibirien und Centralasien, 41 in Arabien, 47 in Afghanistan, Kelat und Sindh, 36 in China und Japan, 78 in Australien und 97 in Amerika.

[1]) Diese Staubstürme nöthigen durch die dadurch eintretende Verdunkelung selbst Eisenbahnen zum Halten; der vom Winde gepeitschte Staub durchdringt die bestgefugten Thüren, Fenster und Schränke und macht Speisen und Getränke ungenießbar.

Gandak, Sone und Khosi Nebenflüsse, die fast gleich stark an Wassermenge sind. Thalauf- oder abwärts, je nach der Jahreszeit, bewegen sich die Monsunwinde fort, in rechtem Winkel zu ihrer eigentlichen Richtung, und so wird der Dunst, welcher der Bay von Bengalen entstieg, als Schnee und Regen auf den Bergspitzen und Abhängen des westlichen Himalaya abgelagert. Nahezu die ganze Oberfläche dieser Ebene steht unter Cultur und zählt zu den fruchtbarsten, dabei dichtest bevölkerten Ländern der Erde [1]). Weizen ist die Hauptfrucht auf dem Bhangar genannten Lande über dem Fluthwasserstand der Ströme, dagegen ist Reis das wichtigste Product des zeitweise überschwemmten Landes auf beiden Flußufern. Die wässerigen Niederschläge fallen von 2540 Millimeter an der Südostecke des Gangesdelta auf 760 und 660 bei Agra oder Dehli; die Abnahme vom Nord- nach dem Südrande der Ebene beträgt zwischen 380 und 635 Millimeter.

Oestlich vom Gangesdelta erstrecken sich zwei Alluvialebenen zwischen den Hügelreihen, welche das Himalaya-System mit jenem der birmanischen Halbinsel verbinden. Das eine ist die Ebene von Assam und des Brahmaputra, im Norden vom Himalaya begrenzt, im Süden von dem niedrigern Plateau der Garo-, Khasia- und Naga-Berge. Diese Ebene ist lang, aber schmal; dagegen ist breit, aber kurz und von zahlreichen Sümpfen (Dschils) bedeckt die Ebene am Südfuße der Garo- rc. Berge, die sie von den Ländern der Tippera- und Luschai-Völker trennt. Das Klima ist in beiden Ebenen feucht, der Regenfall lange andauernd und stark. Eine meteorologische Eigenthümlichkeit von einigem Interesse stellte sich an den Stationen Sibsagar (Ober-Assam) und Silschar (am Barak-Flusse in Katschar) heraus, nämlich in den Nachmittagsstunden eine starke Verschiedenheit im täglichen Barometergang; sie ist um so auffallender, als die Schwankungen in Rurki, Lahor und anderen Stationen nahe dem Fuße des Himalaya geringer sind als in offener Ebene. Aehnliche außergewöhnliche Schwankungen wurden im September 1874 in Le, im mittlern Industhal des westlichen Tibet beobachtet, und es scheint nach diesen Beobachtungen fast, daß der tägliche Fall in engen, tief eingeschnittenen Thälern größer wird, dagegen abnimmt in Orten am Rande einer breiten Ebene unmittelbar unter einer hohen Bergmasse. Diese Ablesungen in Verbindung mit der bekannten Eigenthümlichkeit der Oscillationen im Barometerstande auf hohen Gipfeln und Bergrücken und der oft beschriebenen Erscheinung der starken Nachmittagswinde über die Hochpässe und Hochthäler von Ruptschu und Ladak (westliches Tibet) lassen Blanford in den heißeren Tagesstunden dasselbe Ueberführen von Luft aus den Ebenen und tieferen Thälern nach dem Gebirge annehmen, zwischen Land und Meer stattfindet.

[1]) Es wohnen auf 1 Quadratkilometer (1 deutsche Quadratmeile) im Gangesdelta bis zu 392 (21 574), am mittlern Ganges im Districte Sarun, auf der linken Seite, wo es keine Stadt von über 50 000 Einwohnern giebt, 300 (16 530), im Duab zwischen Ganges und Dschamna 193 (11 000), in der bis an den Himalaya hinaufreichenden Provinz Audh im Durchschnitt 183 (10 000) Menschen.

Aus allen Erdtheilen.

Wer waren die Skythen?

κ. Eine Anzahl tüchtiger Gelehrter hat sich abgemüht, die schwierige Frage nach der ethnographischen Stellung der Skythen zu lösen. Niebuhr stellte sie zu den Mongolen und ihm sind Andere darin gefolgt, während wieder andere wenigstens die königlichen oder freien Skythen des Herodot zu den Indogermanen rechneten und als Verwandte der iranischen Familie betrachteten, wofür die unbedeutenden Sprachüberreste (ein paar Dutzend Wörter) sprechen. Sicher ist nur, daß die Griechen unter dem Namen Skythai verschiedene Völker zusammenfaßten und der Name keinen ethnographischen Begriff im heutigen Sinne repräsentirte. Daß einzelne Horden ural-altaischer, andere indogermanischer Abkunft waren, erscheint nun nach Cuno's und Müllenhoff's Untersuchungen wohl ziemlich sicher.

Indessen alle jene Forscher müssen sich vollständig geirrt haben, wenn Herr Prof. Schaaffhausen in Bonn recht behält. Vor uns liegt nämlich das Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1877, Nro. 9, mit dem Berichte über die Constanzer Anthropologenversammlung. In einem Vortrage über Craniologie erzählte der genannte Professor, daß im Bonner Museum sich ein sehr schöner makrocephaler Schädel aus einem alten Grabe in der Krim befinde. „Es waren skythische Stämme am Ufer des Schwarzen Meers, die nach des Hippokrates Bericht, ganz so wie wir sie heute dort noch in Gräbern finden, die Schädel künstlich durch Binden verlängerten, weshalb ihnen Hippokrates den Namen Makrocephalen gab."

Als nun Herr Prof. Schaaffhausen von J. J. v. Tschudi einen Peruanerschädel erhielt, verglich er denselben mit dem Schädel aus der Krim. Hierdurch befestigte er seine Ueberzeugung, „daß die alten Skythen am Schwarzen Meere und die alten Peruanerstämme Amerikas ein und dasselbe Volk sind. Wenn wir aber durch craniologische Betrachtung im Stande sind, den Zusammenhang so weit aus einander liegender Volksstämme zu erklären, so ist das ein überraschendes Ergebniß, womit die Craniologie eine ihrer wichtigsten Aufgaben erfüllt" (S. 93).

Gewiß ein „überraschendes Ergebniß", das wir nicht zu commentiren brauchen. Wir hätten nur gern erfahren, welche Skythen und welche der verschiedenen peruanischen Familien ein und dasselbe Volk sind, damit die craniologische Unfehlbarkeit uns noch deutlicher geworden wäre.

Enthüllungen über „Paul Marcoy".

In verschiedenen älteren Jahrgängen hat der „Globus" von Illustrationen begleitete Schilderungen aus den Reisen des Franzosen Paul Marcoy in Südamerika gebracht; bei einer Gelegenheit ist auch von Seiten der Redaction ein Zweifel an der absoluten Zuverlässigkeit mancher der effectvollen Bilder jenes Reisenden ausgesprochen worden, und diese Verwahrung ist nicht unbegründet gewesen, wie wir jetzt aus dem Werke Squier's über Peru (S. 456) erkennen. Dieser Forscher wohnte in Cuzco in dem Hause einer für die Alterthumswissenschaft begeisterten Dame, Señora Zentino, welche große Sammlungen besaß und mit allen durchreisenden Forschern bekannt war. „Die Señora," erzählt Squier, „gab uns einige recht unterhaltende Berichte über Castelnau und andere Reisende, speciell aber über einen Franzosen Namens Lorenzo Saint Criq, der unter dem Namen „Paul Marcoy" nach vielen Jahren eine Beschreibung von Cuzco und anderen Theilen Perus veröffentlichte."

„Professor Raimondi," fügt Squier weiter hinzu, „nimmt im 37. Bande des Journ. Roy. Geogr. Soc. in einem Aufsatze über die Flüsse San Gavan und Ayyata Gelegenheit, einige der geographischen Behauptungen des Señor Pablo Marcoy als „absolut falsch" hinzustellen und sagt, daß seine Bücher „Voyage à travers l'Amerique du Sud" und „Scènes et paysages dans les Andes" eher als das Product einer lebhaften Einbildungskraft denn als ein wahrer Bericht angesehen werden sollten."

Archäologische Forschungen mit Hindernissen.

In der Nähe von Lima liegen die aus der Incazeit stammenden altperuanischen Ruinen von Cajamarquilla. Sie sind, erzählt George Squier in seinem neuen Werke über Peru, so ausgedehnt, daß eine ganze Armee sich darin verbergen könnte. Und in der That haben sich auch oft genug schon Räuber und Vagabonden darin versteckt, die auszutreiben einmal ein ganzes Regiment aufgeboten werden mußte.

Um diese Ruinen aufzunehmen, begab sich Squier nach La Riverea, einer Hacienda, die einem gewissen Don Pablo gehört, welcher Eigenthümer des Ruinenfeldes ist. Dort traf er auf einen Lieutenant mit 25 Mann, die abgeschickt waren, um abermals die Ruinen von dort hausendem Gesindel zu befreien. Squier ließ sich dadurch jedoch nicht abhalten, begleitet von einem Freunde und einigen chinesischen Arbeitern seine Untersuchungen zu beginnen, welche zwei Tage lang anstandslos vor sich gingen.

Am dritten Tage jedoch, als alle seine Gefährten, bis auf einen einzigen Chinesen, vom Fieber befallen nach der Hacienda umgekehrt waren, setzte er das Werk allein fort. Mit Compaß und Meßkette beschäftigt den alten Stadtplan aufzunehmen, sah er zu seinem Schrecken, wie plötzlich drei bis an die Zähne bewaffnete Kerle aus den Ruinen hervorsprangen, welchen er schleunig Dios y paz (Gott und Frieden) entgegenrief.

Es war Rossi Arci, der „Räuber der Ruinen", welcher unsern Forscher hier mit zwei Cameraden anfiel. Aber entschlossen ging er auf ihn zu und hörte bald, daß er für einen Regierungsbeamten angesehen wurde, welcher die Ruinen vermessen sollte. Um den Banditen gut zu stimmen, bot ihm Squier seine Flasche an, doch mit einem kurzen: „Nach Euch!" wurde sie abgewiesen, und erst als Squier getrunken, that auch Rossi Arci sich an dem Branntwein gütlich. Um die Freundschaft zu befestigen, überreichte Squier nun seine Karte, und als der Räuber darauf las: Comisionado de los Estados Unitos, lüftete er seinen Hut und sagte: „Bien." Squier schlug ihm ab, ihm seinen Hinterlader für 100 Doll. zu verkaufen, versprach ihm aber am nächsten Tage einige Flaschen Schnaps zu senden. Beim Abschied erhielt er die tröstliche Versicherung, daß er nur wiederkommen und seine Dummheiten — nämlich die Aufnahme — ruhig weiter fortsetzen möge.

Squier sandte seinen Chinesen mit dem versprochenen Branntwein, der nur zaudernd ging, aber am Abend völlig betrunken heimkehrte. Der Räuber, welcher Gift in dem Branntwein vermuthete, hatte sich aus jeder Flasche erst tüchtig vortrinken lassen.

Vier Wochen später wurde auf dem Hauptplatze von Lima ein geschwollener und entstellter Leichnam gezeigt. Es war Rossi Arci. Er hatte zwischen Cerro de Pasco und Lima einen von hundert Soldaten escortirten Silbertransport angefallen, ein paar Stunden kühn gefochten und war schwer verwundet geflohen. Am nächsten Tage starb er an seiner Wunde.

Seine letzte Bitte war, man möge ihn in einer Schlucht begraben, wo er den Behörden nicht in die Hände falle. So geschah es. Einer seiner Spießgesellen erwarb sich aber Pardon dadurch, daß er des Banditen Grab verrieth. Eine Commission wurde abgeschickt, der verweste Körper als jener Arci's identificirt und unter lautem Volksjubel nach Lima gebracht, um dort öffentlich ausgestellt zu werden.

(Squier, Peru. London 1877.)

Europa.

— Nächstens wird, wie der National-Zeitung aus München geschrieben wird, Oberst von Orff, Vorstand des königl. bayerischen topographischen Büreaus, nebst Delegirten von Sachsen und Württemberg zu Berathungen über Herstellung deutscher Einheitskarten im Maßstabe von 1 : 100 000 beim großen Generalstabe in Berlin eintreffen. Endlich, endlich! Nur wer selber einmal eine Karte Deutschlands im großen Maßstabe gezeichnet und dabei das bis jetzt vorhandene discrepante Material zu verschmelzen gesucht hat, wird die Wichtigkeit dieser Freudenbotschaft ganz ermessen. Steht doch unter Anderm zu hoffen, daß wir dabei auch das erste zuverlässige Bild von Mecklenburg erhalten, dessen schöne Landesaufnahme noch immer nur handschriftlich existirt!

— Nach genauen Ausweisen haben die religiösen Propaganda-Gesellschaften in England und Schottland im verflossenen Jahre zusammen 1 356 625 Pf. St. eingenommen, wovon nicht weniger als 284 418 Pf. St., d. h. mehr als 25 Proc., für Verwaltungskosten abgehen. Die Ergebnisse dieses ungeheuern Aufwandes sind auffallend gering. Die Bekehrung eines Juden ist die kostspieligste, nämlich durchschnittlich 450 Pf. St. Ein Türke kostete 244 Pf. St. Ein Perser ist schon sehr billig; auf seine Bekehrung wurden nur 68 Pf. St. 15 Sch. verwendet; so auch auf einen Buddhisten in China oder Japan 60 Pf. St. Ein irischer Katholik erforderte 50 Pf. St., ein Armenier bloß 35, desgleichen ein Neger von Mittel-Afrika. Bemerkenswerth ist, daß nicht nur englische Beamte, Schiffsoffiziere, Reisende, ja selbst Missionäre seit Jahren sich höchst absprechend über die Früchte der Bekehrung äußern, sondern selbst Blätter, wie der „Christian Remembrancer", gewiß ein unverdächtiger Zeuge. Derselbe sagt: „Wir dürfen uns durch ein paar Fälle des Erfolgs nicht über die Thatsache täuschen lassen, daß, um es offen auszusprechen, die Missionsbemühungen in moderner Zeit gänzlich ihres Zweckes verfehlen." Ebenso schreibt der conservativ-religiöse „Tatler" wörtlich: „Giebt es eigentlich einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Schwindler, der die Leute bewegt, ihr Geld in einer „Gesellschaft für die Ausziehung von Sonnenstrahlen aus Gurken" oder für andere schöne Projecte anzulegen, und jenen „heiligen Männern", wie sie sich gern nennen lassen, die durch endlose Kniffe Geld für das herauszulocken wissen, was die Erfahrung eines Jahrhunderts als eine Unmöglichkeit erwiesen hat?" Das Uebel muß weit gediehen sein, wenn ein Blatt dieser Richtung solche Sprache führt. (Allgemeine Zeitung.)

— Wie die „Uleaborger Zeitung" berichtet, sind in fünf Privatgoldwäschereien am Flusse Ivalo in Lappland an 2790 Arbeitstagen dieses Jahres annähernd 38 500 Cubikfuß Sand &c. ausgewaschen und dabei gegen 5682 Gramm Gold gewonnen worden. Die Staatswäschereien haben dagegen eine Ausbeute von nur 1290 Gramm ergeben.

— In den griechisch-türkischen Provinzen, besonders in Thessalien, suchen die Türken augenblicklich ganze Landstrecken durch ein stamm- und glaubensverwandtes Element, nämlich Tataren, zu bevölkern.

Asien.

Japans Handel mit dem Auslande. Einem officiellen Bericht über den auswärtigen Handel Japans im Jahre 1876 entnimmt ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" folgende Daten: Im Vergleiche mit dem Jahre 1875 zeigt der Import fremder Güter eine Abnahme im Werth um 5 379 552 Doll. und der Export eine Zunahme im Werth von 9 654 576 Doll. Die Artikel, bei denen die größte Abnahme im Einfuhrhandel wahrzunehmen ist, sind in den Rubriken „Fremde gemischte Waaren" und „Ge-

mischte Baumwoll- und Wollmanufacturen". In den ersteren finden wir eine Abnahme von mehr als 3 Mill. und in den letzteren von mehr als 1 Mill. Doll. Die große Nachfrage nach japanischer Rohseide — eine Folge der partiellen Mißernte in Frankreich und Italien im Frühjahre 1876 — hatte die japanischen Seidenzüchter in die Lage gesetzt außerordentliche Gewinne zu realisiren. Dieser Umstand dürfte die Wirkung haben, einen Industriezweig im Land aufzumuntern, der jedenfalls der wichtigste ist, den es besitzt. Die Theeausfuhr nahm von 7 792 244 Doll. im Jahre 1874 auf 6 915 692 Doll. im Jahre 1875 und 5 427 218 Doll. im Jahre 1876 ab. Diese Abnahme wird zum Theil der mangelhaften Zubereitung zugeschrieben, da es absolut nothwendig ist, daß die Japanesen der Qualität der Waare, die sie auf den Markt bringen, mehr Aufmerksamkeit zuwenden, wenn sie mit den Chinesen erfolgreich concurriren wollen. Der englische Markt ist nicht nur reichlich von China aus versehen, sondern er bezieht auch einen jährlich anwachsenden Vorrath von den Pflanzungen in Indien, deren Product stetig beliebter zu werden scheint. Obwohl erst 20 Jahre verflossen sind, seitdem die Theecultur in Indien angefangen, so hat die Theeausfuhr von dort bereits die hohe Zahl von 34 Mill. Pfund erreicht. „Gemischte Ausfuhrartikel" weisen eine Zunahme von beinahe 2 Mill. Doll. nach. Diese Zunahme wird hauptsächlich der Nachfrage zugeschrieben, die in China nach gewissen japanischen Rohproducten herrscht, wie z. B. nach gedörrten Fischen verschiedener Gattung, Seegras, Frauenglas, Moosen, Ginseng; ferner die ungeheuren Verschiffungen von Reis, deren Werth im Jahre 1876 810 760 Doll. betrug, während er sich im Jahre 1875 nur auf 17 091 Doll. belief. Die fremde Tonnenzahl in den japanischen Häfen zeigt eine Abnahme um 270 966 Tonnen im Jahre 1876. Die Tonnenzahl der Vereinigten Staaten zeigt eine bedeutende Abnahme, weil die Dampferlinie zwischen Jokohama und Schanghai auf die japanische Flagge übertragen wurde. Abgesehen von dieser Linie zeigt jedoch die amerikanische Tonnenzahl eine Zunahme um etwa 9000 Tonnen. Die englische Tonnenzahl weist eine Zunahme um etwa 50 000 Tonnen nach und nimmt den Vorrang ein. Die Liste der fremden Residenten zeigt eine Zunahme von 90 Individuen, aber eine Abnahme der Firmen, Kaufgewölbe und commerciellen Etablissements, die um 36 weniger zählen.

	Residenten	Firmen
1875	2583	257
1876	2673	221
	Zunahme 90	Abnahme 36.

29 englische Etablissements, 6 deutsche und 5 holländische scheinen sich im Jahre 1876 von den Geschäften zurückgezogen zu haben. Dagegen sind 4 neue amerikanische eröffnet worden. Hier folgt eine vergleichende Tabelle der Zahl der Residenten und Firmen der verschiedenen Nationalitäten in den letzten zwei Jahren:

	1875		1876	
	Residenten	Firmen	Residenten	Firmen
Englische	1282	109	1242	80
Amerikanische . .	353	30	410	34
Deutsche	279	43	274	37
Französische . . .	254	42	286	42
Holländische . . .	142	12	126	7
Andere Nationalitäten	273	21	335	21
Zusammen	2583	257	2673	221.

Folgende Tabelle zeigt die Vertheilung der Residenten und Firmen zwischen den fünf offenen Häfen und Jedo:

	Residenten	Firmen
Kanagawa (Jokohama)	1521	158
Hiogo und Osaka . .	379	43
Nagasaki	239	10
Hakodate	27	2
Niigata	21	2
Jedo	486	6
Zusammen	2673	221.

— Mit großem Vergnügen sieht der Geograph, wie sich mehr und mehr französische Forscher der erst so mangelhaft bekannten hinterindischen Halbinsel, und zwar deren östlichen Hälfte, zuwenden, auf welche die Franzosen durch ihre Colonie Cochinchina, durch die große Mekong-Expedition und die Unternehmungen in Tongkin, über welch letztere wir demnächst ausführlich berichten werden, gewissermaßen ein Anrecht erworben haben. Dem französischen Kaufmanne Dupuis verdanken wir die erste Aufnahme des Hongkiang oder Song-ka, welcher in der chinesischen Provinz Jünnan entspringt, dort schon schiffbar wird und in den Meerbusen von Tongkin fällt. Neuerdings hat der französische Geschäftsträger in Hanoi, M. de Kergaradec, denselben Strom zweimal befahren, zuerst bis Laokaï an der chinesischen Grenze, dann bis Mang-hao in Jün-nan, wo jede Schifffahrt aufhört. Bis Laokaï können noch Dampfboote gelangen, während weiter aufwärts Stromschnellen existiren. Für den Handel mit China wird dieser Fluß stets ein bequemes Verbindungsmittel abgeben, während nach Britisch-Indien hinüber die Verhältnisse viel ungünstiger liegen. — Mit Aufnahmen im Centrum von Annam hat sich M. Dutreuil de Rhins beschäftigt, der Commandant des „Scorpion", eines der von Frankreich an die annamitische Regierung abgetretenen Kanonenboote. Trotzdem derselbe von einem Mandarinen überwacht war, ist es ihm gelungen, den Unterlauf des Flusses von Hüö aufzunehmen und eine Karte der Provinz Quang-düc und von Büng-ang in Tongkin zu zeichnen. Die Karte des Flusses von Hüö wird mit beschreibendem Texte im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft erscheinen. — Bei Weitem die ausgedehntesten Reisen in Hinterindien hat aber letzthin der Marinearzt Dr. Harmand ausgeführt; auf S. 286 des 31. Bandes berichteten wir über den Beginn seiner Unternehmung. 1877 hat er zunächst das Flußgebiet des Se-mun, eines westlichen Zuflusses des Mekong zwischen $14^1/_2{}^0$ und $15^1/_2{}^0$ nördl. Br., bereist (s. Karte im Septemberheft 1877 des Bulletin), durchkreuzte dann das merkwürdige Hochland östlich von Bassac und gelangte endlich aus dem Stromgebiete des Mekong ostwärts nach Annam. Er ist der erste Reisende, welcher die Wasserscheide zwischen Mekong und dem südchinesischen Meere überschritten hat. Er geschah das auf einem Paß, welcher nur 250 Meter Meereshöhe hat. Dr. Harmand befindet sich jetzt wieder in Europa, um seine Beobachtungen zu verarbeiten, welche in gleicher Weise Naturgeschichte, wie Ethnographie und Kartographie von Hinterindien fördern werden.

Afrika.

— Ein Telegramm aus Kairo meldet, daß Marchese Antinori in Zeila am Meerbusen von Aden angelangt sei und beabsichtige, baldigst nach Italien zurückzukehren. Ob ihn die Mitglieder der von ihm geleiteten Expedition begleiten, ist unbekannt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 1.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

VII.

So verlockend auch die Gastfreundschaft und die Genüsse in Gonçalves' Niederlassung waren, so erlaubte sich Cameron daselbst doch keinen längern Aufenthalt, sondern nahm am folgenden Morgen nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt



Träger aus Bihé.

von seinem Wirthe so herzlichen Abschied, als ob sie alte Freunde gewesen wären. Eine Flasche Branntwein und einige Büchsen eingemachten Fleisches waren Gonçalves' Gabe auf den Weg. Damit zog Cameron weiter nach der

Ansiedelung des Joao Ferreira, wohin er den Haupttheil seiner Leute direct von Komanantó aus (hinter Kapéla) hatte marschiren lassen. Nach einem leichten Marsche erreichte er dieselbe, fand seine Leute dort schon vor und wurde auch freundlich aufgenommen, kann aber nicht umhin, zu erklären, daß der königlich portugiesische Districtsrichter Ferreira ganz offen Sklavenhandel treibt und gefesselte Sklaven sich jederzeit in seiner Niederlassung befinden. Ja, er erzählte dem Reisenden als etwas höchst Interessantes, daß Kasongo seinem Besuche zu Ehren einer Anzahl Sklaven die Hände und Ohren habe abschneiden lassen. Diesem Tyrannen liefert der Portugiese hauptsächlich Steinschloßgewehre und Pulver, und Cameron zweifelt nicht, daß Kasongo, wenn er erst im Besitze einer ausreichenden Menge von Feuerwaffen ist, versuchen wird, die durchziehenden Karawanen anzugreifen; denn während seiner Anwesenheit bezeigte er dazu schon große Lust, ermangelte aber noch der nöthigen Macht. Nach eintägigem Aufenthalte bei Ferreira zog Cameron weiter zur Küste, begleitet von einem Trupp Bailunda, welche für Alvez Waaren zum Verkaufe nach Benguella trugen. Belmont wurde passirt — ein unpassender Name für einen Ort, der in einer Senkung liegt — und weiterhin große dünenartige Hügel mit spärlichem Walde; nur die Dörfer wurden von schönen Baumgruppen beschattet. Belmont ist die Niederlassung des wohlbekannten Reisenden Silva Porto und kam an Schönheit einst derjenigen des Gonçalves mindestens gleich; aber seitdem ihr Eigenthümer das Reisen aufgegeben und sich in Benguella niedergelassen hat, wurde sie Sklaven anvertraut und ist arg heruntergekommen. Ihre Orangenbäume sind jetzt verwildert und unbeschnitten und aus dem



Berge zwischen Bailunda und der Küste.

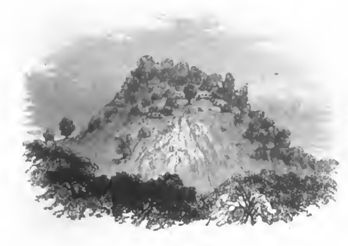
einst sorgfältig gepflegten Garten ist eine undurchdringliche Wüstenei geworden.

Es begannen jetzt die regelmäßigen Regen, welche gleich das erste Nachtlager zu einem sehr ungemüthlichen machten, um so mehr da dort kaum etwas Gras und Gestrüpp zum Feueranmachen vorhanden war. Völlig durchnäßt zogen sie andern Morgens weiter und betraten ein mehr mit Wäldern und Bergen besetztes Land als bisher. Auf Felsen, welche hier und da emporragten, waren manche mit steinernen Mauern und Palissaden umgebene Dörfer erbaut; andere auf kahlen Bergen stehende waren von schönen Baumgruppen beschattet. Während die ihnen begegnenden Trupps von Bihé-Leuten sich meist unfreundlich gegen sie bewiesen und die Nachzügler auszuplündern versuchten, waren die Dorfhäuptlinge freundlich und höflich und brachten ihnen ausnahmslos Krüge voll Pombé zu trinken. Dieselben zurückzuweisen wäre gefährlich gewesen; leider aber kostete der Aufenthalt bei solchen Erquickungen stets viel Zeit. Dagegen wollten die Eingeborenen nur gegen Pulver und Branntwein, was Cameron nicht besaß, ihre Lebensmittel hergeben, so daß er und seine Leute häufig Hunger litten.

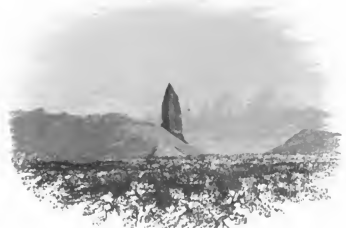
Am 18. October überschritten sie den Kutato, den Grenzfluß zwischen Bihé und Bailunda. Die hinüberführende Brücke befand sich damals schon unter Wasser und die Strömung war so stark, daß sie einige Leute mit sich fortriß, so daß sich dieselben nur dadurch retteten, daß sie sich an überhängenden Gebüschen festhielten. Als sie das andere Ufer erreicht hatten, befanden sie sich auf einer Insel vor zahlreichen Stromschnellen und Wasserfällen, die über eine Felswand herabbrausten. Zuerst erschien es ihnen unmöglich, da hinüberzukommen; nachher aber fanden sie einige Stellen heraus, wo man von Felsblock zu Felsblock springen und dann, sich an einem dazu bestimmten Tau von Schlingpflanzen festhaltend, die Schnellen an flachen Stellen durch-

waten konnte. Ein einziger falscher Schritt freilich oder das Reißen des Taues an ungelegener Stelle hätte unmittelbar den Tod in den darunter liegenden Felsen zur Folge gehabt, und Unglücksfälle sollen namentlich zu jener Jahreszeit keineswegs selten sein.

Am folgenden Tage wurde das Dorf Lungi erreicht, wo ein mehrtägiger Aufenthalt erfolgte, weil sich hier die Bailunda mit Proviant für die weitere Reise versehen wollten. Diese Zeit benutzten Cameron's Leute, um sich für ihren Einzug in Benguella Kleider nach einem etwas einförmigen Schnitte zu nähen, wobei der Reisende scharf aufpassen mußte, daß sie nicht das ihnen gelieferte Zeug vertranken. Der endliche Aufbruch war mühselig genug; denn viele Leute hatten in Folge des naßkalten Wetters Rheumatismus und geschwollene Glieder bekommen, und zwei waren so krank, daß sie getragen werden mußten. Fast unmittelbar nach dem Abmarsche kamen sie zu Felsbergen, rauschenden Bächen und 20 bis 30 Fuß hohen Wasserfällen, deren krystallhelles Wasser, wie es von Klippe zu Klippe sprang, im Sonnenschein funkelte. Große Baumfarren und Gebüsche von Myrthe, Jasmin und anderen blühenden Sträuchern wuchsen am Ufer der Bäche und die Spalten des Gesteins erfüllten herrliches Frauenhaar und andere zierliche Farrenkräuter. Weiterhin nahm die Schönheit der Landschaft noch zu, so daß schließlich Cameron Halt machte, um sich an dem vor ihm ausgebreiteten Bilde nach Herzenslust zu weiden. Nichts Lieblicheres kann man sich denken als dieses Paradies; keine Beschreibung, keine noch so vollendete Abbildung vermag je der landschaftlichen Schönheit Bailundas genug zu thun. Im Vordergrunde Lichtungen in dem Walde, dazwischen Hügel, deren Spitzen von Gruppen großer schöner Bäume und Dörfern mit gelben Strohdächern gekrönt sind, Schambas oder Pflanzungen, auf denen das frische Grün junger Saaten mit dem hellen Roth eben gehackten Landes lebhaft contrastirte; während sich in weiter Ferne Berge von unendlicher Mannigfaltigkeit der Formen hinzogen, blasser und blasser wurden und allmälig mit dem Himmelsblau zusammenflossen. Oben zogen weiße flockige Wölkchen dahin, und nur das Schwirren der Bienen, das Meckern der Ziegen und Krähen der Hähne unterbrach die Stille der Luft.



Kambala.



Temba Lui. (Der Teufelsfinger.)

Aus solch lieblichen Betrachtungen wurde aber Cameron bald durch das Herankommen der Karawane herausgerissen, und die alltägliche Mühe und Arbeit nahm wieder ihren Anfang. Diese Nacht brachten sie im Walde zu und mußten den zum Lager nöthigen Platz buchstäblich aus dem Gewirr duftender Schlingpflanzen herausschneiden.

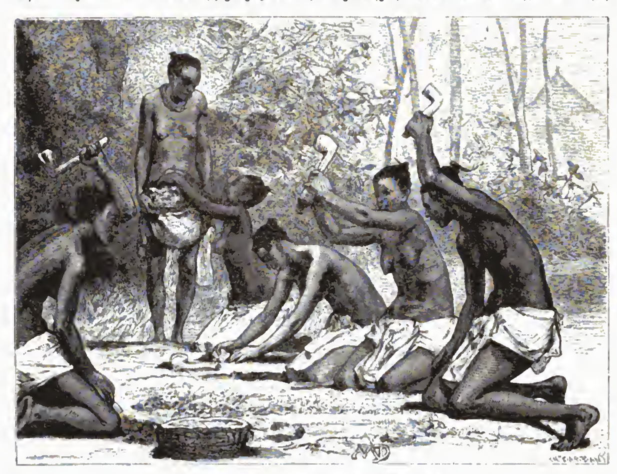
Hier theilte er wieder seine Karawane in zwei Hälften; mit sieben Leuten mußte er selbst dem Bailunda-Häuptlinge Kongo einen Besuch abstatten, während die übrigen, und darunter die an Zahl stetig sich vermehrenden Invaliden, den geraden Weg weiter verfolgten. Kambala, Kongo's Residenz, liegt auf einem Felsberge im Mittelpunkte einer bewaldeten und von Bergzügen umgebenen Ebene und ist durch mehrere Palissadenreihen gegen außen geschützt. Die Hütten des Dorfes sind in der sonderbarsten Weise angeordnet und auf jede Klippe und jeden Felsvorsprung gestellt, wo es nur irgend anging, so daß einem der nächste Nachbar zu Häupten oder unter den Füßen wohnt. In den Felsspalten wurzelten schöne Bäume, Taback war um die Hütten gepflanzt und Schlinggewächse überzogen die Palissaden. Als Cameron mit seinen Begleitern dort oben anlangte, bewillkommneten ihn einige von Kongo's Räthen, besonders aber die Frau des gerade abwesenden Premierministers, welche ihm einen großen Topf Mehlsuppe und getrocknete Heuschrecken für seine Leute brachte, während andere Besucher Pombe herbeischafften. Noch am selben Nachmittage fand die Audienz bei dem halb blödsinnigen und betrunkenen Könige statt, der sich den höchsten Punkt des Berges zur Wohnung ausgewählt und dreizehnfach verschanzt hat. Auf dem Rückwege sah Cameron eine Anzahl Weiber Korn zerstampfen, und zwar nicht wie sonst mit Keulen und Mörsern; sie knieten vielmehr und zerschlugen das Getreide auf der polirten Oberfläche eines Granitsteines mittelst kleiner gekrümmter Hämmer aus hartem Holze.

Am folgenden Morgen verließen sie die wohlverwahrte Felsenburg König Kongo's auf demselben (anscheinend auch dem einzigen) Zugange, wie sie gekommen, und erblickten bald darauf einen ganz ungewöhnlich gestalteten Felsen, der zwischen den Bergen emporragte. Er besaß die Form eines riesigen Prismas von Granit und heißt bei den Eingeborenen „Temba Lui", der „Teufelsfinger".

Die Dörfer, welche der Zug passirte, schienen wohlhabend zu sein, und ihre Einwohner boten den Fremden zu trinken an, während sie mit Lebensmitteln so zurückhaltend waren, daß Cameron seinen Leibgurt immer enger schnallen mußte. Am Nachmittage vereinigte er sich mit dem Reste seiner Karawane, welche immer langsamer und muthloser der nicht mehr allzufernen Küste entgegenzog. Der zur Nachtzeit fal-

lende Regen war die Hauptursache, daß sich immer mehr und mehr krank fühlten und die kleinen Tagemärsche immer unlustiger und unlustiger zurückgelegt wurden. Nachdem die Flüsse Kukówi und Kuléli, die ersten, welche nicht mehr zum Kongo-Gebiete gehörten, überschritten waren, führte der Weg durch eine Lücke in einem Waldgebirge, auf dessen schwer zugänglichen Höhen die leicht zu vertheidigenden Dörfer lagen, während die Thäler große Kassava- und Maispflanzungen enthielten. Die Eingeborenen schienen ungewöhnlich thätig und energisch zu sein; Männer und Weiber waren eifrig mit der Bestellung beschäftigt und andere trugen paarweise in kurzem Trabe an Stöcken befestigte große Körbe voll Kassava nach den Dörfern hinauf. Weiterhin lagen gerade vor ihnen Berge von jeder nur denkbaren Form und Gestalt, während rechts von dem Wege die eben passirte Bergkette schroff endete. Der Anblick erinnerte Cameron an den Felsen von Gibraltar; oben auf dem Gipfel des Berges, Humbi genannt, lag das Dorf des Districtshäuptlings, zu welchem kein Fremder je Zutritt erlangt hat.

Ein Gutes hatte übrigens das kalte Wetter, welches einem von Cameron's Leuten das Leben kostete; es ließ Heuschreckenschwärme dermaßen erstarren, daß sie von seinen hungerigen Begleitern von den Bäumen geschüttelt und in großen Mengen aufgelesen werden konnten. Doppelt und dreifach



Weiber aus Kambala beim Zerquetschen des Getreides.

saßen die Thiere über einander und bedeckten jeden Zweig, jeden Ast, so daß die Eingeborenen ganze Bäume niederschlugen, um sich in den Besitz dieser Delicatesse zu setzen, ehe die Strahlen der Sonne den Insecten wieder so viel Wärme einflößen konnten, daß sie das Weite suchten.

Da inzwischen die Leute immer weniger leistungsfähig wurden und mehr als zwanzig Mann nicht mehr gehen oder Gepäck tragen wollten, so beschloß Cameron, all sein Gepäck mit Ausnahme der Instrumente, Journale und Bücher zurückzulassen, mit wenigen Auserwählten in Eilmärschen die noch 126 geogr. Meilen (60 = 1°) entfernte Küste zu erreichen und von dort dem Haupttrosse Hülfe zu schicken. Zelt, Bett und Boot wurden also einem Eingeborenen im nächsten Dorfe in Verwahrung gegeben, und früh am folgenden Morgen brach Cameron mit fünf von seinen Leuten und einigen Bailunda-Führern auf. Sein ganzes Gepäck wog nicht mehr als 20 Pfund. In raschem Tempo marschirte er bis 3 Uhr Nachmittags und lagerte dann an einem Bache und zwar an dem höchsten Punkte, den er während der ganzen Reise erstiegen hat, in 5800 Fuß Meereshöhe. Die umliegenden Berge stiegen noch etwa 800 Fuß höher an. Am nächsten Morgen ging es anfangs noch allmälig bergauf, dann über einen Einschnitt hinweg und nun so steil bergab, daß sie wie Ziegen von Stein zu Stein springen mußten. Unten im Thale angelangt, mußten sie wieder einen neuen Berg erklimmen, von dessen Gipfel sie unter sich Bergzüge erblickten, deren Spitzen die daranfliegenden Wolken durchbrachen. Von dort absteigend erreichten sie durch eine schön bewaldete und mit einem prächtigen Wasserfalle geschmückte Schlucht eine mit lichtem Walde bestandene Ebene. Auf diesen Märschen begegneten sie häufig von der Küste heraufziehenden Karawanen, deren Träger mit bunt-

zusammengeflickten Sonnenschirmen versehen waren; an einem einzigen Tage trafen sie nicht weniger wie zehn, jede zu 70 bis 80 Mann. Dieselben verkehren nur zwischen Bailunda und der Küste, wo sie ihr Mais- und Kassava-Mehl, womit dort die Sklaven gefüttert werden, gegen Salz, Branntwein und bisweilen Zeug umtauschen. Sie legen den Hin- und Rückmarsch in etwa drei Wochen zurück, sind nicht von Weibern begleitet, haben leicht zu tragen und leben unterwegs fast nur vom Trinken und täglich ein oder zwei Händen voll Mehlbrei.

Nach elfstündigem Marsche schlugen sie ihr Lager in 3870 Fuß Meereshöhe auf, also volle 2000 Fuß niedriger als am Abend zuvor, und noch um viel mehr als 2000 Fuß niedriger als der höchste an diesem Tage überschrittene Punkt. Schon um 5 Uhr Morgens des nächsten Tages brachen sie wieder auf, überschritten den dort 80 Fuß breiten und ihnen bis an die Hüften reichenden Balumba-Fluß, welcher in raschem Laufe nach Nordwesten fließt und unweit nördlich von Benguella in das Meer fällt, und zogen dann zwischen Aeckern und Dörfern, die auf niedrigen Sandsteinhügeln lagen, durch Dschengeln und über Gießbäche und Flüsse bergauf und bergab dahin, bis sie eine fruchtbare und mit Zuckerrohr, Mais und Taback reich bebaute Ebene zwischen Bergen erreichten. Aber die dort arbeitenden Leute wollten dem Reisenden um keinen Preis Lebensmittel verkaufen. Dieser Tagemarsch war einer der stärksten, die Cameron je gemacht hatte; dreizehn Stunden war er über rauhes und schwieriges Terrain marschirt und er befand sich nahe am Zusammenbrechen,



Berg und Dorf Humbi.

als er spät Abends nach Dunkelwerden endlich den Lagerplatz auswählte. Um aber den Leuten gegenüber sich nicht schwach zu zeigen, beobachtete er ruhig seine Sterne und bestimmte die Höhe des Ortes durch den Kochapparat. Der folgende Tag brachte wiederum eine äußerst schwierig zu passirende Schlucht, in welcher Gräber und zahlreiche Skelete laut von deren Gefährlichkeit und von den Greueln des Sklavenhandels erzählten. Bei Sonnenuntergang erreichten sie ein Dorf in dem kleinen Districte Kisandschi und lagerten sich unter einigen Baobabs, Bäumen, welche zuerst in dem eben erwähnten Passe aufgetreten waren. Gleich darauf hatten sich einige Männer und Frauen gesammelt, um die Fremden zu begaffen; Cameron war erstaunt, wie uncivilisirt sie so nahe der Küste noch aussahen. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem kleinen schmutzigen Tuche um die Hüfte und einer Masse Perlenschnüre um den Hals. Eines der Weiber trug noch ein viereckiges Stück Zeug, um seine Brüste zu verdecken, was ihm aber nicht gelang.

Schon um halb 5 Uhr des nächsten Morgens war Cameron wieder auf den Beinen und begegnete bald mehreren landeinwärts ziehenden Karawanen. Der Weg führte an einer steilen, steinigen und von tiefen Schluchten und Wasserläufen durchschnittenen Bergkette hin und dann auf einer Art halsbrechenden Treppe auf dieselbe hinauf. Und von dort oben hatten sie zuerst den fernen Anblick des Meeres, welches von den entkräfteten Reisenden nicht weniger freudig begrüßt wurde als nahezu 23 Jahrhunderte früher von den Zehntausend Xenophon's.

Mit Cameron's Marschiren war es nun auch fast zu Ende; Kopf und Füße schmerzten ihm jetzt nicht mehr so stark wie früher, aber dafür litt er schrecklich im Rücken. Fast bei jedem Schritte fürchtete er, sich gleich darauf niederlegen und Hülfe von der Küste abwarten zu müssen; aber noch hielt ihn der Gedanke an das nahe Ende aller Mühsal und das erschöpfte, hungernde Gros seiner Leute aufrecht. Und so verbrachten sie den Rest des Tages damit, über Fel-

sen zu klettern und bis an die Hüften durch Wasserlachen, welche sich in den Vertiefungen angesammelt hatten, zu waten, bis sie um 4 Uhr lagerten. Von hier schickte er zwei Leute mit Briefen voran, worin er unter Anderm jede mildthätige Person um ein wenig Nahrungsmittel ersuchte. Durch die Nachtruhe etwas erfrischt, setzten sie am folgenden Morgen den Marsch durch den Paß bis Mittag fort, wo die von den Felswänden zurückprallenden Sonnenstrahlen denselben in einen glühenden Ofen zu verwandeln schienen. Nachdem sie den Paß durchschritten, machten sie an einer Biegung des denselben entwässernden Supa-Flusses, der bei Katombéla in das Meer mündet, ihre Mittagsrast. Ueberrascht war Cameron, als er sich dort badete, seinen ganzen Körper mit rothen Flecken bedeckt zu sehen, und noch mehr, als er sich anstatt des Frühstücks eine Pfeife ansteckte und aus dem Munde blutete. Er ahnte den Grund davon, daß er vom Scorbut befallen sei, noch nicht.



Bewohner der Landschaft Kisandschi.

Weiter über eine rauhe und wasserlose Ebene und dann über steile Kalksteinberge, welche viele große Ammoniten und andere Fossilien enthielten. Ueber die sie durchziehenden Schluchten und trockenen Wasserläufe kletterten sie im Dunkel hin, glitten aus und stießen sich an den Steinen. Aber was schadete das? Sollte sie doch der kommende Tag in Katombéla am Meere sehen! Ein neuer steiler Anstieg brachte sie zu einer Plateforme fast auf dem Gipfel des letzten Bergzuges, wo die von Katombéla gegen Abend abmarschirenden Karawanen die erste Nacht zuzubringen pflegen, um sofort am nächsten Morgen die Reise antreten zu können, ohne daß die Grogbuden der Stadt ihre Träger festhalten. Hier begegnete ihnen einer ihrer Boten und brachte von einem Kaufmanne Sernia in Katombéla einen Korb voll Lebensmittel, von denen Cameron trotz seines wunden Mundes Einiges zu sich nahm. So müde er aber auch war, diese letzte Nacht draußen in der Wildniß vermochte er vor Aufregung doch nicht zu schlafen.

Lange vor Sonnenaufgang des folgenden Tages waren sie wieder auf den Beinen und erblickten zwanzig Minuten später das Meer. Den Abhang nach Katombéla liefen sie



Scene auf dem Marsche.

im Trabe hinunter und erst kurz vor der Stadt mäßigten sie ihre Schritte und entfalteten ihre Fahne. Ihnen entgegen bewegten sich einige bedeckte Hängematten und drei Männer mit Körben; und als sie sich trafen, sprang aus der einen ein lustiger, kleiner Franzose, Mr. Cauchoix, einst französischer Marineoffizier, damals Kaufmann in Benguella, heraus, öffnete eine Flasche und trank „auf das Wohl des ersten Europäers, der je das tropische Afrika von Osten nach Westen durchkreuzte." Die Körbe enthielten Lebensmittel, welche er an die Leute Cameron's vertheilte, und diese selbst führte er in ein ihm gehöriges Haus in Katombéla, wo sie zunächst den Forderungen der Reinlichkeit und des Magens gerecht wurden. Cameron selbst sorgte alsbald dafür, daß seinen zurückgebliebenen Leuten Hülfe und Lebensmittel geschickt wurden und besichtigte dann den Ort; aber schon in der ersten Nacht brach der Scorbut mit größter Heftigkeit aus und fesselte ihn mehrere Tage an das Bett. Nur der kundigen Pflege des Mr. Cauchoix und eines Arztes ver-

dankte er es, daß die Gewalt der Krankheit gebrochen wurde; hätte sie ihn einen oder zwei Tage früher, als er noch außer dem Bereich ärztlicher Hülfe war, ergriffen, so wäre er unrettbar verloren gewesen.

Von S. Paul de Loando aus sandte Cameron seine Leute, welche die Ankunft an der Küste mit steter Betrunkenheit und Prügelei zu feiern bemüht gewesen waren, auf einem Schooner, welchen Capitän Karl Alexanderson um das Cap zu führen übernahm, nach Zanzibar zurück. Er selbst schiffte sich auf dem Dampfer „Congo" ein und landete nach einer überaus langweiligen Fahrt — derselbe legte an nahezu 70 Häfen an — am 2. April 1876 nach einer Abwesenheit von drei Jahren und vier Monaten in England.

Der Fortschritt des amerikanischen Nordwestens.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Ein gesegnetes neues Culturland. — Die Lachsfischereien am Columbia. — Künstliche Brutanstalt für Salmen am Clackamas. — Eine schlechte Prophezeiung. — Astoria und seine Zukunft. — Oregon als Getreideproducent. — Portland im Jahre 1877. — Im Willamette-Thal. — Die Flachsindustrie Oregons. — Die deutsche Eisenbahnverwaltung in Oregon. — Agitation für Einwanderung. — Rivalisirende Dampferlinien und billiges Reisen. — Die neuen Dampfer der deutschen Gesellschaft. — Auf dem „Oneonta".

In früheren Jahrgängen des „Globus" und in meinen „Amerikanischen Reisebildern" [1]) habe ich in einer Reihe von Schilderungen die Culturentwickelung der Gebiete Oregon, Washington und Idaho seit dem Beginn der sechsziger Jahre bis 1875 zu veranschaulichen gesucht. Eine längere Reise in den Monaten September und October 1877 hat mich wiederum von den Thälern Westoregons nordwärts bis zur Straße von Fuca und nordöstlich bis nach Walla-Walla geführt, so weit der Dampf mich zu Wasser und zu Land befördern konnte, und will ich jetzt, in gedrängter Form an meine früheren Schilderungen anknüpfend, mittheilen, was ich auf dieser meiner letzten Reise im Nordwesten Amerikas Neues und Bemerkenswerthes beobachtet und erfahren habe. Durch den Dampf, den mächtigen Culturvermittler der Neuzeit, ist das entlegene Stille Meer und sein weites Gestade jetzt dem europäischen Continente so nahe gerückt worden, wie es vergleichsweise das atlantische Gestade Amerikas noch zu Anfang dieses Jahrhunderts für unsere Voreltern war. Eine Reise von Deutschland nach San Francisco ist heutzutage etwas sehr Gewöhnliches, und ein Abstecher vom Goldenen Thor nach dem Columbia fängt bereits an, in das Programm einer Vergnügungsreise um die Welt mit aufgenommen zu werden. Kein Reisender wird es bereuen, einen solchen Ausflug unternommen und die großartigen Naturgemälde des amerikanischen Nordwestens durch eigene Anschauung kennen gelernt zu haben; denn unter den Küstenländern, welche den Großen Ocean in ungeheuerm Bogen umrahmen, ist keins von der gütigen Natur mit herrlicheren Scenerien geschmückt und mit einem productivern Boden bedacht worden, als das weite Stromgebiet des Columbia und die Ufer des herrlichen waldumschlossenen Pugetsundes. Die Entwickelung jener Länder hat für jeden Gebildeten ein großes Interesse, da sie ohne Frage dazu bestimmt sind, in nicht ferner Zeit manche älteren Staaten der Union zu überflügeln und eine Stätte hoher Cultur zu werden.

Unter den Industriezweigen Oregons nehmen die in diesen Blättern schon öfters erwähnten Lachsfischereien am untern Stromlaufe des Columbia einen hervorragenden Platz ein. Dieselben haben eine erstaunliche Ausdehnung erlangt und versprechen bei einer den Fischfang regulirenden und für die Fortpflanzung der Salmen sorgenden rationellen Gesetzgebung diesem Lande eine reiche und dauernde Erwerbsquelle zu sichern.

Der folgende officielle statistische Bericht über die Lachsfischereien in Oregon und dem Territorium Washington giebt eine nähere Einsicht in die Größe, welche dieser Industriezweig bereits gewonnen hat. Die Ausbeute betrug, in Kisten, jede vier Dutzend ein Pfund wiegende Blechbüchsen mit präservirtem Lachs enthaltend, bis zum 1. August jedes Jahres:

	Kisten	im Werthe von
1871	30 000	150 000 Doll.
1872	31 000	155 000 „
1873	91 000	501 000 „
1874	166 000	996 000 „
1875	330 000	1 650 000 „
1876	479 000	2 598 000 „
1877	389 508	2 038 000 „
Also in sieben Jahren	1 516 508	8 088 000 Doll.

Eine jährliche Ausbeute von circa 6000 Faß gesalzenen Lachses seit 1874 ist in dem vorherstehenden Verzeichniß nicht mit einbegriffen. Von obigem Betrag lieferten im Jahre 1877 eine Fischerei am Willamette 10 000 Kisten, eine am Rogue River 20 000 und eine bei Mukilteo am Pugetsund 10 000 Kisten. Am Oregon- (südlichen) Ufer des Columbia befinden sich gegenwärtig 19 Fischereien, an dem vom Territorium Washington begrenzten Ufer dieses Stromes deren 11. Gegenwärtig finden etwa 7000 Arbeiter direct und indirect Beschäftigung durch die Lachsfischerei am untern Columbia, worunter 2000 bis 3000 Weiße und der Rest Chinesen. Letztere sind in den „Canneries" beim Präserviren und Verpacken der Fische thätig, wogegen der Fang derselben ausschließlich von Weißen betrieben wird.

Die Lachspackereien sind zum Theil in großartigem Stil angelegt und geben, vom Deck eines der den Strom befahrenden Dampfer betrachtet, mit ihren ansehnlichen Holzschuppen und vielen Nebengebäuden, oft das Bild kleiner Niederlassungen. Während der Fangzeit, die vom 10. Mai bis zum 10. August dauert, ist der Columbia förmlich mit Fischerbooten bedeckt, von denen es im Ganzen mehr als 450 giebt. Bei Astoria, in dessen Nähe elf Fischereien liegen,

[1]) „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", 2 Bände. Altona, E. J. Schlüter; Newyork, E. Steiger.

sind im Sommer oft 300 Segelboote auf einmal auf dem Fluß mit dem Fangen der Lachse vermittelst großer Netze beschäftigt, was ein außerordentlich lebendiges Bild giebt. Das in diesem Industriezweig angelegte Capital beläuft sich auf etwa zwei Millionen Dollars. In den letzten Jahren haben verschiedene von den größeren Packereien während des Winters, zu welcher Zeit sonst nichts zu thun ist, damit begonnen, Rindfleisch in Blechbüchsen zu präserviren und nach England zu senden. Dieses Unternehmen hat guten Erfolg gehabt und verspricht bei dem Reichthum des östlichen Oregon an vorzüglichem Hornvieh, das leicht auf Dampfschiffen nach dem untern Columbia gebracht werden kann, ein bedeutender Erwerbszweig zu werden. Im Jahre 1876 wurden bereits 33 250 Kisten mit präservirtem Rindfleisch von Astoria nach auswärts versandt.

Wie der vorhin specificirte Bericht über die Lachsfischerei in Oregon und Washington deutlich veranschaulicht, hat in diesem Jahre ein bedeutender Minderertrag in der Ausbeute von Salmen stattgefunden, und da sich dieselben auf mehr Packereien als in früheren Jahren vertheilte, so ist der Verdienst für die Unternehmer erklärlicher Weise um ein Ansehnliches geschmälert worden. Offenbar hat der Vorrath von lebendigem Lachs bereits seine Grenze erreicht, obgleich man früher der Ansicht war, derselbe sei geradezu unerschöpflich. Die Regierungen von Oregon und Washington haben nun gemeinschaftlich Schritte gethan, den Lachsfang gesetzlich einzuschränken, damit den Fischen Gelegenheit gegeben werde, ihre Laichplätze in den oberen Flußläufen zu erreichen und dadurch ihre Fortpflanzung zu ermöglichen. In demselben Sinne wurde am Clackamasfluß, einem Nebenflusse des Willamette von rechts her, eine künstliche Brutanstalt für Lachse errichtet (Oregon and Washington Fish propagating Company on the Clackamas river), worin im vergangenen Jahre bereits von fünf bis sieben Millionen Eier ausgebrütet und in den verschiedenen Stromläufen an dieser Küste vertheilt worden sind. Das hierzu erforderliche Capital von 20 000 Dollars wurde von der Oregon Steam Ship Company und den Besitzern der Lachsfischereien am Columbia gemeinschaftlich aufgebracht.

Daß es einem gewissenhaften Reisenden und Schriftsteller, der neuen Ländern seine Aufmerksamkeit zuwendet, manchmal passiren kann, ein recht schlechter Prophet gewesen zu sein, ward mir bei meinem diesjährigen Besuche in Astoria wieder einmal recht klar. Ich hatte diesem „todten Platze, wo alles still war wie auf dem Aussterbeetat“, ein keineswegs glänzendes Prognostikon gestellt, und fand nun zu meiner Verwunderung, daß die Astorianer meinen Orakelspruch durchaus mißachtet und ihr Städtchen seitdem bereits in einen ganz respectablen Handelsplatz umgestaltet hatten. Um Platz für neue Straßen zu gewinnen, waren Reihen von Pfählen am Ufer entlang in den Fluß gerammt und Häuser darauf gestellt worden; die dicht hinter der Stadt liegenden Hügel wurden zum Theil abgetragen, es war eine Menge von neuen Gebäuden entstanden und der Platz hatte ein ganz geschäftiges Aussehen. Zur Zeit des Lachsfangs sind die Straßen von Astoria gedrängt voll von Menschen, und es herrscht hier alsdann ein Leben und Treiben, wie in einer blühenden Minenstadt; eine Menge von Badegästen besucht im Sommer die vorzüglichsten Hotels.

Außer den elf in der Nähe der Stadt liegenden Lachs-„Canneries“ befinden sich zwei Packereien im Ort, welche ausschließlich Rindfleisch präserviren, sowie zwei Anstalten, in denen das sehr geschätzte Salmenöl gewonnen wird, zwei Dampfsägemühlen und eine Anzahl von kleineren Fabriken. Sowohl die auslaufenden als die von auswärts nach dem Columbia kommenden Schiffe müssen sämmtlich im Zollhaus von Astoria declariren, und die Klipper, welche den Weizen Oregons nach England transportiren und wegen niedrigen Wassers in Portland meistens nur eine halbe Ladung einnehmen können, vervollständigen dieselbe in Astoria. Im October dieses Jahres luden nicht weniger als 29 Vollschiffe Weizen für den englischen Bedarf auf den Gewässern des Columbia und Willamette. Die etwa sieben englische Meilen oberhalb Astoria liegenden Untiefen, „hog's back“ (der Schweinsrücken) genannt, sind bei Nebel und niedrigem Wasser von Seedampfern und größeren Schiffen gefürchtet, was selbstverständlich für Astoria, seinem Concurrenten Portland gegenüber, von großem Vortheil ist. Eine directe Eisenbahn vom Willamette-Thale nach Astoria würde diesem Platze von großem Nutzen sein und müßte ihm unbedingt den größten Theil des Weizenhandels von jener Kornkammer des Nordwestens zuführen. Sollte dieses lange genährte Project endlich zu Stande kommen, so möchte sich der Plan des alten Astor, hier das Handelsemporium des Columbia-Thales zu gründen, vielleicht doch noch verwirklichen. Gegenwärtig zählt Astoria etwa 3000 Einwohner; vor zwei Jahren kaum ein Drittheil davon.

Das verflossene Jahr ist für Oregon ein besonders günstiges gewesen, wovon mir die Beweise während meiner letzten Reise aller Orten klar vor Augen traten. Während Californien an den nachtheiligen Folgen einer langen Dürre und theilweisen Mißernte vom vergangenen Jahre zu leiden hat, ist die Weizenproduction Oregons größer als je gewesen; und obgleich hier in Folge frühzeitiger Regengüsse eine ansehnliche Menge Weizen (etwa 15 Proc. der Ernte) auf den Feldern verdarb, was die Farmer bei ein Bischen mehr Energie und Fleiß leicht hätten vermeiden können, ist der Totalertrag bei hohen Preisen doch ein außerordentlich günstiger gewesen. Für Californien war die reiche diesjährige Ernte seines Schwesterstaates Oregon eine nicht zu unterschätzende Hülfe. Dem Handel von San Francisco öffnete sich dadurch ein erweitertes Feld für seine Thätigkeit, was mehr oder weniger ganz Californien zu gut kam. Der Export Oregons wird für das laufende Jahr auf 180 000 Tonnen (à 20 Centner) Weizen und fünf Millionen Pfund Wolle geschätzt, worin der Ertrag von dem zum Territorium Washington gehörenden Walla-Walla-Thal mit inbegriffen ist. In Portland erzielte der Weizen zwei Dollars und fünf Cents pro hundert Pfund, ein für diese Gegend sehr hoher Preis. Obst wurde für circa 300 000 Doll. meistens nach San Francisco exportirt, worunter viel gedörrtes und in Blechbüchsen präservirtes.

In Portland fand ich, trotz der vorzüglichen diesjährigen Ernte Oregons, die commerciellen Verhältnisse jedoch durchaus nicht so günstig, wie ich dieselben erwartet hatte. Der Ort war voll von Fremden, namentlich Californiern, welche hier ein neues Dorado zu finden hofften, und nun die unangenehme Erfahrung machten, daß immer zehn Leute da waren, die einen „ehrlichen Pfennig“ einsäckeln wollten, gegen Einen, der sein Geld auf liberale Weise ausgab. Die Stadt hatte aber, trotz der vielen wenig höflichen Bemerkungen, die man täglich über sie vernehmen mußte, ein recht prosperirendes Aussehen. Viele ansehnliche Neubauten waren theils vollendet, theils im Entstehen begriffen, die Hotels machten ohne Ausnahme brillante Geschäfte, und der sich aller Orten zeigende rege Verkehr hinterließ einen wohlthuenden Eindruck auf den Fremden. Die Handelsbewegung war während der letzten Monate größer als je zuvor. Im September verließen Portland acht Seeschiffe nach fremden Häfen, mit einer Ladung von 3 113 190 Doll.; im October 21 Schiffe, mit Ladungen im Gesammtwerthe von 12 029 943 $^{56}/_{100}$ Doll., nach England, China, Australien und den Sandwich-Inseln.

Ohne Zweifel wird die so stark vermehrte diesjährige Einwanderung nach Oregon und die große Ernte dieses Landes eine vortheilhafte Rückwirkung auf Portland, den Hauptgeschäftsplatz im Staate, ausüben, und glaube ich diesmal kein schlechter Prophet zu sein, wenn ich der Handelsstadt am Willamette ein recht günstiges Prognostikon für ihre nächste Zukunft zu stellen wage.

Während meines Aufenthaltes im Willamette-Thale unternahm ich einen Abstecher von dem blühenden Städtchen Albany nach der kleinen Ortschaft Lebanon, welcher Ausflug mich durch einen der productivsten Landstriche des westlichen Oregon führte. Es war eine Freude, bei wundervollem Wetter die anmuthige Gegend mit den wohlbestellten Farmen und hübschen Gebäuden zu betrachten, wo der Wohlstand augenscheinlich zu Hause war. Linn County, zu welchem Districte jener gesegnete Landstrich gehört, hat in diesem Jahre einen Bodenertrag von zwei Millionen Bushel Weizen aufzuweisen, eine ganz enorme Ernte, welche selbst in den fruchtbarsten Thälern Californiens selten ein Seitenstück gefunden hat.

Auf der Oregon- und California-Eisenbahn setzte ich meine Reise südwärts bis nach dem Umpqua-Thale fort und fand überall dieselben Zeichen eines behädigen Wohlstandes. Im Umpqua-Thale sind neuerdings reichhaltige Steinkohlenflötze aufgedeckt worden, welche sich für die junge Industrie Oregons von großem Nutzen erweisen werden. Unter den Bodenerzeugnissen hat der Anbau von Flachs hier in neuerer Zeit namhafte Fortschritte gemacht und verspricht diesem Lande eine ganz neue Quelle des Wohlstandes zu eröffnen. Die Fiber des in Oregon gezogenen Flachses ist von besonderer Feinheit und hat dabei eine große Stärke und einen seidenartigen Glanz. In England sowohl wie in Newyork erzielte der aus Oregon als Probe dorthin gesandte Flachs einen Preis von 300 bis 500 Doll. die Tonne, und die ersten Sendungen haben sofort bedeutende Bestellungen davon durch große Fabriken zur Folge gehabt. Auch der Anbau von Hopfen, welcher in Oregon 1300 bis 2900 Pfund pro Acker erzielt, ist daselbst stark in Aufnahme gekommen, da derselbe stets eine sichere Ernte giebt und von vorzüglicher Qualität ist. Die Agriculturhülfsquellen Oregons fangen überhaupt erst in letzter Zeit an, im Osten der Union ihrem Verdienste entsprechend gewürdigt zu werden, wozu die vorzügliche Vertretung jenes Staates auf der großen Centennial-Exposition den Hauptanstoß gegeben hat.

Der bekannte Actienschwindel der Oregon- und California-Eisenbahn, wodurch dem Credit Oregons im Auslande ein so erheblicher Schaden zugefügt wurde, scheint endlich in das Reich der Vergessenheit übergehen zu sollen.

Seit jene Bahn von dem Alp der Herrschaft eines Ben Holladay befreit worden und in die Hände der deutschen Gesellschaft übergegangen ist, wird dieselbe nach geschäftlichen Grundsätzen verwaltet, und es ist eine allgemeine Zufriedenheit unter der Landbevölkerung an die Stelle des ehemaligen Mißmuths getreten. Die Interessen von Volk und Eisenbahn sind gegenwärtig identisch, und nirgends ist mir eine Klage über die deutsche Eisenbahnverwaltung zu Ohren gekommen. Daß die von dem frühern Directorium nutzlos verschwendeten und anderweitig abhanden gekommenen Millionen nicht auf einmal wieder realisirt werden können, und die Dividenden des angelegten Capitals immer noch gering sind, liegt in der Natur der Sache. Was den Weiterbau dieser Eisenbahn nach Californien oder eine Verbindung derselben mit dem Eisenbahnnetze der östlichen Unionsstaaten anbelangt, so scheint eine solche allerdings noch im weiten Felde zu liegen. Das dazu nöthige Capital müßte aus dem Auslande kommen, und es ist bei der gegenwärtigen allgemeinen gedrückten Lage der Finanzwelt an eine baldige Verwirklichung solcher Pläne kaum zu denken.

Im Osten der Vereinigten Staaten findet jetzt eine systematische Agitation für die Einwanderung nach Oregon statt, wo man sich bemüht, die Neuankömmlinge zu deren Zufriedenheit unterzubringen. Die Landverkäufe beliefen sich seit dem 1. September 1874 bis zum 1. September 1877 auf 53000 Acker und realisirten die Summe von 130000 Doll. Gold. Im Jahre 1876 betrug die Einwanderung nach Oregon 18000 Köpfe, wodurch die während der vorhergehenden Jahre fast stationär gebliebene Bevölkerung dieses Staates auf circa 120000 Seelen angewachsen ist. Das Jahr 1877 hat die Einwanderung in noch verstärktem Maßstabe dorthin geleitet, und es sind die zwei Dampferlinien, welche jetzt je sechs Schiffe monatlich von San Francisco nach Portland senden, stets so von Reisenden überfüllt, daß oft kaum ein Unterkommen auf den Booten zu finden ist. Wie mir mein Freund, Herr Richard Köhler, der Generalagent der deutschen Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaft in Oregon, gütigst mitgetheilt hat, wurden vom 1. Januar bis zum 1. October dieses Jahres 11967 Passagiere durch die regelmäßige Dampferlinie und einige Tausend mehr durch die in den letzten Monaten inaugurirte sogenannte „Oppositionslinie“ befördert. Die Schiffe der letztern Linie gehören der „Pacific Coast Steamship Company“ an. Der deutschen Gesellschaft, welche mit dem Ankauf der Oregon- und California-Eisenbahn auch die früher Ben Holladay gehörende „Oregon Steamship Company“ übernahm, ist in der „Oppositionslinie“ ein sehr unangenehmer Rivale erwachsen, indem die Passage- und Frachtsätze zwischen San Francisco und Portland auf lächerlich niedrige Preise herabgedrückt wurden. Gegenwärtig ist der Fahrpreis in der Cajüte für die drei- bis vier Tage dauernde Seereise zwischen den beiden genannten Städten nur 7 bis 8 Doll. (früher 25 bis 30 Doll.), inclusive einer vorzüglichen Beköstigung, und Frachtgüter werden zu nur einem Dollar per Tonne expedirt. Die amerikanische Compagnie will dadurch die deutsche zwingen, daß diese ihr ihre alten Raddampfer abkauft, um sich die unangenehme Concurrenz vom Halse zu schaffen. In Amerika ist es ein beliebtes Manöver zwischen rivalisirenden Dampferlinien, sich durch Herabsetzen der Fahrpreise gegenseitig mürbe zu machen, bis die eine oder die andere derselben entweder bankerott macht oder die feindlichen Schiffe kauft, wobei der Vortheil während des Krieges selbstverständlich allemal auf Seiten des Publicums ist. Die deutsche Gesellschaft macht übrigens durchaus keine Miene, diesen Kampf aufzugeben. Die Stelle der „alten Waschzuber und schwimmenden Särge“ von Ben Holladay nehmen jetzt schöne neue Schraubendampfer ein, welche auf der berühmten Werfte von John Roach & Son in Chester bei Philadelphia gebauet wurden. Die Dampfer „City of Chester“ von 1200 und „Elder“ von 1800 Tonnen Tragkraft sind in jeder Hinsicht mustergültige Schiffe. Der neue Schraubendampfer „State of Oregon“ von 2200 Tonnen, welcher für die deutsche Compagnie auf derselben Werfte gebauet und noch vor Jahresabschluß fertig sein wird, soll einer der schönsten und schnellsten Passagierdampfer Amerikas werden. Hoffentlich bleibt unseren Landsleuten in diesem Dampfschifffahrtskampfe der Sieg, der ihnen auch von den Oregoniern im Allgemeinen herzlich gewünscht wird.

Nachdem ich in Portland eine Woche lang einen fast unerträglichen „Webfoot-Regen“ ertragen hatte, der meine christliche Geduld auf eine arge Probe stellte und meine günstigen Ansichten über Oregon bedeutend herabstimmte, klärte sich der Himmel zu meiner Freude wieder auf. Auf dem mir wohlbekannten Dampfer „Oneonta“ verließ ich unter der

Obhut meines gegen alle Reisenden außerordentlich zuvorkommenden Landsmanns, des Capitän J. H. Wolf, der seit anderthalb Decennien jenen stattlichen Dampfer commandirt, die Handelsstadt am Willamette, und bald befand ich mich wieder auf dem mächtigen Columbia auf der Fahrt nach den romantischen Cascades. Südwärts stand die riesige silberne Pyramide des Mount Hood, über die grünen Waldeswipfel von Washington erhob sich die schöne Schneekuppe des Mount St. Helens, und mir entgegen wälzte der stolze Oregonfluß (Columbia) seine grünliche Fluth, zwischen Felsvorgebirgen, Klippen, Inseln, Basaltabhängen und bewaldetem Hochland, vom Cascadegebirge zum Ocean wogend.

Ferdinand von Richthofen's „China"[1]).

I.

Ein gewaltiger Prachtband liegt vor uns, der schon in seinem Aeußern das Ungewöhnliche verräth, welches die rothbraunen gold- und schwarzverzierten Deckel umschließen. Englische Werke, die von China handeln, pflegen ihre Einbände mit Pagoden und buddhistischen Tempeln zu schmücken, Dingen, die in Indien ihren Ursprung nahmen und in China nur umgemodelt wurden. An deren Stelle treten hier uralte echt chinesische Embleme: zunächst die Schildkröte, welche stets als das Symbol eines langen glücklichen Lebens gegolten hat und zugleich in den Linien-Combinationen auf ihrem Rückenschilde die mystische Philosophie des Alterthums verkörpert. So wie sie auf den Kaisergräbern bei Peking, Nanking und an der ältesten heiligen Stätte des Landes, bei den Tempeln des vielgepriesenen Berges Hwa-schan in Schensi, erscheint, mit einer senkrecht auf ihrem Rücken stehenden hochaufragenden Tafel, so schmückt sie im Vereine mit Phönix und Drache die Vorderseite des Einbandes. Die kleine Vignette auf der Rückseite ist die genaue Nachbildung des in Silber eingelegten Bildes auf einem sehr alten chinesischen Gefäße und stellt den Kampf zwischen Tiger und Drache, d. h. zwischen den dämonischen Gewalten der Erde und der Atmosphäre, dar. So erklärt der Autor selbst in einem Briefe an Prof. K. F. Peters in Graz (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 8. Juli 1877) die fremdartig anmuthenden, originellen Bestien.

Ferdinand von Richthofen, geboren am 5. Mai 1832 zu Karlsruhe in Schlesien, hat sich seine Sporen in Oesterreich verdient, wo er durch seine geologischen Aufnahmen in den Tiroler Alpen und in den ungarischen und siebenbürgischen Karpathen, wie er selbst wiederholt hervorgehoben hat, die beste Vorbereitung für seine späteren weiten Reisen erhielt. 1860 gab er seine Stellung als Geologe bei der k. k. geologischen Reichsanstalt auf und begleitete die unter Graf Eulenburg stehende preußische Expedition nach Ostasien, ohne jedoch damals von China und Japan irgend wie Nennenswerthes zu sehen. Japan war bis auf drei Hafenstädte den Fremden noch verschlossen, während das eben erst durch den Vertrag von Peking errungene Recht der Fremden, in allen Theilen Chinas reisen zu dürfen, durch die Taiping-Revolution illusorisch gemacht wurde. Während nun Graf Eulenburg in Peking die langwierigen Verhandlungen führte, besuchten die wissenschaftlichen Begleiter der Expedition auf der „Thetis" Formosa, die Philippinen, Celebes und Java und kehrten dann heim, während Richthofen 1862 seine angefangenen Wanderungen in Siam und Hinterindien fortsetzte, darauf, nachdem seine weiteren Pläne in Asien gescheitert waren, umfassende Reisen in Californien und Nevada ausführte und erst im August 1868 nach China zurückkehrte. Nicht ohne Bangigkeit stand er an der Pforte des ungeheuern Reiches, das ihm das Object einer geologischen Studie sein sollte. Er wollte, so weit es für die Kräfte eines Einzelnen in beschränkter Zeit erreichbar war, die Grundlagen für das geographische Verständniß von China festlegen, die hypsometrischen Verhältnisse in ihren Grundlinien bestimmen, die Gesetze in den Streichrichtungen der Gebirge finden, den geologischen Bau untersuchen, die Ursachen der wunderbaren Beziehungen von China zu den abflußlosen Gebieten Central-Asiens einerseits und zu den Hochgebirgsländern von Tibet andererseits erforschen, den Regeln der klimatischen Aenderungen wenigstens einigermaßen nachspüren. Und das alles, ohne die Landessprache zu kennen und vorher Gelegenheit gehabt zu haben, sich mit der umfangreichen Literatur über China bekannt zu machen. Wie er selbst angiebt, hoffte er nicht, auch nur nach einer von den bezeichneten Richtungen etwas Erhebliches zu leisten, und er war selbst erstaunt, wie die großen Züge, in denen der Gebirgsbau des gewaltigen Reiches angeordnet ist, mit wachsender Klarheit vor seine Augen traten und die Reihe der in ihnen vertretenen geologischen Formationen sich so vollkommen entwickelte, daß er auch in dieser Hinsicht ein deutliches Bild gewann. In Europa, wenn es ebenso unbekannt wäre, hätte sich Gleiches kaum für den zehnten Theil des Areals in derselben Zeit erreichen lassen, während der Gesammtbau von China in weit einfacheren und leichter verständlichen Zügen angeordnet ist.

Der vorliegende sowie die nachfolgenden drei Bände sind lediglich den wissenschaftlichen Resultaten der sieben chinesischen Reisen Richthofen's gewidmet, während die Erzählung derselben einer spätern Veröffentlichung vorbehalten ist, welche wir mit nicht geringerer Spannung erwarten dürfen. Denn ebenso wie die Geologie und Geographie Chinas durch jene Reisen ein ganz anderes Aussehen gewonnen haben, wird wohl auch die Auffassung des Volkes und seiner Institutionen gegenüber der landläufigen, durch Missionäre und Kaufleute von einseitigem Standpunkte aus beeinflußten so manche Modification erleiden, ganz abgesehen von den neuen Aufschlüssen, die uns über Handel und Verkehr, Industrien und Bodenerzeugnisse in Aussicht stehen.

Da der vorliegende Band, dessen hauptsächlichste Resultate die folgenden Zeilen vorführen sollen, nur die Verhältnisse Chinas und Central-Asiens in großen Zügen behandelt, so erscheint es überflüssig, an dieser Stelle auf die Reisewege Richthofen's näher einzugehen (eine der Karten ist einer Uebersicht derselben gewidmet), und es genügt, darauf hinzuweisen, daß er im Verlaufe von vier Jahren (Herbst 1868 bis Herbst 1872) nach und nach von den achtzehn Provinzen Chinas dreizehn auf mehr oder weniger ausgedehnten Wegen kennen lernte und nur Kan-su im Nordwesten, Fo-kien im Südosten und Yün-nan, Kwang-si und Kwéi-tschou im Südwesten nicht berührt hat. Außerdem aber fällt in

---

[1]) China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien von Ferdinand Freiherrn von Richthofen. Erster Band. Einleitender Theil. Mit 29 Holzschnitten und 11 Karten. Berlin Verlag von Dietrich Reimer. 1877.

den gleichen Zeitraum noch eine Reise durch Japan (August 1870 bis Mai 1871), die zu den genußreichsten gehört, welche er je ausführte. „Japan — so sagt er in der Uebersicht seiner Reisen — bietet durch die Mannigfaltigkeit seiner Scenerie, den Formenreichthum seiner Berge, die stürzenden Gewässer und die Tiefe seiner Felsschluchten, die Ueppigkeit und den Blüthenreichthum seiner Vegetation, die Liebenswürdigkeit und Intelligenz seiner Bewohner, die Behaglichkeit der Wanderungen, bei denen man immer nur wenige Tage von buchtenreichen Küsten und inselreichen Meeren entfernt ist, und das sympathische Gefühl für die schöne Natur, welches das heitere Völkchen dem Fremden entgegenträgt, einen nicht zu beschreibenden Reiz. Mit Wehmuth sah ich es scheiden, und doch ging ich mit Freuden zurück an meine Arbeit in China. Denn nachdem ich mich in den kleineren Verhältnissen jenes Landes bewegt hatte, wurde ich mir erst der Großartigkeit bewußt, in der sich jede Frage in China bietet, ob sie sich auf die Ausdehnung im Raum, auf die geschichtliche Entwickelung in der Zeit oder auf Zahlen im Handel und Verkehr beziehe. China fehlen alle jene Reize, welche dem Reisenden die Tage in Japan erheitern. Die Stimmung wird ernst, das Dasein unbehaglich; aber der Blick erweitert sich, und gewaltige Probleme treten uns entgegen, von gleicher Tragweite für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

Der erste in sieben Capitel gegliederte Abschnitt des vor uns liegenden Bandes, „China und Central-Asien“ betitelt, beginnt mit einer Betrachtung des letztern, weil China in seinem Gebirgsbau, wie in der Anordnung seiner Riesenströme, in der Verbreitung und Geschichte seiner Bewohner wie in seinen politischen Gestaltungen nur aus seinem Verhältniß zu Central-Asien verstanden werden kann. Den Begriff Central-Asien, wie ihn Humboldt geometrisch construirte, verwirft Richthofen und definirt ihn geologisch, indem er verlangt, daß der Geograph „die Configuration der Continente auf Grund ihres inneren Baues in absolutester Fassung betrachte, um erst in zweiter Linie die darin wurzelnden, nach den verschiedensten Richtungen sich entwickelnden wechselvollen Gestaltungen in ihren geographischen Beziehungen zu erforschen.“ Für Richthofen ist Central-Asien das zusammenhängende continentale Gebiet der alten abflußlosen Wasserbecken, welches im Allgemeinen vom Hochland von Tibet im Süden zum Altai im Norden und von der Wasserscheide am Pamir im Westen zu derjenigen der Riesenströme von China und dem Gebirge Chingan im Osten reicht und im Westen durch die Brücke des Hindukusch mit dem im Wesen gleichartigen, nur kleinern und excentrisch gelegenen eranischen Hochlande verbunden ist. Diesem abflußlosen Gebiete stehen die peripherischen gegenüber, deren Gewässer durch Flüsse nach dem Meer oder den seeartigen Ueberresten desselben (Kaspisches Meer, Aralsee und andere) geführt werden, und zwischen beiden liegt an vielen Stellen eine Zone des Uebergangs, wo in den jüngsten Perioden Theile der abflußlosen Gebiete in abfließende verwandelt worden sind oder das Umgekehrte stattgefunden hat. Als vierte Gruppe müssen noch die durch seichte Meeresarme vom Continente losgelösten Inseln hinzugefügt werden. Der Gegensatz zwischen dem centralen und den peripherischen Gebieten beruht darauf, daß dort während der letzten geologischen Epochen alle Producte, welche aus der chemischen Zersetzung und mechanischen Zerstörung der Gesteine hervorgingen, im Lande geblieben sind und wesentlich auf subaërischem Wege abgelagert, während sie in den peripherischen Gebieten durch die Flüsse in das Meer geführt wurden. In den abflußlosen Gebieten dient das Material dazu, durch Ausfüllung von Vertiefungen die Unebenheiten des Bodens auszugleichen, in den peripherischen dagegen, Seebecken in Thäler zu verwandeln, weite Mündungsebenen zu schaffen, den Meeresboden vor der Mündung zu erhöhen. Mehr und mehr werden hier die Gebirge ausgewaschen und von Schluchten durchfurcht, ihr Felsbau bloßgelegt, ihre Formen wilder und steiler werden, der Gegensatz zwischen Oberlauf und Unterlauf der Flüsse schärfer hervortreten. Grundbedingung der Abflußlosigkeit ist, daß die Verdunstung den Betrag des Niederschlags übersteigt und die Ausfüllung der einzelnen Vertiefungen mit Wasser verhindert. Es bildet sich eine vegetationsarme, heiße Steppe, wo die Wirkung des fließenden Wassers sehr unbedeutend ist, alles Schroffe und Unvermittelte überdeckt wird und charakterlose, eintönige Formen vorherrschen. Die löslichen Zersetzungsproducte bleiben bei der Verdunstung im Boden zurück, der dadurch zur Salzsteppe und für den Ackerbau unfähig wird, während sie in den peripherischen Gebieten nach dem Meere fortgeführt und dem Boden stets nur in einer für das Gedeihen reicher Vegetation erforderlichen Menge ersetzt werden. Daher hausen im abflußlosen Gebiete nur Nomaden, während in den peripherischen die Welt der Pflanzen und Thiere sich zu unendlicher Mannigfaltigkeit entwickelt und der Mensch gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen schafft und zu höherer Cultur und Geistesbildung herangedeiht.

Die Oberfläche des abflußlosen Gebietes besteht aus einer großen Anzahl flacher Depressionen von verschiedener Gestalt und sehr wechselnder Größe, welche neben einander eingesenkt und theils isolirt, theils durch Wasserabfluß von den höheren nach den tiefer gelegenen zu Systemen verbunden sind. In der Mitte der Depression oder am Boden des tiefsten Beckens eines Systems breitet sich ein Salzsee oder Salzsumpf aus. Schilf und Rohr am Rande der Sümpfe, Halophyten in der Umgebung der Seen, einige Pappeln und Weiden und einige Gräser an den fließenden Gewässern machen die fahle, magere Vegetation dieser Depressionen aus. Nach der Beschaffenheit des zu Tage liegenden Bodens unterscheidet Richthofen 1. die gelberdige oder Lößsteppe, die normale Steppe von Central-Asien mit den besten Weideplätzen; 2. die Sandsteppe, aus feinem, jeder Vegetation feindlichen, meist in langen parallelen fortrückenden Wellen zusammengewehtem Sande bestehend; 3. die Kiessteppe, mit runden glatten Quarzkieseln übersäet, und 4. die Stein- oder Schuttsteppe, aus Löß bestehend, welcher scharfkantigen Gebirgsschutt in wechselnder Menge einschließt. Getrennt werden diese Depressionen von einander bald durch einförmige, flachgerundete Rücken, übriggebliebene Reste früherer Gebirge, bald durch mächtige Bergmassen, die aus dem Steppenlande bis in die Schneeregion aufsteigen und wie im Tian-schan, am Karakorum u. s. w. in Alpenformen gipfeln, bald durch die mannigfaltigsten Abstufungen zwischen diesen beiden Extremen. Aber selbst die höchsten Gebirge haben nicht immer ihre kühnen Alpenformen erhalten, sondern sind durch Zerstörung und Ablagerung in Schutthaufen verwandelt worden, aus welchen nur noch unvollkommen das Skelet des übriggebliebenen Kolosses hervorragt, so die von Prschewalski überschrittenen Gebirge Schuga und Bayan-kara, manche Theile des Tian-schan u. s. w.

Han-hai, d. h. trockenes Meer, nennen die Chinesen jene von Westsüdwest nach Ostnordost gestreckte Depression, die sich von Kaschgar nach dem Chingan-Gebirge hinzieht, und Richthofen adoptirt den Namen, weil in der That damit ein Meeresgrund bezeichnet wird, welcher sich einst zwischen Tian-schan, Altai und Kwen-lun befand, und wenigstens an Längenerstreckung dem heutigen Mittelländischen Meere nahezu gleichkommt. Das Han-hai zerfällt in das Tarym-Becken (im sogenannten Ostturkestan) im Westen, welches im Lop-

nor bei circa 600 Meter seine tiefste Einsenkung hat, und das Scha-mo-Becken im Osten und entsendet von der Vereinigung beider nach Nordwesten einen Arm, die dsungarische Mulde, durch welche einst jenes Binnenmeer sich zurückgezogen hat. Von allen Seiten ist das Tarym-Becken von hohen Gebirgen umgeben und nur nach Osten hin offen, eine Configuration, welche seine Geschichte bestimmt. Durch das breite, offene Thor im Osten kamen die Nomadenvölker, wenn sie zum Wandern gedrängt wurden, herein wie in eine Falle. Wollten sie dieselbe zur Aufsuchung neuer Wohnplätze verlassen, so konnten sie nur entweichen, indem sie sich mit den Waffen nach dorthin, woher sie gekommen, oder gegen Norden über die leichten Pässe des östlichen Tian-schan durchschlugen. Vielfach aber ließen sie sich im Tarym-Becken nieder, welches, abweichend von den übrigen Theilen des Hanhai, an dem Austritt der Flüsse aus den fast ringsum sich erhebenden Gebirgen zahlreiche durch Sandwüsten getrennte Oasen und damit Anlaß zur Bildung kleiner isolirter Staaten bot, welche andringenden Eroberern stets bald unterlagen.

Das Scha-mo-Becken ist uns durch eine Anzahl europäischer Reisenden (Ney Elias, Butin'sche Expedition, Fritsche, Prschewalski, Fuß und Bunge, Pater Hyakinth, Pumpelly rc.) wenigstens im Osten ziemlich gut bekannt. Hier tritt an die Stelle des im Tarym-Becken vorherrschenden Sandes die Kiessteppe, unterbrochen von einzelnen, von West nach Ost streichenden Höhenzügen; die tieferen Theile dieser von sanftgeformten, zu mäßiger Höhe ansteigenden Geländen umgebenen Einsenkung sind durch jugendliche, horizontal geschichtete Sedimente ausgefüllt und haben eine theils mit quarzigen Rollsteinen und Löß, theils mit Sand bedeckte Oberfläche. Ihr östliches Ende erreicht sie am Chingan, das weniger ein Gebirge, als der einseitige, nach Osten gerichtete Abfall des Plateaus zu sein scheint. Kein Theil des Hanhai bietet den Nomaden bessere Bedingungen als dieses Scha-mo, und frei und ungebunden schweift der Mongole über die endlosen Steppen; und dieselbe Leichtigkeit, die der Einzelne hat, bietet sich den Reiterschaaren, die sich wie Wolken am blauen Himmel bilden und ohne Hinderniß fortziehen, und sich entweder wieder in Dunst auflösen oder sich dichter und dichter ballen, in kurzer Zeit das ganze Gebiet erfüllen und in ihrem stürmischen Zug den Nachbargegenden, die sie treffen, Unheil und Verderben bereiten. Selbst der Chinese hat in diesem Gebiete keinen Ort zur Ansiedelung gefunden, und die Handelsplätze, von denen aus er die Nomaden moralisch beherrscht, nur an den Oberläufen der nach dem Meer gerichteten Flüsse zu errichten vermocht.

Der merkwürdigste und historisch bedeutsamste Charakterzug des Han-hai liegt in seinem mittlern Theile zwischen Tarym- und Scha-mo-Becken, welche beide ihre Bewohner mehr isoliren, als mit der Außenwelt in Verkehr setzen. In seiner Mitte entsendet nämlich das Han-hai zwei Arme, den einen östlich nach China, den andern westlich europawärts, beides weite Thore für Völkerwanderungen. Der erste ist die Jü-mön-Passage, eine Thalfurche von geringer Breite am Nordfuße des Ki-liën-schan, welche vom Bulungir-Flusse und Su-tschóu nach Liang-tschóu-fu und dem Hwang-ho führt und in ihrer Mitte durch den westlichsten Theil der Großen Mauer abgesperrt ist. Diese Passage gewährte einerseits den Chinesen Zutritt zu Central-Asien, andererseits den Steppenvölkern zu der reichen Kornkammer Schen-si. Der andere, der dsungarische Arm, zweigt bei Barkul nach Nordwesten ab und zieht sich mit mehreren Ausweitungen nach Osten und Westen zwischen Ektag Altai und Tarbagatai zum Zaisan-nor hin. Wahrscheinlich besaß er auch südlich vom Tarbagatai einen zweiten Abfluß in der Richtung nach dem Ala-kul. Jene beiden Oeffnungen nach Westen haben wie einst dem Binnenmeere, so später den Völkern Inner-Asiens Abzug nach außen gewährt, wenn letztere auch häufiger nach dem verlockendern Ili hinübergezogen. Zu wiederholten Malen drängte das völkergebärende Central-Asien gewaltige Schaaren hier hinaus, und nie kehrten sie wieder zurück. Diese Rolle einer Durchgangsstraße für große überschwellende Massen ist es, was der Dsungarischen Steppe ihre besondere Wichtigkeit verliehen und sie mehr als einmal verhängnißvoll für Europa gemacht hat. Die natürlichen Verhältnisse lockten auch hier stellenweise zur Niederlassung. Drängte aber ein neues Volk mit Uebermacht heran, so konnte das schon vorher ansässige nach Westen oder Südwesten ausweichen und den Ankömmlingen völlig Platz machen, in Folge dessen hier im Dsungarischen Becken eine weit größere Raceneinheit existirt, als im Tarym-Becken, wo neben den verschiedensten türkischen Stämmen Reste arischer, mongolischer und tibetischer Völker sich finden. Mit einem kurzen Ueberblicke über die „Völkerströmungen Central-Asiens in ihren Beziehungen zur Bodengestaltung", worin die oben schon in einzelnen Fällen angedeutete Abhängigkeit der Geschichte von der Configuration des Landes weiter ausgeführt wird, schließt das erste hochinteressante Capitel des Werkes.

Der Frage nach der Ursache des eigenthümlichen Oberflächencharakters Central-Asiens und der Art der Agentien, welche ihn hervorgebracht haben, sind die nächsten Partien gewidmet, zunächst das zweite Capitel „Die Löß-Landschaften im nördlichen China und ihre Beziehungen zu Central-Asien."

Das nördliche China ist von einer Bodenart überdeckt, welche, wie kaum eine zweite in irgend einem andern, mit Abfluß nach dem Meere versehenen Theil der Welt den Charakter der Landschaft, die Ausbreitung des Ackerbaues, die Grenzen menschlicher Cultur und die geschichtliche Entwickelung von Staaten bestimmt. Es ist dieselbe, welche von den Bewohnern des Rheinthales als „Löß" bezeichnet wird, eine feine thonige Erde von braungelber Farbe, zwischen den Fingern zerreiblich und doch dabei so fest, daß sie an Stellen, wo zerstörende Einflüsse, wie fließendes Wasser, ein Abbrechen großer Massen verursacht haben, in vollkommen senkrechten Wänden von mehreren hundert Fuß Höhe ansteht. Diese Erde schließt feine Sandkörnchen von eckiger, ungerollter Gestalt ein sowie kohlensauren Kalk. Jeder dieser Bestandtheile spielt seine gewichtige Rolle: der von seinen Fluthen in Suspension gehaltenen gelben Erde verdankten der Hwang-ho oder Gelbe Fluß und das Gelbe Meer ihre Namen; der darin enthaltene Sand macht den Strom seicht und bildet Sandbänke in seinem Bette und an seiner Mündung und bei Ueberschwemmungen lagert der Hwang-ho die thonigen Substanzen auf den angrenzenden Ebenen ab und erhöht dadurch deren Fruchtbarkeit.

Der Löß ist von sehr feinen Röhrchen durchzogen, welche sich nach Art der Faserwurzeln von Pflanzen verzweigen und meist mit einer dünnen weißlichen Rinde von kohlensaurem Kalk bekleidet sind, eine Eigenschaft, welche von großer ökonomischer Bedeutung ist. Denn in Folge dieser senkrecht angeordneten capillaren Textur saugt der Löß Wasser auf, wie ein Schwamm. Die stärksten Regengüsse lassen nur geringe Spuren auf seiner Oberfläche, und ebensowenig finden sich auf eigentlichem Lößboden Seen. Auch Quellen treten erst dort in Menge hervor, wo der Löß auf festem Gestein auflagert. Wo aber Wege darüberführen und die Wagenräder längst die Textur zerstört haben, geht der Löß in eine Art kalkreichen Lehm über, und nach einem Regenfall bildet sich ein unergründlicher zäher Schmutz und hemmt oft den Verkehr für Wagen vollkommen. — An Einschlüssen enthält der Löß die sogenannten „Lößmännchen", feste

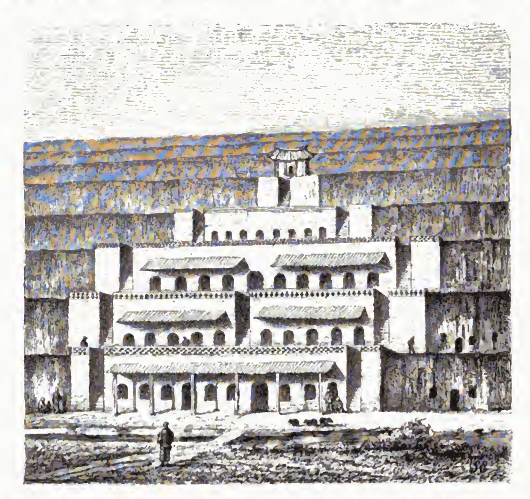
mergelige Concretionen von knolliger, langgezogener, oft sehr abenteuerlicher Gestalt wechselnd von Erbsengröße bis zu einem Fuß Länge, von den Chinesen bezeichnend „Stein-Ingwer" genannt; ferner eckige, sichtlich nicht gerollte Gesteinsstücke, Gehäuse von Landschnecken und Knochen fossiler Landsäugethiere. Besonders charakteristische Eigenschaften des Löß sind der gänzliche **Mangel an Schichtung** und die Neigung zu verticaler Zerklüftung. Die Absonderung in horizontale Schichten ist sonst ein so allgemeines Attribut sandiger, thoniger und lehmiger Gebilde von größerer Mächtigkeit, daß der Reisende erstaunt, im nördlichen China Lößanhäufungen von 1500 bis 2000 Fuß Mächtigkeit ohne eine Spur von Schichtung zu begegnen. So begleitet z. B. eine 500 Fuß hohe, einförmig gelbe Wand, hin und wieder von tiefen Schluchten unterbrochen, den Gelben Fluß an seinem Südufer auf eine große Entfernung. Eine Schichtfläche sucht man vergebens; wohl aber bemerkt man eine gewisse Absonderung von Bänken, welche dadurch entsteht, daß die Lößmännchen in nahezu horizontalen Ebenen angeordnet sind und dadurch Unterbrechungen in der Continuität von oben nach unten verursachen. Diese Erscheinung ist aber nicht eine Folge von Ablagerung der Lößmännchen aus Wasser, wie Richthofen des Nähern nachweist; es traten vielmehr zu der Zeit, als der Löß sich allmälig anhäufte, zeitweilig Bedingungen ein, welche eine Aenderung in der homogenen Beschaffenheit des Löß entlang seiner jeweiligen Oberfläche veranlaßten. Das später durchsickernde Wasser begegnete dann an diesen Lagen einem Widerstande, der den Absatz chemisch gelöster Stoffe und damit die Bildung von Concretionen begünstigte. Was die Verbreitung des Löß anlangt, so beginnt er 160 geogr. Meilen landeinwärts vom Golfe von Tschili und reicht westwärts bis dorthin, wo in einem directen Abstand von 840 geogr. Meilen von der Küste, jenseits der letzten Zuflüsse des Hwang-ho, das Gebiet der abflußlosen Wasserbecken beginnt. Im Norden liegt seine Grenze dicht vor der Wasserscheide gegen die Steppen der Mongolei und im Süden unweit südlich vom Wöi, dem rechten Nebenflusse des Hwang-ho. Außerdem tritt er am Mittellaufe des Han-Flusses auf und sein südlichstes Vorkommen liegt bei Nanking, am Po-yang-See und am Tung-ting-See. Im Ganzen ist die Fläche, welche er continuirlich bedeckt, etwa so groß wie Deutschland; sein **ganzes** Verbreitungsgebiet in China ist noch um die Hälfte größer. Dabei reicht er vom Spiegel des Meeres bis hinauf zu Höhen von 1800 Meter (in Schan-si), ja 2400 Meter im Wu-tai-schan, und fast ebenso hoch in Kansu und



Aussicht auf Lößschluchten durch eine Oeffnung in der Wand eines Hohlweges am Paß Han-sin-ling in Schan-si.

Kuku-nor; er ist in seiner verticalen Verbreitung von der Meereshöhe durchaus unabhängig, und nachweisbar hat er sich von Anfang an in denjenigen relativen Höhen abgelagert, in welchen wir ihn jetzt finden.

Ein in solcher Mächtigkeit über Gebirgsland sich ausbreitendes Gebilde wird offenbar die Unebenheiten desselben ausgleichen, Vertiefungen ausfüllen und Erhabenheiten bedecken. Aber dieser sanfte Charakter ist nur scheinbar. Von oben gesehen ist die Oberfläche einer Lößmulde so gleichmäßig, daß man meinte, ein Regiment Cavallerie müsse im Fluge über die Fläche hineilen können; und doch ist dieselbe stets so unzugänglich, daß selbst der Fußgänger verloren ist, wenn er sich nicht an die gebahnten Wege hält. Es ist das eine Folge der tiefen Canäle, welche sich das Wasser in den Löß gräbt. Unendlich verzweigt und tief eingeschnitten sind dieselben; an ihren Ursprungsstellen sind es meist schon Risse von 30 bis 50 Fuß Tiefe, bei einer Breite von oft nicht mehr als 4 bis 6 Fuß, und vielfach senken sie sich viele hundert Fuß steil in die Tiefe hinab. Die Anordnung der Lößmännchen ist es allein, welche die senkrechten Wände in einen Terrassenabfall verwandelt und die Existenz von Wegen ermöglicht. Dadurch bietet die Lößlandschaft die wechselvollsten, formenreichsten Bilder, stets neue unerwartete Combinationen, mit einer Fülle des Ro-



Façade einer Coloniewohnung im Löß bei Ling-schi-hsien, Provinz Schan-si. (Jedes Stockwerk entspricht einer natürlichen Lößterrasse.)

mantischen, Bizarren und Abenteuerlichen ausgestattet. „So geht man in einem tief zwischen Lößwänden eingeschnittenen Hohlweg. Ueberrascht sieht man in der Seite eine Oeffnung angebracht, um das bei Regen sich sammelnde Wasser abzuleiten, ein wie man glauben sollte in einem Hohlweg zwischen 100 Fuß hohen Wänden gewachsenen Bodens aussichtsloses Beginnen. Und doch fließt das Wasser ab. Mit Verwunderung gewahren wir, daß die eine Seite des Hohlweges nur eine natürliche freistehende Erdmauer und die Oeffnung darin ein Fenster ist, der Hohlweg aber dicht neben einem senkrechten, in gähnende Tiefe hinabreichenden Abbruch eingeschnitten ist. Wir blicken hinab in ein Chaos von Wildniß, wo tausend senkrechte Vorsprünge von einfarbig gelbem Löß eben so viele unzugängliche Schluchten trennen. Gehen wir weiter in dem Hohlweg, so führt er vielleicht steil hinab oder hinauf, so daß die der Passagiere und des Gepäckes entledigten Wagen nur mit der größten Anstrengung befördert werden können. Plötzlich endigen die Wände zu beiden Seiten; die Straße betritt einen engen Grat, auf dem wenig Raum außer ihr ist, und zu beiden Seiten gähnen die gelben Abgründe in endloser Verzweigung. Wo der Grat wieder ansteigt, bietet sich vielleicht die ebene Fläche einer Terrasse für die Straße. Sie wird von ihr benutzt. Aber bald sind wir wieder in einem Hohlweg, und aus diesem treten wir abermals hinaus in ein Schluchtensystem, das mit dem vorigen gar keinen Zusammenhang hat. Die

Straße muß sich einen Weg in ihm hinab suchen, um seinen Boden zu erreichen und jenseits wieder in anderen Schluchten hinaufzusteigen."

Bewundernswerth ist das Geschick, mit welchem die Chinesen es verstanden haben, in dem Gewirr von Schluchten, das jedem Versuch zu einer anschaulichen Darstellung trotzt, die geeignetsten Wege für ihre Verkehrsstraßen zu finden. Besonders schwierig wird hier dereinst die Anlage von Eisenbahnen sein, wenn es sich darum handeln wird, dies Schluchtennetz zu überwinden und der fortdauernden Veränderungen (durch das Nachfallen von den Wänden der neuen Einschnitte und das Entstehen neuer Risse) Herr zu werden. Für den Ackerbau ist der Löß insofern von großer Wichtigkeit, als er denselben noch in Höhen von 2000 Meter, 2400 Meter und vielleicht darüber zuläßt, während in den fruchtbaren, durch Klima und Regenvertheilung begünstigten Südprovinzen Chinas der Anbau nur selten auf Höhen von mehr als 600 Meter hinaufreicht. So weit der Löß sich erstreckt, so weit wird auch Ackerbau getrieben, und wo er aufhört, verschwindet auch — von Alluvionen abgesehen — der Landmann. Und während im Süden kein Feld ohne reiche Düngung Erträge giebt, thut es der Löß ohne dieselbe. Schon vor 4000 Jahren bestand im Thale des Wei-Flusses, wo sich die früheste Geschichte der Chinesen abspielt, ein wesentlich auf den Ackerbau begründeter Staat: damals war dies der productivste Theil Chinas, und bis heute hat sich Schen-si den Ruf einer Kornkammer bewahrt, wenn auch in den letzten Jahrhunderten in Folge des verminderten Regenfalles seine Fruchtbarkeit nachgelassen hat. Der Grund davon muß eine gewisse Fähigkeit des Löß zur Selbstdüngung sein, welche Richthofen als Folge seiner hohen Porosität und capillaren Structur ansieht. Erstere befähigt ihn, die zum Gedeihen der Pflanzen erforderlichen Gase, besonders Ammoniak und Kohlensäure, in größerm Maße zu absorbiren. Andererseits ist klar, daß die unter dem Niveau der Flüsse gelegenen Theile der Lößbecken mit Feuchtigkeit erfüllt sein und daß dort die im Löß enthaltenen Salze in ziemlich concentrirter Lösung vorhanden sein müssen, da sie nie ausgelaugt wurden. Dringt nun der Regen, von welchem allerdings eine beträchtliche Menge zur Erhaltung jener Fruchtbarkeit nöthig ist, von der Oberfläche aus ein und wird durch die senkrechte Stellung der Röhrchen im Löß leicht eine Verbindung des Wassers der Oberfläche mit dem in der Tiefe hergestellt, so werden sich nach dem Diffusionsgesetze die gelösten Bestandtheile dem ganzen in den Canälen enthaltenen Wasser mittheilen und so von der Tiefe nach der Oberfläche dringen, wo sie von den Wurzeln der Pflanzen aufgenommen werden können.

Noch andere Dienste bietet der Löß seinen Bewohnern. Millionen von Menschen in den Nordprovinzen Chinas leben in Höhlen, welche sie in den Fuß der Lößwände ausgegraben haben. Der Eingang hat die Größe einer Thür; innen aber verbreitert sich der ausgehöhlte Raum. Meist besteht eine solche Wohnung aus mehreren Gemächern neben einander, von denen eines eine Thür nach außen besitzt, die anderen nur Fenster. Sie sind alle gewölbt, durch stehengebliebene Wände getrennt und durch Thüren verbunden. Die Lößmännchen werden zerrieben, zu Cement verarbeitet und damit, um größere Festigkeit und Trockenheit zu erzielen, die Wände und Thür- und Fensterseiten angestrichen. Manche dieser Wohnungen hat seit Jahrhunderten derselben Familie zur Behausung gedient. Man findet darunter die verschiedensten Abstufungen von der einfachen Höhle bis zu wahren Lößpalästen, welche mit gebrannten Ziegeln ausgewölbt und mit einer hoch aufgebauten architektonisch verzierten Façade aus demselben Material versehen sind. Wenn sie zu Wirthshäusern und zur Unterbringung einer großen Zahl von Wagen und Pferden dienen, erstrecken sie sich zuweilen 100 bis 200 Fuß in die Erde hinein und haben eine entsprechende Breite und Höhe, während seitlich ausgehöhlte dunkle Kammern die Schlafstellen für die Reisenden enthalten. Die Vortheile solcher Wohnungen bestehen in ihrer Billigkeit und der Wärme, welche sie im Winter, und der Kühle, die sie im Sommer gewähren, und wenn sie an der richtigen Stelle angelegt sind, auch in ihrer Dauerhaftigkeit. An den Grenzen der Mongolei, in großen Theilen von Tschi-li, Schan-si und Schen-si begegnet man täglich derartigen Ansiedelungen. Es kommt vor, daß man in einem fruchtbaren, reich angebauten Thalboden nicht ein einziges Haus sieht. Vergebens fragt man sich, wo die Bewohner, die diese Arbeit verrichtet haben, leben, bis man an die Lößwand, die das Thal seitlich begrenzt, herantritt. Hier wimmelt es wie in einem aufgestörten Bienenschwarme; überall strömen die Menschen aus dem Innern der gelben Erdwände heraus.

Zum Schlusse berührt Richthofen kurz die strategische Wichtigkeit der durchfurchten Lößgebiete. Die Bewegung großer Heere kann, von den großen Thälern abgesehen, nur auf den Straßen und auch dort nur mit Schwierigkeit stattfinden. Die Vertheidigung einiger weniger Engpässe reicht darum hin, um bedeutende Feindesmassen abzuhalten. Haben sich dieselben aber in den verschiedenen Schlupfwinkeln erst einmal festgesetzt, so lassen sie sich schwer wieder vertreiben und sind wie ein Pfahl im Fleische. Die Befestigung der Haupteingänge zu großen Lößgegenden ist daher stets die Politik der chinesischen Kaiser gewesen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft vom 19. December 1877 machte Muschketow (s. „Globus" XXXI, S. 112, und XXXII, S. 335) interessante Mittheilungen über seine letzte Reise nach dem Tian-schan und der Pamir, wo er manche noch nie von Europäern betretene Plätze besuchte und viel neue Daten sammelte. Er wird demnächst eine geologische Skizze der Pamir veröffentlichen, auf die man mit Recht sehr gespannt sein darf. — In derselben Sitzung berichtete der Secretär über eine neue Expedition nach Turkestan, welche unter Leitung von Prof. A. E. Middendorff zu Anfang 1878 von St. Petersburg aufbrechen wird und vorzüglich die Ackerbauverhältnisse des Landes studiren soll. Es nehmen daran noch die Herren Smirnow und Russow Theil.

— Daß trotz der ablehnenden Haltung der englisch-indischen Regierung (s. vorigen Band S. 336) das Interesse der Engländer an jenen Gebieten, welche zwischen Britisch-Indien und dem Westen Chinas liegen, nicht einen Augenblick nachgelassen hat, beweisen zwei soeben vollendete Reisen quer durch China nach Birma, deren eine der Missionär

McCarty ausgeführt hat. Er erreichte von Schanghai über Yünnan Bhamo am Irawaddi. Der zweite Reisende ist Lieutenant Gill, R. E. (s. „Globus“ XXXII, S. 336). Im Februar fuhr er zu Dampfboot von Schanghai nach Han-kou, machte dann einen Ausflug nordwärts nach den schon von Hue beschriebenen Salz- und Feuerbrunnen von Tsi-liu-tsing, dann nach Tsching-tu-fu, der Hauptstadt von Sz'-tschwan, und bis Sung-phan an den Grenzen von Am-do, also bis in jenes Gebiet, wo Abbé Armand David gegen Ende der sechsziger Jahre die seltensten zoologischen Schätze erbeutete. Nach Tsching-tu zurückgekehrt, trat er am 10. Juli in Gesellschaft des Consulatsbeamten Mr. Mesny die lange, gefährliche Ueberlandreise nach Birma an. Dieselbe führte über Ta-tsien-lu, Li-thang, Ba-thang, Aten-tze, Ta-li-fu und Man-wein, wo Margary 1875 seinen Tod fand, nach Bhamo, wo sie am 1. November anlangten. Die Eingeborenen waren stets ruhig und nie feindselig gesinnt, die Wege dagegen, wie ja bekannt, überaus schwierig und steil, beständig über hohe Gebirge auf- und absteigend. Diejenigen, welche sich über die in Rede stehenden Gebiete zu orientiren wünschen, ohne deshalb mehrere englische Originalwerke durchstudiren zu müssen, möchten wir auf die unlängst erschienene „Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Von T. T. Cooper, Agent der Handelskammer zu Calcutta. Aus dem Englischen von Dr. H. L. von Klenze“ aufmerksam machen. Das englische Original erschien 1871 und erwarb sich durch die frische, unterhaltende Darstellung und die mannigfachen Abenteuer des Autors, welcher bis Aten-tze fast genau dieselbe Route verfolgte wie Gill, einen großen Leserkreis. Durch einen Anhang, welcher in kurzgefaßter Darstellung die erste englische Expedition unter Sladen (1868), Margary's Reise von Schanghai nach Bhamo (1874 bis 1875) und die zweite englische Expedition unter Browne (1875) behandelt, hat der Uebersetzer die Geschichte der Frage, welche die Verbindung Indiens und Chinas betrifft, bis auf die Gegenwart fortgeführt. Die Verlagshandlung (H. Costenoble in Jena), welche die deutsche geographische Literatur schon mit einer ganzen Reihe werthvoller Bücher über Asien im Original oder in Uebersetzung bereichert hat (z. B. Bastian's Völker Ostasiens, Schlagintweit-Sakünlünski's Reisen in Indien und Hochasien, Shaw's Reise nach der hohen Tatarei, Prschewalski's Reisen in der Mongolei), erwirbt sich dadurch ein wahres Verdienst, und es wäre nur zu wünschen, daß sie jenen Werke wie Markham's Reisen von G. Bogle und Th. Manning, Armand David's Reisebeschreibung, A. Williamson's Journeys in North China u. s. w. folgen ließe, denen ein dankbares Publicum gewiß wäre.

— Die schon längst geplante Expedition des Grafen Béla Széchenyi nach Centralasien ist nach dem Schauplatz ihrer Thätigkeit aufgebrochen; am 4. December 1877 hat sie sich nach Behm's geographischem Monatsbericht in Triest nach China eingeschifft, um von Peking nach dem Kuku-nor und weiter längs des Südrandes der Gobi vorzudringen. Graf Széchenyi wird Ethnographie und Zoologie vertreten, Oberlieutenant G. Kreitner Topographie, Ludwig Lóczy Geologie, Gabriel Bálinth Philologie.

— Die von der Holländischen Geographischen Gesellschaft ausgesandte Sumatra-Expedition (s. „Globus“ XXXI, S. 192) hat durch den plötzlichen Tod ihres Leiters, Schouw Santvoort, einen schweren Schlag erlitten. Seine ausgedehnten Kenntnisse, seine Energie und Ausdauer machten ihn zu jener Stellung besonders geeignet, und erst vor Kurzem hat er dies durch eine kühne Reise bewiesen, die er, nur von Eingeborenen begleitet, quer durch das unbekannte Innere jener Insel ausführte. Am 23. Februar 1877 war die Expedition in Padang auf der Westküste von Sumatra gelandet. Während die übrigen Mitglieder, Veth und Snelleman, das padangsche Hochland bereisten, durchkreuzte Santvoort die ganze Insel von Westen nach Osten, indem er dem Laufe des Batang Djoedjoean, Batang Hari und des Djambi-Flusses, zuletzt dem Lalang-Flusse folgte und so Palembang unweit der Ostküste erreichte. Die Berichte und Kartenaufnahmen des Reisenden erscheinen unter dem Titel „Sumatra-Expeditie“ als Beihefte zu der „Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam“, von denen schon drei Nummern veröffentlicht wurden. Nro. 2 enthält die Karte von Santvoort's Reise und Veth's Skizze eines Theiles des Batang Hari, eines Quell- oder Zuflusses des Djambi, Nro. 3 unter Anderm eine detaillirte Karte von Veth über die westliche Hälfte des von Santvoort bereisten Gebietes.

Afrika.

— Wie für die Osthälfte Hinterindiens, so sind uns auch für Marokko die werthvollsten Arbeiten in letzter Zeit von französischer Seite gekommen (Beaumier, Tissot). Eine amtliche Reise des dortigen französischen Gesandten, Mr. de Vernouillet, welche im Frühjahr 1877 ausgeführt wurde, ist für die Karte des Landes insofern von Wichtigkeit, als die der Mission attachirten Schiffslieutenants Des Portes und François achtzehn Punkte auf den Straßen von Tanger über El Araisch nach Fez und von Fez über Meknas und Kasr el-kebir nach Tanger astronomisch festgelegt haben. Die Straße von Fez nach Meknas haben sie mit allen Details aufgenommen und damit eine Lücke in der genauen Karte des nördlichen Marokko ausgefüllt, welche wir de Vernouillet's Vorgänger, M. Tissot, verdanken und die im Septemberheft 1876 des Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft erschienen ist.

— Der Mineningenieur Fred. W. North von Dudley, welcher von der englischen Regierung nach Südafrika geschickt worden war, um die Kohlenfelder dieser Colonie (erst im vorigen Jahre wurden solche bei Dordrecht und Queenstown entdeckt) zu untersuchen und darüber zu berichten, hat jetzt die sorgfältige Untersuchung eines Areals von 3000 engl. Quadratmeilen in der Capcolonie vollendet und ist nun vom Lieutenant-Governor von Natal, Sir Henry Bulwer, angewiesen worden, die gleiche Arbeit auch für letzteres Land auszuführen. North will zu Lande nach Pietermaritzburg gehen, wo er die nächsten sechs Monate zu thun haben wird.

— In den letzten Tagen des August 1877 reiste Dr. E. F. Landien von Liverpool nach Lagos in Guinea ab, um mit Unterstützung der Berliner Geographischen Gesellschaft die Negerländer am Niger und Binuë zu bereisen und zu versuchen, von letzterm Flusse aus in südöstlicher Richtung in das unbekannte Innere von Centralafrika einzudringen, ein Plan, an dessen Ausführung sich soeben auch der französische Lieutenant de Semellé (s. oben S. 15) gemacht hat. Es gelang auch Dr. Landien, wie „Aus allen Welttheilen“ meldet, von Lagos aus in das Innere vorzudringen; aber schon nach kurzer Zeit wurde er am 4. November 1877 krank dorthin zurückgebracht und ist daselbst zwei Tage später nach heftigen Schmerzen gestorben. Seine Papiere sollen nach der Heimath gesendet werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1878.**

Die französische Eroberung von Tong-kin.

Nach M. Romanet de Caillaud.

I.

Die französische Mekong-Expedition von 1866 bis 1868, über welche der „Globus“ von Band XX an ausführlich berichtet hat, wies bekanntlich die Unbrauchbarkeit jenes Stromes als Verkehrsweg nach China nach und ließ in dem Bö-Dê oder Sông-Ca, dem Flusse von Tong-kin [1]), welchen die annamitischen Dschunken bis zur chinesischen Grenze befahren, den kürzesten und bequemsten Weg nach dem südwestlichen China erkennen. Tong-kin ist nun der ansehnlichste Theil des Reiches Annam, wovon die französische Colonie Basse-Cochinchine nur ein losgerissenes Stück ist; aber der Hof von Hüé übt daselbst seine Oberherrschaft nur durch unaufhörliche Plackereien aus, während er gegen die chinesischen Rebellen, Räuber und Piraten, welche das Land ohne Unterlaß heimsuchen und verwüsten, vollständig machtlos ist.

Frankreich ist vermöge der Nähe seiner Colonie, seiner Verbindungen mit dem Hofe von Hüé und der Anwesenheit zahlreicher französischer Missionäre in Tong-kin diejenige Macht, welche am leichtesten daselbst Einfluß ausüben kann; und darum wünschte auch der Gouverneur von Französisch-Cochinchina, Contre-Admiral Dupré, aufs Lebhafteste, durch einen Vertrag für Frankreich das Recht zu erwerben, den Fluß von Tong-kin zu befahren und an seiner Mündung befestigte Handelsniederlassungen anzulegen. Dieselben sollten den Handel mit dem innern China an sich ziehen und Saïgon zu einem der größten Emporien Ostasiens machen, es gewissermaßen an Schanghais Stelle setzen.

Ein Franzose, Dupuis, unternahm es zuerst, den Fluß von Tong-kin zu erforschen. „Kühnen, wagenden Geistes und von ausdauerndem Charakter, besaß Dupuis neben seinem Muthe die unerläßliche Klugheit, um zum Ziele zu gelangen. Seine Kenntniß der chinesischen Sprache mußte überdies sein Wagniß vielfach erleichtern.“ So beurtheilte ihn in einer hinterlassenen Arbeit, „La question du Tong-king“, der Führer jener Mekong-Expedition, der vielbetrauerte Francis Garnier. Seit dem Jahre 1860 lebte Dupuis in China. In Han-kou am Yang-tse-kiang hatte er sich als Kaufmann ein großes Vermögen erworben und mit den Statthaltern und Mandarinen der südlichen Provinzen enge Beziehungen angeknüpft, welche er dazu benutzte, seinen seit 1864 gefaßten und erwogenen Plan auszuführen. Im Jahre 1870 ging er im Einverständniß mit dem Vicekönig von Yün-nan und unter Bedeckung einer chinesischen Soldatenabtheilung bis nach der Grenzstadt Mong-tze und überschritt die Reichsgrenze nach Süden, um den Wasserweg nach dem Meerbusen von Tong-kin zu suchen. Es gelang ihm, in Begleitung eines einzigen chinesischen Dieners, den Hauptstrom, den die Chinesen Hong-kiang [1]) und die Annamiten

[1]) Der Fluß von Tong-kin hat mehrere Namen, unter welchen Sông-Ca und Sông-Cai, d. i. „Großer Fluß“ und „Hauptfluß“, den Europäern am bekanntesten sind. Beide Namen kommen aber, wie leicht begreiflich, noch mehrfach in Annam vor und sind darum nicht recht geeignet. Romanet de Caillaud, dessen Darstellung im Tour du monde wir im Nachstehenden folgen, zieht deshalb Bö-Dê vor, ein Name, der schon auf der 1650 gezeichneten Karte des Pater de Rhodes vorkommt.

[1]) d. i. Rother Fluß. Diesen sehen die Chinesen als den Hauptstrom an, während der obere Bö-Dê, den sie Tsin-ho („Klarer Fluß“) nennen, ihnen als Nebenfluß erscheint. Die Annamiten halten es damit umgekehrt: für sie ist der viel kleinere Bö-Dê der Hauptfluß, ein Verfahren, das in der geographischen Nomenclatur nicht ohne Beispiel dasteht: man denke an Mississippi und Missouri.

Sông Thao nennen, hinabzufahren und quer durch wilde, unbotmäßige Völkerschaften bis nahe an die annamitischen Vorposten vorzudringen. Dort überzeugte er sich davon, daß der Fluß wirklich in den Meerbusen von Tong-kin münde und durchaus schiffbar sei.

Jün-nan ist reich an Metallen, ja darin vielleicht das reichste Land in der Welt; aber es wird nicht ausgebeutet, weil der Transport der Erze fast unmöglich ist. Damals wüthete auch noch der mohammedanische Aufstand in der Provinz. Es fiel Dupuis nicht schwer, die chinesischen Behörden von dem doppelten Vortheile der neuen Verbindungsstraße zu überzeugen, nämlich um europäische Waffen zur Bekämpfung der Rebellen einzuführen und den Erzen einen Abzug zu bieten. So erhielt er den Auftrag, die besagte Wasserstraße mit einem Waffen- und Munitionstransporte für die kaiserlichen Truppen zu eröffnen, und wurde als Leiter dieser Expedition bei dem Königreiche Annam, dem Vasallenstaate Chinas, beglaubigt. Seine guten Dienste sollten mit einem bedeutenden Quantum von Erzen und mit Grubenconcessionen belohnt werden. Zu Beginn des Jahres 1872 erschien Dupuis in Paris, um dem Marineministerium seine Entdeckung und seine Pläne mitzutheilen, und man versprach



4. 2. 1. 3. 5.

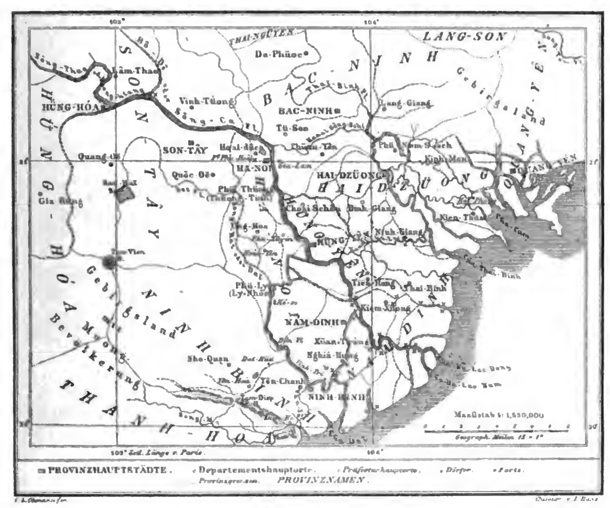
1. Dupuis in chinesischer Tracht. 2. Ly-yü-tsche, chinesischer Mandarin im Gefolge Dupuis'. 3. Soldat aus Jün-nan, von Dupuis' Escorte. 4. Tongkiner aus den besseren Ständen. 5. Tongkiner aus dem niedern Volke.

ihm dort nicht nur eine wohlwollende Neutralität der französischen Regierung, sondern auch ein Regierungsschiff, welches ihn von Saigon nach Hüé bringen sollte, wo er sich mit dem Hofe wegen der Eröffnung der neuen Handelsstraße benehmen wollte. Diesen Plan gab er aber in Saigon auf und ging direct nach Tong-kin. Am 8. November 1872 lief er mit zwei Kanonenbooten („Hong-kiang" und „Lào-kai"), einer Dampfschaluppe („Son-tây") und einer großen mit Kriegsmaterial und Kohlen beladenen Dschunke in den Cüa-cam, einen weiten Mündungsarm des Tong-kiner Deltas, ein. Er traf dort den Aviso „Le Bourayne" unter Commando des M. Senez, welcher eben an der annamitischen Küste Aufnahmen gemacht und den chinesischen Seeräubern dort eine empfindliche Schlappe beigebracht hatte. Dann hatte er sein Schiff im Cüa-cam vor Anker liegen lassen und war trotz der Widerspenstigkeit der annamitischen Mandarinen in einem Boote nach Hà-nôi hinaufgefahren, der Hauptstadt des einstigen Königreiches Tong-kin und der jetzigen Provinz, welche ihren Namen trägt. Senez verwendete sich zu Dupuis' Gunsten bei dem königlichen Bevollmächtigten Lê-tüän, und dieser versprach, in Hüé um Erlaubniß zu bitten, den Franzosen passiren zu lassen; wenn nach achtzehn Tagen keine Antwort eingetroffen sei, solle Dupuis den Fluß hinauffahren dürfen.

Nach vielen Anstrengungen und trotz des Uebelwollens der annamitischen Behörden langte Dupuis am 23. December 1872 mit seiner kleinen Flotte vor Hà-nôi an. Darob großes Erschrecken der Mandarinen, welche sofort die Citadelle in Vertheidigungszustand setzen. Vergebens versucht Dupuis sie zu beruhigen; sie bestürmen die französischen Mis-

sionäre, damit diese ihren Landsmann von seinem Unternehmen abbringen. Endlich reißt Dupuis die Geduld: er läßt seine Schiffe unter Befehl eines Freundes, des Herrn Millot, vor Hà-nôi zurück und fährt mit einheimischen Barken und einem Theil seines Kriegsmaterials nach Jün-nan. Dort schließt er wichtige Kaufverträge ab und kehrt am 30. April 1873 mit einer kleinen Ladung Erze und einer Escorte von 150 Soldaten, welche ihm der Generalissimus von Jün-nan, Mà-ta-shen, mitgegeben, nach Hà-nôi zurück. Gleichzeitig hatte der Vicekönig von Canton als officielle Mittelsperson zwischen China und dessen Vasallenstaate Annam dem Hofe von Hüé und den Mandarinen in Hà-nôi dringliche Depeschen übermittelt, durch welche Dupuis als chinesischer Agent eingeführt und befohlen wurde, ihn frei auf dem Flusse verkehren zu lassen.

Kaum nach Hà-nôi zurückgekehrt, sandte Dupuis den Mr. Millot nach Saïgon, um dem Contre-Admiral Dupré über die Resultate seiner Reise, die Feindseligkeit der annamitischen Mandarinen und die politische Lage Tong-kins zu berichten. Aber auch der Hof von Hüé hatte zwei Mandarinen nach Saïgon geschickt, um sich über Dupuis' Anwesenheit in Tong-kin zu beklagen; dieselben sollten dem Gouverneur den Abschluß eines seit 1860 vergeblich von Frankreich angestrebten Freundschafts- und Handelsvertrages zu-



Karte von Tong-kin.

sichern, falls er die Differenz zwischen Dupuis und Annam beilegen würde. Admiral Dupré ergriff diese Gelegenheit, den französischen Einfluß in Tong-kin zu befestigen, mit Freuden und beauftragte den eben von einer Reise im centralen China zurückkehrenden Francis Garnier, jenen Streit zu schlichten und den Fluß Bô-Dê von der chinesischen Grenze bis zum Meere dem Handel zu eröffnen. Zu diesem Behufe wurden ihm sehr geringe Mittel zur Verfügung gestellt: ein Kanonenboot (der „Arc") mit einer Bemannung von 56 Leuten, darunter 9 Asiaten, 30 Soldaten von der Marineinfanterie, drei Vierpfünder und ein Sechszehnpfünder. Sein Stab umfaßte den Schiffsfähnrich Esmez, den Marinearzt Chédan und den Unterlieutenant der Marineinfanterie de Trentinian. Der Aviso „Le d'Estrées" nahm die ganze Truppe an Bord und das Kanonenboot ins Schlepptau, verließ am 11. October Saïgon und ankerte am 23. im Mündungsarme Cüa-cam. Der „Arc" hatte unterwegs gekentert; aber die Mandarinen lieferten Garnier Dschunken, auf welchen er am 5. November Hà-nôi erreichte. Dort wollten ihm die Behörden ein elendes Wirthshaus mitten in der Stadt als Wohnung anweisen; aber empört darüber begab er sich sofort in die Citadelle und setzte es durch, daß er statt dessen eine große geräumige Baulichkeit im Süden der Stadt und Citadelle erhielt; sie hieß „Lager der Gelehrten", weil dieselben dort ihre Examina ablegen.

Der oberste Mandarin in Tong-kin war der alte Mar-

schall Nguyên-tri-phüong, einer der erbittertsten Gegner Frankreichs seit der Eroberung von Basse-Cochinchine. Demgemäß weigerte er sich von Anfang an, Garnier's Mission anzuerkennen, und scheute sich nicht, in einer Proclamation die Zwecke derselben falsch darzustellen. Garnier aber ging ruhig daran, die ihm gegebenen Weisungen auszuführen: er untersuchte die Streitpunkte zwischen Dupuis und den Mandarinen und erklärte den Strom von Tong-kin für den französischen, spanischen und chinesischen Handel für eröffnet. Seine Lage wurde aber zusehends schwieriger, da den Mandarinen jedes Mittel sich seiner zu entledigen recht erschien. Mehrmals versuchte man z. B. das Trinkwasser, welches das Expeditionscorps gebrauchte, zu vergiften; ein gleiches Mittel wandte man gegen Dupuis an, freilich ohne Erfolg, und zu zweien Malen fanden Versuche statt, sein Pulvermagazin in Brand zu stecken. Schließlich rüsteten sich die Annamiten zum offenen Kampfe. Da stellt Garnier am 19. November ein Ultimatum, und als die gesteckte Frist abgelaufen war, ohne daß er einer Antwort gewürdigt worden wäre, beschloß er, die Citadelle von Hà-nôi mit Gewalt anzugreifen.

In den letzten Tagen hatte Garnier eine bedeutende Verstärkung, 60 Mann, 5 Offiziere und die beiden Kanonenboote „Scorpion" und „Espingole" erhalten, so daß er nun



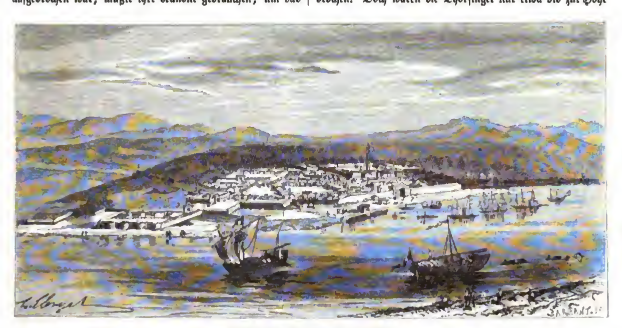
Annamitisches Dorf am Ufer eines Arroyo. (Nach einer Photographie.)

11 Kanonen und 240 Soldaten, darunter 30 Asiaten, unter seinem Befehle hatte. In der Citadelle dagegen lagen 6000 bis 7000 Mann, freilich nur mit Lanzen, Säbeln und schlechten Flinten bewaffnet, welch letztere sie noch nicht einmal zu handhaben wußten. Immerhin war das Mißverhältniß zwischen den beiden Parteien ein so bedeutendes, daß ein minder muthiger Mann als Garnier vor dem Unternehmen zurückgeschreckt wäre.

Am Abend des 19. November waren alle Vorbereitungen getroffen. „Scorpion" und „Espingole" hatten 33 Mann an Land gesetzt, welche beim Angriff mitwirken sollten; beide Boote, unter dem Befehle des M. Balny d'Avricourt, sollten mit ihren fünf Kanonen das Innere der Citadelle beschießen, gegen deren Südseite der Landangriff gerichtet wurde. Die eine Colonne war bestimmt, das südwestliche Thor zu nehmen, die andere unter Garnier selbst sollte den Hauptstoß gegen das südöstliche Thor ausführen. Am Dienstag den 20. November früh $4^1/_2$ Uhr waren, wie befohlen, die Vorbereitungen zum Kampfe getroffen; eine halbe Stunde später wurde wie gewöhnlich Reveille geblasen, um die Annamiten nicht argwöhnisch zu machen. Gleich darauf verzehrten die Mannschaften die schon Tags zuvor gekochte Suppe. Dann trat alles auf den Hof, Garnier hielt eine kurze, kräftige Ansprache, und gleich darauf eilte ohne einen Laut und im Laufschritt die erste Colonne unter dem Schiffsfähnrich Bain de la Coquerie nach dem südwestlichen Thor. Sie erreichte ihr Angriffsobject, ohne daß es der Feind bemerkte; der Tag begann nur eben anzubrechen. Im Nu löst sich die Abtheilung in Schützenlinien auf und ist der Vierpfünder auf der Brücke vor dem vordern Thore aufgestellt, während einige Leute die spanischen Reiter vor dem Eingange zur Flesche bei Seite räumen. Ein Matrose klettert über das Thor

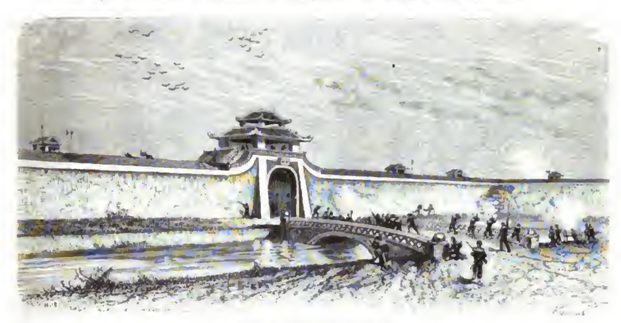
und öffnet es seinen Cameraden. Rasch ist die Flesche vom Feinde gesäubert, das Thor der Citadelle durch den Vierpfünder eingeschossen und die französische Fahne auf demselben aufgepflanzt.

Die zweite Abtheilung, welche eine Viertelstunde später aufgebrochen war, mußte ihre Kanone gebrauchen, um das Thor der angegriffenen Flesche zu öffnen, worauf sich die Mannschaften zur Schützenlinie auflösten und die Artilleristen auf den Umfassungsmauern der Citadelle beschossen. Inzwischen hatten sich die Sappeurs vergeblich bemüht, das Thor der Citadelle zu zertrümmern; ihre Aexte waren dabei zerbrochen. Doch waren die Thorflügel nur etwa bis zur Höhe



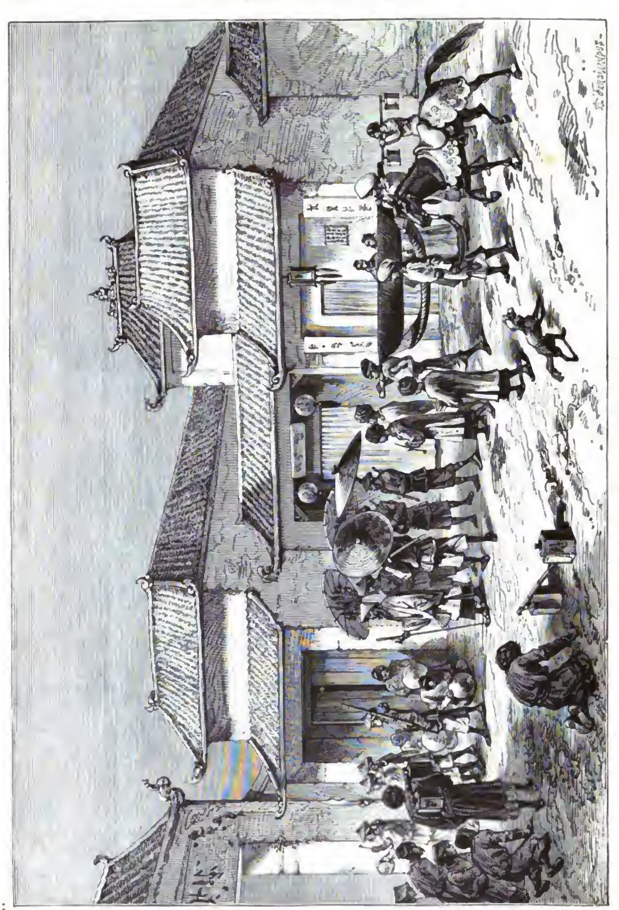
Hà-nôi aus der Vogelperspective.

(1. Südfort. 2. Stadtthore. 3. Sapeken-Gießerei. 4. Lager der Gelehrten. 5. Citadelle. 6. Stadtviertel. 7. Blumenthor. 8. Nordfort. 9. „Lào kai“. 10. „Hong-kiang“. 11. „Scorpion“. 12. „Espingole“.)



Flesche der Citadelle von Hà-nôi.

von 10 Fuß massiv und oben nur durch starke Balkengitter geschlossen. Ein Kartätschschuß riß einen solchen Balken fort; an den Leisten des Thores kletterte Garnier selbst hinauf und sprang durch die Lücke hinein. de Trentinian und zwei Soldaten folgen ihm auf demselben Wege. Von drinnen commandirt Garnier seine Kanoniere und läßt das Thor mit Granaten sprengen. Im Nu dringt seine ganze Abtheilung hinein, während die Annamiten in wilder Flucht davonstürzen. Auf Garnier's Befehl eilt Bain nach dem westlichen Thor, Hautefeuille nach dem östlichen, de Trentinian nach vorn, während Esmez den großen Thurm besetzt und dort die französische Fahne aufpflanzt. Das war für die Ka-



Straße in Hanoi. Gefolge eines hohen Mandarinen.

nonenboote, die durch ihr Feuern bedeutend zu dem Erfolge des Tages beigetragen hatten, das Zeichen, damit innezuhalten. Von der Mastspitze des „Scorpion" aus hatte Balny d'Avricourt das Feuer seiner Schiffe geleitet, das Innere der Citadelle mit Geschossen überschüttet und durch die platzenden Granaten die größte Unordnung unter den annamitischen Truppen verbreitet. Fünf Minuten vor 7 Uhr wehte die französische Fahne von dem einzeln stehenden Thurme der Citadelle, worauf Balny sein Feuer einstellte. Auch Mannschaften von Dupuis' Expedition hatten unter Befehl des Capitäns des „Hong-kiang", G. Vlavianos, den Feind am östlichen Thore beschäftigt und nach einem kräftigen Widerstande die dortige Flesche genommen.

So war die alte Hauptstadt von Tong-kin den Franzosen in die Hände gefallen. 180 Soldaten hatten in weniger als einer Stunde das Wagstück ausgeführt, ohne einen einzigen Todten oder Verwundeten zu haben, während der Feind 80 Todte, 300 Verwundete, darunter den Marschall, und 2000 Gefangene, darunter die meisten großen Mandarinen, verloren hatte. Die gewöhnlichen Gefangenen wurden am folgenden Tage wieder freigelassen. Aber Garnier begnügte sich mit diesem Erfolge nicht, sondern schickte noch am selben Tage, um die Sammlung der Flüchtigen zu verhindern, 40 Soldaten und eine Kanone unter Bain's Befehl ab, um das 6 Kilometer westlicher gelegene Fort Phü-hoài [1]), welches die Straße nach der Provinz Son-tây beherrscht, zu besetzen. Noch andere Mittel aber waren nöthig: Garnier nahm die gesammte Verwaltung der Provinz Hà-nôi in die Hand und erließ, um die geflüchteten niederen Mandarinen zu ersetzen, einen Aufruf an „die klugen und für die Interessen des Volkes besorgten Männer." Um den zahlreichen Räuberbanden entgegentreten zu können, bewaffnete er Freiwilligenschaaren. Ohne Unterschied der Religion wurde jedes Anerbieten angenommen, und nie würde Frankreich — so versicherte dessen Vertreter — diejenigen preisgeben, welche sich zu seinem Besten bloßstellen würden. Wenige Tage mußten genügen, um die Verwaltung der Provinz wieder in Gang zu bringen, und Garnier konnte nun daran gehen, die neue Handelsverbindung, zu deren Eröffnung er dorthin geschickt war, praktisch durchzuführen.

[1]) Auf der Karte ist durch ein Versehen Hoai-düc als ein von Phü-hoài verschiedener Ort angegeben worden. Beide sind aber identisch und das Fortzeichen giebt die genaue Lage an, während das Zeichen für den Departementshauptort wegfallen muß.

Physikalische Geographie Britisch-Indiens.

(Nach H. F. Blanford.)

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Die gehobenen Theile der Halbinsel jenseits der breiten, von den nördlichen Gebirgen sie trennenden indo-gangetischen Ebene sind durch eine fast ununterbrochene Kette von Hügeln, die gerade südlich vom Wendekreise des Krebses in der Richtung von Südwest nach Nordost über die ganze Halbinsel fortzieht, in zwei ungleiche Hälften geschieden; die nordwestliche, kleinere, umfaßt Malwa und Bhagelkhand, dem südlichen Plateau ist der Name Dekhan eigen. Jener Rücken ist die Windhya-Kette der altindischen Literatur, die Hindostan vom Dekhan trennte; auf unseren Karten wenden wir den Namen auf die weniger wichtige Anschwellung an, welche das Narbada-Thal im Norden begrenzt. Diese Querkette ist nicht von einheitlichem geologischen Gefüge. Die westliche Hälfte, die Satpura-Kette, vom nördlichen Theil durch die Narbada getrennt, besteht aus dicken Lagen vulcanischer Felsen der spätern Kreidezeit; die östliche Hälfte dagegen, welche das Plateau von Tschota Nagpur und Hazaribagh in sich schließt, besteht aus krystallinisch-metamorphischen Felsarten, die deutlich die Achse einer Kette von sehr hohem Alter bilden. Diese ganze Querkette ist die Hauptwasserscheide der Halbinsel; die Gewässer am Nordabhange fließen vornehmlich in den Ganges und die Narbada ab, jene auf der Südseite in die Tapti, Godaweri und Mahanadi. An die Kette knüpfen sich ferner sehr wichtige meteorologische Unterschiede. Bildet sie zwar auch noch nicht die Grenzmarke für die Sommermonsune der Gangesebene und die Westmonsune der Halbinsel, welche über das Plateau von Malwa und Bhagelkhand nach Norden hinwegziehen, so weist sie doch in Verbindung mit den Parallelthälern der Narbada und Tapti den Winden in den entgegengesetzten Jahreszeiten deutlich eine Ost- und Westrichtung an und verdichtet während des Südwestmonsuns die Dünste zu einem ziemlich reichlichen Regen.

Das Plateau von Malwa und Bhagelkhand (Baghalakhand, der östliche Theil von Bandelkhand) längs des obern Sona-Flusses nimmt den Raum zwischen der Gangesebene und den Thälern der Tapti und Narbada ein. Alle Gewässer dieses Plateaus fließen mit einer unbedeutenden Ausnahme der Südwestecke nach Norden ab; selbst Flüsse, die am Südrande des Plateaus wenige Kilometer vom Hauptthale der Narbada entspringen, strömen dem Ganges zu. Die Höhe dieser gewellten Ebene, aus der einzelne Hügel hervorragen, übersteigt nirgends 760 Meter. Der südwestliche Theil ist von Schichten vulcanischer Gesteinsarten bedeckt von derselben geologischen Beschaffenheit wie die Satpura-Kette; der Rest des Plateaus ist gebildet aus Sandstein, Schiefer und Kalk oder es treten die unterliegenden krystallinischen Gesteine zu Tage; diese letzteren bilden westlich von Dschabalpur deutlich den Südrand des Plateaus, und dieser ist es, den der Indier der Gegenwart Windhya nennt. Westlich lehnt sich das Plateau an die Arawalli-Berge an mit dem Abu-Gipfel, eine auf die Windesrichtung und den Regenfall äußerst einflußreiche Kette. In Adschmir am Ostfuße der Kette ist der Wind vorherrschend Südwest und hier wie am Abu-Berge sind die Südwestmonsune mit starkem, wässerigem Regenfall eine regelmäßige Erscheinung.

Die Halbinsel südlich der Satpura-Kette bildet vornehmlich das Plateau des Dekhan. Im Westen stürzt es in den Westghats, der Sahiyadri-Kette der Eingeborenen, steil ab, neigt sich dagegen sanft nach Osten zu und endet hier in

einer unzusammenhängenden Kette von Hügeln, den Ostghats. Das ganze Plateau ist umsäumt von einem Gürtel von Tiefland, das an der Westküste rauh und schmal ist, dagegen flacher und von unregelmäßigerer Breite im Osten. Die Thäler der Tapti und der südlich davon fließenden Purna, ausgefüllt durch die flachen Baumwollenebenen von Khandesch und Berar, lagern sich zwischen die Achse der Bergrücken und das Plateau; im obern Theile des Purna-Thales geht die flache Ebene des Berars unmerkbar in jene der Zuflüsse der Godaweri über, die sich längs dieses Flusses weit hinaberstreckt. Dieser Theil des Dekhan ist der niederste Punkt des Plateaus; Nagpur auf der Wasserscheide zwischen der Wardha und Wani Ganga liegt nur 285 Meter über dem Meere. Oestlich davon wird die Landschaft hügeliger, schließt aber noch eine ausgedehnte Ebene in sich, bekannt als jene von Tschhatisgarh; in ihr liegen die meteorologischen Stationen Raipur in 292 Meter Höhe (25,4° C. Jahrestemperatur, 1307 Millimeter Regenfall) und 240 Kilometer östlicher am Mahanadi-Strom Sambalpur in 139 Meter Höhe (26,0° C. Jahresmittel, 2040 Millimeter Regenfall). Jenseits Sambalpur durchschneidet die Mahanadi ein wildes Gebirgsland von ziemlicher Breite, das sich der Küste parallel vom Hochlande Tschota Nagpur hinab zum Delta der Godaweri zieht und einen Theil der Ostghat bildet. Die Berge sind aus krystallinischen Gesteinen zusammengesetzt, steigen bis zu 1200 Meter an und gehörten bis in die jüngste Zeit zu den unbekanntesten Gegenden Indiens. Der Mahanadi-Fluß entströmt dem Gebirge aus einem tief eingerissenen Erosionsthale und geht sofort in ein Delta über, das einen Theil der Alluvialebene bildet, die sich nordwärts bis zum Ganges hinzieht. — Wasserreicher als die Mahanadi und wichtiger als Verkehrsader wie zur Berieselung der Felder ist die Godaweri, einer der größten Flüsse Indiens, dessen Uferlandschaften vielfach an das Siebengebirge des Rheines erinnern. Das Thal der Godaweri und ihrer Zuflüsse fällt mit einer breiten Einsenkung zusammen, die sich von Nagpur langsam zur See senkt und in welcher die drei Orte Nagpur (285 Meter über dem Meere, 25,8° C. Jahrestemperatur, 1143 Millimeter Regenmenge), Tschanda (232 Meter über dem Meere, 25,8° C. Jahrestemperatur, 1197 Millimeter Regenmenge) und Sirontscha (118 Meter über dem Meere) liegen. Westlich und südlich dieser Einsenkung steigt das Land an; die Wasserscheide zwischen Godaweri und Kistna liegt bei Scholapur an der Bombay-Madras-Eisenbahn (26,8° C. Jahrestemperatur, 723 Millimeter Regenmenge) 517 Meter hoch. Dann senkt sich das Plateau auf eine kurze Strecke bis zum Thale der Tungabhadra, dieses mächtigen Zuflusses der Kistna von Süden, der mittelst des in den Jahren 1861 bis 1870 mit einem Aufwand von 23,6 Millionen Mark ausgeführten sogenannten Hauptcanals von 4000 Kilometer Länge (32 Schleusen und großartige Aquaducte) mit dem Penner-Flusse verbunden wurde; hinter diesem Flusse steigt das Land wieder an zum Gebirgsland von Maissur, wo die Hochebene bei Bangalor mit 923 Meter ihre größte Höhe erreicht.

Geologisch ist der centrale und südliche Theil des Plateaus aus krystallinischen (metamorphischen) Gesteinsarten aufgebaut. Wo der Boden nicht zu Ackerland angelegt wurde, ist das Land nichts als Weide; seine Oberfläche ist leicht gewellt, hier und da steigt eine Kette felsiger Hügel oder ein Kranz kühn und eigenartig gestalteter Felsen empor. Aehnlich ist das Kistna-Thal; der Fluß hat sein Bett in geschichtetes Gestein alter Formation, das auf Gneis ruht, eingegraben; nördlich von Belgaum, am Westrande, wird das Gestein Basalt; niedere Hügel von der charakteristischen Form mit flachem Gipfel und abgeböschten oder terrassirten Abhängen steigen zu der Kammkette der Westghats empor. Seinen Regen erhält das Plateau durch den Südwestmonsun, aber nicht eher, als bis dieser die Wand der Westghats überstieg; daher sind die Regenschauer leicht in Puna wie in allen Orten auf der vom Meere abgewandten Seite dieser Kette, und sogar mäßig in den östlicheren Theilen. Es bringen jedoch auch die Ostwinde, die im October und Anfangs November von der Bay von Bengalen wehen, noch Regen, wenn der nach West abgebogene Südwind aufhört die Gangesebene aufwärts zu wehen und nach dem Karnatik sich wendet; man hielt diesen regenreichen Wind, welcher dem Dekhan einen 3 bis 4 Wochen längern Regen zuführt als ihn die Districte nördlich der Satpura-Kette erhalten, sonst für den Nordostmonsun, er ist aber nichts als eine Ablenkung des Südwestmonsuns.

Südlich der in einander übergehenden Deltas der Godaweri und Kistna hinab fast bis zur Breite von Madras ist das innere Plateau der Halbinsel östlich durch eine dreifache Hügelreihe abgeschlossen, großentheils kahle, nackte Felsen, die durch zurückstrahlende Wärme die in 111 Meter über dem Meere liegende Stadt Kadapa (an der Madras-Bombay-Eisenbahn) mit 28,8° C. zu einer der heißesten Stationen ganz Indiens machen. Etwas nördlich von Madras streichen die Ostghats nach Westen und schließen Maissur von Norden ab; an der Stelle ihrer Vereinigung mit den Westghats erhebt sich das dreieckige Plateaugebirge der Nilgiri, dessen Hauptgipfel Dodabetta die stattliche Höhe von 2532 Meter erreicht. Das Gebirgsland setzt sich südlich der Nilgiri nach Süden in den Anamalli-, Palni- und Travankor-Gebirgen fort, unter denen einzelne Gipfel den Dodabetta noch überragen; was aber den Nilgiri den Charakter eines eigenen Gebirgsstockes giebt, ist die als Palghat-Kluft bekannte Senkung von 40 Kilometer Breite an ihrem Südfuße, deren Sohle nicht höher als 450 Meter über dem Meere liegt. Meteorologisch ist diese Kluft, in welcher auch die Eisenbahn von Kalikat nach Madras und Negapatam an der Ostküste geführt ist, von Bedeutung, weil durch sie hindurch die Winde streichen, die sonst dem Innern der Halbinsel durch die Bergwand der Ghats vorenthalten blieben. Nach Captain Newbold's Beobachtungen gestattet diese Senkung einen Abzug für jene wüthenden Stürme aus Ost, welche die Bay von Bengalen peitschen und nach Ueberschreitung der Halbinsel durch diese Kluft auf die benachbarte See austreten.

Die Küste ist im Westen schmal und ziemlich gleich breit, felsig und von zahlreichen Bächen und Küstenflüssen, die von den Westghats herabkommen, gut bewässert. Die Regenmenge ist reichlich (Tanna 2159, Kolaba 1750, Ratnagiri 2336, Kanara-Küste 2640 bis 3556, Malabar-Küste 2870 Millimeter), das Klima feucht und warm, die Vegetation üppig und im Charakter der Tropen; wo die Abhänge nicht gerodet wurden, sind sie mit dichtem Wald bedeckt. An der Malabar-Küste und Travankor werden die Flüsse an der Mündung durch den Wellenschlag der Arabischen See gestaut und gehen in zahlreiche Sümpfe und Hinterwasser über, die, durch künstliche Canäle unter sich verbunden, einen Binnenwasserverkehr ermöglichen, der von großem Nutzen während der Monsune ist, wenn die Küstenschifffahrt eingestellt werden muß. Auf der Ostseite bildet nördlich bis Madras die Provinz Karnatik den Saum unter dem Gebirge; das Thal der Kaweri hat am Fuß der Nilgiri Höhen von 600 Meter, während das Delta der Kaweri die reiche Provinz Tandschor bildet, die sich eines ausgezeichneten Bewässerungssystemes erfreut. Dieses Delta ist übrigens kein Sumpf, sondern liegt durchgehends über dem Meere, jeder Fleck ist angebaut und die Dichtigkeit der Bevölkerung erreicht 208 Einwohner

auf den Quadratkilometer (11 610 auf die deutsche Quadratmeile). Nördlich von Madras wird die Küstenebene auf eine Breite bis zu 50 Kilometer verengt, erweitert sich im Delta der Kistna und Godaweri auf 80 Kilometer, wird aber dann ein ganz schmaler Streifen, der diese Breite bis nach Kattak behält und schließlich mit der Gangesebene sich vereinigt. Nur bei Vizagapatam unter den zwischen 300 bis 600 Meter über dem Meere sich erhebenden Hügeln des Dschaipur-Staates treten Felsen bis an die Küste heran, sonst ist die Ostküste von Cap Comorin bis hinauf zur Mündung des Hugli-Flusses eine flache, von einem Streifen Sand eingefaßte Alluvialebene. Die wässerigen Niederschläge sind bedeutend geringer als im Westen; sie betragen auf der Südostspitze (Tinevelly) 625, in Madras 1237, in Vizagapatam 1055, bei False Point (Mahanadi-Mündung) 1936 und auf der Sagar-Insel (Hugli-Mündung) 1917 Millimeter.

Eine Welt für sich ist die Indiens Südspitze vorgelagerte, östlich vom 1399 Meter hohen (außer von einem Hindutempel von einer 1550 von S. Franciscus erbauten und bis zur Stunde wohlerhaltenen katholischen Capelle gekrönten) Cap Comorin gelegene Insel Ceylon. Ihre Westküste liegt nahezu in der Länge der festländischen Seestädte Negapatam und Ponditscherri, und die zwischen der Insel und dem Festlande liegende seichte Meerenge ist in einer Weise durch Inseln und Riffe überbrückt, daß man neuerdings sogar ganz ernsthaft davon spricht, die Zwischenräume durch Brücken auszufüllen und Ceylon mit dem Festlande durch eine Eisenbahn zu verbinden. Der Norden der Insel wie ein Theil des Hinterlandes besteht aus gehobenen Korallenriffen, wie überhaupt ganz Ceylon Spuren sehr junger Hebung trägt. Der innere Ring des Eilandes ist von einem Tafelland aus krystallinischen Felsen ausgefüllt, aus welchem Bergspitzen von 2430 Meter Höhe emporragen; die westlichen Absätze tragen dichte Waldungen, wo sie nicht für Kaffeepflanzungen gerodet sind; im Osten stößt man wie in den Nilgiri auf Hochwiesen mit Waldungen in den Thälern und Vertiefungen. Regen ist sehr häufig und heftig (1956 an der West-, 840 bis 1500 Millimeter an der Ostküste, 2000 bis 2300 Millimeter im Innern), die Temperatur hoch und gleichmäßig im ganzen Jahre (27 bis 27,8° C. an beiden Küsten, 15,5° an den höchsten Punkten im Innern; die Schwankungen zwischen dem kältesten und wärmsten Monate übersteigen nirgends 4° C.). Die Vegetation ist dicht und üppig sprossend wie in den Tropen; nur die Ostküste ist etwas trockener. Im Mai und Juni, wenn die Südwestmonsuns wehen, ist der Unterschied zwischen den ihnen zugewandten und den abgewandten Abhängen äußerst groß. Nowara Elia (Nurelia) in 1894 Meter Höhe ist dann Tag für Tag, ja Woche um Woche von einer dicken Nebelschicht eingehüllt, aus welcher sich ständig Regen niedersenkt; hat man aber auf der schönen Kunststraße nach dem 746 Meter hohen Badulla die Hauptkette des Gebirges überschritten, so tritt man in ein von grellstem Sonnenschein getroffenes Wiesenland ein. West und Ost zeigen demnach so große klimatische Unterschiede wie Nord und Süd der indischen Halbinsel.

Nach Hinterindien reicht das englische Kaiserreich hinüber mit der langgestreckten Provinz Britisch-Birma. Jenseits der äußersten Grenze von Ober-Assam, da, wo die östlichen Zuflüsse des Brahmaputra aus den Abor-Hügeln heraustreten, zieht sich eine Reihe nahezu paralleler Höhenrücken nach Süden, zwischen denen die Thäler des Barak und anderer kürzerer in Arakan ausmündenden Flüsse, des Irawadi und seiner Zuflüsse, des Salwen und schließlich des Mekhong sich nach Süden ausstrecken. Die westlichste dieser Ketten ist die Patkoi, welche Nord-Assam vom unabhängigen Birma trennt und weiter südlich sich spaltet in die Garo- und Khasia-Berge (westlich) und in die Arakan Yoma oder das Küstengebirge (südlich). Diese letzte Kette wird in ihren höchsten Gipfeln bis 2550 Meter ansteigen; sie zieht fort bis zum Cap Negrais, taucht dann unter das Meer und bildet hinab bis zu den Andamanen und Nikobaren eine Kette von Inseln und Riffen, die sich alle als hervortretende Gipfel der submarinen Abtheilung dieser Kette darstellen. Die westliche Abdachung des Arakan Yoma erfreut sich gleich den Westghats unter der vollen Kraft des Westmonsuns eines sehr starken Regenfalles, der in Sandawai 6350 Millimeter erreicht, nördlicher zwar weniger wird, aber noch in Tschittagong 2640 Millimeter beträgt. Die ganze Kette ist bis zur Spitze mit üppiger tropischer Vegetation bewachsen, Hochwaldungen mit dichtem Bambusunterholz bedecken die Abhänge. Die Küste ist steinig und zwischen Sandawai und dem nördlich davon liegenden Akyab von Inseln eingefaßt.

Niedriger als das Küstengebirge ist die Pegu-Yoma-Kette, welche den Irawadi in seinem untern Laufe an seinem rechten Ufer vom Sitang-Thale abschließt. Auf englischem Gebiet erreicht sie unter 17° 55′ die Höhe von 610 Meter; höher hinauf steigt sie bis zu 1800 Meter an und das Gebirge erhält eine Breite von 40 Kilometer. Das Thal des Irawadi, das zwischen dieser Kette und dem Küstengebirge liegt, besteht aus Ebenen, welche in der Richtung von Nord nach Süd von niedrigen Hügelreihen durchschnitten werden, welche den Fluß im größern Theile seines Laufes in enge aber tiefe Canäle drängen; wo solche Einengung nicht erfolgt, dehnt sich der Fluß behaglich in die Breite und bewahrt noch bei dem in den letzten Jahren häufig genannten Handelsplatze Bhamo, dem Sitze eines englischen Consuls, fast 1000 Kilometer von der See entfernt, eine Breite von $2^1/_2$ Kilometer in der Regenzeit, 1,6 Kilometer in der trockenen Jahreszeit.

Im Allgemeinen bestimmt die Linie der Bergrücken die Richtung der Winde; nach Beobachtungen am Zuge der oberen Wolken scheint das ganze Jahr hindurch ein ständiger Südwestwind über die Bergspitzen zu ziehen, genau so wie im Himalaya. Im Delta des Irawadi ist der Regenfall sehr hoch und das Klima im ganzen Jahre mild und verhältnißmäßig gleichartig; im unabhängigen Birma wird das Klima dagegen trockener, continentaler, der Regenfall seltener.

* * *

Der wissenschaftlichen Forschung sind in Indien noch lohnende Aufgaben gestellt. „Kein Land der Erde ist so großartig angelegt wie dieses, keines schließt so große Gegensätze in Form wie Klima in sich wie Indien, wo die höchste Gebirgskette der Welt aus der weiten indo-gangetischen Ebene emporsteigt und neben regenlosen Wüsten weite Landstriche größter Fruchtbarkeit wie Flußdeltas mit der üppigsten Vegetation sich finden. Gleichwie die Andesketten das typische Land für die Wirkung vulcanischer Kräfte sind und Australien mit Polynesien in ihren Korallenriffen die beste Gelegenheit bieten, die Thätigkeit organischer Kräfte in Hervorbringung neuer geographischer Formen kennen zu lernen, so kann man in Indien in den schroffen Gegensätzen zwischen Hitze und Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit und Regenfall am besten die Einwirkung von Klima und Wasser auf die Veränderung unserer Erdoberfläche beobachten; man bedenke nur, daß in den Khasia-Bergen die durchschnittliche Regenmenge 14 Meter im Jahre übersteigt und daß Dr. Hooker fünf Tage hindurch wässerige Niederschläge von täglich 760 Millimeter hatte. In einem solchen Lande finden alle Erscheinungen der Abschwemmung und des sich Eingrabens der Flüsse an Gebirgen, Hügeln und Tafelländern, die Bildung

von Alluvialebenen und das Anwachsen der Flußdeltas mit einer Schnelligkeit und in einem Maßstabe statt, wie sie nirgends sonst anzutreffen sind. Die Beobachtung dieser Vorgänge ist aber von größter Wichtigkeit für die allgemeine Geographie und Geologie, da diese Vorgänge vor unseren Augen gerade die Wirkung jener Kräfte darlegen, auf deren seit Langem fortdauernden Einfluß der größere Theil aller geologischen Veränderungen zurückgeführt werden muß" [1]).

[1]) Dr. J. Forbes Watson: „On the Establishment of an Indian Institute" (London 1875).

Der Fortschritt des amerikanischen Nordwestens.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Rivalisirende Dampferlinien und billiges Reisen. — Die neuen Dampfer der deutschen Gesellschaft. — Auf dem „Oneonta".

Wie sich der Leser dieser Blätter wohl erinnert, ist das Fahrwasser des Columbia auf der Strecke, wo derselbe das Cascadegebirge durchbricht, durch eine Reihe von Stromschnellen, „Cascades" genannt, gehemmt, und der Verkehr wird gegenwärtig durch eine Eisenbahn-Portage an jener Stelle ermöglicht. Das seit Jahren besprochene Project, die Stromschnellen durch einen Schleusencanal für Dampfschiffe passirbar zu machen, scheint jetzt endlich Hoffnung auf Verwirklichung zu haben. Die schnelle Entwickelung des östlichen Oregon und Washington macht einen solchen Canal, durch welchen der Zeitverlust und die Vertheuerung des Umladens der Güter beseitigt würde, zur Lebensfrage jener productenreichen Gebiete, denen ein einfacherer Ausweg nach dem Ocean eröffnet werden muß, wenn sie für den Welthandel die Bedeutung erlangen sollen, wozu sie augenscheinlich bestimmt sind. Die Bundesregierung hat die Ausgaben für das Nivellement des Cascadecanals, vorläufig im Betrag von 100 000 Doll., übernommen, und wird der Bau desselben auf anderthalb Millionen Dollars veranschlagt.

Die sieben englische Meilen lange heftige Strömung unterhalb der eigentlichen Stromschnellen kann durch starke Dampfschiffe mit mächtigen Maschinen überwunden werden, so daß der eigentliche Canal nur in einer Länge von ein und einviertel englische Meilen ausgeführt zu werden brauchte. Nach dem neuesten Plane, von dem ich in Portland Einsicht nahm, soll der Canal am linken Ufer des Flusses in Oregon angelegt und gegen das Hochwasser des Columbia durch einen künstlichen Felsenwall von 35 bis 40 Fuß Höhe geschützt werden. Man beabsichtigt, zwei Schleusen, jede 250 Fuß lang, anzulegen, um den Fall von 26 Fuß zu überwinden. Durch geschickte und bereits erprobte Anwendung der neuesten Erfindungen in der Schleusencanalschifffahrt wird ein Dampfer die beiden Schleusen in etwa vierzehn Minuten passiren können. Würden nach der glücklichen Vollendung dieses Canals auch noch die oberhalb Dalles City das Fahrwasser unterbrechenden Fälle und Stromschnellen bei Celilo durch einen zweiten Schleusencanal überwunden, was gleichfalls im Bereiche der Möglichkeit liegt, so wäre damit eine ununterbrochene Wasserstraße auf dem Columbia, vom Meere bis nach der Stadt Lewiston in Idaho, auf einer Strecke von 500 englischen Meilen eröffnet. Eine Eisenbahn von Wallula nach dem Pugetsund wird ohne Zweifel mit der Zeit einen Theil von dem Productenhandel des östlichen Oregon und Washington nach den trefflichen Häfen an jenem herrlichen Meereseinschnitt leiten; aber es wird noch mancher Tropfen Wasser den Columbia herablaufen, ehe sich ein derartiges Project verwirklicht, und vorläufig bleibt der große Nordweststrom die einzige Verkehrsstraße zwischen jenen entlegenen Gebieten und dem Meere.

Gegenwärtig wird der Getreidetransport auf dem Columbia auf eine Weise erschwert und vertheuert, die geradezu lächerlich erscheint. Die Weizensäcke müssen, ehe sie z. B. von Walla Walla nach Portland und Astoria gelangen, sage mindestens ein halb Dutzend Mal zwischen Eisenbahnen und Dampfschiffen hin und her geschleppt werden. Zuerst bringt eine Eisenbahn den Weizen von Walla Walla nach Wallula am Columbia, wo er auf einen Dampfer geladen und nach Celilo verschifft wird. Hier werden die Getreidesäcke wieder auf die Portage-Eisenbahn geschafft und nach The Dalles transportirt; dort auf einen Dampfer geschleppt, der sie nach den oberen Cascades bringt; dann werden sie wieder auf eine Portage-Eisenbahn geschafft, die nach den unteren Cascades führt; alsdann nochmals auf einen Dampfer geladen, der die durch das häufige Hin- und Herschleppen sehr mitgenommenen Säcke endlich nach Portland bringt, wo sie an Bord eines Seeschiffes kommen oder vielleicht noch einmal per Dampfer nach San Francisco reisen, ehe sie ein letztes Unterkommen auf einem Klipper nach England erhalten. Der Boden auf den Transportdampfern, welche den obern Columbia befahren, ist mitunter von Weizen, der aus den entzweireißenden Säcken fällt, förmlich bedeckt, und wird dieser meistens in den Fluß geschaufelt. Was davon in den Schuppen und auf den offenen Eisenbahnwagen verloren geht, pflegen die Indianer als gute Beute einzuheimsen. Ich sah in Celilo eine Bande von Squaws, welche das sehr unreine und lose umherliegende Getreide mit Brettern und Stöcken zusammenkratzten, in ihre den Cardinalshüten ähnlichen schmutzigen hohen Strohhüte und in die schmierigen Schürzen schütteten und alsdann fortschleppten. In letzter Zeit hat man angefangen, die Getreidesäcke mit stärkeren Nähten zu versehen; aber der Verlust von Weizen beim Transport auf dem Columbia ist immer noch für den Producenten ein recht ansehnlicher Schaden.

Der Getreidereichthum jener Gegenden ward mir bei einem Besuche in Walla Walla recht verdeutlicht. In der Nähe des sehr primitiven Bahnhofs lagerten bei jener Stadt nicht weniger als 6000 bis 7000 Tonnen Weizen, wovon die Hälfte im Freien und ohne jeglichen Schutz gegen die gerade damals häufigen Regenschauer. Es wird allerdings behauptet, daß der auf die Weizensäcke fallende Regen dem sich durch besondere Härte auszeichnenden Getreide dieser Gegenden nicht viel Schaden zufüge; aber ich muß gestehen, daß es ein keineswegs erfreulicher Anblick war, den hier aufgehäuften Segen des Landes allen Widerwärtigkeiten des Wetters schutzlos Preis gegeben zu sehen. Die Transportmittel der jämmerlich gebaueten Eisenbahn von Walla Walla nach Wallula zeigten sich als ganz unzulänglich, um die enorme diesjährige Ernte zu befördern. Man behauptete

freilich, daß die Eisenbahn so viel Weizen nach Wallula schaffte, als die Flußdampfer von dort weiter zu bringen vermöchten, was ich dahin gestellt sein lassen will; aber die geringe Sorgfalt, womit die Getreidesäcke auf der Eisenbahn behandelt wurden, war scandalös!

Ein gewisser Doctor B., der sich durch geschickte Landspeculationen ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und alsdann in einem Anflug von Menschenliebe die enggleisige Eisenbahn von Walla Walla nach Wallula bauen ließ, schindet so zu sagen aus den Farmern heraus, was er nur kann. Er berechnet für die Tonne Getreide sage sechs Dollars als Frachtansatz über seine kaum 30 englische Meilen lange Bahn, soviel, wie die Oregon Steam Navigation Company von Wallula bis nach Portland verlangt. Der Tarif von 6 Doll. per Tonne ist als Schnellfracht angesetzt; gewöhnliche Frachtbeförderung kostet nur 4 Doll. die Tonne. Da die Eisenbahn aber nur die Schnellfracht zu befördern vermag, so bleibt die gewöhnliche Fracht vorläufig — bis zum nächsten Jahr! — im Freien liegen. Zwei kleine Locomotiven, „Dummies“ genannt, die aussehen, als stammten sie aus dem vorigen Jahrhundert, und eine mittelmäßig große Frachtlocomotive müssen die ganze Arbeit des Transports übernehmen. Die Passagiere werden von dem praktischen Doctor quasi als Fracht, für 3 Doll. per Kopf, befördert und müssen entweder in Frachtwagen zusammengepfercht ihr eigenes Gepäck als Sitze benutzen oder auf Weizen- und Mehlsäcken ein Unterkommen suchen. Die Reise von Walla Walla nach Wallula nimmt neun bis zehn Stunden in Anspruch; ein guter Fußgänger braucht sich durchaus nicht anzustrengen, um in derselben Zeit dieselbe Strecke zu durchschreiten! In Walla Walla verehrt man diesen Geizhals B. begreiflicher Weise nicht gerade als öffentlichen Wohlthäter, und es würde eine neue Bahn von dort nach dem Columbia sofort den ganzen Verkehr an sich ziehen. Damit hat es aber wohl noch keine Eile, und kümmert sich der Doctor auch vorläufig sehr wenig um die Unzufriedenheit seiner Landsleute, so lange er nur die alleinige Controle des Getreidetransports vom Innern nach dem Columbia in Händen behält.

Der diesjährige Export des Walla-Walla-Thales und der angrenzenden Agriculturdistricte wird auf 33 000 Tonnen Weizen, 5000 Tonnen Gerste und eine Million Pfund Wolle veranschlagt. Binnen weniger Jahre wird sich der Ueberschuß der Ernte ohne Zweifel verdoppeln und verdreifachen. Der Gouverneur des Territoriums Washington schätzt — allerdings wohl etwas übertrieben — in seiner letzten Botschaft die Ertragsfähigkeit des östlichen Oregon und Washington auf 50 Millionen Bushel Weizen per Jahr; was, den Bushel zu 60 Pfund gerechnet, einen Bodenertrag von etwa anderthalb Millionen Tonnen Getreide ergeben würde. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung des östlichen Oregon etwa 25 000, die des östlichen Washington 12 000 Seelen, und dieselbe ist in rascher Zunahme begriffen. Die „Oregon Steam Navigation Company“ bemüht sich nach Kräften, durch das Erbauen neuer und größerer Flußdampfschiffe, für die neue Emigration eine bequeme Reiseroute nach jenen entlegenen Districten herzustellen, und zugleich die Landesproducte auf den Markt zu schaffen. Mit einer fortdauernd so raschen Besiedelung jener Gebiete halten die Verkehrsmittel aber keineswegs Schritt, und die Canalisirung der Cascades- und Dallesfälle sowie eine directe Eisenbahnverbindung des obern Columbia mit dem Pugetsund müssen, wie früher erwähnt wurde, bald zur Nothwendigkeit werden.

Die Stadt Walla Walla, welche das Hauptemporium jener Landestheile bildet, ist begreiflicher Weise in raschem Aufblühen begriffen. Es ist eine Freude, das schmucke, rührige Städchen zu besuchen! Nach einer Fahrt durch die öde Sand- und Gesteinsmulde des obern Columbia und über Doctor B.'s miserable Eisenbahn plötzlich in jenes mit einer Menge von herrlichen italienischen Pappeln geschmückte Städtchen zu kommen und die dasselbe rings umgebenden grünen Fluren zu schauen, ist für den müden Reisenden eine außerordentlich wohlthuende Ueberraschung. Der etwa 3500 Einwohner zählende Ort, in dessen Nähe ein ansehnliches Vereinigte-Staaten-Fort (Militärposten) liegt, hat viele recht stattliche Gebäude aufzuweisen; an der breiten Hauptgeschäftsstraße liegen „Stores“, deren sich eine Großstadt nicht zu schämen brauchte. Das Hauptgeschäftshaus des Platzes ist das deutsche Handlungshaus der Gebrüder Schwabacher, welches in Walla Walla einen Umsatz von jährlich etwa einer halben Million Dollars macht. Dieses Haus besitzt außerdem Zweigfirmen in Seattle am Pugetsund, in dem etwa 30 Miles nördlich von Walla Walla in Columbia County, einer reichen Agriculturgegend, liegenden neuen und rasch emporblühenden Städtchen Dayton, sowie in Boise City im südlichen Idaho. Die Stadt Walla Walla besitzt mehrere mit Dampf getriebene Getreidemühlen und Fabriken, drei Zeitungen, vier Kirchen und ansehnliche Logengebäude der Freimaurer, Odd Fellows und Good Templars, sowie eine Anzahl von trefflichen Schulen und eins der besten Hotels im Nordwesten. Der Name Walla Walla ist ein indianisches Wort und bedeutet „das Thal der Thäler“, eine hübsche Bezeichnung für dies Eden des Nordwestens. Wie sehr sich die ersten Ankömmlinge in einer neuen Gegend oft über die Hülfsquellen eines Landes täuschen können, wird durch Walla Walla recht deutlich illustrirt. Als vor etwa zwei Decennien das Vereinigte-Staaten-Fort hier gegründet wurde und die Jesuiten ebendaselbst eine „Mission“ errichteten, erachtete man einen kleinen Rayon von zehn Ackern für vollständig genügend, um die Stadt darauf „anszulegen“, und es wurde alles umliegende Land als total werthlos und uncultivirbar angesehen. Jetzt ist Walla Walla das Centrum eines der reichsten Agriculturbezirke im amerikanischen Nordwesten und das Handelsemporium des östlichen Oregon und Washington und eines bedeutenden Theiles von Idaho.

Der Durchschnittsertrag des Bodens im Walla-Walla-Thale beträgt etwa 30 Bushel Weizen pro Acker, wobei die sogenannte „Volonteer-Ernte“, welche circa 15 Bushel pro Acker erzielt, mit in Anschlag gebracht wird. Unter „Volonteer-Ernte“ versteht man in den pacifischen Küstenländern eine zweite Weizenernte, welche, ohne weitere Beackerung des Bodens, im nächsten Jahre durch die beim Einheimsen des Getreides ausgefallenen Weizenkörner hervorgebracht wird. Gutes Ackerland, bis zu einer Entfernung von zehn englischen Meilen von der Stadt, hat gegenwärtig einen Werth von etwa 25 Doll. pro Acker. Im Walla-Walla-Thale sind bis jetzt gegen 50 000 Acker Land angebaut worden, etwa ein Zehntel des culturfähigen Bodens. Der daselbst für Weizen gezahlte Preis beträgt in diesem Jahre 75 Cents pro Bushel und 60 Pfund, im Willamettethale einen Dollar, allerdings ein bedeutender, durch die erhöhten Transportkosten verursachter Preisunterschied, bei dem aber doch die Farmer ihren Vortheil zu finden wissen. Der Totalexport des Walla-Walla-Thales wird für 1877 auf zwei Millionen Dollars geschätzt. Außer dem Walla-Walla-Thale sind es die Binnenthäler des östlichen Oregon, namentlich das Grande-Ronde-Thal und der nordwärts bis nach Lewiston im Territorium Idaho sich erstreckende fruchtbare Landstrich, welche für den Anbau von Getreide besonders geeignet sind. Hornvieh findet fast überall im Lande eine vortreffliche Nahrung an dem üppig wachsenden „bunch grass“, und wird jährlich in großer Anzahl zum Verkauf nach der Küste getrieben. Das Fleisch von den im östlichen Oregon gezüchteten Rin-

dern ist sehr wohlschmeckend und nahrhaft; Krankheiten kommen unter dem Vieh nur in seltenen Fällen vor.

Die überaus fruchtbare Reservation der Umatilla-Indianer, am westlichen Abhang der Blauen Berge gelegen, bleibt immer noch der weißen Ansiedelung verschlossen, und es scheint die Regierung durchaus keine Eile damit zu haben, die Rothhäute von jenem reichsten Landstrich im Osten des Cascade-Gebirges zu entfernen und sie in eine andere zu Jagdgründen gerade so geeignete Gegend zu versetzen. Das Recht der Indianer, die ihnen zu Wohnsitzen eingeräumten Districte ungestört behaupten zu dürfen, läßt sich unmöglich bis auf die letzten Consequenzen durchführen, denn die fortschreitende Cultur hat den Wilden gegenüber immerhin ein höheres Anrecht auf den Besitz dieser Erde. Wenn die Yankees jetzt über das Schicksal der Indianer und das ihnen im fernen Westen zugefügte Unrecht lamentiren und fromme Thränen vergießen, so mögen sie bedenken, daß auch sie auf fremdem Eigenthum wohnen, und daß die blühenden Neuenglandstaaten von Rechts wegen uncultivirte Jagdgründe der Rothhäute sein sollten. Das Drama vom Untergange der Indianerrace spielt jetzt schon im fünften Acte; und je eher der Vorhang zum Schluß des Stückes fällt, um so besser für Alle!

Soeben wurde wieder im Nordwesten ein Indianerkrieg beendet, der mit dem mächtigen Stamme der Nez Percés, welche bis in die neuere Zeit stets den Weißen freundlich gesinnt waren und sich damit rühmten, nie einen Scalp vom Haupte eines Bleichgesichts genommen zu haben. Sie wurden deshalb von den anderen in Idaho, Oregon und Montana wohnenden Indianern, den Sioux, Flatheads, Snakes, Bannaks, Shoshones, Blackfeet und Crows, und anderen kleineren in ihrer Nachbarschaft lebenden Stämmen, z. B. den Palouses und Walla Wallas, von jeher gründlich gehaßt. Die Nez Percés, welche ungefähr 3500 Köpfe stark sind, eignen ein ihnen von den Vereinigten Staaten eingeräumtes Besitzthum von 746 651 Acker Land im nördlichen Idaho, zwischen dem Clearwater und Salmonflusse, welches einen besonders fruchtbaren Boden enthält und reich an Holzungen und vorzüglichem Weidegrund ist. Das beste Land liegt in den Lapwai- und Kamiah-Reservationen, welche einen Flächenraum von 1925 englischen Quadratmeilen umfassen.

Die Nez Percés sind dem Namen nach zum Christenthum bekehrt und haben sogar das Neue Testament in ihre Sprache übersetzen lassen. Den mit ihnen befreundeten Weißen erlaubten sie, sich auf ihrem Besitzthum unter ihnen niederzulassen [1]). Sie sind athletisch gebaut und haben römische Nasen (das sichere Kennzeichen einer unverfälschten Race unter allen Indianerstämmen), die jedoch, obgleich ihr Name dies andeutet, nie verstümmelt werden; sie haben große Augen und ein ovales, ausdrucksvolles Gesicht und sind anerkannt die besten Reiter in dieser ganzen Gegend.

Die Mehrzahl dieser Indianer lebte, seit die Weißen ins Land kamen, ruhig und zufrieden auf ihren Reservationen; doch machte sich in den letzten Jahren ein unruhiger Geist unter ihnen bemerkbar, der sie häufig mit den „Agenten" in Conflict gerathen ließ. Es befand sich eine Anzahl von Abtrünnigen unter ihnen, die sogenannten „Non Treaties", welche von Verträgen nichts wissen wollten, und die jagten und wohnten, wo es ihnen beliebte. Diese unzufriedenen Nez Percés erkannten die Oberhoheit eines Häuptlings mit Namen Joseph an, eines wilden und kriegerischen Gesellen, der die Weißen grimmig haßte. Eine beliebte Gegend zum Jagen sowie zum Grasen ihrer Rinder

[1]) Vergleiche im II. Bd. meiner „Reisebilder" das Capitel „Die ersten Goldentdeckungen im östlichen Oregon und im Territorium Idaho" S. 226 ff.

und Ponies war für die „Non Treaties" das fruchtbare Wallowa-Thal, wo sie zuerst mit den Weißen in Streit geriethen. Als diese sich auf Joseph's Befehl nicht von dort entfernen wollten, wurden sie mit Gewalt vertrieben. Die Unzufriedenen anderer Stämme, der Spokanes, Coeur d'Alénes, Salmon-River-Indianer und andere schlossen sich Joseph's Bande an, und bald war kein Weißer im spärlich besiedelten nördlichen Idaho und in den angrenzenden Districten von Oregon und Washington mehr vor den Scalpirmessern der Wilden sicher. Wie üblich sahen die auf dem Kriegspfade befindlichen Rothhäute jedes Bleichgesicht als ihren Feind an, und überfielen und ermordeten die ganz unschuldigen Ansiedler, wie z. B. am White Bird Creek, in der Camas-Prärie, einem als Weidegrund sehr geschätzten fruchtbaren Landstriche, etwa 60 Miles südlich von Lewiston, und bei Mount Idaho, einer kleinen Niederlassung am Salmonfluß. Merkwürdiger Weise wurden die weißen Frauen diesmal von den feindlichen Rothhäuten meistens verschont, was sonst bei Indianerkriegen nie der Fall gewesen ist; dagegen hatte Joseph einen tödlichen Haß auf die friedfertigen Chinesen, die abgeschlachtet wurden, wo er ihrer habhaft werden konnte.

Die in jener Gegend stationirte geringe Truppenmacht der Vereinigten Staaten war zuerst ganz machtlos gegen die Indianer und wurde in mehreren Gefechten geschlagen. In White Bird Canyon erlitten sie um Mitte Juni eine solche Niederlage von den mit den besten Hinterladern neuester Construction bewaffneten Nez Percés, daß in Folge davon zuerst ein allgemeiner Indianerkrieg befürchtet wurde. Bald verstärkten sich jedoch die Truppen durch Zuzüge aus dem westlichen Oregon, aus San Francisco und den verschiedenen Militärstationen im Westen; sogar von Fort Yuma in Arizona wurde die Besatzung nach Idaho beordert, um gegen die aufständischen Nez Percés zu kämpfen. Auf den kürzesten Wegen dirigirte das Obercommando die Truppenabtheilungen per Dampf nach dem Kriegsschauplatze, zahlreiche Freiwillige verstärkten dieselben, so daß Joseph bald die errungenen Vortheile wieder verlor und den Aufstand als verloren ansah. Er beschloß, sich mit dem berühmten Sitting Bull zu vereinigen, und zog durch die unwegsamsten Pässe der Felsengebirge nach Montana. Der die Truppen in Idaho commandirende General Howard — derselbe Held, welcher nach dem Bürgerkriege die Schwarzen durch das berüchtigte „freedmens-bureau" um ihre Ersparnisse brachte — übernahm die Verfolgung vom Westen her. Sein Kriegszug, der sich wie Blindekuhspielen ausnahm, ward bald zum Gespött aller Zeitungsschreiber in den Vereinigten Staaten. Joseph entwischte ihm fortwährend durch gewaltige Schnellmärsche, lieferte seinen Truppen verschiedene heftige Gefechte und war bald dort, bald hier, bald vor ihm, bald hinter ihm. Als Howard die Nez Percés einmal so in die Enge getrieben hatte, daß ihr Entkommen unmöglich schien, verlor er die kostbare Zeit an einem Sonntage durch Beten mit seinen Soldaten in einem „camp meeting", und ließ Joseph wieder entwischen. Aber die in Montana unter dem Befehl des tüchtigen Obersten Miles operirenden Truppen wurden trefflich geführt. Durch den Telegraphen erfuhr dieser Joseph's Märsche und Contremärsche und verlegte ihm schließlich den Weg am obern Missouri, als er schon fast die britische Grenze erreicht hatte. Am 30. September kam es am Bear-Paw-Gebirge zum entscheidenden Gefechte, wobei Joseph's tapferer Unterhäuptling Looking Glaß fiel. Joseph selbst setzte den ungleichen Kampf gegen eine fünffache Uebermacht noch einige Tage fort und ergab sich am 4. October mit dem Reste seiner Bande — 350 Männer, Frauen und Kinder, worunter nur noch 75 streitbare Krieger —, als General Howard zur

elften Stunde glücklich das Schlachtfeld erreichte. Seine Büchse gab Joseph an Miles ab, den er als seinen Besieger ansah, und erhielt das Versprechen, daß sein Leben und das seiner Krieger geschont werden sollte, welches Versprechen auch ehrlich gehalten wurde.

Hiermit war der Nez Percés-Krieg beendet, und es herrscht in den vor Kurzem von Joseph bedrohten Gebieten aufs Neue der Friede. Während meiner Rückfahrt von Wallula horchte ich mit großem Interesse auf die Erzählungen einiger mitreisenden „Ranchers" aus den Palouse- und Paradise-Thälern über die aufregenden Scenen, welche jene im vergangenen Sommer dort durchlebt hatten. Keinen Tag waren sie ihres Lebens vor den umherstreifenden Rothhäuten sicher gewesen. Die Frauen mußten mit geladenen Büchsen Wache halten, indeß ihre Männer die Ernte einbrachten, und monatelang schliefen die Familien jede Nacht im Finstern im Gestrüpp, aus Furcht, in ihren Wohnungen von Indianern überfallen zu werden oder ihre Gegenwart durch den Schein eines Lagerfeuers zu verrathen. In Walla Walla, wo während des Sommers große Aufregung geherrscht hatte, war jedoch zur Zeit meines Besuchs wieder Alles ruhig, und man merkte nichts davon, daß erst vor Kurzem ein blutiger Indianerkrieg in nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt geführt worden war. Seit der Friede wieder hergestellt ist, hat sich die Einwanderung aufs Neue in verstärktem Maße jenen Gebieten zugewendet. Es findet dort gegenwärtig dieselbe Phase des Uebergangs von Grenzler-Leben und Indianerkämpfen zu einem ruhigen Staatswesen statt, der in den älteren Unionsstaaten bereits der Vergangenheit angehört. Die kommende Generation wird sich auch in den Thälern am obern Columbia der „alten Zeit" wie eines fremdartigen Märchens erinnern, und die Besiegung von Joseph wird als der Beginn zum neuen Aufschwung in jenen Ländern gelten.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die gegenwärtige Lage der Küstengebiete am Pugetsund. Die Verhältnisse sind dort in den letzten Jahren ziemlich stationär geblieben, und die Entwickelung der verschiedenen Städte schreitet sehr langsam voran. Das regste Leben herrscht in Seattle, obgleich man auch dort, in Folge der verhältnißmäßig geringen Nachfrage nach Bauholz, dem Hauptausfuhrproduct dieser Gegend, ganz bedenklich über schlechte Zeiten klagt. Die Kohlenproduction bildet einen namhaften Erwerbszweig am Sund, nicht nur von den älteren Gruben bei Seattle und von den Bergwerken in den britischen Besitzungen, am nördlichen Theile jenes Gewässers, sondern neuerdings auch im Puyallupthale, wo eine dreißig Meilen lange Eisenbahn von den Gruben nach Tacoma im Betrieb ist. Am dortigen Hafen werden neue ansehnliche Bauten vorgenommen, und der Ort scheint, namentlich in Folge der Entwickelung jener neuen Kohlenminen, eine ziemliche Bedeutung zu gewinnen. Die „gute Zeit" kann für alle jene Plätze aber erst dann eintreten, wenn eine directe Eisenbahnverbindung durch das Yakima-Thal mit dem obern Columbia hergestellt sein wird, und der Getreidehandel des östlichen Oregon und Washington seinen Hauptverschiffungsplatz in einem Hafen des Sundes sucht. Aber es fehlt gegenwärtig an Capital, um ein derartiges Project zu verwirklichen. Daß die Northern-Pacific-Eisenbahn ihren Schienenweg über den Continent in nächster Zeit westwärts nach dem Pugetsund vollenden kann, dazu scheint noch weniger Aussicht vorhanden zu sein, da die Finanzlage jener Gesellschaft nichts weniger als günstig gestellt ist.

In Oregon bemüht man sich jetzt eifrig, eine Revision der Constructionacte der Northern-Pacific-Eisenbahn im Congreß durchzusetzen, und die Stadt Portland an Stelle des Pugetsundes als westlichen Endpunkt zu gewinnen, welche Versuche begreiflicher Weise in den auf ihre günstige Weltlage pochenden Ortschaften Olympia, Seattle und Tacoma viel böses Blut gemacht haben. Der Senator Mitchell von Oregon hat im Auftrage seines Staates in Washington City eine „Bill" eingereicht, welche bestimmt, daß die nördliche Pacificbahn von Umatilla aus am linken Ufer des Columbia direct nach Portland erbaut werden soll. Innerhalb sechs Monaten nach der Annahme jener „Bill" muß der Bau an irgend einem Punkte zwischen Portland und Umatilla beginnen, und müssen im ersten Jahre 40 und in jedem darauf folgenden Jahre mindestens 50 Miles zwischen beiden Städten dem Verkehr übergeben werden. Unter dieser Bedingung sollen die jetzt verwirkten Landschenkungen der Northern-Pacific-Eisenbahn verbleiben — beiläufig gesagt, 25 600 Acker für jede dem Verkehr eröffnete englische Meile ihres Schienenweges. Im selben Freibrief ist die Portland-, Salt-Lake- und South-Paß-Eisenbahn genannt, welche eine gleiche Landschenkung wie die nördliche Pacificbahn von den Vereinigten Staaten erhalten soll. Von jener Bahn müssen im ersten Jahre 25 und in jedem darauf folgenden Jahre 50 Miles hergestellt werden. Die Strecke von Umatilla bis Portland soll von beiden Bahnen gemeinschaftlich benutzt werden. Erfüllen die zwei Gesellschaften obige Bedingungen nicht, so fallen sämmtliche Landschenkungen wieder an die öffentliche Domäne zurück. Käme dieser Plan zur Ausführung, wozu die Aussichten ziemlich günstig zu sein scheinen, so würde Portland der westliche Ausgangspunkt der nördlichen transcontinentalen Eisenbahn werden, und es bliebe der Pugetsund noch lange isolirt und seitwärts von der Hauptverkehrsstraße liegen. Daß man den Emporkömmling Portland in den Städten am Sund recht gründlich haßt, wird dem Leser wohl einleuchten. Den Pugetsoundern geht es ähnlich wie dem bekannten Micawber, der sein Leben mit „großen Erwartungen fristete", die sich leider erst im späten Alter verwirklichen sollten und ihn bis dahin auf unangenehme Weise in Armuth hielten.

Der Krieg gegen die Afridis.

Seit der Annexion des Pandschab im Jahre 1849 sind die Beziehungen zwischen den Engländern und den Grenzvölkern im Nordwesten ihres indischen Reiches nichts weniger als zufriedenstellende gewesen. In den 29 Jahren, welche seit jener Einverleibung verflossen sind, mußten im Ganzen zweiunddreißig militärische Expeditionen unternommen werden, um die aufrührerischen und räuberischen Grenzstämme zu züchtigen.

Unter all den verschiedenen kleinen Stämmen, welche hier in Betracht kommen, hat sich aber keiner so sehr durch kriegerischen Muth, Kühnheit und Feindseligkeit gegen die Briten ausgezeichnet wie das Völkchen der Afridis, namentlich der Dschowaki-Clan desselben, gegen den augenblicklich wieder ein kleiner englischer Krieg begonnen hat. Letzterer giebt uns Veranlassung zu diesen Zeilen, die nach den Schilderungen eines offenbar sehr genau mit den Verhältnissen vertrauten Correspondenten der „Times" hier wiedergegeben werden.

Betrachtet man die Karte Indiens, so sieht man, wie

am westlichen Ufer des Indus ein schmaler Grenzstreifen hinläuft, der durch die übliche rothe Farbe anzeigt, daß er noch unter britischer Oberhoheit steht. Zwischen 33° und 34° nördl. Br. schiebt sich nun inmitten der wichtigen Städte Pischawar und Kuhat ein mit der Farbe Afghanistans colorirter kleiner Streifen Landes nach Osten vor bis fast an den Indus heran. Er ist von den Ausläufern des Sefid Kuh durchzogen und die Heimath der erwähnten Afridis, welche hier, unabhängig vom Emir von Afghanistan, sich als Besitzer der wichtigen Pässe betrachten, durch welche der Karawanenhandel vom Pandschab nach dem Westen führt. „Sie sind," sagt der erwähnte Correspondent, „ein wildes, gesetzloses Volk, ohne bestimmte Regierungsform, ohne Moral, und gehorchen nur einer Macht, dem Schwerte; ihr Hauptgrundsatz ist: Macht geht vor Recht. Seit undenklichen Zeiten haben sie sich das Passagerecht über den Chaiber- und Kuhat-Paß gewahrt und schwere Abgaben denen auferlegt, welche diese Pässe benutzten; wer sich aber weigerte dieselben zu zahlen, der wurde niedergemacht." Auch die britische Regierung hat seit Langem dieses Recht anerkannt und, da der Stamm zwischen Pischawar und Kuhat eine gute Straße über das Gebirge erhält, ihm eine Unterstützung gewährt, welche von 5700 Rupien im Jahre 1853 auf 14 700 Rupien im Jahre 1873 gestiegen ist. Im Herbst 1874 wurde diese Summe jedoch zurückgezogen, da die Afridis jene Straße verfallen ließen und sich weigerten, dieselbe in gehörigen Stand zu setzen. Man brach die politischen Beziehungen ab. Die unmittelbare Folge war ein förmliches von den Afridis ausgeführtes Raubsystem gegen die Engländer, welches in Grenzüberschreitungen, Viehdiebstahl, Belästigung der exponirten Ortschaften bestand. England antwortete mit einer strengen Blockade der Berge, welche zwei Jahre lang dauerte und nun zu Ende geht und zu einem kleinen Kriege geführt hat.

Die Afridis werden im Norden von dem unabhängigen Stamme der Momands begrenzt, gegen welchen die Briten auch wiederholt züchtigend auftreten mußten. Ihre Nachbarn im Westen sind die Schinwaris, Unterthanen des Emirs von Afghanistan; im Süden die Orakzae und Bangasch, die ersteren unabhängig und seit zwanzig Jahren mit den Engländern leidlich befreundet, die letzteren ein stiller, friedfertiger Stamm noch innerhalb der britischen Grenzen. Im Osten von den Afridis wohnen die Chattaks und Chalils, beide den Briten unterworfen.

Nach der Tradition stammen die Afridis von einem Stammvater Chalid ab, der der Sohn eines Juden Namens Walid war, zum Islam übertrat und sich in Afghanistan niederließ. Sein Nachkomme Afrid wanderte im 10. Jahrhundert von Ghor aus und heirathete ein Weib aus dem Stamme Kirrerah, von welchem er fünf Söhne hatte: Meta-Chan, Adam-Chan, Ula-Chan, Aka-Chan und Miri-Chan. Diese Ueberlieferung, welche nach den Liebesliedern des Volkes mitgetheilt ist, beansprucht natürlich keinen historischen Werth. Geschriebene Berichte besitzen die Afridis nicht; „aber," fügt der Correspondent hinzu, „ihr Aussehen und viele ihrer Gebräuche bekräftigen die Ansicht von ihrem jüdischen Ursprung." Dies ist jedoch nur ein zufälliges, schon längst bei den Afghanen beobachtetes Zusammentreffen, und wollen wir nur kurz anführen, daß der jüdische Ursprung derselben vor der Kritik keinen Stand hält.

Der Stamm zerfällt in zwei große religiös-politische Abtheilungen, die Gar und die Samal, und in die folgenden acht Clans. 1. Adam Chel[1]), stellt 4000 kriegsfähige Männer; 2. Kuki Chel mit 4700; 3. Malikdin Chel mit 3400; 4. Chambar Chel mit 3200; 5. Kamar Chel mit 1500; 6. Zaka Chel mit 4200; 7. Aka Chel mit 2300; 8. Sipah Chel mit 1500 Mann. Zusammen 24 800 kriegsfähige Männer. Diese Clans sind wieder in Unterabtheilungen, letztere in Familien getheilt, und selbst die Familien sind wieder zersplittert.

Die Adam Chel bewohnen die Berge und Thäler zu beiden Seiten des Kuhat-Passes und sind damit Herren der Straße zwischen Pischawar und Kuhat. Sie sind der reichste Afridistamm, haben viele Kameele und große Viehherden und sind die eigentlichen Uebelthäter, gegen welche sich der Zorn der Briten richtet. Die Kuki Chel wohnen in der Dschamrud-Ebene westlich von Pischawar in den niedrigen Bergen am Eingange des Chaiber-Passes. Die Malikdin Chel nehmen das westliche Plateau von Maidan ein, haben aber als Stamm keine Beziehungen zu den Engländern. Im Winter verlassen sie ihre schneebedeckten Wohnsitze und steigen in die tieferen Thäler am Bara-Flusse herab. Die Chambar Chel wohnen auch in Maidan, fern von der britischen Grenze, so daß sie gleich den vorigen wenig mit den Engländern zusammentreffen. Beide Clans liefern vorzügliche Soldaten. Die Kamar Chel bewohnen die nördlichen Abhänge des Maidan-Plateaus zwischen den Kuki Chel und Malikdin. Sie sind ein kleiner aber reicher Stamm, der gern Ackerbau treibt und sich weniger um Krieg kümmert. Uebel berüchtigt ist der große Stamm der Zaka Chel an den Abhängen des Chaiber-Passes, wo er die Handelskarawanen plündert oder brandschatzt. Im Sommer, wenn der Paßhandel gewöhnlich aufhört, ziehen sie sich auf die Inseln von Tirah und Maidan zurück. Sie sind notorische Räuber und daher ist auch ihre Einstellung in die Native Regiments von der Regierung verboten. Die Aka Chel cultiviren im Winter die Lande im Süden des Pischawar-Thales, während sie im Sommer in die westlichen Ketten von Tirah und Maidan ziehen. Mit den Engländern stehen sie auf freundlichem Fuße. Die Sipah Chel sind nur eine kleine am Bara-Flusse zwischen den Kamar und Zaka Chel lebende Abtheilung. Sie besitzen Ländereien am Kuhat-Paß und erhalten zusammen mit den Adam Chel einige Unterstützungen für die Instandhaltung der Straßen. Sie gelten als tüchtige Soldaten und treiben mit Holz und Holzkohlen Handel nach Pischawar.

Alle diese Afridis sind ein zähes, abgehärtetes Geschlecht, das vortreffliche Soldaten liefert, alle Entbehrungen leicht erträgt und sich von Leuten, die ihre Sprache verstehen, willig disciplиniren läßt. Jeder Mann trägt im Gürtel einen Dolch, Pistolen oder selbst Revolver. Dazu kommen ein Schwert und eine Luntenflinte, die aber jetzt schon vielfach durch Enfield-Büchsen ersetzt wird. Was ihren moralischen Charakter betrifft, so hört man darüber wenig Gutes. Sie gelten als habsüchtig, betrügerisch, verrätherisch; was Wahrheit ist, wissen sie nicht, und die schändlichsten Verbrechen werden auf die schamloseste Weise bei ihnen begangen. Mountstuart Elphinstone, der doch manchen guten Zug unter den Afghanen nachweist, schreibt nur Schlechtes über die Afridis, und Mackenson, der sie am besten kannte, brandmarkte sie als schamlose und grausame Wilde. Der Afridi verkauft sein Weib dem ersten Besten; der schönste Wunsch, den eine Mutter für einen Neugeborenen hat, ist, daß er ein berühmter Räuber werden möge. „Sie haben keinen Glauben, keine Religion, keinen Sinn für Ehre und sind die größten Räuber von der Welt," sagt Elphinstone.

Stamm kämpft gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, Familie gegen Familie; jede Familie hat ihre Blutfehden und der Bruder ist nicht sicher, daß sein Bruder morgen sein

[1]) Chel oder Chail stammt aus dem Arabischen und bezeichnet nach Elphinstone Bande, Genossenschaft.

ärgster Feind ist. Als Soldaten sind sie dagegen nach dem Zeugniß aller ihrer Vorgesetzten, die sie in den Native Regiments kennen lernten, ausgezeichnet und manche rückten zu Unteroffizieren vor und erhielten Decorationen.

Die Souveränetät des Emirs von Afghanistan erkennen die Afridis nicht an; sie zahlen ihm auch keinerlei Abgaben und weisen darauf hin, daß sie für die Instandhaltung des Chaiber-Passes noch Zahlung erhalten. Ihre Sprache ist das Paschtu (afghanisch) und nur wenige von ihnen können lesen oder schreiben. Die Erziehung, wenn von einer solchen die Rede sein kann, ist ganz den Mullahs (Priestern) überlassen, die einigen Einfluß auf das Volk besitzen. Obgleich Sunniten und als solche dem (eben verstorbenen) Achund von Swat untergeben, halten sie sich doch nicht streng an die Gebote des Islam. Ihre Frauen werden nicht abgeschlossen gehalten und müssen auf den Feldern arbeiten. Die Beschneidung wird geübt; bei der Geburt eines Knaben wird dieser, in eine Decke gehüllt, durch das Fenster des Hauses gesteckt und dabei der Wunsch ausgesprochen, er möge ein großer Dieb werden.

Bedroht ein auswärtiger Feind das Land, dann eilen Boten von Stamm zu Stamm, ihn zur gemeinsamen Vertheidigung aufrufend; ein Dschirgah oder Berathung der Aeltesten wird abgehalten und der Kampf beschlossen. Jeder streitbare Mann ergreift seine Waffen und füllt einen Schafschlauch mit Mehl als Proviant; dann geht es gegen den Feind. Der Zusammenhalt dauert aber selten länger als der Mehlvorrath im Schlauch; dann läuft alles aus einander, um frische Vorräthe zu holen; aber nur selten findet eine Wiedervereinigung statt.

Es würde zu weit führen und europäische Leser ermüden, wollten wir hier die Geschichte der Kämpfe zwischen Engländern und Afridis erzählen. Um aber zu zeigen, wie schwer es den ersteren gemacht wird, ihre Grenzen zu behaupten, führen wir einfach chronologisch die verschiedenen Expeditionen gegen die Afridis hier auf.

1839 während des afghanischen Krieges forcirte Oberst Wade den Chaiber-Paß, wobei er in den Kämpfen gegen die Afridis 200 Mann verlor.

1842 im Januar wurde General Wilde von den Afridis zurückgetrieben und schwer verwundet.

1842 im April kämpfte General Pollock in jenem Passe, wobei seine Nachhut zwei Kanonen verlor.

1850 im Februar zerstörte Sir Colin Campbell im Kuhat-Paß vier Ortschaften der Adam Chel und verlor 91 Mann.

1850 in demselben Monat kämpfte Capitän Coke abermals gegen die Adam Chel, denen darauf (im September) eine „Subsidie" von 13 700 Rupien von Seiten Englands bewilligt wurde.

1853 wurde an der Seite nach Pischawar das Fort Mackeson gegen die Afridis gebaut und im November desselben Jahres der Stamm der Dschowakis (eine Abtheilung der Adam Chel) von Oberst Boileau durch Zerstörung ihres Hauptortes Bori gezüchtigt.

1855 im April marschirte Oberst Craigie gegen die Afridis und zerstörte die Dörfer der Adam und Miri Chel.

1866 wurde gegen die Hassan (gleichfalls zu den Adam Chel gehörig) gekämpft.

Der gegenwärtige Krieg entwickelte sich folgendermaßen. Die Straße durch die Kuhat-Pässe, welche contractmäßig die Afridis gegen Zahlung der genannten Summe in Stand zu halten hatten, war 1874 fast unwegsam geworden. Als nun die britische Regierung auf Instandsetzung derselben drang, da der Handel unter diesen Zuständen litt, erklärten die Aeltesten (Dschirgah): keine Macht der Erde könne sie hierzu zwingen und die Engländer möchten ihr Geld fortan behalten. Andere Provocationen kamen hinzu, so daß die Briten einen Cordon um das Afridi-Land zogen und allen Verkehr mit demselben verboten. Das wirkte und man versprach im Frühjahr 1877 die Straße zu repariren. Als aber die Ernten eingebracht und frische Vorräthe den Afridis Muth gemacht hatten, beschlossen sie, es auf den Krieg mit den „Ingliz" ankommen zu lassen; Weiber und Kinder wurden in die unwegsamen Theile des Gebirges geflüchtet und ein Raubkrieg gegen die britischen Besitzungen organisirt, welcher nun zur Aufbietung einer größern Truppenmacht führte. Wahrscheinlich wird diesmal die Annexion des Afridi-Landes die Folge sein. Zu Statten kommt den Briten dabei die Zersplitterung der Afridis, und nur der Emir von Afghanistan wird dadurch beleidigt. Man weiß, welch unsicherer Bundesgenosse und Freund der Briten Schir Ali ist und wie er neuerdings mit den Russen coquettirte; er aber, der sich als Herr des Afridi-Landes betrachtet, wird der Annexion dieses wichtigen Paßgebietes wohl kaum ruhig zuschauen.

Wie dem aber auch sein möge, die Erdkunde kann dabei nur gewinnen, wenn die Engländer sich im Afridi-Lande festsetzen, dessen westliche Theile, die Hochgebirge von Maidan und Tirah, uns noch völlig unbekannt sind.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verein für Erdkunde zu Dresden versendet soeben seinen 13. und 14. Jahresbericht, aus welchem sein Gedeihen (er zählt jetzt 325 Mitglieder) und seine rege geographische Thätigkeit hervorgeht. Von den Sommerferien abgesehen finden im Monat vier bis fünf Sitzungen statt und außerdem durchschnittlich noch je eine der pädagogischen Section, eine Einrichtung, wodurch den Nicht-Fachmännern in einer solchen Gesellschaft ein ungleich reicherer geographischer Stoff vermittelt und eine viel vollständigere Orientirung auf diesem weiten Gebiete erzielt wird als durch die 10 bis 12 jährlichen Sitzungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, durch die 14 der Londoner Royal Geographical Society oder die 20 der Pariser Société de Géographie. Außer den Vereinsnachrichten enthält der Bericht drei größere Arbeiten von Mitgliedern des Vereins: Titzenthaler über Gottschee, Krone über die Auckland-Inseln und Dolch über die Umwandelung geographischer Eigennamen in Gemeinnamen. Letztere Arbeit ist von besonderm Interesse; sie stellt für eine große Reihe von Dingen, die in acht Classen (Pflanzen und Früchte; Mineralien; Thiere; Gewebe und Farbstoffe; Kleidungsstücke; Geräthe, Werkzeuge, Manufacte &c.; Münzen; Charaktere, Beschäftigungen &c.) getheilt werden, die Namen aus verschiedenen Sprachen zusammen und weist den ursprünglichen darunter und damit zugleich die Heimath und Bezugsquelle des Gegenstandes nach. Eine ebenso fleißige wie anziehende Arbeit.

— Am 13. Januar hat sich in St. Gallen die „geographisch-commercielle Gesellschaft" (s. S. 63 dieses

Bandes) constituirt. Die Versammlung war auch von Deputationen aus Appenzell A. Rh. und Thurgau beschickt, und es wurde der Idee Ausdruck gegeben, diesen Verband ostschweizerisch zu machen.

— In Paris beabsichtigt man ein neues ethnographisches Museum zu errichten, welches alles umschließen soll, was für die Ethnographie irgend einen Werth besitzt. Bekanntlich sind auch in Berlin Schritte geschehen, die immer mehr anwachsenden ethnographischen Sammlungen (wir erinnern nur an die Namen Jagor, Nachtigal, Schweinfurth, Bastian, Gazelle, v. Willemoes-Suhm, um einige der letzten Bereicherungen zu bezeichnen) aus dem Verbande der königlichen Museen auszuscheiden und sie in einem eigenen Gebäude im Süden der Stadt zu vereinigen.

— Von Njemirowitsch Dantschenko, dessen Buch „U Okeana" wir auf S. 235 und 247 des 30. Bandes besprachen, ist ein neues höchst interessantes Werk, „Das Land der Kälte" (in russischer Sprache), erschienen, welches des Verfassers Reisen auf dem Weißen Meere, in Lappland, Nowaja Zemlja und auf Waigatsch schildert und, ohne auf Wissenschaftlichkeit Anspruch zu erheben, viel neue und wichtige Nachrichten über das Volksleben jener Gebiete beibringt. Dem Leben und Treiben der Walroß- und Seehundsjäger, ihren verschiedenen Fangarten und statistischen Angaben über diese Industrien ist ein großer Theil des 520 Seiten starken Bandes gewidmet, ein anderer der Beschreibung der Samojeden, Karelen, Syrjänen, Lappen, der uralischen Kazaken rc.

— Nach russischen Berichten sind letzthin im russischen Reiche eine bis dahin unbekannte oder wenigstens unbeachtete englische und eine amerikanische Colonie entdeckt worden. Die erstere liegt bei Archangel und ist allmälig durch Ansiedler entstanden, welche durch die Etablirung mehrerer bedeutender Sägemühlen durch eine englische Gesellschaft dorthin gezogen wurden. Da sie weder auf Karten, noch im Katasterregister, noch in den Steuerlisten zu finden ist, so zahlen ihre Insassen bis jetzt auch keine Steuern und sind von den Localbehörden unabhängig geblieben. Die unter ganz ähnlichen Verhältnissen entstandene amerikanische Colonie liegt unweit der Morton-Bay auf Kamtschatka.

Asien.

— „Vom Karmel" schreibt gegen Ende 1877 ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" über die Zustände in Palästina: „Alle wehrfähige Mannschaft bis zum fünfzigsten Jahr ist unter die Soldaten gesteckt, die große Zahl auf Nimmerwiederkehr; so bleiben nur noch Knaben, Weiber und Greise zurück, um die Felder zu bestellen; alle Hantirung liegt darnieder, die Armuth im Land ist gräßlich und Morden und Rauben an der Tagesordnung. Das Unglück wollte, daß die letzte Ernte in dem sonst so getreidereichen Hauran gänzlich mißlang (für das kommende Jahr stehen die Saaten gut, denn der Herbstregen hat sich tüchtig eingestellt). Inzwischen setzten die Beduinen mit Tausenden ihrer Kameele und Rosse über den Jordan, weideten die Sommerfrüchte ab und raubten den ungetretenen und tribulirten Weizen von den Felsentennen, wobei es zu förmlichen Scharmützeln kam und es auf beiden Seiten Todte absetzte, aber die Angreifer immer im Siege blieben. Und während das Land ringsum gräßlich ruinirt und jeder mit wie ohne Krieg an den Bettelstab gebracht ist, nimmt der türkische Beamte noch unerbittlich Steuererhebungen vor. Das ungemeine Elend wurde in der letzten Zeit noch durch die Pockenepidemie vermehrt, welche in St. Jean d'Acre während des Sommers und Herbstes von 8600 Seelen nicht weniger als 1260 Opfer hinwegraffte."

— Ujfalvy ist von seiner Reise nach Russisch-Turkestan (s. „Globus" XXXII, S. 266 und 335) nach Frankreich zurückgekehrt. Er war von Taschkend durch die Hungersteppe nach Samarkand gegangen, hatte im obern Zerasschan-Thale die Galtschen studirt und war dann über Taschkend nach Kokand gefahren, von wo aus er in Gesellschaft seiner Gattin die neue russische Provinz Ferghana zu Pferde bereiste. Zum Schlusse besuchte er den District Kuldscha. Ueber Ferghana berichtet er in einem Briefe an die Pariser Geographische Gesellschaft (s. deren Bulletin October 1877, S. 425). Sein Reiseweg war 655 Kilometer lang; Messungen führte er an mehr als 200 Individuen aus; er studirte die Sitten, Gebräuche, den Aberglauben und die Sprachen der verschiedenen Stämme Ferghanas, sammelte Pflanzen, Thiere, Gesteine, Daten über Ackerbau und Industrie, die Industrieerzeugnisse selbst, auch Münzen rc. Ferghana ist neben dem Zerasschan-District der einzige Theil Russisch-Turkestans, dem in nationalökonomischer Hinsicht eine Zukunft bevorsteht. Das Land ist ein längliches, fast rings umschlossenes Thal von der Gestalt einer Ellipse, dessen Kern von einem dreifachen Kreise von Bergen verschiedenen Charakters umgeben ist, wie er selbst aus drei ganz verschiedenen Zonen besteht. Die erste Zone umfaßt die Ufer des Syr-Darja, Naryn und Kara-Darja, ist fast stets sandig, selten begrast und enthält nur hier und da eine grüne Oase, deren Existenz oft von Stürmen und beweglichen Sanddünen abhängt. Ihre Bewohner bestehen aus einigen nomadisirenden Oezbegen und armen Karakalpaken. Die folgende zum Glück ausgedehntere Zone ist die fruchtbarste des Landes, eine Aufeinanderfolge von Gärten, Getreide-, Mais-, Baumwollfeldern, Weinbergen, Wiesen u. s. w. Sandige und Haidestrecken bilden hier die Ausnahme. Das ist der Garten Ferghanas, und namentlich zeichnet sich der Strich zwischen Andidschan und Namangan, Ekisu-Arasi, durch seine unvergleichliche Fruchtbarkeit aus. In dieser Zone liegen die großen commerciellen Centren des Landes, wie Kokand, das als Sartenstadt in jeder Hinsicht über Taschkend steht, Margilan, die neue russische Hauptstadt, Osch, Andidschan und Namangan. Die zahlreichsten Bewohner dieses Gebietes sind die Sarten (ein Mischvolk aus Tadschiks, Oezbegen und mitunter Kirghizen), dann Oezbegen und Kiptschaken. Auch finden sich Tadschiks, Turuks, Kaschgarer, Karakalpaken, Juden, Zigeuner, Karakirghizen, Indier und Afghanen. Die dritte Zone, geringer an Ausdehnung als die beiden ersten, ist meist steinig, mitunter mit Gestrüpp und auch mit Sand bedeckt. Hier und da haben Oezbegen und Kiptschaken der Wüste einige Aecker abgerungen. Die vierte Zone liegt an den fruchtbarsten Abhängen der Berge und ist der schönste Theil Ferghanas, da sie alle Vortheile eines warmen Klimas genießt, ohne unter den Nachtheilen zu leiden. Sie würde für eine europäische Colonisation am geeignetsten sein; bewohnt wird sie fast ausschließlich von zum Theil ganz unvermischten Tadschiks. Oezbegen, Kiptschaken und Karakirghizen sind nur in geringer Zahl vertreten. Ihre Hauptorte sind Isfara, Wadil, Utsch-Kurgan und Naukat im Süden, Kassan und Tuß im Norden. Die fünfte Zone, die der Thäler, Berge, Abhänge und Hochebenen, ist oft unfruchtbar und sonnenverbrannt, enthält aber auch treffliche Weiden, welche die nomadischen Karakirghizen ausnutzen. Die sechste Zone ist die höchste, malerischste und ödeste; sie enthält zahlreiche Pässe und Uebergänge nach Semiretschensk, Kaschgar, Karategin u. s. w. Man findet dort Lapislazuli, Amethyst, Bergkrystall, Naphta, Salz, Steinkohle und Mineralwasser, die aber erst in der Industrie Wichtigkeit erlangen werden, wenn das Land unter russischer Herrschaft sich mehr entwickelt hat.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Die französische Eroberung von Tong-kin.

II.

Die Provinz Hà-Nöi ist der Mittelpunkt des Flußsystems von Tong-kin. Noch ehe der Hauptstrom in dieselbe eintritt, zweigt sich rechts ein ansehnlicher Arm von demselben ab; er führt mehrere Namen, von denen Sông-Hát für seinen Anfang und Daï für seinen Unterlauf die bekanntesten sind. Er fließt an den Bergen im Südwesten hin und berührt zwei wichtige Festungen, Phü-Ly, eine Präfectur von Hà-Nöi und Ninh-Binh, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Der Hauptstrom selbst trennt die Provinzen Hà-Nöi und Hüng-Yên, fließt bei der Stadt dieses Namens vorbei, tritt dann in die Provinz Nam-Dinh und theilt sich, ehe er in das Meer mündet, in zahlreiche Arme. Mit dem östlicher fließenden Thaï-Binh oder Flusse von Haï-Dzüong steht er durch zwei Canäle, den Sông-Schi und den Cüa-Loc, in Verbindung, welche zuerst M. Senez, dann M. Dupuis entdeckt hat.

Diese centrale Lage von Hà-Nöi brachte es mit sich, daß Garnier für seine neue Handelsverbindung die Unterstützung der Behörden in den Nachbarprovinzen nöthig hatte, und schon, um nicht vom Meere abgeschnitten zu werden, mußte er, wenn Diplomatie nichts half, den Widerstand der Mandarinen mit Gewalt brechen. Um die Stimmung dieser Leute zu untersuchen, ließ er am Abend des 23. November das Kanonenboot „Espignole“ den Fluß hinabgehen. Dasselbe trug außer seiner Bemannung den Doctor Harmand und 15 Marinesoldaten unter Befehl des Herrn de Trentinian. Balny d'Avricourt, welcher diese Expedition befehligte, hatte den Auftrag, die Mandarinen von Hüng-Yên zur Unterwerfung unter die neue Sachlage aufzufordern, den wichtigen Platz Phü-Ly zu nehmen und dort den Herrn de Trentinian zu lassen, bis einheimische Hülfstruppen den Ort besetzen würden. Schon am folgenden Vormittage lag die „Espignole“ vor Hüng-Yên, dessen erschreckter Gouverneur ohne viel Zögern seine Anhänglichkeit an die Franzosen erklärte. Zwei Tage darauf erschien sie vor Phü-Ly, welches am Daï liegt, dort, wo ein Arm ihn mit dem Hauptfluß verbindet, und die Straße von Ninh-Binh nach Son-Tây beherrscht. Das Thor der Citadelle finden sie geschlossen und verbarricadirt, die Wälle mit bewaffneten Soldaten besetzt. Balny näherte sich mit seinen dreißig Mann und forderte die Uebergabe der Festung binnen zehn Minuten, eine Zeit, welche er dazu benutzte, um sich über die Mittel und Wege für einen etwaigen Sturm klar zu werden. Inzwischen aber war de Trentinian an dem Thore hinaufgeklettert und bemerkte durch das Gitter, welches den obern Theil der Thorflügel bildete, daß drinnen die größte Bewegung herrschte und die Mandarinen und ihr Gefolge um die Wette flohen. Sofort überstiegen die Franzosen die Brustwehr, machten die Runde auf den Wällen und jagten die Annamiten vor sich her, wobei sie nur auf diejenigen schossen, welche mit den Waffen in der Hand flüchteten. In zehn Minuten hatten dreißig Europäer eine Festung weggenommen, welche zwei Kilometer Umfang und ein Tausend Vertheidiger zählte.

Noch am selben Abend konnte Balny einheimische, von Garnier ernannte Beamte einsetzen und Maßregeln zur Ver-

hütung des Räuberunwesens ergreifen. Einige Tage später langte auch eine einheimische Hülfstruppe an, welche den Platz besetzen sollte. Ihr Befehlshaber war Lö Van Ba, ein sehr tapferer und den Franzosen ergebener Mann, welcher auf die Nachricht von der Eroberung Hà-Nôi's in seiner Provinz Nam-Dinh 820 Mann zusammengebracht und sich mit denselben Garnier zur Verfügung gestellt hatte. Dieser (selbst nur Lieutenant) ernannte ihn zum Brigadegeneral (chanh-lanh-binh) und übergab ihm die Festung Phü-Ly.

Zwischen letzterer und Hà-Nôi, von diesem nur einen halben Tagemarsch entfernt, liegt das Fort Phü-Thüong, eine Präfectur von Hà-Nôi. Der dortige Mandarin war der französischen Intervention feindlich gesinnt und unterbrach jede Verbindung zwischen Phü-Ly und der Hauptstadt. Lö Van Ba hatte Befehl, dies Fort zu nehmen, vermochte aber, da ihm Kanonen fehlten, sein Ziel nicht zu erreichen, worauf Garnier sofort eine Abtheilung von 42 Matrosen und Soldaten mit zwei Kanonen dorthin absandte. Ein bei der Eroberung von Hà-Nôi erbeuteter Kriegselephant diente als Auslug, indem er Späher auf seinem Rücken trug. Außerdem begleiteten 150 eingeborene Soldaten diese von Esmez befehligte Expedition; der Anführer derselben sollte als Präfect in der zu erobernden Stadt verbleiben. Aber die Entfaltung solch großer Streitkräfte war unnöthig; kaum näherten sie sich dem Ort, so ergab sich derselbe an Lö Van Ba, der auf dem Weitermarsche noch die Unterprä-



Tempel des Geistes des Königs in Hà-nôi, Garnier's Wohnung.

fectur Phü-Xüyên unterwarf und dann, wie schon erzählt, Phü-Ly besetzte. Ohne weitern Kampf ergab sich auch die letzte Präfectur von Hà-Nôi, Ueng-Hoà und deren Unterpräfectur Hoài-Yên, so daß im Zeitraum von zehn Tagen zwei ganze Provinzen (Hà-Nôi und Hüng-Yên) unter französische Oberherrschaft gekommen waren, und Garnier seine Sorge anderen Provinzen zuwenden konnte.

Vor allem mußte ihm an Haï-Dzüong gelegen sein, die nicht nur eine der fruchtbarsten und volkreichsten in ganz Tong-kin ist, sondern auch die besten Ankerplätze an der Küste besitzt. Da ferner die Mündungen des Hauptstromes Bö-Dè (Söng-Ca) durch Sandbänke versperrt waren, konnte ein Kanonenboot Hà-Nôi nur durch den Thaï-Binh-Fluß und einen der oben erwähnten beiden Canäle Söng-Schi und Cüa-Loc erreichen, mußte also jedenfalls die Provinz Haï-Dzüong berühren. Balny erhielt demnach Befehl, sich mit der „Espignole" nach Haï-Dzüong zu begeben, brach am Morgen des 2. December von Phü-Ly auf, durchfuhr den Canal Cüa-Loc und erreichte am selben Abend einen Arm des Thaï-Binh. Um 9 Uhr des folgenden Morgens befand sich das Boot in Sicht von Haï-Dzüong; gleich darauf aber lief es auf und, obwohl es wieder flott wurde, war das Fahrwasser bei eintretender Ebbe doch zu seicht, um die Fahrt fortzusetzen. Balny ließ also die Dampfjolle heizen und schickte de Trentinian mit einer kleinen Begleitmannschaft an den Gouverneur ab, welcher denselben mit jener höflichen Unverschämtheit empfing, welche den annamitischen Mandarinen eigen ist. Er lehnte es ab, an Bord des Kanonenbootes einen Besuch abzustatten, was man als Zeichen seines Gehorsams von ihm gefordert hatte. Um ihn einzuschüch-

tern, ließ Balny zehn wohlgezielte Schüsse auf die Citadelle abgeben, worauf der Gouverneur von Neuem Unterhandlungen anknüpfte, aber, wie sich sehr bald zeigte, nur um Zeit zu gewinnen. Nachdem also am folgenden Morgen die Stunde verstrichen war, bis zu welcher dem Gouverneur aufgegeben worden war, an Bord des Kanonenbootes zu erscheinen, landeten die Franzosen unter dem Feuer der feindlichen Batterien, jagten deren Besatzung vor sich her durch die Stadt, gelangten im Laufschritt bis an das Thor der östlichen Flesche der Citadelle und über die Mauer hinweg in dieselbe hinein. Von den Wällen feuern die Annamiten unablässig herab, aber kein Schuß trifft, und es gelingt den Angreifern, sich unter der Wölbung des Thores, welches in die eigentliche Citadelle führt, gegen das feindliche Feuer zu decken. Nur einige bleiben zurück, um die annamitischen Artilleristen zu beschießen. Nun hatten aber die Franzosen weder Sturmleitern noch Kanonen, um das Thor einzuschießen; auch waren die Mauern zu hoch, um sie zu ersteigen, und oben noch mit einem Bambusgitter gekrönt. Nur ein einziges Beil stand ihnen zur Verfügung; aber das Thor war aus hartem Holz und leistete seinen Streichen Widerstand. Endlich gab eine Planke nach; aber dahinter zeigten sich Schanzkörbe voll Erde, mit welchen das Thor verrammelt war. Die Lage war kritisch: die feindlichen Artilleristen, vor den Kugeln der Chassepots ziemlich sicher, suchten ihr Zielen zu verbessern; und von oben regneten Steine und Ziegeln auf die kleine



Aufbruch nach Phü-Thüong.

Schaar herab, und schon dachte Balny an den Rückzug, als dem Dr. Harmand ein rettender Gedanke kam. Auch hier, wie in Hà-Nöi und anderen Forts, war das Thor nur unten massiv und oben durch ein Gitter geschlossen. Rasch schoß er zwei von den Stangen entzwei, und durch die so entstandene Lücke klettert zuerst Balny in das Innere hinein, fünf dort postirte Feinde schon durch sein Erscheinen in die Flucht jagend. Damit war das Schicksal der Citadelle entschieden: die Feinde flüchteten und ihre noch eben so thätigen Artilleristen ließen ihre Geschütze im Stich. Zwar vermochten die Franzosen ihrem Anführer nur langsam zu folgen; aber als ihrer im Ganzen nur sechs in das Fort gelangt waren, nahmen sie die im offenen Kampfe unbeschreiblich feigen Feinde in Haufen gefangen, indem sie das weit geöffnete westliche Thor besetzten. Das ganze Gefecht hatte nur anderthalb Stunden gedauert: ohne eine einzige Kanone hatten dreißig Franzosen eine trefflich angelegte und armirte Festung bezwungen.

Zehn Tage blieb Balny in Haï-Dzllong, um die Verwaltung der Provinz zu ordnen, deren Bevölkerung den Franzosen in jeder Weise entgegenkam. Am 14. December erhielt er den Befehl von Garnier, de Trentinian mit fünfzehn Soldaten in dem Fort zurückzulassen und sich mit seinem Schiffe nach dem inzwischen eroberten Nam-Dinh zu begeben. Immer weiter hatte die französische Eroberung in Tong-kin um sich gegriffen; auch Ninh-Binh war ihr zum Opfer gefallen. Diese Stadt liegt, wie Phü-Ly, am Daï oder östlichen Arme des Großen Flusses und beherrscht mit seinen Kanonen die Straße zwischen Hà-Nöi und der Landeshauptstadt Hüé, auf welcher aller Vermuthung nach

Hülfstruppen aus dem Süden in Anzug waren. Der Quan-án (Justiz-Mandarin) von Hà-Nôi war nach Ninh-Binh entkommen, rüstete sich dort zum Widerstande und ließ, um den Franzosen den Wasserweg abzuschneiden, dort einen Damm im Daï errichten. Sobald Garnier dies erfuhr, sandte er M. Hautefeuille ab, um Balny statt nach Haï-Dzllong nach Ninh-Binh zu dirigiren; falls Balny schon, dem ersten Befehle gemäß, nach Nordosten aufgebrochen wäre, sollte Hautefeuille selbst jenen Damm zerstören, das Fahrwasser bis Ninh-Binh untersuchen, ja, wenn es ohne Gefahr geschehen könnte, die Stadt betreten und vom Quan-án Unterwerfung fordern. Lächerlich gering waren die Mittel, welche Hautefeuille zur Verfügung standen: ein Kanonenboot mit einem Vierpfünder, ein Quartiermeister, sechs Matrosen, ein annamitischer Heizer, der als Dolmetscher dienen konnte, und als Munition sechs Granaten, sechs Kartätschen und circa 250 Kartuschen. Als er am Abend des 2. December Phû-Ly erreichte, war Balny schon abgefahren, weshalb er selbst am folgenden Morgen sich nach jenem schon erwähnten Damme begab. Zwei Reihen mit Bambus verbundener großer Pfähle waren von einem Ufer zum andern in das Flußbett gerammt, und am Ufer lagen 200 Boote voll Steine, um damit die Zwischenräume zu füllen. Beim Nahen der Franzosen flohen die Arbeiter; Hautefeuille läßt die Boote verbrennen und zerstört mit Hülfe herbeigeeilter Landleute die Barricade.

Am frühen Morgen des 5. December näherte sich sein Schiff der Stadt Ninh-Binh; Lichter zeigen sich auf den Wällen, man ruft ihn an. Um die Feinde einzuschüchtern, ein Orientalen gegenüber nothwendiges Verfahren, verwendet er sofort zwei von seinen sechs Granaten gegen die Citadelle, ohne daß das Feuer erwidert wurde. Dann erwartet er den Anbruch des Tages, welcher ihm erst die ganze Gefährlichkeit seiner Lage zeigte. Zwei Forts, jedes auf einem 30 Meter hohen Felsen, beherrschen dort den Fluß; wo sich von demselben der Arm Vân-Sàn abzweigt, war eine Erdbatterie aufgeführt und dahinter liegt eine bastionnirte Festung von etwa 2 Kilometer Umfang, durch jene Wasserläufe und einen breiten Graben geschützt. Jetzt stürzten sich feindliche



Die Citadelle von Ninh-Binh.

Soldaten in Dschunken und näherten sich dem Kanonenboote, das in diesem kritischen Augenblicke auf den Grund auflief. Während die eine Hälfte seiner Leute mit dem Schiffe beschäftigt war, feuerte die andere auf die Feinde in den Booten und reinigte durch einen wohlgezielten Kartätschschuß die Wälle des Forts von ihren Vertheidigern. Da zeigte ihm der Maschinist an, daß der Kessel geplatzt sei: sein Boot war eine unbewegliche Masse geworden, 200 Meter von einer Festung entfernt! Aber der junge erst zwanzigjährige Offizier verlor den Muth nicht; in einer Dschunke läßt er sich mit fünf Matrosen und dem annamitischen Heizer an Land treiben und marschirt mit aufgepflanztem Bajonette, die französische Fahne voran, gegen die Batterie. Sie ist leer. Wie er weiter vordringt, kommen von der einen Seite die Bürger der Stadt und bieten ihm als Geschenk einen Ochsen und Schweine, von der andern strömen Soldaten in Menge aus der Festung und umringen, von den Bajonetten der Franzosen in ehrerbietiger Entfernung gehalten, die kleine muthige Schaar. Als Hautefeuille so den Festungsgraben erreicht, erkennt er an vier Sonnenschirmen, die über ihm gehalten werden, den Gouverneur, einen ehrwürdigen Mandarin mit weißem Barte. Sofort bemächtigt er sich desselben und zieht ihn in das „Haus der Fremden", welches vor dem Hauptthor der Festung liegt. Dort fragt er ihn mit vorgehaltenem Revolver aus, und als er lange Ausflüchte zu machen begann, legt er seine Uhr auf den Tisch und läßt ihn durch seinen dolmetschenden Maschinisten bedeuten, daß sein letztes Stündchen geschlagen habe, wenn er, Hautefeuille, nicht binnen einer Viertelstunde, von allen Mandarinen begleitet, in der Festung sich befände, die Truppen die Waffen niedergelegt hätten und ihn auf den Knien empfingen. Zwar drängen die Annamiten wieder heran; aber seine Matrosen treiben sie mit gefälltem Gewehre zurück. Viel Hin- und Hergelaufe und Gerede folgte nun; aber eine Minute vor Ablauf der gesteckten Frist zog Hautefeuille wirklich in die Citadelle ein, wo die Waffen gestreckt wurden und die annamitischen Soldaten sich bei seinem Nahen auf die Knie warfen. Der Punkt, welcher den südlichen Schlüssel von Tongkin bildet, war in seinen Händen. Sofort ließ er sein nun unnützes Boot ans Land ziehen und die Kanone, Munition und Proviant in eines der Felsenforts bringen und machte sich daran, die Provinzialverwaltung zu organisiren: Trup-



Einnahme von Ninh-Binh durch Hautefeuille.

pen wurden ausgehoben, der Verkehr der tram (eingeborene Läufer) aufrecht erhalten. Bald wurden auch die bis dahin verschlossenen Häuser geöffnet, die Menge zeigte sich wieder auf den Straßen, und ruhig konnte Hautefeuille, nur von einem Manne begleitet, in den Straßen von Ninh-Binh und der Nachbarstadt Yên-Chanh promeniren.

Am Abend des 9. December erschien Garnier selbst im „Scorpion" vor Ninh-Binh. Er brachte die Nachricht, daß die Truppen der Provinz Son-tây sich der Stadt Hà-Nôi, wo in der Zwischenzeit Bain de la Coquerie befehligte, bedenklich näherten. Sie wurden noch durch die nach ihrem Feldzeichen so genannten „Schwarzfahnen" verstärkt, chinesische Rebellen [1]), welche sich im Norden von Tong-kin festgesetzt hatten und das Land plünderten. Während Garnier von Ninh-Binh, wo er Hautefeuille als Commandanten beließ, nach Nam-Dinh fuhr und diese stark befestigte Stadt nach kurzem Kampfe mit stürmender Hand einnahm, eroberte das Heer von Son-tây das Fort Phû-Hoài und schob seine Vorposten bis auf wenige Kilometer von Hà-Nôi vor. Auf diese Nachricht hin sandte Garnier sofort den „Scorpion" mit einer kleinen Verstärkung nach Hà-Nôi, ließ die „Espignole" von Haï-Dzüong kommen, installirte den Dr. Harmand mit 25 Matrosen als Gouverneur des eben eroberten Nam-Dinh und kehrte am 18. December selbst nach Hà-Nôi zurück. Dort erwartete ihn die Kunde eines Mißerfolges: zwar war das Fort Phû-Hoài wieder genommen worden, aber eine am 14. ausgeführte Recognoscirung hatte die feindliche Linie nicht durchbrechen können, eine Schlappe, die Garnier alsbald wieder gut zu machen beschloß. Inzwischen traf aber eine Gesandtschaft aus Huê ein, um Unterhandlungen anzuknüpfen, so daß Garnier seinen Angriffsplan aufgab und am 20. December eine Proclamation den Bewohnern von Tong-kin einen Waffenstillstand ankündigte. Während er aber am folgenden Tage, einem Sonntag, mit den Gesandten über die Friedensbedingungen verhandelte, erhielt er die Nachricht, daß das Heer von Son-tây und die „Schwarzfahnen" von Westen her im Anrücken seien. Sofort sendete er M. Bain mit 30 Mann nach der nördlichen Mauer und eilte selbst nach dem bedrohten Punkte, wo dicht vor der Citadelle 500 bis 600 Chinesen mit ihrer schwarzen Fahne den Weg von Phû-Hoài besetzt hielten und circa 800 Meter hinter ihnen etwa 2000 Annamiten standen. Ein Elephant und zahlreiche Sonnenschirme deuteten sogar auf die Anwesenheit von Mandarinen im feindlichen Lager. Hinter Bambushecken und Häusern hervor eröffneten die Chinesen ein Gewehrfeuer, gingen aber bald vor einigen Granatschüssen unter ziemlichem Verluste zurück. Als sie hierbei die Wälle der Stadt Hà-Nôi erreicht hatten, theilten sie sich; die einen gingen gerade aus nach Westen zurück, die anderen bogen nach Südwesten ab. In diesem Augenblicke wandte sich Garnier mit den Worten an einige nahestehende Offiziere: „Meine Herren, der Feind, der uns eben angriff, ist der einzige, den ich in Tong-kin fürchtete. Ein Ausfall ist unerläßlich: wir können solchen Gegner nicht 1000 Meter vor uns sich setzen lassen." Den gerade mit 10 Matrosen anlangenden Balny schickte er also geradeaus auf dem Wege nach Phû-Hoài vor. Während die Kanonen der Citadelle über ihn hinweg feuerten, eilte Balny mit seinen Matrosen und einer Schaar eingeborener Hülfstruppen vor und verschwand bald hinter eine Terrainwelle. Garnier seinerseits suchte mit 18 Mann dem Feind in den Rücken zu kommen, indem er die nach Südwesten flüchtende Schaar verfolgte. Mit gefälltem Bajonette jagte er dieselbe aus ihren Verstecken auf und vor sich her, bis sie sich von Neuem hinter einem Hügel festsetzte. Nicht achtend, daß ihm seine kleine Schaar nicht zu folgen vermag, stürzte sich Garnier auf den Hügel. Von den drei Soldaten, die ihm zunächst sind, fällt der eine, ein zweiter wird verwundet. Aber er feuert seinen Revolver unter die Schwarzfahnen ab und verjagt sie aus dem Gestrüppe, in das sie sich ducken. Da tritt er in ein Loch und fällt; sofort stürzen sich die Chinesen auf ihn; im Nu ist er von Lanzenstichen und Säbelhieben durchbohrt und zerfleischt. Vergeblich suchen die Seinigen ihn zu befreien; sie müssen vor der Uebermacht weichen. Erst als ein kleiner Unterstützungstrupp zu ihnen stieß, konnten sie es wagen, wieder vorzudringen und wenigstens den Leichnam ihres gefallenen Führers und ihres Cameraden zu holen. Sie fanden sie enthauptet: die Schwarzfahnen hatten die Köpfe als Siegesbeute mit sich genommen.

Noch schlimmer war es der Abtheilung Balny's ergangen: der Führer selbst, der sich in seinem Ungestüm zu weit vorgewagt, wurde von der feindlichen Uebermacht umringt und erschlagen, und zwei von seiner kleinen Schaar waren gefallen. So kostete dieses unglückliche Gefecht den Franzosen sechs Verwundete und fünf Todte, darunter einen der berühmtesten und vielverheißendsten aus der Zahl ihrer Entdeckungsreisenden.

Die Nachricht von diesem Mißgeschicke verbreitete sich rasch in der Stadt Hà-Nôi und verursachte unter den chinesischen und annamitischen Anhängern Frankreichs große Bestürzung. Zwar machte sich Dupuis mit 40 seiner besten Soldaten zur Verfolgung der Feinde auf; aber er vermochte sie nicht zu erreichen.

Der Oberbefehl fiel nun an den ältesten Offizier, Bain de la Coquerie, der keine drei Stunden nach Garnier's Tode die gute Nachricht erhielt, daß am 16. December der „Decrès" mit beträchtlichen Verstärkungen an Soldaten und Material in den Cüa Cam eingelaufen sei. Auch Dupuis stellte seine ganze Macht, Schiffe, Soldaten, Kanonen u. s. w., zur Vertheidigung von Hà-Nôi zur Verfügung, so daß zunächst nichts zu befürchten stand. Am 25. December schließlich langte der „Scorpion" an und brachte 105 Marinesoldaten, 3 Offiziere und 300 Flinten zur Bewaffnung einheimischer Freiwilliger, wodurch das Vertrauen der Einwohner sich wesentlich hob. Auch nahm Esmez die seit dem 21. December unterbrochenen Unterhandlungen mit den annamitischen Gesandten wieder auf und erreichte den Abschluß einer Convention, wonach das ganze Delta zwischen dem Daï und dem Meere neutrales, nur von eingeborenen Milizen besetztes Gebiet werden sollte. Vom Hofe von Huê ernannte Mandarinen sollten die Verwaltung führen und die Franzosen bis zur Ratificirung des endgültigen Vertrages die Citadellen besetzt halten. Aber ehe diese Convention beiderseitig unterzeichnet war, trafen Briefe ein, welche die Ankunft sowohl eines neuen annamitischen Bevollmächtigten wie die eines französischen Befehlshabers meldeten.

In den eroberten Provinzen fungirten inzwischen als oberste Behörden die französischen Offiziere. Hautefeuille in Ninh-Binh hatte die nach Süden führenden Pässe besetzt, die Befestigungen der Citadelle ausgebessert und deren Umgegend von Baulichkeiten behufs leichterer Vertheidigung gesäubert. Im Innern herrschte vollkommene Ruhe; durch

[1]) Im Jahr 1865 hatten die Mandarinen von Kwang-si, von Truppen aus Kwang-tung unterstützt, den Aufstand unterdrückt, welcher seit 1849 in ihrer Provinz gewüthet hatte. Einer der Hauptrebellen, Wa-tsong, entkam damals mit 3000 bis 4000 Mann nach Tong-kin und lagerte über ein Jahr lang gegenüber von Hà-Nôi. Er starb 1866. Seine Leute mußten später vor den chinesischen Heeren landeinwärts am Hong-kiang hinauf flüchten, wo die eine Hälfte, die „Schwarzfahnen", Lâo-kaï gegen Ende 1868 eroberte, die andere, „Gelbfahnen" genannt, sich in Hà-vang am Bô-Dê (Klarer Fluß, s. oben) festsetzten. Beide Städte liegen unmittelbar an der Grenze Chinas.



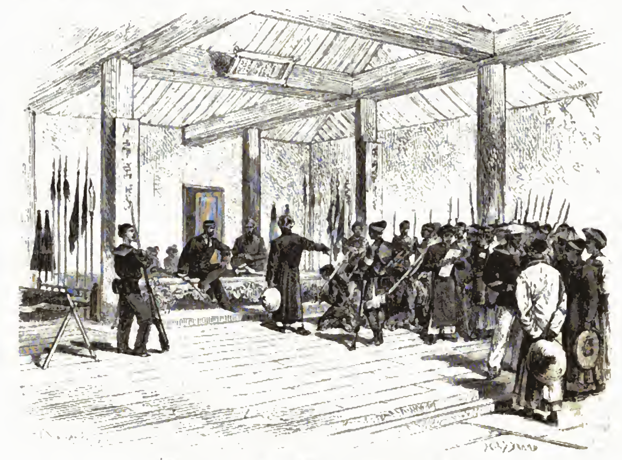
Francis Garnier's Tod.

sein freigebiges, wohlwollendes Wesen, wenn er seine Provinz zu Pferde durchstreifte, und durch Strenge gegen Störenfriede und Brandstifter gewann er sich rasch die Herzen des Volkes. Aber die Nachricht von Garnier's Tod gab das Zeichen zu neuen Unruhen; auf den Ruf der gelehrten Kaste erhob sich das Land, und gleichzeitig brachen im Nordosten und Südwesten Unruhen aus, während eine von Süden anrückende annamitische Armee die Pässe bedrohte. Doch gelang es Hautefeuille nach einigen heißen Kämpfen überall die Feinde zu schlagen und sich im Besitze seiner Provinz zu behaupten. Ebenso hatte Dr. Harmand in Nam-Dinh mit Rebellen zu thun, die er glücklich überwand, während in Haï-Dzüong, wo de Trentinian befehligte, die Ruhe gar nicht gestört wurde, selbst nicht bei der Nachricht von Garnier's Tode.

Alle diese glänzenden Resultate sollten in wenigen Stunden vernichtet werden und Tong-kin, dessen schönste Provinzen im Besitze der Franzosen waren, wieder unter das verhaßte Joch des Hofes von Hüé kommen!

Am 29. December langte in Haï-Dzüong Mr. Philastre an, Inspector der Angelegenheiten der Eingeborenen in Saïgon und jetzt zu Garnier's diplomatischem Nachfolger ernannt. Dieser Herr hatte nichts Eiligers zu thun, als in Uebereinstimmung mit dem annamitischen Bevollmächtigten die französischen Besatzungen aus allen eroberten Festungen herauszuziehen. Haï-Dzüong wurde demgemäß am 2. Januar, Ninh-Binh am 8., Nam-Dinh am 10. geräumt und selbst aus Hà-Nòi, wohin Admiral Duprè noch eben 250 Mann Verstärkung gesandt hatte, zogen am 12. Februar 1874 die letzten Truppen ab. Damit war für die Gelehrten das Zeichen gegeben, über die Anhänger der Franzosen herzufallen. Zu Tausenden wurden nun von den losgelassenen Banden die einheimischen Christen und alle Parteigänger der Expedition abgeschlachtet, ihre Habe geplündert und ihre Dörfer verbrannt. Dupuis wurde mit seinen Schiffen aus dem Lande getrieben, welches er dem Handel zu erschließen bemüht gewesen war, und nur im Fort von Haï-Phong, inmitten der sumpfigen Ufer des Cüa Cam und seiner Zuflüsse, blieb eine kleine französische Besatzung zurück.

Ein trauriges Nachspiel zu einer Unternehmung, deren Beginn so ruhmreich gewesen!



Brandstifter vor dem Richterstuhl eines französischen Offiziers.

Von Callao nach Oroya.

Von **Bernhard Flemming.**

Das Peru der Pizarro und Almagro mit seinen gewaltigen Reichthümern ist fast in Vergessenheit gerathen, und es klingt wie Mythe, daß des Inca Atahualpa Macht in der Haft spanischer Abenteurer es noch vermochte, seinen Kerker in wenigen Monaten bis dahin, wo sein Arm reichte, mit Gold zu füllen, und daß die Minen von Cerro de Pasco von 1650 bis Anfang unseres Jahrhunderts, wo sie nach und nach unter Wasser geriethen, an 1300 Mill. Mark Silber geliefert haben. In unserm Jahrhundert war es der braunen Erde der Chincha-, Lobos- und Guañape-Inseln, dem Guano, vorbehalten, dem Namen des alten Incarciches neuen Glanz zu geben. Eine Jahreseinnahme von über 20 Mill. Doll., die sich zur rechten Zeit auf scheinbar öden Felsen fand, bezahlte die Paläste, Maitressen und sonstigen Extravaganzen eines Castillo, Pezét, Calderón und den unerhörten Luxus der sie umgebenden Günstlinge, die Lima den Namen des südamerikanischen Paris verschafften.

Fortwährende Revolutionen, um sich in den Besitz der Macht und dadurch der reichen Fundgrube zu setzen, schwindelhafte Unternehmungen und im besten Falle prahlerische unproductive öffentliche Arbeiten waren die Folge dieses Milliardensegens, bis auch diese Quelle versiegte. Die Geldklemme, eine längstbefürchtete Katastrophe, macht sich überall bemerkbar, und die großartigen Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Hafenbauten, öffentliche Gebäude, haben, wie gesagt, zum Theil den frühern Reichthum verschlungen, ohne Zinsen einzutragen. Auszunehmen ist das ausgezeichnete Hospital in Callao und bis auf Weiteres die Oroyabahn, letztere bestimmt, das denkwürdige Cajamarca und den Huallaga (Nebenstrom des Marañon) mit Lima zu verbinden.

In dem Zuge, der uns nach der Hauptstadt bringt, treffen wir Mulatten und Zambos in reichen Uniformen, barmherzige Schwestern, Geschäftsleute mit englischen und italienischen Typen, die man gewöhnlich am selben Tage in Lima und wieder in Callao sieht; denn die Entfernung beträgt nur eine halbe Stunde. Wir rasseln bei der Vorstadt Callaos mit dem herausfordernden Namen Bella vista und an Zügen von Maulthierfuhrwerken, die der Eisenbahn erfolgreiche Concurrenz machen, vorüber und steigen im Westend des classischen Lima aus. Bewundern und kritisiren wir, soviel sich in der kurzen Zeit von Lima, seinen Frauen und seinem Luxus präsentirt!

Straßen und Häuser bieten nichts Auffallendes. Die Dachconstruction, eine flache, poröse Lehmdecke, ist bekannt und hat sich trotz des seit mehr als einem Jahrhundert sprichwörtlich gewordenen Regenmangels bei mehreren Güssen als sehr mangelhaft erwiesen, besonders den Tapeten, Teppichen, Möbeln und Waarenlagern gegenüber. Der letzte Regen fiel am 9. Juli 1872. Imponirende Gebäude sind außer der Kathedrale nicht zu bemerken; der Gouvernementspalast schräg über auf derselben Plaza ist sogar sehr dürftig. Durch die Portale erblickt man hübsche Gärten, von Seiten- und Hintergebäuden umgeben; vor den Thüren warten elegante Wagen mit tadellos schönen, wenn auch nicht sehr großen Pferden.

Nach 5 Uhr Abends sieht man in den Hallen der Mercaderes die stolzen, üppigen Schönheiten Limas in reichem Flor, edle Gestalten mit junonischer Büste, Gesichter mit ausdrucksvollen Zügen von echt classischer Reinheit und öfters noch von einer Sinnlichkeit wie Giulio Romano's Venus. Ein ausgesuchter Geschmack in der einfachen doch kostbaren Kleidung, im Studium des Gesichtsausdruckes, unterstützt durch Schminke und Arrangement des Haars, graciöse Bewegungen, die durch das Handhaben des Fächers so erleichtert werden — wir sehen das Weib in seiner Vollkommenheit oder glauben es zu sehen, wenn auch der Effect in der Häuslichkeit und in ihrer Stellung als Mutter und sorgende Hausfrau wenig damit harmoniren soll. Aber vielleicht würde es auch anders sein, wenn die Männer der Limeñerinnen eben keine Peruaner wären! So sieht man die Frauen in Chorillos, Miraflores, im Theater, auf den Paseos, in den Tertullas; nur in die Messe gehen sie dicht verhüllt mit dem Manto, der nur ein feuriges Auge freiläßt, aber zuweilen auch die Mulattennase und den breiten Mund einer Dienerin geschickt verhüllt.

Im Souterrain der Kathedrale zeigt man uns Pizarro's Ueberreste. Auf den Thürmen hat man einen Blick über die Stadt, das Thal des Rimac, den Stillen Ocean im Westen und die schneeglänzende Andeskette im Osten; von hier aus wurden die Leichname der unglücklichen Verschwörer Gutierrez vor fünf Jahren auf die Plaza hinabgestürzt unter dem Wuthgebrüll von hunderttausend Menschen.

Was die Pizarro's, die Anhänger Almagro's und die Vicekönige an Grausamkeiten begangen haben, das fand eine würdige Fortsetzung im Bürgerkriege, und die Worte:

„Paez feliz, cuyo entretenemiento inocente,
Es de hacer revolucion, por elejir cada tres meses un nuevo presidente“ [1])

sind ein bitterer Spott und eine traurige Wahrheit.

Wenn auch das Land in Salpeter, Silber, Zucker (1876 wurden für $1^1/_2$ Millionen Centner exportirt), Wein, Wolle ꝛc. noch zu viel Hülfsquellen hat, um auf die Stufe hinabzusinken, welche englische Finanziers heute prognosticiren, so ist doch die Glanzperiode wohl entschieden vorbei; es bleibt eine entnervte, an übertriebenen Luxus gewöhnte Mischrace von Weißen, Negern und Indianern mit deren schlimmsten Fehlern zurück.

Die innere Schuld des dünnbevölkerten Landes beträgt 4 Mill. Pf. St.; die Verbindlichkeiten gegen das Ausland sind noch größer.

Die wenigsten Peruaner haben die Central-Pacific- oder Semmerring-Bahn, den Montcenis-Tunnel oder die Göltzschthalbrücke zu Gesicht bekommen, und nennen deshalb die dreißig deutsche Meilen lange Oroyabahn das größte Denkmal, das ein Mensch der Nachwelt hinterlassen kann — aere perennius! — Der Erbauer hatte die Hindernisse einer wilden Natur und den störenden Einfluß der Erdbeben zu besiegen; aber die härtesten Proben bestand sein Genie und seine Beharrlichkeit bei dem während des Baues hervortretenden Geldmangel.

Die Bahn führt zuerst im Thale des Rimac an schönen Haciendas mit Mais-, Baumwolle- und Zuckerrohrpflanzungen vorüber, die nur mittelst künstlicher Bewässerung und

[1]) „Glückliches Land, dessen unschuldiger Zeitvertreib Revolutionen sind, um alle drei Monat einen neuen Präsidenten zu erwählen.“

Chinesenarbeit so weit gediehen sind. Schon hier wird man aufs Peinlichste von dem unvermittelten Gegensatz berührt, der zwischen dem unberechtigten Luxus der Hauptstadt und dem vegetativen, elenden Dasein der halbidiotischen unteren Volksschichten existirt. Gute und elegante Gebäude werden seltener; elegante Toiletten, schöne Pferde machen dem Poncho des gelbhäutigen barfüßigen Indianers Platz, der seinen struppigen Esel ganz apathisch entlang treibt, die schöne, gewählte Sprache verwandelt sich in breite, unverständliche Laute, die zuletzt ganz der Quechuasprache Platz machen, elende Adobehütten ohne Fenster und Rauchfang mehren sich und daneben nimmt die durch Sterilität des Nordens abschreckende Wildheit der Scenerie zu, je höher wir steigen.

Santa Clara, mit schöner Fernsicht auf die Cordillere und nur zwei deutsche Meilen von Lima, liegt schon 1000 Fuß höher als die Hauptstadt; fünf Meilen weiter liegt San Bartolomé schon 5000 Fuß hoch, und nun geht es in rascher Steigung zwischen 1 : 33 bis 1 : 25 aufwärts über die wie Spinnweben erscheinende Eisenbrücke von Verrugas an den Stationen von Matucana und San Mateo vorüber bis zum 15 645 englische Fuß hohen Scheitel der Cordillere und von hier abwärts nach dem noch über 12 000 Fuß hohen Oroya [1]).

Die Tunnels in einer Höhe, wo bei uns ewiger Schnee liegt, die fortwährenden kurzen Curven, die direct aus der Links- in die Rechtswendung übergehen und den Waggon umzuwerfen drohen und bei der Thalfahrt in rasender Eile zurückgelegt werden, Alles ist wohl staunenswerth, aber noch mehr beängstigend, und wirklich kommt während der ganzen Fahrt in den oberen Regionen ein Gefühl der Sicherheit gar nicht auf. Auf der schon genannten Brücke von Verrugas ist die enorme Steigung beibehalten. Sie ist schon deshalb einzig in ihrer Art und macht mit ihren drei Pfeilern, von denen man glaubt, daß sie unter dem kleinsten Gewichte zusammenbrechen müßten, einen schwindelerregenden Eindruck, aber nachdem ihre Festigkeit erprobt, desto größere Ehre ihrem Erbauer Meiggs, der vorzeitig inmitten seiner Entwürfe abberufen vor Kurzem (Ende 1877) in der Gruft auf seinem schönen Landsitze Villegas die letzte Ruhestätte fand.

Der jedenfalls lang gehegte, aber leider zu spät bekannt gewordene geniale Gedanke des großen Ingenieurs — dem Chili, Bolivia und Nicaragua ihre besten Straßen und Brücken verdanken — war, durch einen Tunnel von Galera aus die überschwemmten Minen von Cerro de Pasco zu entwässern und mit der dadurch ermöglichten Ausbeute neue Fonds für die Fortsetzung des Werkes zu gewinnen. Im Besitze des unbeschränktem Vertrauens der Bevölkerung konnte er, dem die Regierung Millionen schuldet, es indessen unternehmen, für 5 Mill. Doll. Papiergeld zu emitiren, das heute schon im ganzen Lande, allerdings unter Garantie der Regierung, cursirt. Wie seit dem Bau der Bahn nach Arequipa 1868 kein nennenswerthes Staats- oder Privatunternehmen ohne Heinrich Meiggs' Betheiligung stattfand, so hielt sich auch jeder Peruaner für überzeugt, daß er das große begonnene Werk bis zum Oberlaufe des Huallaga und Ucayali fortsetzen und so den Stillen Ocean mit dem Amazonenstrom verbinden würde.

In Verbindung damit hat man neuerdings 2 Mill. Doll. votirt, um Europäer nach dem Thale von Chanchamayo [1]) zu bringen. Denselben sind zwölf Jahre vergönnt, ihre Passage, Vorschüsse an Werkzeugen, Samen und den Betrag von 15 Hectaren Land wohl weniger zum eigenen, wie zum Nutzen des neuen Vaterlandes abzuarbeiten; denn das für das Gelingen des Planes wesentliche Worthalten, obgleich es in ihrem eigensten Interesse liegt, wird den Peruanern zu schwer!

Ersprießlicher für das Land als diese erzwungene Colonisation dürfte der schon genannte Vorschlag sein, die Silberminen von Cerro de Pasco auf bessere Manier zu bearbeiten. Augenblicklich gewinnt man mittelst Amalgamirung zwischen 6 bis 12 Mark Silber per Cajon (Kiste) Silbererz, und zwar geschieht dies mit demselben, vierzig Tage erfordernden Proceß und mit einem Verluste von über 50 Proc. des Metalls, wie zur Zeit nach der Eroberung durch die Spanier. Die sorgfältigsten Schätzungen gewiegter Männer von Fach haben den positiven Reichthum Cerro de Pascos wie der ganzen Umgebung festgestellt. Meiggs hoffte deshalb vor seinem Ende die allerdings großen Mittel zu erlangen, um mittelst der bis zu den Minen geführten Eisenbahn Maschinen hinzubringen. Dieselben sollen ohne Zeitverlust Tausende von Tons für die Amalgamirung vorbereiten und dann soll ein höchstens 12 Stunden dauernder Proceß der Metallgewinnung solche Massen Silber erzeugen, daß damit der alte Ruhm der Silberstadt wieder hergestellt wird.

Der Regierung, die mit solchen Resultaten ihren Credit wieder erlangte, wie den Erben und Nachfolgern des kühnen Unternehmers muß daran liegen, diese Sache zu Ende zu führen, aber bei dem Charakter der Peruaner ist zu befürchten, daß die beim Leichenbegängniß gezeigte großartige Theilnahme aller Classen und die überaus feierliche und glänzende Bestattung des berühmten Mannes und freigebigen Wohlthäters nichts mit dem ausdauernden Interesse gemein hat, dessen ein so großes Werk bedarf. Es ist deshalb der Fall denkbar, daß die unvollendeten Werke ihrem Verfall entgegen gegen und daß die Erben des Verstorbenen froh sein dürfen, die mit jenen Contracten erworbenen Reichthümer zu retten, weniger jedoch den großen Landbesitz, den Meiggs als Günstling der frühern Regierung erlangt hat.

[1])

Millas von Callao aus	Stationen	Niveau in engl. Fuß
7½	Lima	448
11¾	Quiroz	809
18⅜	Santa Clara	1312
33½	La Chosica	2800
44¼	Cocachacna	4588
46¾	San Bartolomé	4905
51¾	Verrugas	5840
62¼	Matucana	7788
77½	San Mateo	10530
104½	Paßhöhe	15645
136	Oroya	12178

[1]) Die Flüsse Chanchamayo und Pancarlambo bilden den Perenó, der bei der 60 deutsche Meilen weiter stromabwärts liegenden Colonie Sarayacu sich zum Ucayali erweitert und bis zu letzterem Ort bereits mit den Dampfern des Amazonenstromes befahren wird.

Regenzauber bei den Südslaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasiallehrer in Pettau.

Anhaltende Dürre zerstört alle Hoffnungen des Landmannes auf eine ergiebige Ernte; es ist also sehr natürlich, daß sich die Bauern an die Gottheit wenden, um vom Himmel herab Regen zu erflehen. Die Vorstellung, daß man durch Gebete Regen erbeten könne, ist wohl schon so alt als das Menschengeschlecht. Zeugnisse dafür lassen sich aus den ältesten Zeiten aller Nationen beibringen. Die Griechen beteten zu Zeus, die Römer zu Jupiter, die Deutschen zu Donar, die Slaven zu Perun. Besonders wunderbare Kraft hat aber das gebundene Wort, die ältesten bekannten Gebete heidnischer Völker sind in gebundener Rede verfaßt. In derselben liegt zauberische Macht verborgen, welche zu Segen und zu Fluch verwendet werden kann.

Als sich aber das Christenthum immer mehr ausbreitete, suchten die Priester die alten heidnischen Gebräuche auszurotten; die alten Götter wurden zu bösen Dämonen heruntergedrückt, traten häufig an die Stelle des Teufels und blitzten alle ihre Macht ein. Wo aber die Verdrängung der alten Götter nicht möglich war, wurde an die Stelle derselben irgend ein Heiliger gesetzt. Räth doch auch der Papst Gregor der Große in einem Schreiben an den Abt Melittus und den Erzbischof Augustinus von England [1]), die Götzentempel nicht zu zerstören, sondern in christliche Kirchen zu verwandeln, damit sich das Volk lieber an den Stätten, wo es gewohnt war, versammele. „Und weil die Leute bei ihren Götzenopfern viele Ochsen zu schlachten pflegen, so muß auch diese Sitte ihnen zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnißtage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemaligen Götzenkirchen machen, den Festtag durch religiöse Gastmähler feiern, nicht mehr dem Teufel Thiere opfern ... Denn rohen Gemüthern auf einmal Alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, und weil auch derjenige, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Tritt und Schritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt."

Bei den Slaven und auch bei den Germanen trat der heilige Elias an die Stelle der alten Donnergötter, der Bringer des Regens. Charakteristisch sind in dieser Beziehung manche serbische Volkslieder, welche erzählen, wie die Heiligen jeder zu seinem Wirkungskreise gelangten. Ein Volkslied aus der Herzegowina: „Der Himmelskaiser verheirathet die Sonne" [2]), erzählt Folgendes: Als der Himmelskaiser die Sonne (seinen Sohn) verheirathete, lud er die Heiligen zur Hochzeit. Die verschiedenen Aemter im Hochzeitszuge vertheilte er in derselben Weise, wie es die Serben noch jetzt zu thun pflegen. Zum Obersvat machte er den heil. Peter, zum Anführer des Zuges (prvijenac) den Donnerer Elias (gromovnik Ilija), zum Beistand (Kum) Johannes den Täufer, zu Brautführern (djever) zwei Engel, zum Fahnenträger (barjaktar) den heil. Georg, zum Tschausch (čauš = Lustigmacher) den heil. Nikolaus, zum Begleiter (pratilac) den heil. Erzengel. Die Heiligen gingen die Braut abholen. (Diese heißt svetodua Janja = die den heil. Geist habende Janja, vielleicht mit Bezug auf den heil. Johannes, welcher in die Zeit der Sonnenwende fällt? Das Volk erklärt sie jetzt auch als heil. Anna, Mutter der Jungfrau Maria.) Im Brauthause erhielten die Hochzeitsgäste, welche die Braut abholen, nach serbischer Sitte reiche Geschenke. Der heil. Elias bekam den Blitz und den Donner, der heil. Peter die Weizengarben, weil sein Fest in die Erntezeit fällt, der heil. Johannes das Kreuz und Heiligenbilder, die beiden Engel die Himmelsschlüssel, der heil. Georg Blumen und den Frühling, weil an seinem Festtage der Frühling beginnt, der heil. Nikolaus die Schiffe auf dem Meere, der Erzengel alle Christenseelen. Als sich nun der Hochzeitszug am Himmel zum Hause des Bräutigams bewegte, wurden alle müde, vor allem aber die Braut; diese setzt sich dem Beistand auf die Knie und lehnt den Kopf an ihn. Als aber die Sonne aufging, empfing sie (ist im Slavischen männlich) die Braut.

[1]) Mone, Geschichte des Heidenthums II, 105.

[2]) Die Sonne, sunce, solnce, ist sächlichen Geschlechtes und wird als Mann gedacht. Das Lied selbst siehe bei Vuk Stephanović Karagjić, srpske narodne pjesme iz Hercegovine, Wien 1866, p. 304.

Es ließen sich noch viele Gedichte herbeiziehen, so aus Vuk's Sammlung I, 77; II, 1, 2, 12 und anderen, in denen der heil. Elias den stehenden Beinamen des Donnerers führt oder die Uebergabe des Donners an ihn erzählt wird; ja, in einem Gedichte bei M. S. Milojević [1]), welches er in Altserbien aufgeschrieben hat, nennt die „feurige" (ognjana) Maria den heil. Elias geradezu: „Lieber Bruder, Perun Ilija!" Leider ist aber diese ganze Sammlung in ihrem poetischen Theile sehr verdächtig, da Gottheiten angeführt werden, die nach den bisherigen Ergebnissen der mythologischen Forschung den Serben nie bekannt waren, oder solche, welche die Wissenschaft längst aus dem slavischen Pantheon gewiesen hat [2]).

Zu dieser Uebertragung gab das alte Testament Anhaltspunkte genug (I. Buch der Könige 17, 1; 18, 41, 45). Ja, im Briefe des heil. Jakobus 5, 17 heißt es ausdrücklich, daß auf Elias Gebet der Regen durch drei Jahre und sechs Monate ausblieb und sich auf sein Gebet wieder über die Erde ergoß.

Aber auch die Jungfrau Maria spielt dabei eine große Rolle, sie führt den Beinamen „die Feurige" (ognjana) und erhält nach dem Gedichte bei Vuk II, 2 (sveci blago djele) den Blitz und den Donnerkeil, Elias nur den Donner und der heil. Thomas „das Siegel der Wolken" (vergl. II, 1). Wenn die Menschen nun schlecht sind, giebt Gott seinen Heiligen auf ihre Bitte die Schlüssel des Himmels, „sie verschließen die Thore des siebenfachen Himmels, drücken das Siegel auf die Wolken, daß kein Regen aus denselben fällt, weder sanfter Regen noch stiller Thau, daß der Mond nicht scheint und weder Weizen noch Wein gedeiht" (Vuk II, 1).

Diese Rolle spielt Elias auch bei den Slovenen; er treibt unter Blitz und Donner, sagt man in Krain wie bei den Serben, den Teufel vor sich. Dieser fürchtet sich vor seinem Gegner so sehr, daß er sich bei solcher Gelegenheit selbst unter ein Kreuz, dessen Anblick er doch sonst nicht zu

[1]) Pesme i običaji ukupnog naroda srpskog, I. Belgrad 1869, p. 15.

[2]) S. Einleitung in die slavische Literaturgeschichte, von Dr. Gregor Krek, I, S. 320 f. Leider sind die in diesem Werke erhobenen Bedenken meines Wissens bis heute nicht behoben.

ertragen vermag, verstecken möchte. Daher warnen in Krain wie in Serbien die Mütter ihre Kinder vor dem Kreuzmachen, da sich der Teufel unter das Kreuz flüchten und Elias in seinem Eifer auch den Menschen erschlagen könnte. In Oberkrain erzählen die Landleute, daß der Heilige auf dieser Teufeljagd so sehr in Eifer gerathe, daß ihn Gott zurückhalten muß, damit er nicht auch die Erde vernichte [1]).

Die Gebräuche, mittelst welcher die Heiden von ihren Göttern Regen zu erflehen suchten, gingen dann auch auf ihre christlichen Stellvertreter über, doch sind sie an den meisten Orten schon in Vergessenheit gerathen. Bei den Serben hat sich aber bis in unsere Zeit eine derartige Sitte erhalten. Am Eliastage (20. Juli = 1. August) oder überhaupt bei Regennoth ziehen die „Dodole" von Haus zu Haus und bitten unter Gesang und Tanz um erfrischendes Naß [2]).

Am Festtage des Heiligen oder bei anhaltender Dürre versammeln sich einige Mädchen, jetzt nur solche aus den niedersten Schichten, Zigeunerinnen, früher betheiligten sich selbst die Töchter der angesehensten Grundbesitzer daran. Eine von ihnen zieht sich bis aufs Hemd aus und wird von den Genossinnen mit verschiedenen Kräutern, Gräsern und grünen Zweigen, besonders mit Attich (sambucus edulus Lin.) und Farrenkraut [3]) umwunden und derart bedeckt, daß man von ihrem Körper nirgends etwas sieht und nur das Gesicht aus der Hülle herausschaut. Dieses Mädchen heißt Dodola oder verkürzt Doda in Albanien, Thessalien und Macedonien nach Milojević Duda, in Altserbien Dažda oder Daždola. Die Etymologie des Wortes ist noch nicht festgestellt.

Schon während die Dodola geschmückt wird, singen die Begleiterinnen eigene Lieder. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung; vor jedem Hause wird gehalten, die Begleiterinnen treten in eine Reihe und die Dodola tanzt allein, während ihre Genossinnen Lieder singen, deren Zeilen mit dem Refrain oj Dodo, oj Dodo le! schließen, z. B.

Beten wir zu Gott dem Höchsten,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Daß Thauregen sich ergieße,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Daß er unsre Aecker netze,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Und auch unsern Winterweizen,
Oj Dodo, oj Dodo le!
Und zwei Blätter türk'schen Weizens,
Oj Dodo, oj Dodo le!

oder

Zu Gott flehet unsre Doda, oj Dodo, oj Dodo le!
Daß Thauregen sich ergieße,
Daß naß werden alle Aecker,
Alle Aecker, alle Graber
Selbst im Hause alle Knechte [4]).

oder

Ströme, ströme, feiner Regen,
Oj Dodo le!
Mein Božo le!
Wein, Getreide uns bethaue, Oj Dodo u. s. w.
Und drei Blätter türk'schen Weizens
Und den Lein zu unsern Gaben,
Feinen Flachs auf unsern Rocken.

Das „Božo", welches im Refrain dieses Liedes wiederkehrt, ist ein Verkleinerungswort von „bog" = Gott. Während sich der Zug durch das Dorf bewegt, singen die Mädchen folgendes Lied:

Ziehen wir durch unser Dörflein, Oj Dodo u. s. w.
Jagen Wolken schon am Himmel
Eilen schneller wir, die Wolken schneller,
Ueberholten uns die Wolken
Wein, Getreide sie bethauten.

In dem Bocche di Cattaro ziehen aber an Stelle der Mädchen ledige Jünglinge, „Prperusche", mit grünen Zweigen und Blumen in den Händen von Haus zu Haus. Ihr Anführer ist mit Waldreben und grünen Zweigen umwunden und heißt „Prpac" (prpac, gen. prpca). Vor den Häusern singen auch diese, jedoch ohne Refrain:

Prperusche zogen aus
Beteten zu Gott, dem Herrn,
Daß er milden Regen gebe,
Daß das Jahr uns Früchte trage
Und gedeihe der Weizen, der weiße,
Und der Stock der Rebe
Und die Braut [1]) ein Knäblein gebäre
Bis zum ersten Tag der Weihnacht.

Das Lied schließt mit der Bitte um eine kleine Gabe an die Hausfrau und dem Danke für das Erhaltene. Das Eifern der Geistlichkeit hat jedoch diese Gebräuche schon in Verfall gebracht; jetzt entschließen sich nur noch Zigeunerinnen zu solchen Umzügen und benutzen die Gelegenheit zu Betteleien. In früheren Zeiten schämten sich aber auch die Mädchen aus angesehenen Häusern nicht, in dieser Weise um Regen zu flehen. Da die Häuser in einem Dorfe oft sehr weit aus einander stehen und auch die eine Dodola den Umzug durch mehrere Dörfer hielt, schlossen sich auch bewaffnete Bursche dem Zuge an, um die Mädchen vor Ueberfällen zu sichern.

Denselben Gebrauch kennen auch die Bulgaren [2]). Die Knaben umwinden einen ihrer Altersgenossen vom Kopf bis zu den Füßen mit verschiedenen Pflanzen, Zweigen vom Hollunderstrauch und anderen Gewächsen. Darauf ziehen sie von Haus zu Haus und singen: „Es flog ein Schmetterling von Acker zu Acker u. s. w." Nach jedem Verse wird der Refrain „oj ljule, oj" wiederholt, davon hat auch der ganze Gebrauch den Namen Oj ljule. Wenn der laubgeschmückte Knabe unter ein Fenster kommt, suchen ihn die Hausbewohner mit Wasser zu begießen. Hierauf wird die Gesellschaft ins Haus geladen und beschenkt. Ehe die Knaben jedoch die Geschenke übernehmen, wird ihnen ein Sieb gebracht, um aus dem Rollen desselben zu erfahren, ob das Jahr für das Haus glücklich oder unglücklich sein werde. Fällt nämlich das Sieb beim Rollen mit dem Boden nach oben, so bedeutet es Noth und Mangel, fällt es jedoch mit dem Boden nach unten, so bedeutet es ein gesegnetes Jahr. Nach dem Umzuge bereitet sich die Jugend aus den erhaltenen Gaben einen Schmaus, bei welchem es sehr lustig zugeht; es wird gesungen und getanzt, getrunken und gegessen bis in die späte Nacht hinein. Das Lied, welches beim Umzuge gesungen wird, ist seinem Inhalte nach dem serbischen

[1]) Eigene Erinnerung.

[2]) Vuk, Lex. s. v; život i običaji p. 64; Milojević l. c. p. 17.

[3]) In Krain bestreuen die Bauern am Vorabend des Johannesfestes den Boden der Wohnungen mit Farrenkraut und stecken ein Büschel davon in das Strohdach.

[4]) Dies Gedicht führt schon J. Grimm in seiner deutschen Mythologie, 4. Aufl., S. 494 an. Die übrigen finden sich bei Vuk srpske narodne pjesme, I. p. 112 und život i običaji, p. 62 sq.

[1]) Bei den Serben heißt die junge Frau das ganze erste Jahr noch Braut.

[2]) Miladinovci, bolg. nar. pěsni. Agram 1861, p. 511, 524.

gleich, nur ist es weiter ausgeführt, denn es werden alle verschiedenen Fruchtgattungen aufgezählt.

Aehnliche Gebräuche sollen auch bei den Türken bestehen, welche jedoch die Mädchen geradezu „čarojice" (Zauberinnen) nennen.

Auch die Neugriechen kennen die „Pyrperuna", ein Waisenkind von 8 bis 10 Jahren, welches bei anhaltender Dürre im Laubschmucke von Haus zu Haus geführt wird, um Regen zu erflehen. Die Lieder, welche dabei gesungen werden, finden sich bei Passow, S. 311 bis 313. Auch dort begießt die Hausfrau das Kind mit Wasser und beschenkt es dann mit kleinen Gaben.

Auch die Rumänen kennen diese Art des Regengebetes, wie auch die Ungarn, zu denen es jedoch höchst wahrscheinlich von den Slaven gekommen ist. Wir finden jedoch auch anderwärts Spuren davon. J. Grimm (Deutsche Mythologie, 1. Aufl. Nachtrag S. XL) führt aus Burchard von Worms († 1024) „Sammlung der Decrete" S. 201 b. einen ganz ähnlichen Gebrauch der Deutschen an. An der bezeichneten Stelle heißt es: „Wenn Regenmangel eintritt, versammeln einige Weiber mehrere Mädchen und wählen sich ein kleines gleichsam zum Führer. Dieses entblößen sie und führen es vor die Stadt, an einen Ort, wo sie Bilsenkraut (herbam iusquiamum, quae teutonice belisa vocatur) finden. Die entblößte Jungfrau lassen sie dieses Kraut mit dem kleinen Finger der rechten Hand ausreißen und mit irgend einem Bande an die kleine Zehe des rechten Fußes binden. Dann führen die Mädchen mit Ruthen in der Hand die Jungfrau, welche das Kraut nach sich zieht, in den nächsten Fluß und besprengen sie mit den Ruthen mit Wasser und hoffen durch ihre Besprechungen Regen zu erflehen. Darauf führen sie die Jungfrau nach rückwärts gehend vom Flusse zur Stadt zurück."

Es scheint also, daß auch in Deutschland diese Art um Regen zu flehen verbreitet war, denn dorthin weist die Bemerkung, daß das Bilsenkraut deutsch „belisa" heiße, obwohl dies auch nur eine erklärende Bemerkung Burchard's sein könnte und es nach Grimm nicht genau bekannt ist, woher der Gewährsmann die Nachricht habe. Ob das Mädchen einen besondern Namen gehabt habe, wird leider nicht angegeben, daß man jedoch dabei auch gewisse Sprüche hersagte oder sang, zeigt die Erwähnung von Besprechungen.

Es stimmt also dieser Gebrauch mit dem slavischen im Wesentlichen überein. Das Entblößen des Mädchens scheint jedenfalls zu diesem Zauber nothwendig zu sein, denn man muß auch andere Zaubereien nackt verrichten, so z. B. den Binsenschnitt (Grimm, D. M. 4. Aufl. S. 393): „Der böse Mensch, der seinem Nachbar auf die gottlose Weise schaden will, geht Mitternachts, ganz nackt, an den Fuß eine Sichel gebunden und Zauberformeln hersagend, mitten durch den eben reifenden Getreideacker hin. Von dem Theil des Feldes, den er mit seiner Sichel durchschnitten hat, fliegen alle Körner in seine Scheune, in seinen Kasten." Bei den Serben muß die Kuhmagd um Mitternacht vor dem Georgstage nackt die Kühe des Nachbars melken, um deren Milch in die eigenen Thiere hinüber zu hexen („Globus" XXX, S. 6).

Freilich macht sich aber scheinbar wenigstens in den einzelnen Gegenden eine Verschiedenheit geltend, da in einigen Fällen, wie wir gesehen haben, das Entblößen aufgegeben wurde, wohl nur deshalb, weil die stricte Befolgung der Sitte unangenehm wurde und deshalb der „Prpac" angekleidet bleibt. Aber auch das Bedecken des Körpers mit grünen Zweigen und Blumen, wie wir es an der Dodola und Pyrperuna gesehen haben, ist wohl kaum als bloße Schonung der Sittsamkeit und des Schamgefühls zu erklären. Nach Preller (D. M. S. 313) bedeutet die Dodola die mit Blüthen und Laub geschmückte Erde, welcher Erklärung wir nur beistimmen können, wie auch Prof. Krek in derselben die Personification der Sommernatur erblickt, während sie Afanasjev als Regenwolke deuten möchte. Die Bedeutung der tanzenden Dodola, die mit Wasser begossen wird, ist demnach klar: Wie das Wasser das laubgeschmückte Mädchen benetzt, so möge fruchtbarer Regen sich über die schmachtende Erde ergießen und der Natur neue Kraft verleihen. Für diese Deutung des Laubschmuckes des Regenmädchens spricht auch der Umstand, daß der Sommer im Kampfe mit dem Winter ebenfalls im Laubkleide erscheint.

Daß die Erzielung von Regen durch Begießen verschiedener Gegenstände weit verbreitet war, hat schon J. Grimm (D. M. 4. Aufl., S. 494) gezeigt, da er des Wasserausgießens auf Brunnensteine erwähnt. Diesem ähnlich hat sich in Südsteiermark in der Umgebung von Pettau der Aberglaube erhalten, man müsse bei anhaltender Dürre Abends auf einen Acker gehen und drei Kürbisflaschen Wasser auf denselben gießen, um dadurch schon am folgenden Morgen Regen zu erzielen.

Aber auch die Erregung von Regen und Ungewitter durch den Wurf von Steinen in Gewässer oder Höhlen, sogenannte Windlöcher, wie der Griechen durch Berührung eines Wassers mit einem Zweige, war und ist noch jetzt den Südslaven nicht unbekannt. Von den Griechen erzählt Pausanias (VIII, 38, 3), daß die Bewohner Arkadiens den Zeus Lykaios, wenn im heißen Sommer die Saaten des Feldes und die Bäume des Waldes nach Regen schmachteten, als Spender des Regens anbeteten. Der Priester des Gottes brachte dann feierliche Opfer dar und verrichtete gewisse Gebete, stieg dann zu einer heiligen Quelle auf dem Berg Lykaios, berührte dieselbe mit einem Eichenzweige und gleich gerieth das Wasser in Aufregung, es stieg ein Nebel empor und bildete sich zur Wolke, diese zog andere an sich und bald ergoß sich milder Regen über die trockene Erde. Aehnlich erzählt auch Valvasor in seiner „Ehre des Herzogthums Krain" [1]): „Oberhalb Crainburg auf einer Alpen unter dem Schnee-Gebirge bey einem Fußsteige gegen Seeland zu geht ein überaus-tieffes Loch in den Steinfelsen. Wirfft man einen Stein drein, so führt gleich ein Nebel heraus und hebt es an zu regnen oder schneyen, donnern und hageln. Solches habe ich von dort wohnhafften Leuten gehört, die sich auf ihre selbsteigene Erfahrung beruffen haben. Deßgleichen hat mich ein Kapucciner für gewiß berichtet, er habe gleichfalls die Wahrheit durch eigenen Versuch, als er noch weltlich gewest, erkundigt, und zwar desto bequemlicher, weil sein Vater allernechst dabey gewohnt."

Es sind zwar schon fast zwei Jahrhunderte verflossen, seit Valvasor dies geschrieben, doch glauben die Leute in der Umgegend noch heut zu Tage, man dürfe keinen Stein in das Loch hineinwerfen, denn es entstehe gleich ein Ungewitter [2]).

Ebenso glaubt man noch an vielen Orten, es sei Regen zu erwarten, sobald jemand erschlagen worden oder ertrunken sei, wie das Volk überhaupt, z. B. in Krain, glaubt, ein Selbstmord bringe die Natur in Aufregung. Ein alter Mann erzählte mir in Vodice (Oberkrain), in seiner Jugend habe sich ein Mann erhängt, da sei noch am selben Abend ein solcher Wind entstanden, daß er von vielen Häusern die Dä-

[1]) II. Buch, S. 164. Das umfangreiche Werk, welches eine Menge wichtigen Materials für die Geschichte des Landes und der Bewohner enthält, erschien zuerst 1689 und wird eben jetzt in Laibach unverändert abgedruckt.

[2]) Aehnlichen Aberglauben aus Columbien und Ecuador s. in A. Bastian's demnächst erscheinenden Reisewerke über Südamerika S. 318.

cher herabriß. Die Angabe, daß das Ertrinken eines Menschen Regen bringe, läßt sich erklären, weil der Glaube die Wassergottheiten forderten von Zeit zu Zeit ein Menschenopfer, fast allgemein verbreitet war. Es haben sich nicht nur ausdrückliche Zeugnisse erhalten, daß die alten Slaven Quellen, Bächen und Flüssen opferten; es hat sich auch bis heute der Glaube erhalten, daß in gewissen Gewässern jährlich jemand ertrinken müsse, ja, wir finden noch heut zu Tage, daß dem Wasser geopfert wird. Nach einem Berichte des Herrn Pfarrer Terstenjak (slovenski glasnik, 1859, p. 171) werfen die slovenischen Fischer an der ungarischen Grenze in Steiermark, ehe sie zum Fischfange ausgehen, dem Gestrin (Wassermann) ein Tuch mit einem Ringe in die Mur. Am Barbaratage (varin dan, 4./16. December) trägt man bei den Serben in einigen Gegenden „varica" (verschiedene Getreidegattungen, welche mit anderen kochbaren Dingen vermischt und am Vorabend des Festes gekocht werden) in aller Frühe schweigend zum Wasser und bestreut dasselbe mit den Worten: „Wir geben Dir Varica, Du uns Wasser und Zicklein und Lämmer und männliche Kinder und jegliches Glück!" Ebenso bestreut derjenige, welcher am Weihnachtsmorgen in Serbien Wasser holen geht, die Quelle mit Getreide.

Die bisher angeführten Regenzaubereien haben ihren Ursprung unstreitig im Heidenthume, es sind Ueberreste, denen das Christenthum wohl eine andere Auslegung geben konnte, ohne jedoch die heidnischen Anschauungen vollends auszumerzen; die alten Götter sind entweder zu Dämonen heruntergedrückt worden oder es sind christliche Heilige an ihre Stelle getreten; aus dem Volksbewußtsein sind sie aber nicht ganz geschwunden.

Es giebt aber noch eine Menge Fälle, in welchen, wie Prof. Jagić[1]) treffend nachgewiesen, „der Ursprung des Volksglaubens auf der Beeinflussung von oben aus beruht, das heißt von derjenigen Classe, welcher das Volk seinen sonstigen Unterricht in Glauben und Aberglauben verdankt, ausgegangen ist." In allen Südslavenländern ist der Glaube verbreitet, daß Zauberer und Geistliche das Wetter machen können. Hat ja selbst die Kirche die Möglichkeit Hagel zu machen zugegeben. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand sich ein dalmatinischer Franziskaner, Josip Banovac, veranlaßt, zum Gebrauch der „slavischen Priester" ein umfangreiches Buch in croatischer Sprache abzufassen, worin die Beschwörungen und Gebete gegen böses Wetter und dergleichen sammt kurzer Anleitung, wie dabei vorzugehen, enthalten sind. Wenn das Buch auch nichts vom kirchlichen Standpunkte Anstößiges enthält, so setzt es doch einen hohen Grad von Aberglauben voraus, in welchem die Gläubigen von der Geistlichkeit nur bekräftigt werden konnten. Indem nun das Volk seine Hirten dergleichen Beschwörungen der bösen Wolken häufig vornehmen sah, ward es ganz natürlich zu dem Glauben geführt, daß sie nicht nur im Stande seien, böse Wolken zu vertreiben, sondern auch heranzuziehen. (Jagić a. a. O. S. 459.)

[1]) Archiv für slav. Philol. II, 3, S. 437 ff.

Bei dem abergläubischen Landvolke, besonders bei den älteren Vertretern desselben — die Jugend ist in dieser Beziehung schon ziemlich skeptisch geworden —, steht überhaupt jeder Gebildete im Geruche des Zauberers. In den Gegenden aber, wohin Bildung und vorurtheilfreies Denken noch wenig gedrungen ist, empfiehlt es sich oft für den armen Geistlichen gar nicht, sich aus dem Pfarrhofe zu begeben und etwa im Freien um Abwendung der Gefahr zu beten, wenn ein Ungewitter heranzieht, denn immer finden sich abergläubische Leute genug, die ihm den etwaigen Schaden anrechnen, obwohl sie ebenso geneigt sind, die Abwendung der Gefahr auf sein Conto zu setzen. Glücklicher Weise befinden sich aber solche entschieden in der Minderzahl, so daß sie ihre Meinung besonders vor der Jugend selten mehr laut werden lassen. Milojević (a. a. O. S. 20) erzählt aber, in Altserbien sei es schon vorgekommen, daß die Pfarrkinder bei anhaltender Dürre ihren Popen mit Gewalt auf ihre Hände legten, ihn auf und ab schaukelten, wie beim „Fuchs prellen", und ihn dann ins Wasser warfen in der Meinung, es müsse dann bald regnen. Daß sich übrigens vor nicht gar langer Zeit die Landleute an ihren Geistlichen wendeten, daß er ihnen Regen verschaffe, ist bekannt und gilt nicht für die Südslavenländer allein; leider dürften es aber wenige verstanden haben, sich so gut aus der Verlegenheit zu ziehen, wie der Pope aus der Herzegowina, von welchem man sich erzählt, er habe seinen Pfarrkindern, welche unter Androhung von Gewalt Regen von ihm verlangten, nur die Wahl freigelassen, an welchem Tage es regnen sollte. Da sie aber schon jeder für einen andern Wochentag Arbeiten vorhatten, bei denen sie keinen Regen brauchen konnten, seien sie nicht schlüssig geworden, wann ihr Seelenhirt seine Kunst versuchen sollte, wodurch sich derselbe aus der Schlinge gezogen habe.

In Südsteiermark kennen abergläubische Leute auch noch ein Mittel, die regnerischen Monate des Jahres zu erkennen. Zu diesem Zwecke soll man, sagen sie, am heiligen Abend von einer Zwiebel in der Reihenfolge der zwölf Jahresmonate zwölf Schalen ablösen; streut man auf die Schalen ein wenig Salz, so sind die regnerischen Monaten entsprechenden am Morgen naß. Ueberdies herrscht auch in diesen Gegenden der Glaube, man müsse bei nahendem Ungewitter alles Küchengeräth ins Freie tragen, um den Hagel aufhören zu machen oder abzuwenden, wie man sonst bei den übrigen Südslaven Tische und Bänke ins Freie schafft und umstürzt, damit die Hexen, denen man die Erregung des Hagels zuschreibt, darauffallen und sich erschlagen möchten, wenn man mit geweihtem Pulver gegen die Wolken schießt.

Glücklicher Weise befindet sich aber solcher Aberglaube im Niedergange, obwohl man freilich zweifeln muß, ob je die Zeit erscheinen wird, welche allem Aberglauben ein Ende macht, da selbst sonst gebildete Kreise überall noch stark damit behaftet sind.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Herr Dr. Albert Regel (s. vorigen Band S. 95) schreibt uns aus Kuldscha vom 20. December 1877: „An Dr. Mazijewski sind Nachrichten von Przewalski eingetroffen. Er schrieb den 5./17. November aus Gutschen; der Brief wurde durch einen tatarischen Händler zum Saissanposten befördert. Er befand sich bereits einige Tage in Gutschen, so daß er also bis dahin vom 9. September an zwei Monate gereist war. Man hatte ihm in Kuldscha gerathen, die chinesische Heerstraße zu vermeiden und einen Umweg durch die nördliche Gobi zu machen. In Folge dessen hatte

die Expedition sehr an Wassermangel zu leiden. Die Mitglieder sind willig. Prschewalski gedenkt in Chami zu überwintern. Seine bisherige zoologische Ausbeute ist gering." Ueber die erste Hälfte der Reise hatte Prschewalski unserm Correspondenten bestätigt, „daß der Lob-nor eigentlich nur ein ungeheurer Sumpf sei; der Tarim erreiche ihn nach bedeutendem Bogenlaufe nach Nordest zu. Dagegen mache der Chaidu-gol (der bei Karaschahr und Kurla vorbeifließt) keinen Bogen, sondern fließe direct dem Tarim zu, und unweit desselben münde auch der südliche Musart-Fluß (wohl der Schach-jar-daria? Red.). Der Lob-nor liege südlicher als gewöhnlich angegeben werde. Ein Theil von Prschewalski's Sammlungen ist von Dr. Mazijewski abgeschickt worden; der andere ist in Händen der hiesigen Verwaltung liegen geblieben."

Ueber eine eigene Reise berichtet Dr. Regel: „Vom 6. August bis 10. October befand ich mich auf einer bedeutenden Tour unterwegs, auf welcher ich über den Dschagastai-Paß in das Tekes-Thal hinüberstieg, am Musart-Passe das Gletschermeer der kaschgarischen Seite erreichte, dann längs der russischen Kosackenpikete mich der Stadt Karakol (östlich vom Issyk-kul) zuwandte und von dort aus auf einer Tour um den Issyk-kul herum die Pässe und die vordere Thianschan-Hochebene an den Quellen des Dschanku und Barskoun berührte. Den Rückweg wählte ich längs der Salzsteppen am Tscharyn und erreichte über Borochudsir Kuldscha. Von dieser Tour habe ich ebenso wie im Juli vom Sairamnor (nördlich von Kuldscha) zahlreiche Pflanzensammlungen mitgebracht. Ein Gärtner aus Werny, Namens Fetissow, welcher mich eine Strecke begleitete und vor mir ebenfalls den Musart besuchte, hat mir Landschaftszeichnungen zugesagt."

Afrika.

— Die oben S. 32 erwähnten Briefe von der Nyanza-Mission sind im Decemberheft 1877 des Church Missionary Intelligencer p. 750 veröffentlicht worden. In einem Schreiben vom 2. März aus der Station Kagehe (Kagehyi) am Südufer des Nyanza-Sees berichtet der Rev. Wilson über seinen Besuch auf der Insel Ukerewe, zu welchem ihn der Herrscher derselben unter Uebersendung von Geschenken eingeladen hatte. Am 8. Februar fuhr er mit dem Dolmetscher Hassani, vier Leuten und dem Häuptling von Kagehe in einem der Boote, welche des Königs Geschenke herübergebracht hatten, einem alten gebrechlichen Fahrzeuge, ab und erreichte nach 3½stündiger Fahrt die kleine Insel Vezi halbwegs zwischen dem Ufer und Ukerewe, wo er übernachtete. Nach Angabe der Eingeborenen tödtete Stanley dort mehrere Eingeborene. Ein nächtliches Gewitter brachte den See in solche Aufregung, daß sie erst gegen Mittag des folgenden Tages die Weiterreise anzutreten wagten. Die Eingeborenen sind schlechte Schiffer; sie verstehen nicht zu steuern und halten beim Rudern keinen Tact, obwohl sie dazu sangen. Eines ihrer Lieder wurde dem Missionär übersetzt: „Viele Leute sind todt; darum sind wir traurig; denn sie haben den weißen Mann nicht gesehen. Wir haben den weißen Mann gesehen und sind froh." Bald nach 3 Uhr landete das Boot in einer malerischen Bucht an dem Südufer von Ukerewe. Vorn wird sie von Felsklippen und Bergen umsäumt; weiter hinein aber umgiebt sie ein sanft ansteigendes Gelände, das reich bebaut ist und zahlreiche von Cactushecken eingefaßte und von Bananen beschattete Dörfer trägt. In der Bucht selbst liegt eine Anzahl schön bewaldeter, von Vögeln belebter Inseln. Vom Landungsplatze begab sich Wilson in ein 1½ engl. Meilen entferntes Dorf, wo er übernachtete, und erreichte am folgenden Tage nach einem Marsche von 10 engl. Meilen das Dorf des Königs, welches aus einer großen Zahl bienenkorbähnlicher und in Gassen angeordneter Hütten bestand. Jede stand innerhalb eines eigenen Gartens oder Zaunes. In der Mitte liegt, von einem hohen Pfahlgitter umgeben, ein großer Platz mit dem Tembe des Königs und denjenigen seiner 20 bis 30 Weiber. Der König Lukonge empfing den Fremden im Beisein seiner Häuptlinge, deren Zahl etwa 100 betrug, und zeigte sich demselben gegenüber so freigebig und wohlwollend, daß er die fruchtbare, gesunde Insel als einen günstigen Ort für eine Missionsstation empfiehlt.

Am 15. Juni fuhren die Expeditionsmitglieder Lieutenant Smith und Rev. Wilson auf der „Daisy" nach Ukerewe und zehn Tage später mit Führern, die ihnen König Mtesa geschickt hatte, nach dessen Reich Uganda. Als sie sich der 30 engl. Meilen nördlich von Ukerewe liegenden Insel Ukara näherten, hielten sie die sanften Töne des einheimischen Kriegsgeschreies für eine friedliche Einladung und versuchten zu landen. Glücklicherweise zeigte sich in diesem Augenblicke ein Felsen, so daß das Boot seitwärts ausbiegen mußte, und nun griffen die Eingeborenen mit Steinen und vergifteten Pfeilen an. Lieutenant Smith erhielt eine schwere Wunde am linken Auge und Mr. Wilson wurde von einem vergifteten Pfeile getroffen; doch waren die angewandten Gegenmittel von Erfolg. Dann fuhren sie mit günstigem Winde Tag und Nacht quer über den See nach Uganda, erreichten gegen Sonnenuntergang des 26. das südöstliche Ende der Murchison-Bay und warteten dort auf Führer, mit welchen sie den mehrtägigen Marsch nach der Hauptstadt, deren Namen Rubago zu sein scheint, zurücklegten. Mtesa empfing sie in einer großen Halle; er saß auf einem Stuhle, einen Teppich vor sich, wie seine Offiziere türkisch gekleidet und einen Fez auf dem Kopfe. Den Missionären ging er entgegen und schüttelte ihnen die Hand. Darauf wurden die Briefe des Sultans von Zanzibar und der Missionsgesellschaft verlesen und von dem Negerknaben Dallington in Suaheli übersetzt. Als in dem letztern Schreiben der Name Gottes vorkam, ließ der schwarze Potentat aus Freude darüber sofort Salutschüsse abgeben. Folgenden Tages zeigte er sich freilich etwas enttäuscht, als er erfuhr, daß die Missionäre weder Flinten noch Pulver machen könnten; doch concentrirte sich nachher sein Interesse wieder auf das Erlernen von Schreiben und Lesen, auf die Bibel und den sonntäglichen Gottesdienst.

Ende Juli kehrte Lieutenant Smith nochmals nach Kagehe zurück, beabsichtigte aber gegen Ende October nebst der übrigen Reisegesellschaft definitiv nach Uganda überzusiedeln.

Australien.

— Die Bevölkerung der Colonie Victoria hatte sich am 30. Juni 1877 auf 849 021 Seelen gehoben, gegen 829 284 am gleichen Tage des Vorjahres. Dem männlichen Geschlechte gehörten 460 907, gegen 450 390, und dem weiblichen 388 114, gegen 378 894, an. — Die Revenue der Colonie belief sich für das — immer mit dem 30. Juni abschließende — Finanzjahr 1876/77, einschließlich einer Bilanz von 51 351 Pf. St. aus dem Vorjahre, auf 4 569 780 Pf. St., gegen eine Ausgabe von 4 358 109 Pf. St., so daß ein Ueberschuß von 205 671 Pf. St. verbleiben würde. Aus der Taxation flossen 1 995 773 Pf. St., aus Kronland 1 090 692 Pf. St. und aus den Staatsanstalten, wie Eisenbahnen, Post- und Telegraphenwesen u. s. w., 1 426 054 Pf. St. In Victoria herrscht, im Gegensatz zu den übrigen Colonien des Continents, namentlich Neu-Süd-Wales, das Schutzzollsystem im strengsten Sinne des Wortes. Auf allen Artikeln, die sich nur in der Colonie produciren oder anfertigen lassen, ruht ein sehr hoher Eingangszoll.

Wie überhaupt in Australien, so sind namentlich in Victoria ausgedehnte Landcomplexe von einzelnen Personen zusammengekauft worden. Die großen Squatters verfügen gegenwärtig über 21 Mill. Acres Land, auf denen doch nur 7000 Personen ihren Unterhalt gewinnen, während der Besitz der Farmer nicht mehr als 6 Mill. Acres umfaßt, auf denen und von denen aber 100 000 Personen zu leben haben. Da sich nun auf directem Wege gegen eine solche Accumulation

nicht einschreiten läßt, so will das jetzige stark demokratische Berry-Ministerium in indirecter Weise die großen Herren zwingen, ihren Landbesitz zu theilen und in Quotienten käuflich abzugeben. Die Regierung verfügt nämlich in der Assembly des Parlaments über eine sehr beträchtliche Majorität, und so ist es ihr gelungen, am 5. September 1877 bei einem schwach besetzten Hause (dasselbe zählt 86 Mitglieder) mit 59 gegen 5 Stimmen folgende Gesetzesvorlage zur Annahme zu bringen. Aller Landbesitz bis zum Werthe von 2500 Pf. St. bleibt unbelästigt, dagegen wird ein Besitz darüber hinaus mit einer besondern jährlichen Steuer von resp. 3 P., 6 P., 9 P. und 1 Sch. pro Acre, je nach der Bonität des Bodens, belastet. Diese neue Besteuerung, von der ungefähr 1800 Personen der Colonie mögen betroffen werden, wird 10 bis 12 Proc. der jährlichen Einnahme aus dem Lande bemessen und für den Staat eine Jahresrevenue von etwa 220 000 Pf. St. abwerfen. — Auch auf den Import von lebendem Vieh soll der stricte Prohibitivzoll jetzt ausgedehnt werden, indem jedes Stück Rindvieh mit 5 Sch., jedes Pferd ebenfalls mit 5 Sch., jedes Schaf mit 9 P. und jedes Schwein mit 2 Sch. Eingangszoll belegt ist. Daraus wird eine Revenue von 50 000 Pf. St. pro Jahr erwartet. Man erkennt sofort die Kreisbewegung dieser Schutzzöllnerei. Zuerst straft man die großen Landbesitzer für ihr den normirten Umfang überschreitendes Areal und dann sucht man sie wieder durch hohe Eingangszölle gegen den Import von Vieh aus den benachbarten Colonien, welcher ihnen Concurrenz machen könnte, zu entschädigen und vertheuert die Fleischpreise!

— Die schnellste Fahrt, welche bis jetzt zwischen London und Melbourne zurückgelegt ward, hat der Dampfer Lusitania, 3825 Tonnen und von 3000 Pferdekraft, um das Cap der Guten Hoffnung herum gemacht. Derselbe traf am 8. August 1877 nach einer Reise von 40 Tagen $6\frac{1}{2}$ Stunden, einschließlich eines Aufenthalts von 1 Tag 7 Stunden an der Insel St. Vincent wegen Kohleneinnahme, in Melbourne ein. Die mittlere Geschwindigkeit berechnete sich auf $311\frac{1}{3}$ Miles für den Tag, und die schnellste Tagesfahrt waren 344 Miles.

— Der Grenzstreit zwischen den Colonien Victoria und Süd-Australien hat in neuester Zeit wieder viel Staub aufgewirbelt. Bekanntlich wurde durch eine britische Parlamentsacte 13. und 14. Vict., Cap. 59, der 141. Meridian östlich von Greenwich als Grenzlinie beider Colonien bestimmt, und demgemäß ward dann in den Jahren 1847 bis 1849 die Regulirung durch Grenzmarken vorgenommen. Im Jahre 1857 nahm die geodätische Vermessung der Colonie Victoria ihren Anfang. Die ersten mehr oberflächlichen Beobachtungen verleiteten die Feldmesser zu der Annahme, daß die Grenze $2\frac{1}{2}$ Miles zu weit auf das Gebiet von Victoria vorgerückt sei, bei gründlicherer Einsicht erkannte man jedoch sehr bald, daß vielmehr Süd-Australien im Nachtheile sei und daß Victoria sich im Besitz von einem Striche Landes in der Breite von $1\frac{1}{2}$ Miles und in der Länge von 212 Miles befinde, welcher eigentlich an Süd-Australien gehöre. Die Regierung dieser Colonie einigte sich mit dem damaligen Macpherson-Ministerium in Victoria dahin, daß diese Angelegenheit vor den Privy Council in London zur Entscheidung gebracht werden solle. Das Francis-Ministerium gelangte bald darauf ans Ruder und wollte von einem solchen Schiedsgerichte nichts wissen. Als dann Mr. Kerferd an die Spitze eines neuen Ministeriums trat, genehmigte er wieder eine derartige Ausgleichung der Sache. Allein das nachfolgende Mc Culloch-Ministerium in Victoria verwarf diesen Beschluß von Neuem, und das jetzige Berry-Ministerium trat in sehr bestimmter Weise bei. Ein wahres Kinderspiel von Versprechen und Nichthalten! Mr. Berry sprach sich der südaustralischen Regierung gegenüber im Juli dieses Jahres dahin aus, daß der betreffende Meridian sich mit absoluter Genauigkeit überhaupt nicht bestimmen lasse, und selbst wenn es möglich wäre, so würde damit eine vor 30 Jahren gesetzlich vorgenommene Grenzbestimmung nicht aufgehoben werden. Victoria sei indeß nicht abgeneigt, die Frage einer richtigern Regulirung der Grenzen mit den beiden benachbarten Colonien zu erörtern, jedoch nur auf der Basis, daß Victoria seine Grenzen nach Osten zu bis zum Murray und im Norden bis zum Murrumbidgee-Flusse erweitere. Man ist in Süd-Australien über diese etwas impertinente Antwort nicht wenig indignirt und will die Angelegenheit bis zur letzten Instanz verfolgen, aber, wie wir fürchten, mit keinem Erfolge. Wenn nur die Sache wirklich einen so praktischen Werth hätte, um so viel Lärm davon zu machen!

Nordamerika.

— In der Gegend von Los Angeles in Californien macht man Versuche im großen Maßstabe mit der Anpflanzung der Korkeiche, von der man annimmt, daß sie in dortiger Gegend vortrefflich gedeihen würde. Die immer steigende Weinproduction Californiens hat ein starkes Bedürfniß nach Korkerzeugung und man verspricht sich von der Anpflanzung des Baumes erheblichen Nutzen.

— Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nordamerikaner nächstens einen Indianer im Congreß sitzen sehen werden. Ein Subcomité des House Committee on Indian Affairs hat beschlossen, eine Bill zu unterstützen, welche den civilisirten Indianern des indianischen Territoriums (s. „Globus“ XXXII, S. 352) das Recht einräumt, ebenso wie andere Territorien einen Delegaten in den Congreß zu entsenden. Derselbe muß ein Cherokee, Creek, Seminole, Choctaw oder Chickasaw sein und soll das Haus in einer von diesen Sprachen anreden dürfen. Die „New York Tribune“, welche diese Mittheilung bringt, erklärt diesen Beschluß für gerechtfertigt und ganz in Uebereinstimmung mit dem vor 11 Jahren abgeschlossenen Vertrage; die Bevölkerung des indianischen Territoriums ist jetzt groß genug, um die Wahl eines Abgeordneten verlangen zu können.

— Alexander Agassiz beabsichtigt, in diesem Winter das Meer zwischen Florida und Yucatan zu erforschen und daselbst mit dem Schleppnetz rc. zu arbeiten. Er wird sich mit einem Gehülfen auf dem mit der Küstenaufnahme beschäftigten Vereinigten-Staaten-Dampfer „Blake“ einschiffen, der diesen Winter im Meerbusen von Mexico beschäftigt ist. Von besonderer Wichtigkeit werden die Vergleiche mit der Fauna des Atlantischen Oceans sein, speciell hinsichtlich des Wachsthums, der Gewohnheiten, Wanderungen und Veränderungen von Thierformen, welche man aus den britischen und skandinavischen Gewässern kennt.

— Der Bericht, welchen Señor Jacobo de la Pezuela im Auftrage der Madrider Akademie über die Wiederauffindung der Leiche des Columbus in St. Domingo (s. oben S. 32) erstattet hat, läuft nach dem „Athenäum“ Nro. 2619 darauf hinaus, daß der ganzen Sache keine Bedeutung und Begründung zuzumessen ist. Nach einer mündlich im dortigen Dominicanerkloster überlieferten Sage sei 1795 die Leiche von Columbus' Sohn der des Vaters untergeschoben und letztere zurückbehalten worden, eine Angabe, deren Grundlosigkeit Pezuela nachweist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Buenos Aires nach Santa Rosa in Chile.

Nach M. Désiré Charnay.

I.

Für eine Reise von Europa nach Chile ist der Landweg von Buenos Aires durch die Pampa jeder Seefahrt entschieden vorzuziehen. Letztere ermüdet auf die Dauer, während auf dem Landwege Eisenbahn, Postkutsche und Maulthier sich in unterhaltender Weise einander ablösen. Gefahr ist dabei wenig vorhanden, und selbst der gefürchtete Indianer zeigt sich selten und ist nicht so schlimm als er gemacht wird. Und dabei hat man Gelegenheit, Montevideo, die anmuthigste südamerikanische Stadt, zu sehen mit seinen sauberen, geraden Straßen, seinen frisch gestrichenen italienischen Häusern, seinem regen Verkehr, seinen anziehenden, heiteren Bewohnern, schönen Toiletten und niedlichen Frauen. Ein Hauch Pariser Lebens liegt über dem Orte, eine Folge davon, daß von seinen mehr als hunderttausend Einwohnern drei Viertheile fremden Ursprungs sind und namentlich Italiener und Franzosen vorwiegen. Schöne Landhäuser, üppige Gärten zieren die Umgebung der Hauptstadt von Uruguay, welcher die Natur einen stets blauen Himmel und das gesundeste Klima der Welt verliehen hat.

Eine Nachtfahrt von zwölf Stunden Dauer bringt den Reisenden über das weite Mündungsbecken des Rio de la Plata; beim ersten Morgenlichte tauchen die Ufermauern und Häuser der argentinischen Metropole aus den Gewässern desselben auf. Der flache, nur unmerklich geneigte Strand zwingt die Dampfer, 5 bis 6 Seemeilen vom Lande entfernt zu ankern, und selbst die kleinsten Schiffe können nicht näher als bis auf 2 Kilometer an dasselbe herankommen. Bei Fluth kann ein Boot allenfalls landen; aber bei Ebbe steigt der Passagier aus dem Dampfer in eine Barke, aus dieser in eine Schaluppe und endlich in einen Karren, der ihn an den Molo schafft. Und an was für einen Molo! Risse, Löcher, fehlende und verfaulte Bretter überall, so daß man seine gesunden Beine riskirt. Doch gelangt man darauf wenigstens in eine große Stadt, eine Bezeichnung, welche Buenos Aires verdient, namentlich wenn man sich des Zeitpunktes erinnert, von welchem seine Entwickelung datirt. 1860 war es noch eine fast ganz spanische Stadt und litt noch an den Nachwehen der Isolirung, in welcher es Rosas gehalten hatte. Damals wurde die Verbindung mit Europa durch eine einzige Dampferlinie hergestellt; heute sind es deren funfzehn. Damals zählte es kaum 100 000 Einwohner, heute etwa das Doppelte, und die Menge der Einwanderer hat sich von 5000 im Jahre auf 40 000 (1876) gehoben. Am Ufer dehnt sich ein Bahnhof aus und daneben ein Kai mit einem neu angelegten Garten, dahinter eine Reihe stattlicher Bauwerke, die auf Säulenhallen ruhen, Hôtels, Privathäuser und öffentliche Gebäude. In den Straßen findet man wohl viel Pferdeeisenbahnen, aber auch Schmutz und schlechtes Pflaster. An manchen Stellen, wie bei der Börse und in den Straßen Bolivar, Peru und Florida, herrscht viel Leben, aber der Gesammteindruck ist unbefriedigend; es fehlt ihm das eigenthümliche Gepräge und die Harmonie. Da steht neben einem dreistöckigen Gebäude eine einstöckige Hütte, neben einem Palaste ein baufälliges Haus, neben einer Säulenhalle eine wankende Mauer. Ein Durcheinander von einigen modernen Bauten, armseligen Kirchen, prätentiösen Bankhäusern und öden Plätzen, so daß einem die Wahl zwischen Montevideo und Buenos Aires nicht schwer fällt. Das Innere mancher Häuser mit ihren mehrfachen Höfen, Gartenanlagen und Springbrunnen ist freilich um so reizender und steht in

grellem Contraste zu der staubigen, traurigen, eintönigen Umgebung. Wenn man dieselbe zum ersten Male erblickt, so fragt man sich erstaunt, was wohl die Spanier anno 1580 veranlaßt haben mag, hier eine Colonie zu gründen. Keine Vegetation, kein Anbau, nichts von allen Lebensbedürfnissen vorhanden, und dabei stete Gefahr von den wilden, aller Cultur feindlichen Indianern! Aber der Erfolg hat D. Juan de Garay Recht gegeben: heute weiden auf den unendlichen schattenlosen Pampas Millionen von Rindern und Schafen, die todte Wüste ist zum Theil in reiches Ackerland verwandelt worden und Buenos Aires ist die Hauptstadt weiter Provinzen und eine der wichtigsten Handelsstädte des Continents, der eine noch blühendere Zukunft bevorzustehen scheint.

In einer Stunde gelangt der Reisende auf der Eisenbahn nach Tigre, wo er einen Dampfer besteigt, der durch vielverzweigte Canäle dem Parana zusteuert und denselben bis Rosario hinauffährt, wo die Eisenbahnen durch die Pampas nach den nordwestlichen und westlichen Provinzen ihren Anfang nehmen. Sie führen durch jene kaum gewellten grasigen Ebenen, deren Horizontlinie stets dieselbe bleibt und deren verzweiflungsvolle Eintönigkeit nur selten durch ein Gesträuch oder die matten Umrisse eines Rancho unterbrochen wird. Statt der Flüsse hat sie winzige Wasserläufe, welche tief in den Alluvialboden eingeschnitten sind und deren Vorhandensein kein grüner Vegetationsstreifen verräth. Ihre naiven Namen verrathen, wie wenig Einbildungskraft ihre Entdecker und Namengeber besaßen; sie werden einfach gezählt: Rio Primero, Secundo, Tercero, Cuarto und Quinto. Besser sind die Dörfer fortgekommen, weil sie statt der Nummern wirkliche Eigennamen tragen, wie Carcaraña, Ballesteros, Villa Maria u. s. w. In der Nähe von Rosario sind es bedeutende Ortschaften, in denen der Wohlstand herrscht. Baumgärten stoßen an die Häuser, die von Weiden und Eucalyptus beschattet werden. Weiterhin aber wird die Bevölkerung dünn und dünner und bald befindet man sich inmitten einer vollständigen Wüste; bei dem bloßen Gedanken, in dieser trostlosen Gegend zu wohnen, schnürt sich einem das Herz zusammen. Schaut man aber näher zu, so fängt die Landschaft an sich zu beleben, und man entdeckt bald in



Hafen von Buenos Aires. (Nach einer Photographie.)

der Nähe, bald fern am Horizonte Herden weidender Rinder, Pferde und Schafe, von denen Argentinien Vorräthe besitzt, die in Zukunft noch für Europa von dem größten Vortheile sein werden. An den großen Wasserlachen stehen langbeinig und unbeweglich Stelzenläufer; um aber ihre Art zu erkennen, dazu fährt der Zug zu schnell. Weiterhin trifft man auf Colonien der hier Viscachas genannten Prairiehunde (s. „Globus“ XXVII, S. 75); ein Volk Rebhühner fliegt auf oder eine Gruppe Strauße flüchtet vor dem brausenden Zug, während Guanacos denselben neugierig mit gerecktem Halse und unverwandtem Blicke verfolgen. Das ist die Heimath des Gaucho, wo er als Meister herrscht. „Diese argentinische Hirtenbevölkerung — sagt Prof. Wappäus in seinem Werke über Südamerika (1870), dem besten, was die Literatur besitzt —, die stark mit indianischer gemischt ist, hat sich seit der trefflichen Schilderung, die Azara vor etwa 75 Jahren davon gegeben, wenig verändert und zeigt noch viele Charakterzüge der Indianer. Wie diese so sehr des Pferdes gewohnt, daß sie nur schleppend und mühsam gehen und alle ihre Geschäfte, selbst das Betteln, zu Pferde verrichten, wie diese nur vom Fleische lebend und alle Pflanzenkost, ausgenommen dann und wann ein wenig Maismehl, als thierisch verschmähend, wie diese Meister im Gebrauche der Bolas (Wurfkugeln) und des Lasso und leidenschaftliche Spieler und Trinker, haben sie auch einen unüberwindlichen Hang zur persönlichen Unabhängigkeit in ihrer absolutesten Bedeutung und zu einem umherschweifenden Leben. Sie sind intelligent und in manchen Dingen geschickt, namentlich in Verfertigung schöner Lederarbeiten, wozu sie sich aber nur ihres dolchartigen Messers (Puñal) bedienen, mit dem sie einen Ochsen durch einen Stich ins Genick sicher zu tödten verstehen, welches sie nie verläßt, und zu dem auch gar leicht bei jedem Streit gegriffen wird. Jedes andere Instrument, jede ordentliche Hantirung verachten sie und am meisten die Beschäftigung mit dem Landbau. Als Knechte (Peones) auf den großen Estancias (Viehgütern) leben sie zerstreut mit ihrer Familie in nach Indianerart angefertigten Hütten (Ranchos oder Postas) der elendesten Art, ohne alle häusliche Geräthe und Bequemlichkeiten und ohne an Anpflanzungen um dieselben zu denken.



Ein Gaucho. (Nach einer Photographie.)

Ein schlimmes Element dieser Bevölkerung bildet der Gaucho malo, ein Gemisch von fahrendem Sänger, Vagabunden und Banditen. Ohne Heimathstätte lebt er entweder von dem, was ihm bald auf dieser, bald auf jener Estancia gastfreundlich gewährt wird, oder auch von dem, was er durch List und Gewalt erlangen kann, wobei es ihm auch auf ein Menschenleben eben nicht ankommt. Auch macht er daraus kein Hehl, sondern singt in den improvisirten Gesängen, welche er zur Zither in den Schänken (Pulperias) im Fisteltone vorträgt, eben sowohl von volksthümlichen Helden wie von seinen persönlichen Abenteuern, von den Dolchstößen, welche er ausgetheilt, von den Desgracias (Mißgeschicken), d. h. Morden, welche ihm passirt sind, oder von dem Raube eines Pferdes oder eines Mädchens. Diese Classe der Gauchos ist noch immer zahlreich, obgleich ihnen jetzt von den Behörden eifrig aufgepaßt und sie vielfach unter das reguläre Militär gesteckt werden. Wegen eines Verbrechens verfolgt, flüchten sie oft zu den Pampas-Indianern, unter welchen sie nicht selten zu Ansehen und zur Führerschaft gelangen. Viele der schrecklichsten Anschläge dieser Indianerhorden gegen die Grenzansiedelungen sind von solchen Banditen geplant und geleitet worden, und in den Bürgerkriegen haben solche Bandenchefs wiederholt eine furchtbare Rolle gespielt."

Die Stationen der Bahn von Rosario nach Villa Mercedes bestehen meist nur aus einem Wasserreservoir und einem einzelnen Gebäude, entsprechend den zerstreuten Viehhöfen, für deren Gebrauch sie angelegt sind. Mitunter hält der

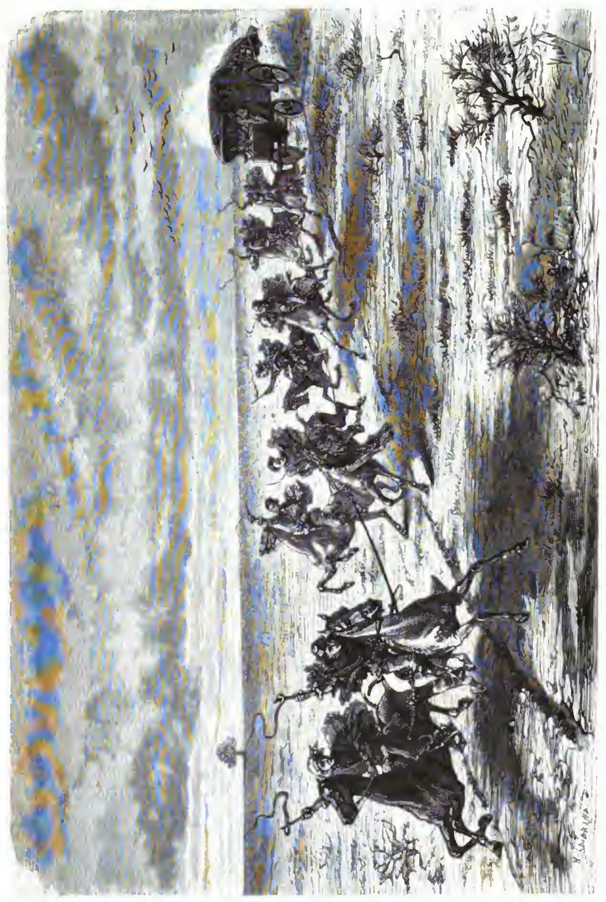


Das Fort Romero.

Zug auch inmitten einer neuen Colonie; da sieht man die Männer Brunnen graben, Adobes formen und Hütten bauen und die Frauen in schlammigem Wasser die Familienlumpen waschen, während pausbäckige Kinder zwischen gackernden Hühnern und mageren Hunden herumspielen und weiterhin ein Paar Stiere zum ersten Male den Schoß der Erde aufpflügt.

Nach Rio Cuarto, einem ehemaligen Grenzposten, der zu einer blühenden Stadt emporgediehen ist, gelangt man über eine prächtige Brücke, die ein wasserloses Flußbett überspannt; dann senkt sich die Bahn, durchschneidet ein Gehölz von Johannisbrotbäumen, unter denen der Herd der Locomotive schon arg aufgeräumt hat, und erreicht Villa Mercedes, eine Oase in der Wüste. Der Rio Quinto verleiht dem Orte Leben und ermöglicht in seiner Umgebung das Gedeihen von Maispflanzungen und blühenden Gärten, welche von langen Reihen Pappeln und Weiden eingefaßt werden.

Kaum hatte Charnay dort in einem von einem Franzosen gehaltenen Hôtel eine Mahlzeit eingenommen, so stürmte auch schon der Schaffner der Postkutsche herein und trieb zur Eile an. Die Zeit reichte kaum hin, meinte er, um noch vor Anbruch der Nacht den Grenzposten Fraga zu erreichen. Mit genügendem Proviant für die Reise versehen, eilte also Charnay zu dem sonderbaren Gefährt hin, welches ihn nach Mendoza bringen sollte. Von dem Wagen selbst ließe sich wenig berichten, da er mehr oder weniger allen rollenden Wagenkasten glich; aber die acht Pferde und acht Postillone! Diese wilden, mageren, springenden Thiere ohne Mähnen und Schwänze (denn so zugerichtete sind vor den Räubereien



Die Postkutsche in der Wüste.

der Indianer sicher), von noch wilder dareinschauenden, schmutzig gekleideten Leuten geritten, glichen mehr phantastischen Geschöpfen oder riesigen Ratten als Pferden. Zu zweien waren sie hinter einander gespannt; statt allen Geschirrs hatten sie nur ein Gebiß, statt eines Reitsattels einen Packsattel mit darübergelegtem Schafsfell, statt der Stränge einen langen Lederriemen, an welchem jedes einzelne Zugthier durch einen kürzern Riemen befestigt war. Jedes Thier ist dadurch weit von seinem Nachbar entfernt und zieht seitwärts, und das ganze Gespann hat über 20 Meter Länge.

Aber der Schaffner ließ unserm Reisenden nicht lange Zeit zum Betrachten; rasch mußte derselbe auf den Bock springen, und fort sausten die Pferde, angetrieben von dem Geheule der Gauchos. Rasch verschwanden die Häuser von Mercedes, dann die hohen Pappeln, endlich auch die letzten Ackerfelder, und wieder befand sich Charnay mitten in der Wüste. Der leicht gewellte Boden ist hier und da mit grauem Gestrüpp bedeckt und Bäume mit geschwärztem Stamme strecken traurig ihre blätterlosen Aeste in die Luft. Kein lebendes Wesen weit und breit, nicht einmal ein Vogel. Kein anderes Geräusch als der Galopp der Pferde oder der Ruf eines der Gauchos unterbrach das Schweigen der melancholischen Natur. Aber rasch wie der Wind bewegte sich die Kutsche vorwärts, stets der alten Spur zwischen den Grasbüschelu folgend. Nach zweistündiger Fahrt war die erste Station, das Grenzfort Romero, erreicht und eine Entfernung von 60 Kilometer zurückgelegt. Die Indianergrenze der argentinischen Republik, über deren Vorschiebung wir auf S. 271 des 31. Bandes berichteten, wird nämlich (oder sollte es wenigstens sein) durch eine Reihe unter einander verbundener Befestigungen, die sich gegenseitig stützen, vertheidigt. Aber diejenige, welche Charnay zu sehen bekam, und die als Modell für die übrigen dienen kann, ist ein so elendes Ding, daß man einen schlechten Begriff von der Wachsamkeit der Regierung bekommt und die Indianer leichtes Spiel haben, wenn man ihren Raubzügen keine anderen Schranken entgegensetzt. Romero ist eine Umwallung von Pfählen und davor ein Graben; innen erhebt sich ein hohes Gestell für den Wachposten und 2 bis 3 elende Hütten dienen der Garnison zur Wohnung. Aber ein Wachposten ist nicht zu sehen; der Graben ist verschüttet; von den Pfählen fehlen so viel, daß einem überall der Zutritt offen steht, und statt der Garnison sind zwei Weiber in den Hütten beschäftigt, Mais zu mahlen und ihr Mahl zu bereiten. Zu jedem von ihnen gehört freilich ein Soldat; der aber trieb sich gerade in der Steppe herum. Und doch ist die Gefahr vor den Indianern noch nicht beseitigt, und wenn sie auch seit einiger Zeit nichts von sich haben hören lassen, so kann doch in jedem Augenblicke ein Beutezug ihrerseits unternommen werden.

Am selben Abend wurde der Posten Fraga erreicht, der einzige, wo Leute zu sehen waren, an funfzig Fußgänger und Reiter. Neben dem Fort waren einige erbärmliche Hütten errichtet worden. Das Wetter hatte sich inzwischen geändert und es regnete in Strömen. Den Reisenden wies man ein geräumiges Zimmer an; nur waren seine Wände mit riesigen Wanzen bedeckt und das Dach so schadhaft, daß überall kleine Regenbäche durch dasselbe herabrieselten, so daß von Schlaf wenig die Rede war. Bei Tagesanbruch ging es weiter. Im Süden zeigten sich noch dicke, von der aufgehenden Sonne vergoldete Wolken, die letzten des vorübergezogenen Regenwetters, während im Norden und Westen die blauen Umrisse der Berge von San Luis und Cordova sich vom Horizonte abhoben. Bald war la Carneada passirt, eine Stelle, wo im Jahre 1874 die Indianer 30 Personen erschlagen hatten; dann folgt ein mit Cactus gemischtes Hölzchen, das von dem Geschrei grauer Papageien und dem Pfeifen einer Drossel ertönte. Nun zeigten sich auch Pferde, diesmal mit Mähnen und Schweifen, friedliche Rinder, Zeichen von Ackerbau, ein Bach und ein Meierhof. Die Wüste lag hinter ihnen, freilich nur für einige Zeit. Um 11 Uhr fuhren sie den schroffen Berg von San Luis hinan und erreichten bald darauf dieses letztere selbst, die armselige Hauptstadt der ärmsten Provinz der Republik. Doch liegt sie wunderbar günstig auf einer Hochebene mit prächtigem Ausblick auf die Cordilleren, hat Wasser und darum auch Bäume, Früchte und Blumen. Was ihr fehlt, ist die Einwanderung; heute ist es eine todte Stadt, welche vielleicht erst die Eisenbahn eines Tages zum Leben erwecken wird. In San Luis hielt sich die Postkutsche nicht auf, sondern jagte weiter, zuerst auf einer schönen Straße, sehr bald aber zwischen tiefen Schluchten hin. Mit unglaublicher Geschicklichkeit und ohne im Mindesten die Schnelligkeit der Fahrt zu verringern, verstehen es die Gauchos, den schaukelnden, springenden Wagen durch dies Gewirr von Erdrissen und Löchern, die oft an 20 Fuß tief sind, hindurchzubringen. Von jetzt an wird der Vorspann unregelmäßiger gestellt als in der Pampa; denn nun ist der Boden mit Gestrüpp bedeckt, in welchem die Pferde schwerer zu finden sind als auf der Steppe. Der Schaffner natürlich wurde dadurch aufgebracht, fluchte und tobte. Denn die Versäumniß kostet einen Reisetag mehr, während das dem Reisenden nicht viel ausmachte.

Die neuesten Reisen nach Sikkim.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Sechshundertfünfzig Kilometer in genau nördlicher Richtung von Calcutta, der nahe der Ausmündung des Gangesstromes in den Bengalischen Meerbusen gelegenen Hauptstadt des englischen Kaiserreiches in Indien, liegt im Himalaya zwischen $26^3/_4$ und $28^3/_4$° nördl. Br. mit einer Breitenausdehnung von durchschnittlich 100 Kilometer der Gebirgsstaat Sikkim. Sein Flächeninhalt ist nur 4014 Quadratkilometer (73 Quadratmeilen), seine Bevölkerung übersteigt kaum 7000 Seelen; Reis, Orangenbäume, Thee in den südlichsten Thälern, höher hinauf Mais, dann Gerste sind Hauptfrüchte; starke wollene Zeuge das wichtigste gewerbliche Erzeugniß. 1849 umfaßte der Staat noch das Vorland bis hinab zur bengalischen Ebene mit Ausnahme des bereits 1835 abgetretenen kleinen Gebietes von Darschiling; damals büßte es mit dem Verluste seines fruchtbarsten Districts den Uebermuth, englische Beamten, denen der Fürst die Erlaub-

niß ertheilt hatte, das Land zu bereisen, nach Ueberschreitung der Grenze gefangen zu setzen, um die Rücknahme unbequemer älterer Verträge zu erzwingen. 1860 wurde der Versuch, England die Festhaltung des abgetretenen Gebietes zu verleiden, in kindischer Weise erneuert durch Aufhebung englischer Unterthanen in den Ansiedelungen jenseits der Grenze und Verwüstung ihrer Felder; der Kamm schwoll den Sikkimiten, als die Engländer so unklug waren, eine ungenügende Polizeimacht als Executionstruppen in ihr Land zu entsenden und diese nach kurzem Aufenthalte sich wieder auf britisches Gebiet zurückziehen mußte; erst das Vordringen einer stärkern Militärmacht bis zur Hauptstadt Tamlung überzeugte Sikkim dauernd von seiner Ohnmacht. Der Radscha hat seither wiederholt Besuche im englischen Gebiete abgestattet, 1876 sogar zur feierlichen Proclamirung des indischen Kaisertitels sich in das Hoflager des Vicekönigs nach Dehli begeben. Diese Hinneigung trug dem Fürsten Erhöhung seiner Subsidien von 18 000 auf jährlich 24 000 Mark und die Erfüllung mancherlei kleiner Wünsche ein; dagegen wandte er sich von den chinesischen Behörden ab, die sonst Sikkim als Vasallenstaat des Reiches der Dalai Lama in Tibet behandelten.

Mit gewohnter Vorsicht hatte sich China den Besitz des von hohen Bergketten eingeschlossenen Tschumbi-Thales gesichert, das Quellgebiet des Amatschu („Mutterfluß") genannten Gebirgsbaches, dessen Wasser es einst hoch hinauf anfüllten, bis sie sich durch die im Gestein ausgewaschene Spalte, in welcher der Fluß jetzt in die Ebene hinaustritt, entleerten. Der südlichste Punkt dieses Thales liegt bei 27° 14′ nördl. Br. und 88° 53′ östl. L. v. G. und wird vom 4423 Meter hohen Gipmotschi-Gipfel gebildet; je ein von diesem und von der gegenüberliegenden Bergkette herabziehender Kamm schließen das Thal von der Ebene ab; wo sich ihre Enden einander nähern, windet sich der Amatschu hindurch. Aus Britisch-Sikkim steigt man in dieses Thal am bequemsten über den 3960 Meter Dschelep-la-Paß hinab; aus dem unabhängigen Sikkim führt der gangbarste Pfad über den 4548 Meter hohen Tschola-Paß. Der Süden des Thales hat noch warmes Klima, ist aber viel weniger feucht als Darschiling, da sich die von der bengalischen Ebene heraufziehenden Monsune bereits größtentheils auf den Abhängen des Gipmotschi-Gipfels entleeren; Hauptort dieses Thalabschnittes ist Tschumbi. Die obere Thalstufe mit Phag-ri (Phari) hat sodann tibetisches, trockenes und rauhes Klima; aus ihr führt ein viel begangener Paß nach Tibet, über welchen schon der englische Gesandte Bogle vor jetzt hundert Jahren (1775) nach Taschilhunpo sich begab. Mittelst dieses Tschumbi-Thales hatte China zwischen die Staaten Sikkim im Osten und Bhutan im Westen einen Keil eingetrieben, um sie besser zu überwachen; früher lag die Südspitze dieser zwischen beiden Ländern sich herabsenkenden Landzunge in Bhutan; seit der Züchtigung, welche England 1865 Bhutan hatte angedeihen lassen, und der diesem Feldzuge folgenden Grenzregulirung wurde die englische Grenze vom Fort Daling aus nördlicher gerückt, so daß jetzt ein englischer Grenzstein auf dem Gipmotschi steht. — Seit der Annäherung des Fürsten an die Regierung Britisch-Indiens wurden nach Sikkim zahlreiche wissenschaftliche Studienreisen, Erholungs- und Jagdausflüge ausgeführt; politisch die wichtigste dieser Bereisungen war 1875 der vom Gouverneur von Bengalen, Sir Richard Temple, dem Fürsten in seiner Hauptstadt abgestattete Besuch. Folgendes ist das Wichtigste aus den Berichten über diese Reisen.

Hauptmerkmale des Landes sind der 8579 Meter hohe Kantschindschinga, der dritthöchste Berg der Erde, und der Tista-Fluß, welcher das Ländchen seiner ganzen Länge nach durchströmt. Den Norden des Landes nimmt eine ausgedehnte, hohe Gebirgsmasse ein, gebildet aus dem Bergzuge, den der Donkiah-Gebirgszug, dessen Umgebung im Mittel höher liegt, als ein gleich großes Areal um den höhern Berggipfel des Kantschindschinga, von der Nordostecke des Landes nach Westen zum Kantschindschinga entsendet. Dieser Gebirgszug hat eine mittlere Erhebung von 6800 Meter, einzelne seiner Gipfel steigen viel höher auf. Der beste Uebergang liegt am Fuße des eigentlichen Donkiah-Massivs, wo der auf seinem Nordabfalle entspringende Latschen-Quellfluß des Tista sich zwischen den Bergriesen Tschomiomo und Kintschandschau hindurchwindet; hier führt über den nur 5807 Meter hohen Kongra-Lama-Paß ein für Lastträger und Schafe, die hier zugleich als Lastthiere benutzt werden, gangbarer Pfad, der von den Bewohnern der Thäler Latschen und Latschung zweimal im Jahre in großen Karawanen mit Wolle und Salz überschritten wird. Die Grenzlinie zwischen Sikkim und Tibet verläuft längs dieses Bergrückens, weil die darauf ruhenden enormen Schneemassen die wirksamste natürliche Schranke bilden; dagegen bildet diese Kette nicht die Wasserscheide gegen Tibet; die auf dem Nordabhang des Donkiah-Gebirgszuges entspringenden Gewässer ergießen sich nicht in den Tsang-po-tschu oder tibetischen Brahmaputra, sondern in den Arun und fließen durch Nepal in den Ganges ab. Die Indier nennen die vom Nordabhang der Schneegipfelreihe herabziehenden Hochthäler von sehr hoher Thalsohle Maidan (Marktplatz), „weil sie eine offene, trockene, baumlose Gegend sind im Gegensatz zu den dicht bewaldeten Abhängen des schneeigen Himalaya südlich von diesen Landschaften tibetischen Charakters in Klima wie Vegetation" (Hooker). Erst eine noch nördlicher ganz in Tibet liegende Kette von Berggipfeln schließt das Wassersystem des Ganges vom Brahmaputra ab; ihre Höhe konnte trigonometrisch noch nicht bestimmt werden, weil die Landesvermessung Sikkims erst noch bevorsteht, und diese nördlichen Gipfel aus den von den englischen Beamten bisher betretenen Grenzgebieten noch nicht sichtbar sind.

Vom Kantschindschinga senkt sich nach Süden ein an 100 Kilometer langer Kamm herab; er heißt Singalila und trennt Sikkim von Nepal. Oestlich zieht sich vom Donkiah die Tschola-Kette herab; sie ist höher als die Singalila und trennt das Tschumbi-Thal von Sikkim. Wie alle Gebirgszüge verlaufen diese meridionalen Ketten in Windungen und Zickzacklinien. Ausläufer gehen abwechselnd von jeder Kette ab, und zwischen ihnen nehmen Flüsse ihren Ursprung, die sich unter einem größern oder kleinern Winkel mit der Tista verbinden. „Die Nebenzweige von der Ostseite eines Höhenzuges kreuzen sich an ihren Enden mit denen von der Westseite eines andern, und so entstehen querlaufende Thäler, die hinsichtlich ihrer Lage, Temperatur und Feuchtigkeit viele klimatische Verschiedenheiten darbieten" (Hooker); bequeme Paßübergänge aus diesen Querthälern westlich nach Nepal, östlich ins Tschumbi-Thal giebt es nur wenige. Flache Thäler oder Ebenen von Belang, die aus ausgelaufenen Seebecken entstanden sind, giebt es im ganzen Lande nur im südlichsten Theile in Höhen bis zu 2000 Meter, erst gegen die Wasserscheide zu wird die Sohle der Flußthäler wieder flacher. So fällt die Tista zwischen 5200 bis 4600 M. 16,4 M. auf 1 Km., zwischen 4600 und 3600 M. beträgt der Fall 26,5 M.; bis 1500 M. steigt er auf 30,4 M., tiefer hinab bis zur Ebene mindert sich der Fall sodann wieder auf 10 M. auf 1 Km. Nackte Felsen kommen auf den Abhängen erst in höheren Lagen in größeren Flächen vor, im untersten Theile des Landes sind die Berge dicht bewaldet, selbst die Spitze ist grün, es ist dies Folge der starken Niederschläge. Die von der bengalischen Ebene heraufzie-

henden mit Feuchtigkeit beladenen warmen Winde verdichten ihren Inhalt an den ersten ihnen entgegentretenden Hügeln und Bergketten mit niedrigerer Temperatur; ganz unglaubliche Mengen wässeriger Niederschläge treffen hier die Bergabhänge und der durch Verwitterung wie Abspülung geschaffene Erdboden ist unter der Einwirkung einer subtropischen Sonnenwärme der Standort der schönsten Hochwälder mit dichtem Unterholze. In Höhen zwischen 4000 bis 5000 M. ist der Luftstrom hinreichend abgekühlt, um die Wasser im Winter und Frühjahr zu Schnee zu verdichten. Ganz enorme Schneemassen sind auf den Bergrücken zwischen 5000 bis 6000 M. abgelagert; es fällt auf sie mehr Schnee herab als im Sommer abschmelzen kann; der Schnee überdauert den Sommer und in der Umgebung des Kantschindschinga stößt man auf Gletscher.

Dem Besuche dieser Gletscher gelten viele Ausflüge von Darschiling aus, dem bedeutendsten Platze und klimatischen Curorte des britischen Theiles von Sikkim [1]). Man steigt hierzu zum großen Rangdschit-Flusse auf, dem größten rechtsseitigen Nebenflusse der Tista, und biegt dann links ab in das Thal des Ratong, der aus diesen Gletschern als weißer Gletscherbach abfließt. Der Aufstieg ist beschwerlich; wie überall in Sikkim führt der Weg nicht im Flußthal aufwärts, sondern kreuzt die seitlichen Ausläufer, zwischen deren Enden sich der Fluß in tief eingeschnittenem Bette hindurchwindet; auf sehr einfachen, oft morschen Bambusbrücken werden die Abgründe übersetzt. Bis 3150 M. begleitet Hochwald, welcher die Aussicht versperrt, aus Eichen, Wallnüssen mit prachtvollen Farrenkräutern und dichtem Bambusbuschwerk als Unterholz den Reisenden; höher hinauf tritt Rhododendron (Alpenrose) als Baum auf, ferner Tanne; Birke, Wachholder und Zwerg-Rhododendren leiten zur Alpentrift für den tibetischen Grunzochsen (Yak) über. Ortschaften liegen Tagereisen weit aus einander und zählen nur wenige Häuser; bei jeder ist ein buddhistisches Kloster und dieses ist jedesmal, nach Art der mittelalterlichen deutschen Burgen, auf einem das Thal beherrschenden Punkte erbaut. Die Gletscher selbst liegen im innersten Winkel des Rotang-Thales; das Gletscherthor liegt bei 4192 M., das Firnmeer beginnt bei 4893 M.; eine ungeheuere Hauptmoräne von 300 M. Höhe ist auf dem Rande aufgethürmt. Der Hauptgletscher setzt sich an ein ausgedehntes Firnmeer an, das vom Kantschindschinga herabzieht; in ihn münden Gletscher ein, die sich seitlich von Gipfeln herabsenken, deren Spitzen rechts bei 7300, links bei 6700 M. liegen. Echt tibetisch liegt am Fuße der Moräne ein Mandang (Mendong, wörtlich Gestell für Mani, oder Schieferplatten, auf denen erhaben das heilige sechssilbige Gebet ausgemeißelt ist: om mani padme hum, o das Kleinod im Lotus, Amen); es sind dies Steinwälle, längs welcher diese Schieferplatten aufgestellt sind; Gebete murmelnd umgeht man sie in der Richtung von links nach rechts, so daß man die Buchstaben gleichsam lesen kann. Die beste Zeit für diese Excursionen ist November; dann stören am wenigsten Nebel und Blutigel, diese Landplage Sikkims, wo sie im immer feuchten Grase fortwuchern. Sehr günstig sprechen sich die Reisenden über die Dorfbewohner aus. „Die Träger verrichten ihre Arbeit frohen Sinnes ohne Murren oder Schimpfen, eine sehr angenehme Wahrnehmung, wenn man kurz vorher mit den unzufriedenen, verzärtelten Trägern der bengalischen Ebene zu thun hatte; sie machten sich ohne Vorurtheil an die Ueberreste unserer Mahlzeiten, wie dies auch alle Dorfbewohner thaten, in deren Haus wir unser Nachtlager aufschlugen." Weniger günstig lauten die Mittheilungen über die Lamas oder buddhistischen Mönche und Priester; sie haben gar nichts Geistliches an sich, sind vielmehr heiter und gesellig; dabei sind die einzeln wohnenden verheirathet. Aber alle sind habgierig. Sie haben großen Einfluß bei der Bevölkerung. Als im October 1860 das Kloster Pemiongtschi, der Mittelpunkt der Clerisei in Sikkim, abgebrannt war, schafften die Anwohner Holz und Material zum Bau herbei, die Klostermönche durchzogen bettelnd das Land und die angrenzenden Thäler, bereits Ende des nächsten Jahres war alles zum Neubau beschafft und großartiger als zuvor entstand das Gebäude aus der Asche.

Der Untersuchung der zuerst von Hooker beobachteten alten Gletschermoränen, die in den Thälern der nördlichen Quellflüsse der Tista bis 1500 M. herabreichen, dann der Beschreibung der Thierwelt galten viele wissenschaftliche Excursionen. „Sobald man in etwa 2500 M. Höhe die Region der Fichtenwaldungen betritt, vollzieht sich ein vollständiger Wechsel von den malayischen Thierarten, welche noch im Vorlande, dem englischen Sikkim, angetroffen werden; die Fauna wird deutlich paläarktisch. Lämmergeier, Rabe, Krähe, Dohle, Meise, Specht, Rothsterz, Lerche, Pieper und Finken, Fasan und Schneehuhn werden die häufigsten Vögel. Unter den Säugethieren treten Bären und Murmelthiere auf" [1]). Beobachtungen in anderen Gattungen der Thierwelt (z. B. in Süßwassermuscheln) bestätigen, daß der Himalaya die Grenze zwischen der südlichen reichen und der ärmern nördlichen Fauna bildet; aber die Verallgemeinerung der Einzelnbeobachtungen hindert noch die Unzugänglichkeit des nördlich sich anschließenden Tibets. „Vergegenwärtigt man sich die Schwierigkeiten, welche jetzt jedem Reisenden gemacht werden, wenn er sich an den Grenzen Tibets zeigt, so möchte man fast meinen, daß die Europäer in den letzten Jahren bei den Tibetern in Mißcredit gekommen sind. Vor 30 und 40 Jahren waren die Hindernisse bei Weitem nicht so groß; verschiedene Europäer gelangten damals nicht bloß nach Tibet hinein, sondern die Missionäre Huc und Gabet durchzogen es sogar in seiner ganzen Länge. Jetzt wird der Reisende an der Grenze angehalten, und nicht gewaltsam zurückgedrängt, sondern einfach darben gelassen; gelingt es Jemand, sich auf Monate hinaus zu verproviantiren und von Trägern wie Behörden in Bedürfnissen unabhängig zu machen, dann wird seine Expedition Erfolg haben" (Stoliczka) [2]).

---

[1]) Ein solcher Ausflug ist unter Beigabe einer sehr schönen Specialkarte ausführlich beschrieben von J. L. Sherwill im Journal der „Asiatic Society of Bengal", Bd. 31 (Calcutta 1862).

[1]) Blanford, Proceedings of the Asiatic Society of Bengal 1871, p. 167.

[2]) Den Beweis der Richtigkeit dieser Bemerkungen lieferte bekanntlich Prschewalski, der 1873 $2^1/_2$ Monate auf den Hochsteppen im Norden Tibets gegen den Kukunor zubrachte.

Eine Jesuitenregierung unter dem Aequator.

Von **Bernhard Flemming**.

Mancher Reisende stand wohl schon bei den Ruinen der einst berühmten Jesuitenmissionen nahe dem Zusammenfluß des Paraná und Uruguay. Es sind dies die Ueberreste eines „Staates im Staate“, den der mächtige Pombal schon 1767, also lange vor der Abfassung der berühmten Aufhebungsbulle: „Dominus ac redemptor noster“, vernichtete. Dieses Reich, wo 30 Städte mit über 100 000 Einwohnern der milden Herrschaft einiger weniger bejahrter Priester gehorchten, hat einst das Staunen der Welt und den Neid der Fürsten erregt, und es gingen darüber tausend Fabeln um, die geglaubt und deshalb der Untergang dieser Schöpfung wurden. Aehnliche Ruinen wie am Paraná finden sich in Ecuador am Fuße des Cayambi, jenes mächtigen schneeglänzenden Marksteins zwischen der nördlichen und südlichen Hemisphäre. Auch hier unter dem Aequator gab es einst große Güter der Gesellschaft Jesu mit endlosen Zuckerpflanzungen, Bananengärten, Reis- und Maisfeldern, mit Weizen- und Kartoffelbau auf den höheren Plateaus und Tausenden von Rindern an den Abhängen der Cordilleren. Mit Wasserkraft oder durch schwerfällige Ochsen getrieben drehte sich knarrend und ächzend die gewaltige Holzachse der bronzenen Zuckermühle beim Zermahlen des saftstrotzenden Rohres, das ganze Maulthierkarawanen hierhergebracht hatten. Dort lagen fertig zum Transporte Berge von gelblich weißem Zucker, in die Blätter der wilden Banane gewickelt; hier zählte ein frommer Pater riesige Thongefäße voll Zuckerbranntweins, der auf Eselsrücken in ferne Indianerdörfer wandern sollte. Pferde und glatte Maulesel warteten im Schatten von Orangebäumen der geistlichen Herren, die den Rodeo (Zählung) ihrer Herden vornehmen wollten. Noch sitzen die Patres beim opulenten Frühstück, wo neben dem Braten des Hoccohuhns, der Ananas und Chocolate des heißen Flußthals die Butter der Hochebene, das Eis der Anden, piquante Chicha und selbstgekelterter Rothwein zum Genusse einladen. Reichthum und Wohlleben herrschten hier, nur unterbrochen durch glücklicherweise seltene Erdstöße, schnell unterdrückte Indianerrevolten oder unangenehme politische oder Familiennachrichten des Cajon de España, der europäischen Postkiste, deren Ankunft mit Glockengeläute gemeldet wurde.

Nahe an drei Jahrhunderte schwanden so dahin seit der Vernichtung des Incareiches durch das Schwert der Christen, während der Eigennutz des herrschenden Clerus, der Ocean und die gewaltigen Mauern der Andeskette ein Land so groß wie Deutschland und an Producten ein zweites Indien von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen hielten. Das Volk mit patriarchalischen Sitten verhielt sich ruhig, indolent und in trauriger Bedürfnißlosigkeit. Die bessere Gesellschaft war auf sich selbst beschränkt und ohne Ehrgeiz und Kenntnisse. Große Ereignisse und große Namen der Alten Welt wurden hier zur Mythe. Geistlose Religionsübungen mit äußerm Gepränge hielt man für Abwechselung wie die Askese für Moral.

Trotz dieser Versumpfung, der selbst die Jesuiten verfallen waren, ist es erstaunlich, daß der Geist des Christenthums es damals zu keiner Nachahmung der friedlichen Eroberungen am Paraná kommen ließ. Erst in der neuesten Zeit geschah ein Versuch, die wilden Horden im Gebiete des Amazonenstroms zu nützlichen Menschen zu machen.

Die Künste der Jesuiten schwiegen dann gänzlich unter dem Waffenlärm, mit dem Bolivar Südamerika von Spanien befreite oder emancipirte (denn unabhängig ist heute noch keines dieser Länder, die von der Nadel bis zur Dampfmaschine alles vom Auslande erhalten). Dann folgten die Bürgerkriege, wo militärische Despoten unter der Maske liberaler Staatseinrichtungen das durch seine Siege berauschte Volk regierten und eigentlich dem frühern Joche nur einen andern Namen gaben.

So ging nach vielen Kämpfen auch der letzte heiße Tag des Juli 1862 vorüber — die Schlacht von Tulcán in der Nähe des Rio Carchi zwischen Colombia und Ecuador war entschieden. Der letzte Reiterangriff, vom Präsidenten selbst, dem kaum vierzigjährigen Dr. Don Gabriel Garcia Moreno, geleitet, war durch die Pastusos des Dichters, Staatsmannes und Soldaten Julio Arboleda zurückgewiesen und Don Gabriel, der nach allen Zeugenaussagen mit der Lanze in der Faust vergebens den Tod nach solcher Schmach suchte, wurde gefangen vor seinen Sieger geführt. Das kleine ecuatorianische Heer, erschlagen am Fuße der Cordillere von Huaca oder gefangen und zersprengt, war Alles, was unser Held in seinem Ehrgeiz gegen Arboleda führen konnte. Das Land lag dem Feinde offen, aber dieser bot edelmüthig einen ehrenvollen Frieden an. Er suchte die Freundschaft des Besiegten, die bei Garcia Moreno's verschlagenem jesuitischen Wesen glücklicherweise nie auf die Probe gestellt wurde. Der tapfere Arboleda, der Liebling seines Volkes, fiel nämlich kurz darauf, am 12. November desselben Jahres, durch Meuchelmord in einem Engpaß der Beruecaskette.

Garcia Moreno, ein zweiter Francia für das Land, das er von nun an dreizehn lange Jahre beherrschte, besaß Alles, um der Menge zu imponiren. Ein eiserner Wille, unbegrenzter Ehrgeiz, ein scharfer Verstand, ein Talent in der Ausnutzung der Schwächen Anderer brachten ihn an die Spitze eines Landes, dem die Vorsehung Alles, aber nur keine Charaktere verliehen hatte, um diesem Jesuiten in Generalsuniform zu widerstehen. Seine Anhänger verziehen ihm selbst die noch folgende Niederlage bei Guaspus in Colombia. Dort griff er am 6. December 1863 den colombianischen General Mosquera an, um die Provinz Pasto, die Vendée Südamerikas, zu erobern.

Die conservative Partei sah in ihm den Mann der gewaltigen Thatkraft und des zweifellosen Patriotismus, und unter solchen Auspicien brachte er es bald dahin, daß am Gestade des Stillen Oceans wie am Fuße des Pichinicha und Chimborazo sein Name mit Schrecken genannt wurde.

Seine Gegner nannten ihn bald Heuchler, bald religiösen Fanatiker. So folgte unter Anderm dem merkwürdigen Proteste Ecuadors gegen den Einzug der italienischen Truppen 1870 in Rom die Ueberlieferung der Republik an das Herz Jesu im Jahre 1872 und die Stiftung eines Ritterordens zum Heiligen Herzen. Getrost konnten die unterdeß angelangten Jesuiten, die jenseits des Oceans überflüssig geworden waren, das Land und seinen Herrscher deshalb als

das Bollwerk betrachten, von dem aus sich vielleicht das verlorene Gebiet zurückerobern ließ.

Der Boden für die Aussaat, die diese Priester im Sinne hatten, war durch ein Concordat mit Rom schon geebnet. Zunächst traten sie als Lehrer der in eine polytechnische Schule verwandelten Universität auf, welche nach Programm und Leistungen einer preußischen Realschule erster Classe entsprach. Außer einigen Italienern und Franzosen waren allein zwölf Patres aus Deutschland gekommen. Man konnte diese Herren mit Begeisterung von Rom und der Abtei Laach sprechen hören, die jüngeren Mitglieder berührten sogar ihre Ausweisung aus dem neuerstandenen Reiche unter unheimlichen Prophezeiungen für die Zukunft desselben. Keiner von allen verrieth jedoch Heimweh nach dem Vaterlande, dem sie ihr ganzes Wissen verdankten. Für sie galt es nur die Verwirklichung der Traditionen ihres Ordens. Wie überall strebten sie auch hier nach der Herrschaft, indem sie sich der Erziehung der Jugend und des Gewissens der Erwachsenen bemächtigten. Daneben malte dann ihre Phantasie mit falschem Colorit ein trügerisch glänzendes Zukunftsbild oder baute ihnen Paläste, deren Fundament die Ignoranz der verachteten Menge war.

Kaum eine Meile vom noch thätigen Krater des Pichincha entfernt, mit den blendend weißen Gipfeln des Antisana, Cotopaxi, Iliniza, Corazon und den lachenden Gefilden von Chillo und Puembo im Hintergrunde, liegt Quito. Kein Geräusch der Civilisation, wie Wagengerassel, Dampfpfeifen oder Musik, dringt an unser Ohr, aber ein unaufhörliches, betäubendes Glockenläuten verkündet uns dafür die Frömmigkeit seiner Bewohner. Und in der That liegt um halb 9 Uhr Morgens Alles auf den Knien, wenn die große Glocke der Kathedrale das Emporhalten der geweiheten Hostie meldet. Die Wirkung ist erstaunlich: der Reiter parirt sein Pferd, der Fußgänger sinkt zu Boden, die Köchin läßt ihre Schüsseln fahren und der Schreiber seine Feder, der Kaufmann legt sein Ellenmaß bei Seite, der Handwerker sein Geräth, der Cholo verschluckt zur Hälfte seinen Fluch und der Arm des brutalen Zambo, der seinen Esel ohne Erbarmen mißhandelt, bleibt gelähmt. Die feierliche Stille dauert eine Minute lang, bis ein neuer Glockenschlag den Zauber vernichtet und das Leben wieder beginnt. Welches Feld für den großen Exportartikel Roms, die religiöse Propaganda!

Im Centrum der großen Stadt schrägüber der Kathedrale liegt das vollständig restaurirte Kloster der Jesuiten, dessen großartige Bauten mehrere Höfe mit Arcaden umschließen und das, durchweg aus Bimsstein aufgeführt, mit Ausnahme des Thurmes bisher allen unterirdischen Revolutionen besser widerstand wie die weniger gut fundamentirte Lehre seiner Bewohner den Stürmen der modernen Zeit.

Der Decan der hier befindlichen Schule, ein zweiter Präsident durch seinen Einfluß auf Garcia Moreno, ist Astronom und lehrt Mathematik. Vom Geologen coursirte das schmeichelhafte Gerücht (er hatte wohl in Turin eine Docentenstelle bekleidet), daß Italien ihn nur ungern hätte gehen lassen. Der Botaniker sprach mit Begeisterung von seiner Wissenschaft und bedauerte nur die geringe Theilnahme und furchtbare Ignoranz der ecuatorianischen Jugend. Es gab einen photographirenden Pater, ein zoologisches Museum, eine geognostische Sammlung, chemisches Laboratorium, physikalisches Cabinet, eine Sternwarte in der Alameda, Alles mit den besten Instrumenten und Apparaten versehen, eine reiche Bibliothek und endlich große, helle Lehrräume, die allerdings noch auf Lernbegierige warten mußten.

Der Gründung dieser Schule folgten wissenschaftliche Expeditionen nach dem Norden, Süden und Westen des Landes und deren Resultate wurden ziemlich breitspurig auf dem dauerhaften Papier der nationalen Druckerei verewigt. Der Osten, nämlich das Gebiet des Amazonenstromes, dessen Colonisirung den ostensibeln Vorwand zur Berufung der Jesuiten gebildet hatte, wurde erst zwei Jahre nach Ankunft derselben in Angriff genommen. Die frommen Väter wollten erst das Land kennen lernen und den Einfluß auf den Präsidenten sichern, ein Einfluß, der übrigens durch die zur Schau getragene Gelehrsamkeit, verbunden mit seinen weltmännischen Formen und eine ersprießliche geheimpolizeiliche Wirksamkeit unbegrenzt wurde. Die Hospitäler des Landes erhielten französische Nonnen für die officielle Krankenpflege, und die gut geschulten Hermanos christianos derselben Nationalität mit täppischem, dummdreistem Wesen gegenüber Laien figurirten als Elementarlehrer.

Der Name Frankreichs war so beliebt bei einer gewissen Partei, die es vergessen hatte, daß Graf Montholon sie ein Geschlecht von Affen genannt hatte, daß der große Tragöde Garcia Moreno in einer Stunde der Schwäche das Protectorat des damaligen Kaiserreichs über sein Vaterland für möglich halten konnte. Die Werke Dumas', weil auf dem Index stehend, wurden zwar vom Bischof Lirazzaburu in Guayaquil verbrannt (1872), dafür fand aber das Wasser unserer lieben Frau von Lourdes bis zu einer Höhe von 10 000 Fuß über dem Meere, nämlich in Quito selbst, einen desto erfreulichern Absatz trotz des eclatantesten Mißerfolges bei einer gelähmten Dame der besten Gesellschaft. Rom sandte in Folge des Concordats einen Nuntius nach dem andern; so folgte auf Monsignore Tavàni (dessen Guitarrespiel und joviale Weinlaune dem Lande jährlich 30 000 Thlr. kostete) ein gewandter Jesuit, Serafino Vanutelli, Erzbischof von Nicea.

Zu allen diesen Rückschritten hat natürlich das mit Steuern überbürdete Land selbst die Mittel geliefert.

Die Jesuiten traten zwar zuerst „wie die Lämmer“ auf, aber bald war selbst der Präsident, der sie rief, nicht mehr im Stande, diese Macht zu beherrschen. Auch er wurde in den Händen der rücksichtslosen Jünger Loyola's ein Werkzeug ad majorem Dei gloriam. Diese ihrerseits vertrauten sich völlig seinem Schutz an ohne Ahnung, daß bereits über Allen das unerbittliche Fatum schwebte.

Im liberalen Guayaquil, dessen beste Söhne in der Verbannung waren, entstanden großartige Bauten zu frommen Zwecken, und San Jacinto de Yaguachi, der reiche Schutzpatron der Seefahrer (die in der That alles der Gnade Gottes und nichts der eigenen Geschicklichkeit zu verdanken haben), mußte — genau ein Jahr vor dem Tode des Präsidenten — seinen Schatz an Gold und Edelsteinen zu solchen Zwecken hergeben. Dafür wurden aber auch die Ufer des Rio Yaguachi das Capua der Pläne des Präsidenten und indirect der Jesuiten selbst. Bei dem Versuche nämlich, von dort eine Eisenbahn nach dem Abhang der Cordillere zu bauen, verschlang der alluviale Boden Unsummen; denn die Ueberschwemmungen des Winters rissen tiefe und breite Furchen gerade da, wo außer den Eingeborenen, die natürlich Niemand fragte, auch Niemand eine Beschädigung des Bahnkörpers erwartet hätte, und während man ferner noch über die Erfolge der theuren Baggermaschinen jubelte, die bis zur ersten Eisenbahnstation den Fluß reinigen sollten, brachte dessen Strömung schon wieder genau so große Massen Lehm und Sand und wird sie bringen, so lange die Erde besteht.

Hier wäre ein Problem für die Jesuiten gewesen, falls ihnen die geologische Schwierigkeit der Arbeiten einleuchtete, ihrem Gebieter von einem Unternehmen abzurathen, das zur großen Erbitterung Guayaquils die halben Einkünfte des Landes verschlang; aber unterdessen suchte und fand die Ka-

thederweisheit ihrer Gelehrten Kohlen in Gegenden, wo noch in Decennien an keine Verwendung zu denken ist.

Auch in anderer Beziehung erschienen die Jesuiten wie mit Blindheit geschlagen, denn sonst hätte in ihrem eigenen Interesse der Vatican nicht jährlich von einem so hart bedrängten Lande, das die Zinsen seiner Staatsschuld zu zahlen verweigert, einen Peterspfennig von 30 000 Pesos (zu 4 Francs) erhalten dürfen.

Der mächtigste Feind entstand den Jesuiten in der einheimischen Geistlichkeit. Der Haß derselben gegen die Fremden wurde nur noch von ihrer Dummheit übertroffen, gegen die selbst ein Jesuit vergebens gekämpft hätte. Unmoralisch im höchsten Grade und selbst die Besseren in Formen befangen, die an Aberglauben streifen (wie die vielverbreitete Ansicht des Sterbens zur Ebbezeit), zeigten diese Leute in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle gegenüber geistig begabten und von der Regierung bevorzugten Männern unverhohlen ihre Gesinnung. Obgleich Anhänger der conservativen Partei boten sie dennoch den Liberalen die Hand zur Vernichtung der einzigen Waffe, die ihre Existenz gegen die Radicalen und die einreißende religiöse Indifferenz garantirt hätte. Im erstaunlichen Widerspruch zur geknebelten öffentlichen Meinung und dem Eifer in Sachen der Moral und des Dogmas stand die Freiheit im Theater, für das es augenscheinlich keine Censur gab. Der reiche Flor schöner und stolzer Guayaquilenias mußte Unsittlichkeiten mit anhören, die man im liberalst regierten Lande Europas nicht dulden würde. Und doch war Consequenz in dieser Beförderung der Corruption!

Begeben wir uns nach einem andern Schauplatz jesuitischer Thätigkeit, wo unter Schwierigkeiten, deren Schilderung hier versucht wird, eine Colonisation nach dem erhabenen Vorbilde am Paraná stattfinden sollte.

Die gewaltige Andeskette liegt in blauer Ferne hinter uns und der heiße, feuchte Urwald umgiebt uns. Kleider und Schuhwerk sind ein beredtes Zeugniß, durch wie viel angeschwollene Flüsse, an wie viel stachelbewehrten Chontapalmen vorbei und durch was für Sümpfe unser Weg gegangen ist. Aus Dampfwolken heraus werden die dünnen Lianentaue einer Hängebrücke sichtbar, unter der der Bergstrom donnernd dahinstürzt. Wer verdenkt es da unseren Dienern mit ihren 100 Pfund Gepäck auf dem Rücken, wenn sie vor dem Betreten derselben zu einem gewiß ernst gemeinten Gebete niederknien. Die Sonne kann das Laubdach über uns nicht durchdringen und die Taschenuhr versagt in dieser Feuchtigkeit ihren Dienst. Das durchdringende Zirpen der Chinche (einer Grille), das unfehlbar um 4 Uhr Nachmittags beginnt, bringt unsere Begleiter zu einem plötzlichen Halt. Rasch wird das Gepäck an einen Baum gelehnt und ein paar Palmen gefällt nur ihrer Wedel wegen, die für das Dach unsers Ranchos bestimmt sind. Ein anderer Peon (Arbeiter) steckt zwei 6 Fuß lange Stöcke in den Boden. Eine Querstange von der Breite des Rancho verbindet die aufrecht stehenden Stöcke und von ihr aus werden die Dachsparren schräg gegen den Boden gelehnt und mit Latten und den Wedeln dicht bedeckt. Der Rest dieser Palmblätter wird auf den nassen Boden gelegt, auf den man zur Vorsicht noch den Kautschukmantel breitet, und so ist in unglaublich kurzer Zeit das Nachtlager fertig. Ein dicker Rauch steigt schon unter dem eisernen Topfe mit seinem Inhalt von Fischen, Reis und Bananen empor. Nach vielem Blasen bei thränenden Augen bricht endlich die Flamme darunter hervor, die unser einfaches Mahl kocht. Eine Tasse Chocolate und eine geröstete Banane beschließen es und man gesteht, nie besser gespeist zu haben. Nachdem man die durchnäßten Kleider mit trockenen vertauscht und ein Bad im kalten Bache neben der Hütte genommen, legt man sich neben die Führer hin, deren Ueberlegenheit hier im Walde gegenüber unserer eigenen Unbeholfenheit den gewaltigen gesellschaftlichen Unterschied vollständig ausgeglichen hat. Während das Feuer kaum noch glimmt, erhellen unaufhörliche Blitze die Baumgruppen vor uns. Später vernimmt man nur noch das gleichmäßige Trommeln des Regens auf unserm leichten Dache und das Zirpen der Grillen. Auch das hört auf und smaragdgrün leuchtende Laternenträger fliegen durch die Büsche und der Brüllaffe erschreckt uns mit seinem tigerartigen Gebrüll, daß wir unwillkürlich den Revolver fester in die Hand nehmen.

So vergehen die sieben Tage unseres Marsches nach Macas (früher Sevilla de Oro, wo Gonzalo Pizarro das Eldorado vermuthete); zuletzt bewegt man sich gleichgültig gegen jede Gefahr vorwärts und stolpert endlich in der Dunkelheit über zahlreiche gefällte Bäume in einer neuen Lichtung. Feuerschein, rasendes Hundegebell, beschwichtigt durch Quechua-Laute, empfängt uns. Ein dunkles, hohes Gebäude und vor demselben im Kreis um einen über der Lohe hängenden Kessel die wilden Gestalten von Männern und Weibern werden sicht- und hörbar. Gastfreundschaftlich wird man eine primitive Treppe hinauf in ein Zimmer mit Wänden von gespaltenem Bambus geleitet, mit einem Teller Reissuppe erquickt, und streckt sich dann, von todtenähnlichem Schlafe bezwungen, auf dem harten Brette aus. Der Tag graut kaum, als wir uns erheben. Wir schreiten über den Vorsaal zwischen ausgespannten Mosquitonetzen und in ihre Leintücher gehüllten Schlafenden hindurch zum rauschenden Bache. Während ein Bad uns erfrischt, erhellt blendendes Sonnenlicht schon die ganze Landschaft. Ein sanfter Wind zerstreut die letzten über den Wäldern hängenden Dünste und eine mit tausend Wohlgerüchen erfüllte Luft ladet die gefiederten Sänger ein, ihr Concert zu beginnen. Die Sonnenstrahlen bringen allmälig wärmer durch das Blättergewirr der Baumriesen, die, durch Lianen und Orchideen, worunter Vanille, durch Bignonien, Passifloren und Balsaminen oft zu undurchdringlichen Wänden verflochten, die Pflanzungen umgeben. Der Nachtthau oder die Millionen Tropfen vom letzten Regenguß fallen als eben so viel Rubinen und Topase von einem Blatt, einem Zweig zum andern, und über dem Haupte ziehen paarweise Papageischaaren dahin, um vielleicht eine unbewachte Reisernte zu zerstören.

An der Treppe bewillkommnet den Reisenden ein schöner stattlicher Mann in blondem Vollbart, ein italienischer Jesuit in halbgeistlicher Tracht, dem wir schon in den Straßen von Guayaquil begegnet sind. Er geht zur Messe und die Höflichkeit verlangt, daß wir mit dem schon bereiten Frühstück auf ihn warten. Diese Pause genügt, um zu sehen, was er treibt. Mächtige Kautschukhaufen unter dem Hause, daneben Ballen mit Baumwolle und im obern Stockwerke kleine Berge von Zimmetrinde, zu denen von fast nackten Indianern immer neuer Vorrath gebracht wird, Bananengärten und Zuckerfelder in einiger Entfernung, Alles zeugt von einer Thätigkeit, die neben der Religion auch ganz materielle Zwecke im Auge hat. Der Pater kommt wieder und erzählt, während wir Chocolate trinken, ganz unbefangen, wie er Goldstaub gegen ungebleichten Calicot, und Kautschuk centnerweise gegen Aexte und Waldmesser eintauscht, und es muß ihm leicht genug werden, denn Alle, die im Laufe des Tages kommen — die Abkömmlinge der wilden Jivaros —, erzeigen ihm unbedingte Verehrung. Ordnung und Gesittung haben Platz gegriffen und der Bann, der auf der Provincia del Oriente, aufrechterhalten durch habsüchtige Gouverneure und noch habsüchtigere Geistliche, lastete, scheint durch die Väter Jesu gebrochen.

Nichts mahnt hier am Saume des jungfräulichen Waldes inmitten dieses üppigen, friedlichen Tropenbildes an die Rolle, die die Patres in Europa gespielt haben. Der Abscheu vor ihren verwerflichen Mitteln zur Erreichung eines heiligen Zweckes verliert sich bei der Anerkennung dieses kühnen, erfolgreichen Schrittes in die Wildniß, und man kann höchstens wünschen, daß es dem Orden gelingen möge, durch Humanität und friedliche Eroberung eines so reichen Gebietes seine Gegner zu versöhnen.

Uebrigens wurde diese unumschränkte aber kurze Herrschaft der Jesuiten über die Provincia del Oriente erst möglich durch ein Verbot Garcia Moreno's, der rücksichtslos allen anderen Händlern den Zutritt hier versagte. Er schuf ein Monopol zur Ausbeutung der Goldminen und vegetabilischen Reichthümer, wie man es höchstens im Staate eines Despoten erwarten dürfte. Darum erklärt sich auch der finstere Blick jenes blassen Mannes mit markirten Zügen und dem dichten schwarzen Lockenhaar, das ihm unter dem Strohhut hervorquillt. Es ist Rayo, der soeben den Befehl zum Verlassen dieses Gebietes erhielt und mit Ingrimm im Herzen ob der harten Geldverluste, die diese Ausweisung ihm zufügt, auf Nimmerwiedersehen Abschied von seinen Kunden und Bekannten nimmt.

Den Tyrannen in Quito, dessen Herz bei den ergreifendsten Scenen unberührt blieb, kümmerte der Haß einiger Händler so wenig wie er sich durch die Bitten von ganz Quito und der fremden Minister abhalten ließ, den General Maldonado vor unzähligen Zeugen wegen eines Aufstandsversuchs zu erschießen. Den General und Patrioten Ayarce ließ er peitschen; nach dem siegreichen Kampfe von Tambali gegen Urbina ließ er 25 Mann ohne Weiteres über die Klinge springen und einige Tage darauf den Argentiner Dr. Viola ebenfalls, für dessen Leben man ihm vergebens 20000 Pesos bot. Viele andere, die er nicht tödten konnte oder wollte, sandte er in die Verbannung, bis jede Opposition unterdrückt war. Einen der Vornehmsten sandte er aus dem Lande gegen Bürgschaft und der Betrag von 10000 Pesos wäre verfallen gewesen, wenn dieser Verbannte nicht durch Zeugen nachgewiesen hätte, auch den Nachbarstaat Colombia in der gegebenen Frist verlassen zu haben. Von drakonischer Strenge ist sein Werk, das ecuatorianische Strafgesetzbuch. Von Garcia Moreno existirt ein Ausspruch, daß, wenn seine Landsleute mit der Wahrheit Geld verdienen könnten, sie dennoch der Lüge den Vorzug gäben, und so geringschätzig wie er über sie dachte, behandelte er sie auch, obgleich er dennoch mit aller Energie nach der Dictatur oder Königswürde über dieses verachtete Volk strebte. Als gehorsamer Sohn der Kirche war er im Stande, jede Unterhaltung abzubrechen, um auf dem Balcon seines Hauses vor einem vorüberziehenden Leichenbegängniß niederzuknien. Mit Strenge hielt er darauf, daß vor jedem Geistlichen und beim Passiren offener Kirchenthüren der Hut gezogen wurde, und alle höheren Beamten in seiner Umgebung mußten die Messe mit ihm, der einst ein Spieler und Libertiner schlimmen Angedenkens gewesen war, besuchen. Die Freimaurerloge in Guayaquil, die ihn aus naheliegenden Gründen nicht aufnahm, wurde, nachdem er wieder Präsident war, deshalb aufgelöst. Er hatte seine Spione überall und besaß mehr gegen innere wie äußere Feinde eine kleine aber ausgezeichnet bewaffnete, gut besoldete und bekleidete und disciplinirte Armee.

Garcia Moreno, dessen Stahlhemd ihn beim Mordversuch in Callao geschützt hatte, fühlte sich auch in Guayaquil nicht sicher. Er flanirte zwar scheinbar unbefangen unter den Arcaden des Malecon, wo das großstädtische Gewühl der ihm abgeneigten Menge einen Mordanfall unterstützt hätte, aber sobald er den Dampfer betrat, der ihn aus der gefährlichen Nähe der Palmen und Bananen den schönen Strom hinauf bringen sollte, steckten an seinem Gürtel — im tiefsten Frieden — zwei Revolver. Der Präsident fürchtete eine Vergiftung so sehr, daß er in Quito nur das genoß, was die Frau Präsidentin eigenhändig, und in Guayaquil, was seine dort lebende Mutter für ihn gekocht hatte. Auf den Reisen zwischen beiden Hauptstädten, die er in der Hälfte der Zeit wie andere Sterbliche abmachte, behalf er sich mit Chocolate und anderen gefahrlosen Sachen. Bei einer solchen Tour stürzte sein einziger Begleiter, ein General, mit dem Pferde und brach das Bein; Don Gabriel jedoch galoppirte weiter und begnügte sich, vom nächsten Orte aus Hülfe zu senden.

Seine bedeutendsten und wirklich verdienstvollen Werke sind die Via Garcia Moreno von Quito nach Riobamba mit schönen Brücken über Abgründe und durch Sümpfe, wo der Verkehr früher sehr erschwert und in der Regenzeit unmöglich war; ferner die Verschönerung und viele öffentliche Bauten Quitos und Guayaquils, endlich die politische Achtung des Landes und langer Friede.

Garcia Moreno's Tod ist der Schlußact in dem großen Drama, in dem die Jesuiten ihre Rolle mit verhängnißvollem Ungeschick gespielt hatten. Die Katastrophe befriedigte zwar seine politischen Gegner und hatte sogar ungezogene Freudenäußerungen Seitens des liberalen Pöbels zur Folge, aber sie überraschte Freund wie Feind, weil außer allem Zusammenhange stehend mit den allerdings vom Präsidenten stark beeinflußten Wahlen, deren etwaiges Resultat — nochmalige Präsidentschaft — Niemand geduldet hätte. Die Ermordung Garcia Moreno's erfolgte am 6. August 1875.

Die Aufgabe seines Mörders Rayo, eines geborenen Colombianers, der oben schon erwähnt wurde, war eine leichte bei dem großen Vertrauen Garcia Moreno's zur Loyalität der Serranos (Gebirgsbewohner, im Gegensatz zu den liberalen Costenios) wie zu seinem eigenen persönlichen Muth. Die Sitte, Tuchmäntel zu tragen, begünstigte auch die Ausführung eines Verbrechens, das wegen seiner Schrecklichkeit selbst in der südamerikanischen Geschichte keinen analogen Fall hat.

Rayo grüßte den Präsidenten beim Ersteigen der zum Regierungspalast führenden Stufen (es war Morgens 10 Uhr und Angesichts der ganzen Plaza), folgte ihm dann rasch, und mit einem langen, schweren, scharfgeschliffenen Waldmesser spaltete er dem sich umwendenden Präsidenten den Kopf. Der schon tödtlich Getroffene erhielt den zweiten Hieb in den unwillkürlich erhobenen linken Arm. Ein dritter Hieb schlug die nach dem Revolver suchende Hand fast durch. Der Körper stürzte über die Rampe hinab und wurde durch den vor wilder Rache Schäumenden noch furchtbar zerfleischt, während einige Helfershelfer (der ultra-liberalen Partei angehörig) zum Ueberfluß Schüsse auf den Sterbenden abfeuerten und dabei ihren Freund Rayo selbst verwundeten, so daß dessen Flucht unmöglich wurde.

Der sonderbare Umstand, daß dem Präsidenten Niemand zu Hülfe kam, erklärt sich aus der Furcht der Augenzeugen, von den kopflos gewordenen Subalternbeamten oder den enragirten Soldaten selbst für Betheiligte gehalten und als unschuldige Opfer gelyncht zu werden.

Die darauf folgende übereilige Flucht der Jesuiten hatte nichts Würdevolles. Der Decan barg sich in Guayaquil an Bord eines deutschen Schiffes und der Geologe fand ein Asyl, über dem die Consularflagge des verhaßten Reiches wehte. Die Anderen wurden nach allen Himmelsrichtungen zerstreut.

Heute, kaum zwei Jahre nach seinem Tode, blickt der

Schatten Garcia Moreno's auf sein Vaterland nieder, wie es am Vorabend einer gewaltigen Katastrophe steht.

Es handelt sich nicht mehr um den gewaltthätigen Jesuitismus, sondern um eine radicale Reinigung des Landes von dem unsaubern Clerus überhaupt — ein Wagestück, das zwar der alte Mosquera in Colombia bei ähnlicher Gelegenheit trotz aller seiner Macht schließlich zu bereuen hatte, aber hier in Ecuador ist es das einzige Mittel, den verlorenen Credit der Republik wiederherzustellen. Der Clerus des Landes ist das Traurigste und Reactionärste, was man sich denken kann, denn allen patriotischen Gefühlen unzugänglich hat er sich unter dem Deckmantel der Religion der Gnade und Laune der vaticanischen Heiligkeit überliefert.

Der Aufhebung des Concordats am 28. Juni dieses Jahres durch den jetzigen Präsidenten Ignacio de Veintemilla wird nothwendig die Publication des colombianischen Gesetzes vom 28. Juli 1824 folgen, die das Patronat des Staates über die Kirche wiederherstellt und mit Einziehung von deren Gütern und Aufhebung jedes Privilegiums gleichbedeutend ist, mithin der Geistlichkeit die einzige Chance läßt, durch Beispiel und Lehre auf religiösem Gebiete Gutes zu wirken.

Friede, Fortschritt und Credit nach außen hängen von diesem Schritte ab, während jetzt der Clerus dieses so armen und dünn bevölkerten Landes (500 000 Weiße auf einem Flächenraume wie Deutschland) nicht allein die Einkünfte eines Vermögens von circa 10 Millionen Pesos genießt, also $^1/_5$ des ganzen nationalen Einkommens, sondern auch noch solche Vorrechte (Straflosigkeit und Steuerfreiheit) hat, daß die bloße Abschaffung des Concordats dem Bedürfnisse nicht mehr genügt. Unterricht, Wegebauten, Handel und Ackerbau leiden unter diesem abnormen Zustande, und ein Land mit dem Productenreichthum Indiens und zwar ohne dessen tödtliches Klima schmachtet heute noch unter dem Joche einer Macht, die nicht weniger despotisch und verderblich wie einst das Mutterland ist. Es wird zur Ehrensache des Regierenden und der Nation, die Entscheidung dieses Culturkampfes herbeizuführen, von dessen Ausgang Leben oder Tod der Republik abhängt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein interessantes Experiment, schreibt die „Nature", ist kürzlich in der Nähe von Immendingen an der Donau ausgeführt worden, um die unterirdische Verbindung zwischen Rhein- und Donaugebiet nachzuweisen, auf welche zuerst — irren wir nicht — von Leopold von Buch aufmerksam gemacht worden ist. Die oberirdische Wasserscheide wird in jener Gegend durch einen Jurakalkzug gebildet, in welchem die in den Unter-See fließende Ach entspringt. Von ihrem Wasser hatte man längst vermuthet, daß es der Donau entstamme. Um Gewißheit zu haben, nahm man Fluorescin, welches mit Alkalien eine prächtig grüne fluorescirende Lösung giebt, welche jene Eigenschaft enormen Wassermengen mitzutheilen vermag. Davon goß man bei Immendingen in den Rhein: zwei und einen halben Tag später zeigte sich die hellgrüne Fluorescenz in der Ach, deren Quelle nur etwa eine deutsche Meile entfernt ist, und dauerte 36 Stunden an. Damit ist nachgewiesen, daß die obere Donau ihre Gewässer sowohl dem Schwarzen Meere als der Nordsee zusendet, und die große Aehnlichkeit zwischen den Fischen beider Ströme wird auf interessante Weise erklärt.

— In Metz hat sich nach dem Vorbilde derer in anderen deutschen Städten eine geographische Gesellschaft gebildet. Metz, das seiner Seelenzahl nach unter den Städten Deutschlands erst die 34. Stelle einnimmt, hat dadurch viele an Einwohnern und Mitteln reichere Orte in den Schatten gestellt.

— In Paris ist am 20. Januar im Invaliden-Hôtel eine ethnographische Gallerie eröffnet worden, an deren Herstellung der Oberst Leclerc und Mr. Hamy, Gypsmodellirer im anthropologischen Museum des Jardin des Plantes, mehrere Jahre gearbeitet haben. In dieser Gallerie sind, auf vier Säle vertheilt, alle (?) uncivilisirten Völkerstämme des Erdballs in lebensgroßen Figuren vertreten, im Ganzen 72 verschiedene Typen. Viele von ihnen sind bewaffnet, und das Publicum, welches die Sammlung besuchte, wurde nicht wenig durch ein Placat eingeschüchtert, welches besagt: „Man wolle die ausgestellten Gegenstände nicht anrühren; einige Waffen sind vergiftet." (Allg. Z.)

Asien.

— Auf S. 263 und 264 des vorigen Bandes war in dem Aufsatz über „Das Schlachtfeld am Granicus" gesagt worden, daß außer Chishull im Jahre 1701 und H. Kiepert 1842 kein beobachtender Europäer jenen welthistorischen Punkt aufgesucht habe. Dr. A. D. Mordtmann in Constantinopel macht uns nun darauf aufmerksam, daß er im August 1851 mit dem Herzog Wilhelm von Württemberg, jetzigem Commandanten von Triest, eine Reise durch Kleinasien machte, wo sie neben anderen interessanten geographischen Entdeckungen auch das Schlachtfeld am Granicus auffanden und in jeder Beziehung die Uebereinstimmung mit Plutarch's Beschreibung constatirten. Eine Schilderung dieser Reise ist im „Ausland" (1857, Nro. 32 bis 38) enthalten, speciell der Theil, der sich auf das Schlachtfeld bezieht, in Nro. 37, S. 873 und 874. — Eine genaue topographische Aufnahme jener Gegend bleibt aber immerhin sehr zu wünschen; durch die kleinste Skizze wird ja die Sache unendlich klarer als durch Seiten lange Beschreibung.

— Die akademische Abhandlung „Wassermenge und Suspensionsschlamm des Amu-Darja in seinem Unterlaufe" von Prof. Dr. Carl Schmidt und F. Dohrandt (St. Petersburg 1877), welche auf den einjährigen Beobachtungen der meteorologischen Abtheilung der Amu-Darja-Expedition von 1874 beruht, kommt zu dem Schlusse, daß der Aral-See gegenwärtig fortdauernd im Einschwinden begriffen ist. Im Laufe des Jahres verdunstet nämlich eine Wasserschicht von etwa 1150 Millimeter von der Oberfläche des Sees, während demselben durch atmosphärische Niederschläge jährlich 85·6 Millimeter Regenhöhe zugeführt werden. Seine Einbuße in Folge überwiegender Verdunstung beträgt daher jährlich — sofern eben nach nur einjährigen Beobachtungen eine derartige Größe als ermittelt betrachtet werden kann — 1064 Millimeter. Nimmt man den Flächenraum des Aral-Sees nach Wenjukow zu 67 590 Quadratkilometer an, so ergiebt sich das Quantum des jährlich von der ganzen Oberfläche verdunsteten Wassers, mit Berücksichtigung des atmosphärischen Niederschlages, zu 72 Cubikkilometer. Da nun der Amu-Darja dem See jährlich circa 50 Cubikkilometer Wasser und der Syr-Darja etwa den dritten Theil davon,

also 17 Cubikkilometer, zuführt, so verliert er jährlich an 5 Cubikkilometer, d. h. er sinkt um etwa 70 Millimeter.

— Die „Mail“ vom 25. Januar 1878 enthält einige Angaben Ch. de Ujfalvy's über den von ihm besuchten russischen District Kuldscha, welcher bis zum Jahre 1871 zu China gehört hatte und den Oberlauf des in den Balchasch-See mündenden Ili und die Thäler seiner Nebenflüsse Tekes, Kunges und Kasch umfaßt. Letztere sind nur zu Weiden geeignet und werden von verschiedenen Kalmückenstämmen bewohnt, während das Land am untern Kasch und am Ili sehr fruchtbar ist und Reis, Sorghum, Baumwolle, Weizen, allerlei Früchte u. s. w. hervorbringt. Das Klima ist sehr mild, der Winter dauert nur zwei Monate und die Hitze des Sommers wird weniger empfunden als im eigentlichen Turkestan. (Dr. Regel, ein ständiger Bewohner Kuldschas, schreibt uns dagegen am 20. December: „Der Winter hier ist hart; wir haben bereits den achten Morgen eine Temperatur nahe am Gefrierpunkte des Quecksilbers. Mit desto größerm Verlangen sehe ich dem Frühlinge entgegen.“) Das Land ist für europäische Colonisation wunderbar geeignet; und seit die Russen es in Besitz genommen haben, sollen schon über 1000 Personen um Erlaubniß zur Niederlassung nachgesucht haben. Sie wurden jedoch damit abgewiesen, weil das Land möglicherweise an China zurückfallen soll. Seit dem dort stattgehabten Bürgerkriege bietet es einen traurigen Anblick: Dutzende von Dörfern liegen in Ruinen, die Felder sind mit Unkraut bedeckt, die zahlreichen Canäle liegen trocken und selbst der schöne Wald, welchen die Chinesen in einer Ausdehnung von 30 engl. Meilen zwischen Borochudschir und Ak-kent angepflanzt haben, wird binnen Kurzem, wenn nicht Hülfe kommt, an Wassermangel zu Grunde gehen. Früher zählte der District über 2 Millionen Einwohner, jetzt deren kaum 130 000. Von einst blühenden Städten sind nur noch Ruinen vorhanden; ihre Einwohner wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes ermordet. Die fruchtbarsten Theile des Landes sind von Tarantschis (tatarische Ackerbauer) und Dunganen bewohnt, welche sich an Stelle der verdrängten Chinesen gesetzt haben. Ferner finden sich Kalmücken, Kirghisen, Sibo oder Tschibe, Mischlinge zwischen Chinesen und Kalmückinnen, Solonen, eigentliche Chinesen, Russen, Tataren, Hindus, Afghanen und Juden, sowie Kaufleute aus Kaschgar, Wamangan und Taschkend, kurzum ein buntes Durcheinander, über welches hoffentlich bald Dr. Regel uns ausführlicher berichten wird. (Eine längere Arbeit darüber hat Dr. Radloff, der das Land noch unter chinesischer Herrschaft kennen lernte, im Jahrgang 1866 der Petermann'schen Mittheilungen veröffentlicht.)

— Ein Telegramm aus Meisur (Mysore) meldet, daß dem Census zufolge ein volles Viertel der dortigen Bevölkerung (nach der Zählung vom 14. November 1871 betrug dieselbe 5 055 412 Seelen), 1¼ Million Menschen, während der letzten Hungersnoth zu Grunde gegangen und 35 Procent der armen Classen verschwunden sind.

— Die Hungersnoth in China (s. „Globus“ XXXI, S. 368) dauert noch immer an und wüthet namentlich in Schan-si und dem Süden von Tschi-li. Nach officiellen Angaben von Tseng, dem Statthalter der erstern Provinz, wären dort 3 bis 4 Millionen Menschen fürs Erste zu erhalten, und er räth die Vertheilung von Auszeichnungen, Aemtern ꝛc. an besonders mildthätige Leute an, ein in China nicht ungewöhnliches Mittel, um Geld aufzutreiben. Die Noth ist schon so arg, daß Fälle von Cannibalismus vorkommen. Andererseits sind auch die Fremden zurückhaltend mit ihrem Gelde, weil sie im vorigen Jahre schon bei der Hungersnoth in Schantung halfen; dann bei der in Indien, und weil sie über die Vernichtung der Wusung-Eisenbahn (s. „Globus“ XXX, S. 96) durch die chinesische Regierung, welche dieselbe angekauft und einfach aufgehoben hat, empört sind. — Mit dem Vorgehen gegen den Verbrauch und Anbau des Opiums scheint es der Regierung wie dem Volke Chinas Ernst zu sein („Globus“ XXXII, S. 336). Viele Opiumbuden sind schon geschlossen worden, die Leute sind von einer heilsamen Scheu ergriffen, und das Verlangen, jener Unsitte ledig zu werden, scheint weitverbreitet. (Mail.)

Afrika.

— Mohammed el Gatroni, der in Europa dadurch bekannt geworden ist, daß er Heinrich Barth nach Timbuktu begleitete, daß er später mit Moritz v. Beurmann, darauf mit Rohlfs zum Tschad-See ging und zuletzt Dr. Nachtigal nach Bornu begleitete, ist nach einer Meldung der Allg. Ztg. hochbetagt in Fesan gestorben.

— Die Geographische Gesellschaft in Kairo hat nach kurzem Bestehen und nachdem von ihrem vielversprechenden „Bulletin“ nur vier Hefte erschienen sind, factisch zu existiren aufgehört. Die 400 Pfund, welche ihr der Chedive 1875 jährlich als Unterstützung zugesagt hatte, sind nie bezahlt worden, die Gehalte des Bibliothekars und Dieners sind funfzehn Monate im Rückstande und die zahlenden Mitglieder sind ausgetreten. Es wäre wenigstens zu wünschen, daß bei diesem kläglichen Ende solche werthvolle Dinge, wie Oberst Purdy's Aufnahmen in Dar-fur, für die geographische Welt gerettet würden; aber leider scheint denselben das Schicksal bevorzustehen, in den Archiven des Generalstabes verschlossen und begraben zu werden.

— In Aegypten wie in allen übrigen Theilen des osmanischen Reiches beginnen die Zustände immer trostloser zu werden. Die Bedrückung und Aussaugung der Fellahin hat einen solchen Grad erreicht, daß es eine Deputation von Dorfscheichs aus dem Delta gewagt hat, darüber directe Vorstellungen in Kairo zu erheben, ein unerhörtes Unterfangen in einem Lande, wo absolute Unterwürfigkeit den Einwohnern zur zweiten Natur geworden ist. Oberägypten ist schon dermaßen erschöpft, daß stellenweise gar keine Steuern eingehen, weil der Bauer sein Land liegen gelassen und angeblich zur Räuberei seine Zuflucht genommen hat. Diesbezügliche Warnungen für Nil-Reisende sind sogar in den europäischen Consulaten in Alexandria und Kairo angeschlagen. — Was die Unterdrückung des Sklavenhandels betrifft, so ist damit im Bereiche des Rothen Meeres der früher englische Capitän Malcolm, der als vierter Engländer zum ägyptischen Pascha ernannt wurde, betraut worden und wird sich deswegen mit Gordon Pascha, dem Generalgouverneur des Sudan, in Einvernehmen setzen. Da aber trotz aller gegentheiligen Verordnungen, Gesetze und Befehle und trotz der Absendung europäischer Offiziere der ägyptische Sklavenhandel nach wie vor Mittel und Wege gefunden hat, seine Existenz zu verlängern, so ist man bis auf Weiteres vollauf berechtigt, auch dieser neuesten Maßregel des Chedive nicht all zu viel Vertrauen zu schenken.

— Die italienische Expedition unter Marchese Antinori hat nach dem „Athenäum“ Schoa endlich verlassen und ist nach Süden aufgebrochen. Hauptmann Martini allein kehrt mit den wissenschaftlichen Sammlungen nach Europa zurück (vergl. vorigen Band, S. 110 und 367).

— Hauptmann Crespel, Marno und die übrigen Mitglieder der internationalen Afrika-Expedition (s. vorigen Band S. 224 und 351) sind am 12. December 1877 in Zanzibar eingetroffen und wollen dort zunächst einige Zeit verweilen.

— Der Generalsecretär des deutschen Handelstages, Herr Consul Annecke, hat an die Präsidenten der Handelskammern ꝛc. ein Schreiben gerichtet, in welchem er unter Hinweis auf die noch unerschlossenen Reichthümer Afrikas den Wunsch ausspricht, dieselben dem deutschen Handel und der deutschen Industrie nutzbar gemacht zu sehen. Zu diesem Zweck hätten sich die beiden bisher rein wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Berliner Gesellschaften zur Erforschung Afrikas in eins verschmolzen und den Kreis ihrer Thätigkeit auszudehnen beschlossen. Indem Herr Annecke mittheilt, daß

er, um genannten Zwecken besser dienen zu können, das Secretariat der nun neu gebildeten Afrikanischen Gesellschaft übernommen habe, bittet derselbe den angestrebten Zielen vorläufig dadurch förderlich zu sein, daß möglichst viele Mitglieder des Handelsstandes veranlaßt würden, der Gesellschaft zur Erforschung und Colonisation Afrikas beizutreten und vielleicht gleichzeitig die Handelskammern dafür zu interessiren.

— Die Pariser „Exploration" verzeichnet das Gerücht, daß ein europäischer Fürst mit einer Anzahl reicher Leute, darunter mehrere Jäger von Ruf, und mit einem großen Troß bezahlter Begleiter und Soldaten eine Reise durch Afrika von Norden nach Süden unternehmen will. Sollte dasselbe auch, wie leicht möglich, als unbegründet sich herausstellen, so ist doch schon der Umstand, daß es geglaubt wird, bezeichnend dafür, wie sehr jetzt Afrikareisen zur Modesache geworden sind.

Amerika.

— Die Argentinische Republik und Chili haben sich dahin geeinigt, hinsichtlich der zwischen ihnen schwebenden Grenzstreitigkeiten in Patagonien sich einem Schiedsspruche unterwerfen zu wollen.

— Die Carnahuba-Palme (Copernicia cerifera) ist einer der nützlichsten Bäume Brasiliens, der namentlich in den Provinzen Ceará und Rio Grande do Norte unangebaut in großer Pracht gedeiht. Vielleicht giebt es keine zweite Pflanze in der Welt, den Bambus selbst nicht ausgenommen, welche so vielfachen Nutzen gewährt, und dabei überdauert sie die längste und schlimmste Trockenheit und bleibt stets grün und saftig. Ihre Wurzel hat dieselben medicinischen Eigenschaften wie die Sarsaparilla; aus dem Stamme zieht man dünne, feste Fasern, welche einen hohen Grad von Politur annehmen. Ihr Holz wird zu Pfählen, Balken, Latten, Zaunriegeln u. s. w., zu musikalischen Instrumenten, Röhren und Brunnen verarbeitet. Die innere Rinde der jungen Blätter giebt in frischem Zustande eine hochgeschätzte und sehr nahrhafte Speise ab. Ferner liefert der Baum Wein, Essig, eine Art Zucker und eine große Menge Gummi, das dem Sago an Eigenschaften und Geschmack gleicht und für die Bewohner jener beiden Provinzen zu Zeiten von Hungersnoth schon oft die einzige Nahrung gewesen ist. Ferner wird eine Art Mehl, der Maizena ähnlich, und eine weißliche Flüssigkeit, wie sie die Kokosnüsse enthalten, daraus gewonnen. Die weiche, faserige Substanz im Innern der Blätter und Stiele ist ein vollkommenes Surrogat für Kork. Die Frucht hat ein angenehm schmeckendes Fleisch; die öligen Kerne derselben werden geröstet, zerstampft und wie Kaffee benutzt. Aus den getrockneten Blättern macht man Matten, Hüte, Körbe und Besen; das daraus hergestellte Stroh wird schon in großen Mengen nach Europa gesendet und dort zu feineren Hüten verarbeitet, von denen ein Theil seinen Weg nach Brasilien zurückfindet. Aus den Blättern wird schließlich eine Art Wachs gewonnen und daraus Kerzen fabricirt, welche in den nördlichen Provinzen Brasiliens vielen Absatz finden.

(Wells im Journ. of the Roy. Geogr. Soc. 1876.)

— Ueber die Reise des französischen Marinearztes Crevaux nach Französisch-Guayana, welches, abgesehen vom Unterlaufe des Maroni, nur sehr ungenügend bekannt ist, berichteten wir in Bd. XXXI, S. 64 und 208. Crevaux verließ in Begleitung zweier Missionäre am 10. Juli 1877 Cayenne und befand sich am 23. schon 100 (geographische) Meilen im Innern. Am 4. August, 150 Meilen von der Küste entfernt, mußte er, nachdem er fünf Tage lang eine fast gänzlich verlassene Flußstrecke befahren, kleinere Boote nehmen, um den Maroni weiter zu dem Gebirge Tumuc-Humac, einem seiner Reiseziele, verfolgen zu können. Der Verkehr mit den Bonis und Roucouyennes am Ufer war bis dahin ziemlich freundschaftlich gewesen; allein die letzten, eilig und etwas räthselhaft abgefaßten Nachrichten erwecken die Vermuthung, daß Crevaux von den Eingeborenen gefangen gehalten wird. Die Roucouyennes sind Indianer, die Bonis dagegen einer der drei Negerstämme (die beiden anderen heißen Poligou-doux und Jonkas), welche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem holländischen in das französische Guayana flüchteten und vollständig den wilden Urzustand wieder angenommen haben.

— Mr. Robert Croß wurde im Jahre 1876 von dem Staatssecretär für Indien nach Brasilien gesendet, um Setzlinge von kautschukhaltigen Bäumen zu sammeln, welche in Indien cultivirt werden sollten. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit demselben Geschick wie bei fünf früheren Gelegenheiten im Laufe des vorigen Jahrzehntes, wo er zweimal Ecuador, zweimal Columbien und einmal den Isthmus bereiste und auch für Geographie und Ethnographie nicht Unwichtiges geleistet haben soll (s. The Geographical Magazine 1876, p. 31; 1877, p. 152, 182 and 211). Augenblicklich sammelt er wieder Setzlinge von Chinchona-Pflanzen (die sogenannte Calisaya de Santa Fé und die C. cordifolia) in den Wäldern Columbiens, wobei er bis zu dem noch unerforschten Rio Caqueta oder Japura vordrang. Er beabsichtigte bis Anfang 1867 im Bezirke von Popayan zu verweilen, die betreffenden Pflanzen gründlich zu studiren und zu sammeln und sie dann nach England überzuführen, von wo sie nach Indien geschafft werden sollen.

— Aus einem Briefe von A. Pissis an die Pariser Geographische Gesellschaft (s. deren Bulletin, October 1877, S. 535) über das Erdbeben vom 9. Mai 1877, welches ihn in der Wüste Atacama überraschte, geht hervor, daß derselbe die Geologie jenes Gebietes, über welches der „Globus" in den ersten Nummern des 29. Bandes berichtete, untersucht, eine große Anzahl von Punkten fixirt und eine provisorische Karte der ziemlich unbekannten Wüste entworfen hat.

Nordamerika.

— In Quebec hat sich eine geographische Gesellschaft gebildet, die einzige bisher existirende in englischen Colonien, Bombay abgerechnet. Sie wird ihr Augenmerk namentlich auf die Durchforschung Canadas und die Verwerthung seiner natürlichen Hülfsmittel richten.

— Die Entomologische Commission der Vereinigten Staaten, welche Prof. Hayden's geologischer Aufnahme unterstellt ist, um die Verheerungen der Insecten im Westen des Landes zu untersuchen, berichtet in diesem Jahre über die Heuschrecken, ihre Gewohnheiten, Mittel zu ihrer Vernichtung u. s. w. Ihre Heimath ist fast ausschließlich das Snake-River-Thal in den Rocky Mountains. Eine chemische Analyse todter Heuschrecken hat gezeigt, daß die Thiere ein neues Oel (Caloptin genannt) und einen starken Procentsatz reiner Ameisensäure liefern, welche von Ameisen selbst nur schwer in größeren Mengen gewonnen wird. — Die Commission hat noch zwei Jahre Arbeit vor sich.

(The Mail.)

Vermischtes.

— James Gordon-Bennet, der Besitzer des „New York Herald", hat, durch den glänzenden Erfolg der von ihm veranstalteten Stanley'schen Afrika-Expedition aufgemuntert, sich einem neuen Gebiete zugewandt, ein festes Schiff gekauft und bei der Regierung der Vereinigten Staaten einen vorschriftsmäßigen Urlaub für eine Anzahl von Offizieren und Matrosen der Kriegsmarine erwirkt, um damit eine Nordpol-Expedition zu veranstalten. (A. Z.)

— Capitän J. O. Lunginers vom dänischen Schiffe „Lutterfeld" theilt einem Kopenhagener Blatte folgendes Erlebniß mit, welches er am 10. December 1876 auf einer Reise nach Valparaiso hatte. Sein Schiff befand sich damals in der Nähe von Feuerland, etwa 140 Miles von der Magelhaens-

Straße, als es früh am Morgen beinahe an eine Insel angelaufen wäre, wo die Karten keine Spur von Land angeben. Das Schiff drehte also bei, bis der Tag anbrach, worauf der Capitän mit einem Boote nach der neuen Insel fuhr, welche seit ihrer ersten Wahrnehmung allmälig an Größe abgenommen hatte. Rings um die kegelförmige Felsmasse zischte das Wasser, und obwohl kein Rauch aufstieg, so war dieselbe doch zu heiß, um eine Landung zu gestatten. Langsam fuhr sie fort zu sinken, war um 8 Uhr vollständig unter der Meeresoberfläche verschwunden und eine Stunde später segelte das Schiff über die Stelle fort, welche kurz vorher die Insel eingenommen hatte. (Nature.)

— Die „Archangelsker Gouvernements-Nachrichten“ berichten über die Ansiedelung einiger Samojedenfamilien auf Nowaja-Semlja Folgendes:

„Die Kaiserliche Gesellschaft zur Unterstützung Schiffbrüchiger hat es bekanntlich unternommen, auf Nowaja-Semlja eine winterliche Rettungsstation zu gründen. Es sind Nachrichten über die Ausführung dieses Unternehmens vom Schiffer Boschmakow, einem derer, welche Material zur Erbauung der Rettungsstation hingeschafft haben, eingegangen. Nachdem die ersten vier Fahrzeuge am 28., 29. und 30. Juni mit ihrer Ladung in Begleitung des Kriegsschooners „Samojed“ die Rhede verlassen hatten, lichteten am 1. Juli alle die Anker, um ihrem Ziele zuzusteuern. Beim Orlower Leuchtthurme verloren sie jedoch einander im Nebel aus dem Gesichte. Der Wind war während der ganzen Zeit günstig, so daß der Schooner Boschmakow's schon am vierten Tage die Küste von Nowaja-Semlja in Sicht bekam; er konnte jedoch wegen der Eismassen an der Küste erst am 10. Juli an der Insel Mjeschdu-Scharskij ankern, wo er bis zum 11. Juli blieb. Nun kamen auch die anderen drei mit Baumaterial beladenen Schooner herbei, alle steuerten weiter und gelangten am 13. Juli glücklich an die „Großen Karmakulen“. Herr Tjagin (Lieutenant des Corps der Steuermänner der Flotte), welcher commandirt war, um den Punkt zur Erbauung der Station endgültig auszuwählen, machte sich mit den Steuerleuten der Fahrzeuge und dem Agenten des Bauunternehmers Rusanow am 14. Juli auf den Weg, die Küste entlang, um die geeignetste Stelle zu suchen, und machte am 15. desselben Monats auf einer Stelle des südöstlichen Theils des Landungsplatzes der kleinen Karmakul-Inseln, jenseits der Südspitze der Insel Karmakul, Halt. Am 16. Juli begaben sich die Schiffe auf die erwählte Stelle, wo auch sogleich mit dem Ausladen und der Vorbereitung zum Legen der Fundamente begonnen wurde. Am 1. August waren die Fundamente zum Wohnhause und zur „Bania“ (Badehaus zu Dampfbädern) fertig, ja sogar schon die ersten vier Balkenlagen [1]) gelegt, und am 13. desselben Monats, am Tage der Abfahrt Boschmakow's, waren bereits 14 Balkenlagen gelegt und der Fußboden fertig. Das letzte Fahrzeug des Herrn Smolin, welches das Material zur Erbauung des Badehauses trug, verließ Archangelsk am 9. Juli und langte am 25. Juli an seinem Bestimmungsorte an, trotzdem es während der Fahrt zweimal bei der Einfahrt in die Moller-Boi auf Riffe gerieth; von hier aus wurde es durch den Steuermann des Schooners „Korguiew Achlynow“ auf den Ankerplatz geleitet, wo es, ohne sonderlichen Schaden gelitten zu haben, anlangte und die Ladung ausschiffte. Am 31. Juli feierten unsere ersten Colonisten auf der Station von Nowaja-Semlja, sechs Samojedenfamilien mit den Arbeitern, der Schiffsmannschaft und anwesenden Fischern den Geburts- und Namenstag des Kaisers und der Kaiserin, der Protectorin des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger.“ A. K.

[1]) Die russischen Bauernhäuser werden aus Rundholz erbaut und zwischen die Balken wird Moos gestopft; die Erbauung eines Hauses geht also, wenn das Holz hergerichtet ist, sehr schnell von Statten. Die russische Sitte verlangt es auch, daß bei jedem Hause eine „Bania“, ein Badehaus, sich befinde, das oft kaum für 3 bis 4 Personen Raum gewährt.

— Eine Reihe vortrefflich ausgeführter Volkstrachten aus den verschiedenen Ländern Europas bieten die von A. von Heyden herausgegebenen „Blätter für Costümkunde“ (Berlin, F. Lipperheide). Es erscheinen von denselben jährlich ein bis zwei Hefte, deren jedes zwölf colorirte Tafeln in Holzschnitt bringt. Die Hälfte davon ist historischen Costümen aus der Zeit nach dem Jahr 1000, die andere den heutigen Volkstrachten gewidmet, welche von Malern an Ort und Stelle mit der größten Treue und Sorgfalt aufgenommen wurden und darum culturhistorischen und wissenschaftlichen Werth besitzen. Die bis jetzt erschienenen 5 Hefte (à 4,50 Mark) enthalten 8 ungarische, 2 croatische, 2 italienische, 12 deutsche, 2 montenegrinische, 1 schwedische und 2 lappische Trachten (nebst Erläuterungen).

— In ihrer Sitzung am 7. December 1877 beschloß die Russische Geographische Gesellschaft, mit verschiedenen Regierungen wegen Errichtung von polaren meteorologischen Stationen in Verbindung zu treten und dem nächsten internationalen meteorologischen Congresse einen ausgearbeiteten Plan darüber vorzulegen.

— Dem bekannten Ogowe-Erforscher Dr. O. Lenz, dessen Reisebeschreibung bald erscheinen soll, ist vom Kaiser von Oesterreich die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen worden.

— Der heutigen Nummer liegt der Prospect einer neuen von den Brüdern Heinrich und Gerhard Rohlfs herauszugebenden Zeitschrift „Deutsches Archiv für Geschichte der Medicin und medicinische Geographie“ bei, auf welchen wir unsere Leser aufmerksam zu machen uns erlauben. Was die Herausgeber unter medicinischer Geographie verstanden wissen wollen, sagen sie mit den Worten des Begründers derselben, des Lingener Professors Finke, der unter ihr begreift „alle Nachrichten, die man aus allen Weltgegenden und von allen Völkern in der Hinsicht sammele, um zu sehen, wie sich der Mensch, bei seiner verschiedenen Geburt, Erziehung, Lebensart, Nahrungsmitteln, Klima verhalte, wie seine Gesundheit und sein Körperbau unter allen diesen Umständen beschaffen sei, welchen Krankheiten und Uebeln er deshalb, weil er eben hier und nicht anderwärts wohnt, weil er diese und keine andere Luft athmet, diese und keine anderen Speisen genießt, dieses und kein anderes Wasser zu seinem Getränke hat, diese und keine andere Lebensart führt, am meisten ausgesetzt sei, um zu sehen und anschaulich zu machen, was der Mensch ertragen, dulden und leiden könne, unter welchen Umständen er am meisten erliege und welche Dinge es sind, die auch die stärksten Naturen zerrütten und ganze Völkerschaften verheeren und ausrotten können, um endlich zu sehen, wohin Zufall, Instinct und Geist den Menschen, der von aller Wissenschaft entblößt ist, treiben, um seinen körperlichen Plagen ein Ende zu machen.“

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Deutsches Archiv für Geschichte der Medicin und medicinische Geographie.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Von Buenos Aires nach Santa Rosa in Chile.

Nach M. Désiré Charnay.

II.

Die dürre, spärlich mit Bäumen bestandene Gegend, welche die Postkutsche am folgenden Tage durchfuhr, hat in Folge des Ochsentriebes einen gewissen Werth erlangt. Denn auf dieser Straße werden zahlreiche Herden nach Chile getrieben, die dort zwar nur dürftiges Gras und stachelige Sträucher abzuweiden finden, zugleich aber auch Wasser, welches die Eigenthümer zur Regenzeit in großen Behältern (represas) auffangen und den Viehtreibern theuer verkaufen. Dieser Theil der großen Ebenen zwischen der Sierra von San Luis und den Andes ist einer der regenärmsten: oft liegen die represas trocken, so daß die Straße mit Viehcadavern wie besäet ist. Die Wasserfrage ist hier so wichtig, daß eine amerikanische Gesellschaft bei dem Flusse Desaguadero, der tiefsten Stelle der Mulde, einen artesischen Brunnen zu bohren beabsichtigt.

Die Straße war damals öde und leer, die Zeit der Auswanderung vorbei; in zwei ganzen Tagen war Charnay nur ein halbgefüllter Postwagen begegnet, abgesehen von einigen Reitern, deren Dienerschaft vor ihnen her ritt, statt wie in anderen Ländern ihnen zu folgen. Es ist das ein Gebot der Vorsicht: der Gaucho ist reizbar, leicht zu verletzen und rachsüchtig. Ohne es zu wollen, kann man ihn beleidigen und baut darum in der bezeichneten Weise einem möglichen Vergeltungsacte vor. Im Desaguadero überschritten sie den natürlichen Abfluß der Gewässer dieser Ebene und betraten die Provinz Mendoza. Der unablässig herabströmende Regen hatte die Ebene in einen gefährlichen Sumpfsee verwandelt, der bis an den Wagenschlag reichte und einen der Gauchos zwang, voraus zu reiten, um den besten Weg ausfindig zu machen. Nur ganz allmälig und unmerklich stieg der Boden an, so daß der Wagen endlich aus der unermeßlichen Ueberschwemmung herauskam und trockenes Land erreichte. Gleichzeitig besserte sich auch das Wetter; der die Cordillere verhüllende Wolkenschleier zerriß und zeigte deren majestätische weiße Linie vom Aconcagua bis zum Tupungato.

Längs der hier ziemlich guten Straße ziehen sich Spuren eines Canals hin, welcher einst sein Wasser vom Rio de Mendoza empfing. Mit seinem Versiegen hat auch der Anbau an seinen Ufern ein Ende genommen, und rings dehnt sich jetzt nur Wüste aus, ab und zu von einigen kränkelnden oder sterbenden Weidenbäumen unterbrochen. Reichen Pflanzenwuchs trifft man erst wieder in dem Dorfe La Paz, das einem Walde gleicht und inmitten der Einöde wie ein irdisches Paradies erscheint. Zwar findet man dort nur dieselben Bäume wie überall, die carolinische und italienische Pappel und die Trauerweide; dieselben entwickeln sich aber hier in außerordentlicher Weise. Ausrufe der Ueberraschung entfuhren den Reisenden, als sie in La Paz den Garten des Gasthauses betraten und mächtige Feigen- und Orangenbäume und Weinstöcke von fabelhafter Dicke erblickten. Ohne Zögern machten sie sich ans Plündern der Früchte, von dem dadurch geschmeichelten Wirthe nur ermuthigt. Ein fruchtbarer, üppiger Boden! Und gäbe es nur Wasser, so würde die ganze Ebene diesem reizenden Erdenwinkel gleichen.

Von hier an befanden sie sich wieder in civilisirtem, zwar schwach bevölkertem, aber ziemlich viel angebauetem Lande.

Von Amparo, wo sie die Nacht zubrachten, bis Mendoza war es noch eine lange Tagereise von etwa 100 Kilometer, welche in San Martin durch eine kurze Rast unterbrochen wurde. Es ist das der Mittelpunkt eines der best angebauten Striche in der Provinz, wo die Kaufleute von Mendoza ihre Landhäuser besitzen. Hinter dem Orte bietet die breite schöne Straße aus feinem Sande einen überraschenden Anblick: neben ihr zieht sich ein großer Bewässerungscanal hin, so daß die an seinen Ufern stehenden Bäume zur vollsten Entwickelung gelangen. Wie Mastbäume so schlank steigen die Pappeln auf und die mächtigen Weidenstämme senken ihre schattigen im Winde schaukelnden Zweige auf die Straße und in das Wasser hinab. Durch die seltenen Lücken, welche diese grüne Mauer bietet, zeigen sich weiße Häuschen, Gehöfte und Gärten in lichten duftigen Tönen. Um 5 Uhr Abends war Mendoza erreicht. Die Reise bis dahin hatte neun Tage gedauert; als im Januar 1824 der eben verstorbene Papst Pius IX., damals Canonikus und Adjunct des apostolischen Nuntius in Chile, desselben Weges zog, waren die Indianer noch gefährlicher, die Verkehrsmittel langsamer, die Reise ungleich beschwerlicher und nahm fast einen ganzen Monat in Anspruch.

Ihrer Bevölkerung nach nimmt die Provinz Mendoza erst die zehnte Stelle unter den 14 argentinischen Staaten ein (1869: 65 413 Einwohner), nach ihrem Umfange (155 745 Quadratkilometer) dagegen die fünfte. Was die Dichtigkeit der Bevölkerung anlangt (38·1 Menschen auf die geographische Quadratmeile), so hat nur Catamarca eine geringere. Nur drei kleine Flüsse, der Rio de Mendoza, der Tunuyan und der die Südgrenze bildende Diamante, bewässern ihr Gebiet; so sorgfältig aber auch ihr Naß ausgenutzt wird, so reicht es jetzt doch nicht mehr für die Bedürfnisse des Ackerbaues aus, und die Folge davon sind unaufhörliche Eifersüchteleien, Streitigkeiten, Processe und selbst Mordthaten. Jetzt sind der Bevölkerung unüberschreitbare Grenzen gezogen; nur wenn eine Aenderung des Klimas erfolgt



Die Alameda in Mendoza. (Nach einer Photographie.)

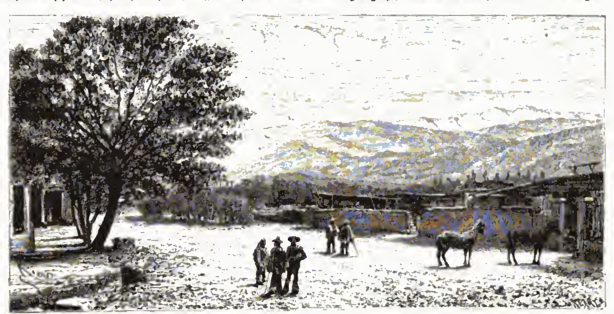
oder artesische Brunnen gegraben werden, wird sie sich namhaft vermehren können. Man giebt den Umfang des angebauten Landes auf 150 000 Hectaren an; aber der größte Theil davon sind nur Luzerneweiden (Potreros), wo sich das nach Chile bestimmte Vieh ruht und mästet, ehe es den Marsch über die Andes antritt. 4000 Hectaren sind mit Wein bepflanzt; auch Tabacksbau und Seidenzucht sind von Wichtigkeit. Die Trauben sind vortrefflich und die daraus bereiteten Rosinen bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel, während der gekelterte Wein wegen mangelhafter Bereitung lange nicht so gut ist, wie er sein könnte.

Die 707 Meter hoch an den Vorbergen der Andes gelegene und nach dem dortigen Vicekönige benannte Stadt Mendoza war vor dem Erdbeben vom 20. März 1861 nächst Cordova die bedeutendste und am besten gebauete Stadt im Innern des Landes. An jenem Tage aber um 8 Uhr Abends wurde sie durch einen heftigen Erdstoß, dem zwei wellenförmige Bewegungen von drei bis vier Secunden Dauer folgten, bis auf das neu erbauete Theater vollkommen vernichtet. Da es gerade Fastenzeit war, waren die Kirchen mit Betenden gefüllt; sie alle wurden erschlagen. Feuersbrünste brachen aus; die Bewohner der Umgegend eilten herbei, um zu plündern, Schweine und Hunde trieben sich herum und fraßen von den Leichen; kurz unbeschreibliche Scenen! Ohne ein vorhergehendes Geräusch, ohne eine Warnung irgend welcher Art waren zehn- bis zwölftausend Menschen in einem Nu vom Erdboden vertilgt. Noch heute liegen die Ruinen in demselben Zustande da, wie am Morgen nach der Katastrophe, und wo sich einst die Kirchen San Domingo und San Francisco erhoben, findet man zwischen dem Schutte noch jetzt bleichende Gebeine. Anfangs zögerte man mit dem Wiederaufbau der Stadt; doch siegte schließlich die Anhänglichkeit an den alten Boden und man verlegte sie nur zwei Kilometer nach Westen, so daß die Vorstädte an die Ruinen des alten Mendoza anstoßen. Die erst 16 Jahre alte Neustadt zählte 1876 nach Charnay schon wieder 16 000 Einwohner, d. h. eben so viel, als vor dem Erdbeben. Sie ist wie alle hispano-amerikanischen Städte in regelmäßigen Quadraten erbauet; die Häuser sind groß aber niedrig und aus Adobe erbauet und besitzen alle den mit Bäumen und Blumen bepflanzten Patio. Mit Pappeln bestandene Wasserläufe, die vom Rio de Mendoza abgezweigt oder vom Gebirge hergeleitet sind, durchziehen die Straßen, unter denen namentlich die von S. Nicolas und die schöne Alameda

mit ihrer vierfachen Baumreihe sich auszeichnen. Von öffentlichen Gebäuden ist noch nichts wieder aus den Trümmern erstanden; doch legte man zur Zeit von Charnay's Besuch (1876) einen schönen Platz an und bauete an einem Palaste der Familie Gonzales, welcher auch in größeren Städten die Blicke auf sich ziehen würde.

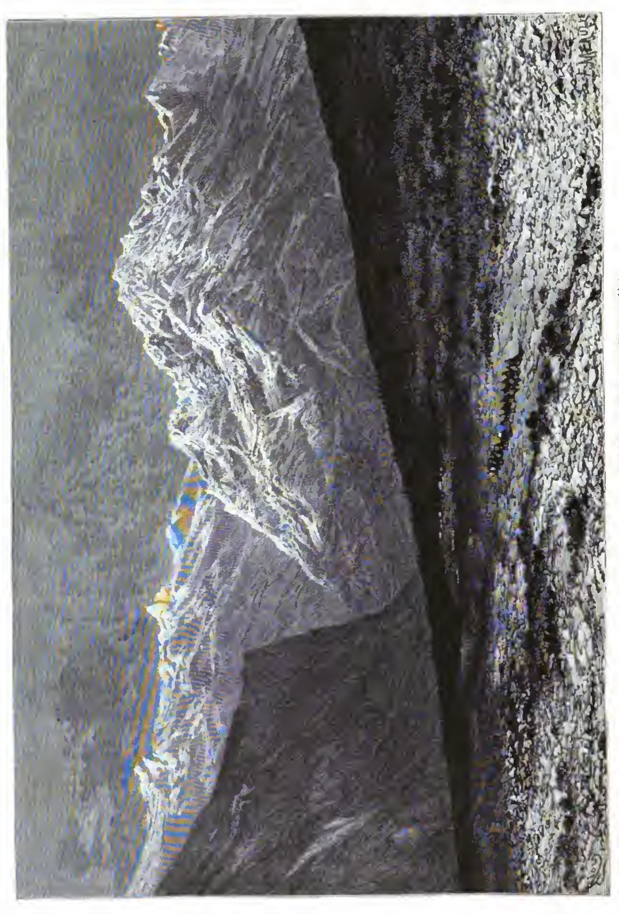
Charnay mußte sich beeilen; es war der 20. April, und gewöhnlich sollte die Cordillere gegen den 1. Mai hin unpassirbar werden. Im Winter wagt es nur der Postcourier, unter großen Gefahren und oftmaligen Verzögerungen diese Reise zu unternehmen, und die Fälle, daß er unterwegs umgekommen, sind nicht gerade vereinzelt. Da Mendoza eine leichtere, billigere Verbindung mit der Küste des Stillen Oceans, als mit der des Atlantischen besitzt und seine Waaren deshalb von Valparaiso bezieht, so kamen fast alltäglich Maulthierzüge an und kehrten gleich wieder zurück, so daß es nicht schwer war, gute kräftige Thiere zu miethen. Zwei Chilenen schlossen sich Charnay an, dessen Führer Pedro Besae die Anschaffung der nöthigen Lebensmittel übernahm und so vollständig ausführte, daß er allein mit den beiden Weinfäßchen, den mit hartgesottenen Eiern vollgestopften Puten und Hühnern, rohem und gebratenem Rindfleisch, Thee, Zucker, Kaffee und Brot zwei Maulthiere beladen mußte. Drei weitere waren für das Gepäck erforderlich, drei für die Reisenden, eins für Pedro und außerdem die Madrina oder Leitstute, ohne welche kein Maulthiertrupp bekanntermaßen in Ordnung zu halten ist.

Am Morgen des 21. brachen sie auf. Bald lag die Vorstadt und die letzten Felder hinter ihnen, und von Neuem begann die Wüste. Der Weg führt anfangs nach Norden, den Andes parallel, biegt dann westwärts um und erreicht bald die erste Felsschlucht, in deren Tiefe ein winziger Wasserfaden rieselt, genügend um auf dem sonst so trockenen Boden einen Anflug von Vegetation zu erzeugen, in welchem sich Flüge kleiner Papageien herumtummeln. Aus den Felsritzen ragen große, runde Cactus auf, und auf den Bergen



Vorstadt von Mendoza. (Nach einer Photographie.)

zeigen sich hier und da in verschwimmenden Umrissen Rinder oder Guanacos. Nach einigem Steigen war das erste Nachtquartier, der Posten Villa Vicentia, erreicht, der in 1726 Meter Meereshöhe, also über 1000 Meter höher als Mendoza liegt. Am folgenden Morgen dauerte das Steigen fort, bis sie ein kahles, ödes, nur mit niedrigem Gestrüppe und Cactus bewachsenes Plateau erreichten und seitwärts in einer Schlucht mehrere Gebäude erblickten. Sie gehören zu dem Bergwerke von Paramillo, welches im vorigen Jahrhundert von den Spaniern ausgebeutet wurde, dann lange Zeit verlassen dalag, 1867 wieder in Aufnahme kam und jetzt wiederum aufgegeben worden ist. Bei steilen gerundeten Hügeln vorbei wurde die Ebene von Uspallata am Fuße der großen Andeskette erreicht. Es ist das ein Plateau von 5 bis 6 Wegestunden Breite, 10 bis 12 Wegestunden lang, welches sich sanft von Norden nach Süden neigt, von einem Bache durchflossen wird und vermöge seiner centralen Lage mitten in den Bergen eine Hauptstation der nach Chile bestimmten Rinderherden ist. Es gehört der Familie Gonzales, welche sich für jedes Stück dort rastenden Viehes monatlich drei Piaster zahlen läßt und damit jährlich über eine halbe Million Franken verdient. Hohes Gesträuch und mageres Gras bedeckt den Boden und dient den durchziehenden Maulthieren zur Nahrung, während die Rinder in weiten Potreros (Gehege) eingeschlossen werden und sich an der dort Dank der Bewässerung üppig wachsenden Luzerne gütlich thun. Mit einem Blicke übersieht man die ganze Hochebene und die sie begrenzenden Schneeberge und erkennt in nicht all zu weiter Ferne deutlich den Rancho; aber in solcher Höhe (1940 Meter) verliert das Auge jeden Maßstab für Entfernungen, und je länger sie ritten, desto weiter schien das Gebäude in die Weite zu rücken. Vierzehn Stunden schon war Charnay unterwegs; er wie seine Gefährten waren völlig ermüdet und gebrochen und erst nach Einbruch der Nacht erreichten sie das Gebäude, welches bei all seiner Größe und Wichtigkeit (es ist Station des von Buenos Aires nach Valparaiso führenden Telegraphen) den Reisenden doch weder Unterkunft noch Lebensmittel bot. In ihre Decken gewickelt, schliefen sie im Freien und erhoben sich schon um drei Uhr Nachts. In völliger Dunkelheit ritten sie ab. Bald aber färbten sich die höchsten Spitzen der Cordillera rosa, während die mittleren Partien dunkelblau erschienen und der Fuß des Gebirges noch in tiefer Nacht sich verlor. Dann steigerte sich der Licht- und Farbeneffect allmälig: von den Gipfeln



Die Ebene von Uspallata in den Andes. (Nach einer Photographie.)

schienen glänzende Funken auszuströmen, das Blau wurde weicher und wie Caps tauchten die Vorberge aus dem morgendlichen Nebel auf; bald erhellte sich auch die Ebene und der volle Tag war da. Rasch kamen sie auf der anfangs guten Straße vorwärts und erreichten bald die hohen Ufer des Rio de Mendoza, dessen riesiges Bett nur wenig Wasser, dafür aber ein Chaos von Felsblöcken enthielt. Die Ebene hörte auf und der Weg trat in das enge, wilde, öde Thal, das nicht dem Wirken des Flusses allein sein Dasein verdankt, sondern durch mannigfache Anzeichen verräth, daß hier einst ein Gletscher sich ostwärts der Ebene zu erstreckte. Zahlreiche Cadaver von Maulthieren und Rindern, manche von Geiern und Condoren in Skelete verwandelt, bedecken die Straße. Wo das Thal enger wird, die umgebenden Bergspitzen höher anzusteigen scheinen, liegt die Puente de la Vacca, hinter der Brücke der gleichnamige Rancho (2290 Meter) auf einer kleinen Hochebene, welche gleichfalls, nur dürftiger, mit Luzerne besäet ist und den Herden als Station dient. Auch sie gehört demselben Besitzer, wie die Ebene von Uspallata. Während aber dort für die Reisenden in nichts gesorgt ist, und dieselben sogar unterwegs das für ihr Nachtlager erforderliche Brennholz sammeln und mitbringen müssen, empfing sie hier die anmuthigste Gastfreundschaft einer chilenischen Dame, treffliche Speise und Trank und reinliche Betten.

Die nächste Tagereise ist die längste und mühevollste von



Aufstieg zum Passe von Uspallata. (Nach einer Photographie.)

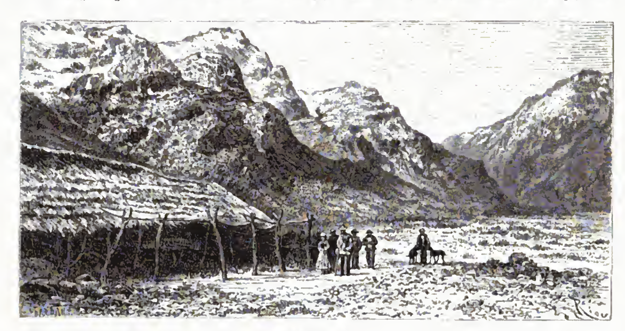
allen; sie führt über den Paß nach der Station Juncal. Bei schönem Wetter ist sie leicht zu vollenden; wenn aber Sturm und Schnee herrscht, so bietet sie wirkliche Gefahren. Nun war in der letzten Nacht Schnee gefallen und am Morgen waren die Berge in Wolken gehüllt; aber auf die Versicherung der Einheimischen, daß keine Gefahr zu befürchten sei, entschloß sich Charnay, wenn auch spät, zum Aufbruch. Die Straße war abscheulich und das Wetter verschlechterte sich zusehends. Dabei eine entsetzliche Kälte. Bald passirten sie ein Lager von Arrieros, welche ihre Thiere abgeladen und die Lasten zusammengehäuft hatten. Zwei Leute bewachten dieselben Tag und Nacht; denn selbst in diesen menschenleeren Einöden sind werthvolle Waarenladungen vor Dieben nicht sicher. Die Wächter gaben der kleinen Karawane Charnay's durch Zeichen zu verstehen, daß sie umkehren möchte. Aber da dieselbe schon den halben Weg bis zum nächsten Rancho, Puente del Inca, zurückgelegt hatte und sich zur Noth auf die Casuchas oder Nothhütten, welche von Stunde zu Stunde längs des Weges errichtet sind, verlassen konnte, so setzte sie ihren Weg fort. Doch der Wind nahm stetig zu und der Schnee fiel immer dichter, bis der erstere zum Sturme wurde, die großen Flocken den Reitern ins Gesicht schleuderte und die kleine Karawane dermaßen in Verwirrung brachte, daß sie sich zur Umkehr nach Puente de la Vacca entschloß. Kaum waren sie dort angelangt, so klärte sich der Himmel auf und schien die Sonne, so daß sie von Neuem ihr Glück versuchten und am Abend ohne weitern Unfall Puente del Inca erreichten. Es ist das die letzte argentinische Station, welche ihren Namen von einer natürlichen Brücke über den Rio de Mendoza trägt, der sich hier seinen

Weg durch ein Conglomeratgestein gebahnt hat. Auf der Brückenwölbung selbst liegen eisenhaltige Bäder, welche ringsum eines großen Rufes genießen und selbst aus den entferntesten Provinzen Chiles gegen rheumatische Schmerzen und Syphilis aufgesucht werden. Das Wasser quillt aus zwei benachbarten Becken von drei bis vier Fuß Tiefe, welche eine ganz bequeme Badewanne abgeben; das eine hat 30°, das andere 36° Wärme, und beide sind überdacht. Damals waren sie ohne Besucher, denn der Winter stand vor der Thür, und auch der dortige Rancho bot wenig Bequemlichkeiten.

Als Charnay am folgenden Morgen erwachte, hüllte ein dichter Schnee die ganze Hochgebirgslandschaft ein, so daß an eine Fortsetzung der Reise einstweilen nicht zu denken war. Doch tröstete er sich über den unfreiwilligen Rasttag um so leichter, als ihm sein Wirth, Don Juan, für den folgenden Tag gutes Wetter verhieß, und ihn zu einer, übrigens erfolgreichen, Guanaco-Jagd in den Bergen begleitete.

Der nächste Tag, wo der 3900 Meter hohe Cumbre überschritten werden sollte, war in der That schön, und frühzeitig verließen sie Puente del Inca, um den Paß noch vor Mittag hinter sich zu haben, ehe die Stürme losbrechen. Es war Frostwetter und heller Sonnenschein. Vor ihnen her bewegte sich eine andere Maulthierkarawane, eine zweite folgte ihnen. In steilem Anstieg erreichten sie die Vorstufe des Paramillo und damit ein weites rings von Bergen umschlossenes Amphitheater. Sie erscheinen so nahe, als könnte man sie mit der Hand erreichen; aber wieder dieselbe Täuschung: je länger man ritt, desto weiter schienen sie sich zu entfernen. Unerträglich war in diesen Höhen der Reflex des von der Sonne beschienenen Schnees, gegen welchen sich Kundige mit grünen Brillen schützen. Charnay aber, der es versäumt hatte, sich damit zu versehen, war gezwungen, den Hut über die Augen zu ziehen, und vermochte nur auf Augenblicke diese großartige und zugleich fürchterliche Natur zu bewundern.

Nun war der Caracol (Schnecke), der letzte, lange und steile Absatz erreicht, der seinen Namen von den zahlreichen



Guarda Vieja.

Windungen erhalten, in welchen der Saumpfad seinen Gipfel erreicht. Die Aufregung des Reisenden steigt mit der Höhe; immer weiter wird der Blick, aber in welche Abgründe schaut er hinab! Ein falscher Tritt des Thieres, und man wird in den scheinbar unendlichen Raum hinab geschleudert. Darum steigt man schweigend empor und wagt kaum, in die Leere zu schauen; der Schwindel liegt gleichsam in der Luft.

Endlich ist die Paßhöhe erreicht. Aber ungleich schrecklicher als das Hinauf ist das Hinunter, weil die chilenische Seite der Cordillera viel steiler und die Berge dort wie krampfhaft durch einander gewälzt sind. Die Maulthiere gehen nicht mehr, sie gleiten, rutschen, halten an, machen ein paar Schritte und gleiten von Neuem, so daß die Reisenden absteigen und zu Fuße ihr Heil versuchen. Freilich liegen sie mehr auf dem Rücken, als daß sie auf den Beinen stehen, doch verhindert der tiefe Schnee jeden ernstlichern Unfall. Dieser steile Abhang blieb, von einigen kleinen Hochebenen abgesehen, stets derselbe bis Juncal, einer Art höllischem Trichter zwischen drei Bergesgipfeln. Nach vierzehnstündigem Marsche war dieser Rastpunkt, der erste Ort auf chilenischem Boden, erreicht.

Von da an wird die Straße weniger steil, die Landschaft weniger öde und mehr mit Vegetation bedeckt. Von Guarda Vieja an wird die Natur milder und bewahrt nur noch in den höheren Theilen ihre frühere Wildheit; man fühlt, daß man sich fruchtbaren Gebieten nähert. Der Weg senkt sich rasch im Thale des Colorado hinab; die Wärme nimmt zu, so daß die Reisenden den Poncho ablegen; das Gesträuch wird größer, das Thal breiter. Endlich erscheinen Cactus und Obstbäume, bei Guarda Vieja auch Trauben. Die Straße ist fast schon fahrbar, bis sie bei Paso del Soldado, einer wilden Schlucht, durch welche der Gießbach rauscht, ihren frühern Condillerencharakter wieder annimmt. Damals war man dort gerade mit der Herstellung eines kürzern und bessern Weges beschäftigt. Jenseits derselben aber findet man Mais- und Luzernefelder, Weinpflanzungen und Ranchos, Bewässerungscanäle und freundliche Dörfer, Pappeln, Nuß-, Quitten-, Birnen- und Feigenbäume, deren Zweige sich unter der Last der Früchte biegen. Noch am selben Abend erreichte Charnay Santa Rosa (818 Meter hoch) in der Provinz Aconcagua und damit den Anfang der Eisenbahn, deren anderer Endpunkt in Valparaiso am Stillen Ocean liegt.

Die neuesten Reisen nach Sikkim.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Eine Reise in entgegengesetzter Richtung, von Sikkim nach Britisch-Indien, führte 1872 der Fürst von Sikkim, der Maharadscha, aus; mit einem stattlichen Gefolge von Lamas und Beamten stieg er mit seinem jüngern Bruder, seiner unverheiratheten 20 Jahre alten Schwester und einem andern Bruder, der zugleich das Amt eines obersten dirigirenden Ministers bekleidete, nach Britisch-Sikkim und Dardschiling hinab. „Der Fürst ist ein älterer Mann, äußerst einsilbig und zurückhaltend im Gespräche; seine Umgebung erklärt dies aus Gewöhnung an religiöse Uebungen, da er die Pflichten eines Lama erfüllt. Seine Begleitung erweist ihm große Ehrerbietung. Der jüngere Bruder ist ein geweckter Knabe von angenehmen Umgangsformen, der allem, was um ihn vorgeht, mit Aufmerksamkeit folgt. Man sollte ihm in Dardschiling eine Ausbildung geben lassen, wie sie die englische Regierung den Söhnen der indischen Fürsten angedeihen läßt, und da die Familie zu arm ist, um die Kosten aufzubringen, so empfiehlt der Gouverneur von Bengalen ihre Uebernahme auf die indische Staatscasse, weil es für Britisch-Indien von Vortheil sein wird, dort einen Mann mit englisch-indischer Erziehung in einer einflußreichen hohen Stellung sich zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben. Die anziehendste Erscheinung in der königlichen Familie war das Fräulein; an ihr konnte man nicht die geringste Kopfhängerei bemerken, sie zeigte sich bei allen öffentlichen Gelegenheiten, besuchte alle Aussichtspunkte und gab in naivester Weise ihrer Freude Ausdruck über alles Neue, das man ihr vorlegte. Eine wirklich bedeutende Persönlichkeit und augenblicklich die erste Person im Staate ist der Minister Dschong-zed (? „Reinigungsgefäß“). Mit leichten Umgangsformen verbindet er eine selten rasche Auffassungsgabe für alles, was um ihn vorgeht; Jeder im Gefolge vollzog sofort seine Aufträge und er gebot sichtlich über große Gewalt. Eine imposante Figur war der Oberlama von Pemiongtschi, das Oberhaupt der zahlreichen Mönchsbrüder und Einsiedler in Sikkim; mit seiner großen Figur, deren Kopf eine hohe den Bischofshüten der Katholiken ähnelnde spitz zulaufende Mütze bedeckte, überragte er alle im Gefolge; überall erschien er mit einer ernsten, würdevollen Miene.

„Der Minister Dschong-zed bezeigte große Furcht vor Nepal und Bhutan und bat um einen Schutzvertrag gegen Uebergriffe dieser beiden Nachbarn; seinen Argwohn hatte insbesondere Nepal erregt, aus welchem in den letzten Jahren zahlreiche Einwanderer von sehr zweifelhaftem Charakter herüberkamen, die passende Waldflecke roden und Alpentriften mit Herden betreiben, aber sich nicht als ruhige Bauern erwiesen. Der Minister gab offen zu, daß es in Sikkim an einer genügenden Polizeimannschaft fehle, ebenso wie an Geld, um diese oder ein entsprechendes stehendes Heer ins Leben zu rufen. Noch ruht der Polizeidienst als Last auf gewissen Gütern, welche unter der Verpflichtung der Gestellung zu solchen Diensten verliehen werden, aber die Inhaber kommen ihrer Pflicht nur nach, wenn es ihnen beliebt, und sind in keiner Weise gedrillt. Vor einigen Jahren hatten wir dem Fürsten zweihundert Gewehre zum Geschenk gemacht, aber Niemand im Lande versteht sie im Stande zu halten; die Leibgarde, welche den Fürsten nach Dardschiling begleitete, trug sie sichtlich mit so geringem Verständniß, daß man sagen muß, sie seien eine größere Gefahr für den Träger als irgend welchen Gegner. Dschong-zed klagte über die Ebbe in den Staatscassen und erbat sich Erhöhung der englichen Subsidie von 18 000 auf 24 000 Mark; dieser Bitte wurde stattgegeben, zugleich vom Gouverneur von Bengalen persönlich 22 Notablen des Gefolges Geschenke verabreicht und ihnen in einer Ansprache dabei ans Herz gelegt, daß ihre Regierung in einem Freundschaftsvertrage mit England lebe und daß es deswegen ihre Pflicht sei, jeder Unruhe und Intrigue entgegen zu treten, wo immer sie sich im Lande gegen den Fürsten, seine Diener und den indischen Kaiserstaat zeigen. Ich muß hervorheben, daß der Maharadscha selbst diese Ermahnung an seine Beamte wünschte“ [1]).

In Erwiderung dieses Staatsbesuches reiste 1873 der englische Aufsichtsbeamte von Dardschiling, Edgar, an den Hof des Fürsten nach der Hauptstadt Tamlung, einem 1636 M. hoch gelegenen armseligen Flecken aus Steinhäusern mit flachen Dächern, mit Stroh, großen Blättern oder Binsen eingedeckt; der Palast wie die Tempel tragen einen kleinen Aufsatz in chinesischem Stil mit vergoldetem Giebeldach. Alle Steinhäuser sehen aus wie abgeschnittene Pyramiden, denn die Wände verjüngen sich nach oben. Im Herbst 1875 begab sich der Gouverneur von Bengalen selbst nach Tamlung und traf damals Vereinbarungen, durch welche dem kläglichen Zustande des Hauptzugangsweges nach Sikkim ein Ende gemacht werden soll, der von Dardschiling in nordöstlicher Richtung in das Tista-Thal hinab führt und diesen Fluß oberhalb Tamlung erreicht und überschreitet. Bis an die Grenze stellte England einen guten Karrenweg her, dann wird der Weg aber zum Schaftrieb; eine große Verkehrsstörung ist der Mangel an guten Brücken. Die Flußthäler sind sämmtlich stark gewunden, unterhalb 1200 M. für den größern Theil des Jahres ungesund und dazu häufig schluchtenartig vom Wasser ausgewaschen, das dann in einem einer Klamm ähnlichen engen Einschnitte dahinbraust. Die Dörfer liegen immer oberhalb der ungesunden Thalsohle auf den Rücken und Ausläufern der Gebirgszüge; die Straßen verlaufen nicht im Thale, sondern über diese Rücken; bei der großen Zahl von Flüssen und seitlichen Gebirgsausläufern hat der Reisende bei jedem Tagemarsche mehrmals auf und nieder zu steigen. Zum Uebersetzen der Flüsse dienen die denkbar einfachsten Vorrichtungen; am liebsten wählt man eine Stelle oberhalb dem Beginne der Klamm, also nahe dem Flußniveau, und schiebt über zwei schief eingeklemmte Holzbalken einen dritten hinweg, der ohne Geländer auf beiden ruht; solche Brücken hatten indische Sappeure schon in einer Nacht dauerhaft hergestellt. In den äußersten Thälern

---

[1]) Report on the Administration of Bengal, 1872 to 1873, Part III, p. 43 (Calcutta 1873). Eine äußerst lächerliche Figur spielte die militärische Begleitung des Maharadscha 1876 auf der Kaiserproclamirung zu Dehli; neben Mannschaften mit Pfeil und Bogen traten Schützen auf mit neuen und uralten Musketen, letztere waren aber neu lackirt und durch lebhafte Farben statt Beschlag wie Kinderspielzeug aufgeputzt.

zieht man Bambusrohre und belegt diese schwankenden Stege mit Querrohren [1]). Originell und nur für Menschen berechnet sind Seilbrücken aus einem einzigen starken Seile, das über den Abgrund gelegt ist; über dieses Seil läuft eine Krücke, durch deren beiden Enden ein Seil zum Sitzen gezogen ist; der Fahrgast setzt sich in dieses Seil und läßt nun die Krücke über das Seil ziehen. Die Thiere müssen bei solchen Seilbrücken einen weiten Umweg Thal auf und ab machen, der Weg führt hier oft sehr schmal an tiefen Abgründen vorbei und fordert manche Opfer.

Die jüngste Reise nach Sikkim ist ausnahmsweise von keinem englischen Beamten oder einem in ihrem Dienste stehenden Gelehrten, sondern von dem französischen Touristen Grafen Alviella ausgeführt [2]). Der Graf hatte der Kaiserproclamation zu Dehli beigewohnt und wünschte nun den Himalaya kennen zu lernen. Wer von der Ebene aus in die Gegend kommt, wo man der Himalaya-Berge ansichtig wird, ist regelmäßig enttäuscht; statt Gipfel von schwindelnder Höhe sieht man weiße Punkte aus einer dichten Nebelschicht hervorragen; nähert man sich dem Gebirge, so treten die Schneeberge hinter die bewaldeten zurück, noch lange ehe die letzteren großartige Verhältnisse angenommen haben; erst nach beschwerlichem Marsche in die inneren Thäler nimmt die Scenerie den Charakter hochalpiner Formen an. Graf Alviella machte dieselben Erfahrungen; dabei zeigte ihm der centrale Himalaya zu wenige tropische Formen, und so folgte er einer Einladung des obersten Beamten in Dardschiling, Deputy Commissioner Edgar, der Sikkim wiederholt bereist hatte, dieses zu besuchen. Die von Agra nach Calcutta ziehende Gangesthalbahn wurde auf der Station Sahibgandsch, Karagola gegenüber, verlassen, der majestätische Ganges auf einer Dampffähre übersetzt (welche in Indien bis jetzt nur auf den belebtesten Uebergängen anzutreffen sind) und versehen mit Matratze und Kopfkissen, „ohne welche man in Indien niemals reisen soll", wurde im Dak oder Tragbahre mit eingelegten Trägern der Marsch durch die bengalische Ebene angetreten. Reist man Tag und Nacht, so kann man im Dak 100 Kilometer in 24 Stunden zurücklegen; doch setzt solche Schnelligkeit ziemlich kostspielige Contracte mit einer unseren Dienstmann-Instituten zu vergleichenden Gesellschaft voraus. An den Relaisstationen für die Träger sind Seitens der Regierung für die Reisenden einfache Rasthäuser eingerichtet, deren Aufseher für heißes Wasser, Eier, Reis, Hühner und dergleichen sorgen. Unser Reisender äußert sich ziemlich anerkennend über diese Einrichtung und die Preise; für Reis-Huhn, Eier und heißes Wasser zu Kaffee oder Thee wurden ihm durchschnittlich 2 Mark abgefordert, wobei sich der Aufseher etwa die Hälfte des Preises als Gewinn anschreibt. In Kischengandsch machte sich zuerst die Nähe des Gebirges bemerkbar; „ein kühler und feuchter Windstoß traf eine von den heißen Winden der Ebene ausgetrocknete Hautfläche." Bei Titalia mündet der von Calcutta heraufziehende, bis Murschedabad durch eine Eisenbahn ersetzte Chausseestrang ein, welcher die Reichshauptstadt auf dem directesten Wege mit Sikkim verbindet und in den Jahresberichten des Straßenbauamtes durchweg Ganges-Dardschiling-Weg genannt wird. Auf dieser Strecke sind jetzt alle Flüsse überbrückt, ältere Holzbrücken durch eiserne ersetzt, der Weg durchaus planirt, chaussirt und für Wagen fahrbar gemacht. Hinter Titalia stößt man bald auf die Tarai; unser Reisender durchsetzte sie, wie dies stets geschieht, in Eilmärschen in wenigen Stunden und fand sich dann in Pankabari in 545 M. Höhe über den schädlichen Ausdünstungen der Tarai erhaben „in einer an Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation nur von tropischen Landschaften übertroffenen Umgebung;" der Genuß einer erfrischendern Luft wurde erhöht durch den Aufenthalt in einem zum Hôtel erweiterten, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Rasthause. Karsiong in 1477 M. Höhe und Rangbi (1523 M. hoch) liegen in der Hauptzone der Theegärten, allerwärts stößt man auf Häuser und Einrichtungen in europäischem Stile, auf christliche Kirchen, Schulen, Kaufläden u. s. w. Nach den Mittheilungen an Alviella erfüllen sich die Hoffnungen nicht, daß Europäer in dieser Höhe mit ihrem starken Regenfall von 4318 Millimeter im Jahre, mit derselben Gewähr für das körperliche Gedeihen der Kinder, Familien gründen können, wie im mittlern und nördlichen Europa oder im trockenern westlichen Himalaya; die Kinder, die er sah, waren schwächlich. Von Dardschiling aus erfolgte der Aufbruch nach Sikkim mit sehr geringem Gepäck, nur vier Pferde wurden gemiethet; das Zelt wurde zurückgelassen, da auf Unterkommen in den buddhistischen Klöstern gerechnet werden konnte, denen Alviella von nun an seine Hauptaufmerksamkeit zuwendet. Große Klage wird über die Wege geführt; der Fürst habe seit 1875 sichtlich keinen Pfennig der Subsidien auf ihre Instandsetzung verwendet. Das Volk ist lebenslustig und gastlich; der Versammlungsplatz im Dorfe dient zugleich zum Spielplatz. Tempel sind zahlreich, ihre Bauart so einförmig, wie die Abbildungen ihrer Gottheiten. Der Tempel (Lhakhang, „Götterhaus") ist entweder ein besonderes Gebäude oder eine dazu hergerichtete Halle im Erdgeschosse des Wohnhauses; es herrscht der landesübliche Baustil vor mit einem spitzen kleinen Giebeldache auf der breiten Fläche einer abgestumpften Steinpyramide mit wenigen Luft- und Lichtlöchern. Pfeiler aus geschnitztem Holze tragen die Decke und theilen das Innere in ein Mittelschiff und zwei Chorgänge ab; im Hintergrunde, dem Eingange gegenüber, sind zierliche kleine Bänke in zwei bis drei Reihen terrassenförmig übereinander gestellt, die größeren unten; Bücher ruhen darauf, Statuen von Gottheiten, Opfergeräthe und Gefäße sind in schönster Ordnung aufgestellt. Von der Decke hängen Zeuge herab, die mit Gottheiten bemalt sind und durch Stöcke, deren Enden geschnitzt oder bemalt sind, ausgespannt werden; einige zeigen in großen Buchstaben, von Verzierungen umrahmt, die sechs Silben des heiligen Gebetes Om mani padme hum; nach unten geschlitzte schmale Seidenstreifen wechseln mit diesen Abbildungen ab. An den Pfeilern hängen Opfergeräthe, die Wände zieren Büchergestelle und Frescogemälde. Das Licht fällt von oben und durch die Thüre herein; der Raum ist nur ungenügend erhellt, und dieses verbunden mit dem Dufte von Weihrauch ist wohl geeignet, das Gemüth zur Andacht zu stimmen.

Ein besonderes Interesse erregten die Frescogemälde; hier kommt die künstlerische Auffassung des Malers zum Ausdruck, denn für Götterbilder und Statuen hat der vom äußersten Schablonenwesen getragene tibetische Buddhismus ganz genaue Normalmaße und Verhältnißzahlen vorgeschrieben, Zeichennetze und Constructionsformeln entworfen, durch welche eine erstaunliche Gleichförmigkeit in den Figuren, Stellungen und Attributen einer jeden Gottheit erzielt wurde [1]). Der Gegenstand dieser Frescomalereien ist stets

[1]) In den englischen Besitzungen an der birmanischen Grenze (Tippera, Naga-Hügel 2c.) hat man die Bambusrohre neuerdings durch Eisendraht ersetzt und kleine Kettenbrücken erbaut.

[2]) Einen ausführlichen Bericht über die Reise nach Sikkim bringt „Times of India", Overland weekly Edition vom 22. October 1877, Nro. 43.

[1]) Solche Constructionsmaße und Zeichennetze theilte Godwin Austen mit im Journal der Asiatic Society of Bengal 1864, p. 151. (Vergl. die Abhandlung über die Körperverhältnisse an großen Buddhastatuen in meinem Buddhismus in Tibet,

den Legenden über die bösen Geister und schlechten Existenzen entnommen, ihr Anblick soll beim Beschauer Grauen erregen, ein Endzweck, ganz verschieden von dem unserer Wallfahrtskirchen, deren Votivtafeln bei dem Andächtigen die Ueberzeugung von der Allmacht der Kirchenheiligen zu erneuern haben. Ein Beispiel, wie der ungebildeten großen Menge philosophische Grundbegriffe der Buddhalehre faßlich veranschaulicht werden, legt Alviella an den Frescos des hochberühmten, angeblich ältesten Klosters des Landes Tassiding dar, das sich auch des Besitzes der größten Bibliothek rühmt; mit Stolz zeigten ihm die Lamas an den Wänden als Unicum die Versinnbildung „der zwölf Ursachen der Existenz (Nidânâs)". In den heiligen Büchern der Buddhisten werden diese wie folgt erklärt: In Folge von Unwissenheit entsteht Handlung (Trieb); aus diesem Bewußtsein; die Folge hiervon ist Name und Gestalt; aus dieser entstehen die sechs Sinne (nämlich unsere fünf und dazu noch Erkenntnißvermögen); diese haben Berührung zur Folge; daraus entwickelt sich Empfindung; diese bringt Verlangen und daraus ergiebt sich Anhänglichkeit (das Haften und Kleben am Dasein und an den Dingen); die Anhänglichkeit hat wirkliches Dasein zur Folge; daraus entsteht Geburt, diese zieht aber wieder Alter und Tod nach sich [1]). In den Wandgemälden ist nun diese Formel durch folgende Reihe von Bildern verdeutlicht: 1. Ein Blinder sucht den Weg mit dem Stocke: Unwissenheit. 2. Ein Töpfer formt Gefäße: das Erwachen des Denkvermögens (Handlung). 3. Ein Affe sammelt Früchte vom Baume: Bewußtwerden (des Zweckes der Handlung). 4. Ein Schiffer im Kahn: Name und Form. 5. Ein leeres Haus: die sechs Sinne. 6. Zwei sich die Hände reichende Menschen: Berührung. 7. Ein Mann stößt sich einen Pfeil ins Auge: Empfindung. 8. Ein Mönch nimmt Almosen von einem Weibe an: Verlangen (sinnliche Begier). 9. Ein Weib liest Früchte in einen Korb: Haften am Dasein. 10. Mann und Frau: Dasein. 11. Geburtsact: Geburt. 12. Ein Greis, der sich an einer Krücke fortschleppt: Alter und Tod.

In diesen Tempeln, Capellen oder Klöstern brachte unser Reisender meist die Nacht zu ohne Anstoß zu erregen; er mußte jedoch häufig der vollen Nachtruhe entbehren, denn in großen Klöstern versammelten sich die Mönche schon um Mitternacht zum Gebete; sonst traten sie mit Tagesanbruch ein und verrichteten in einförmigem Gesang, mit Trompetenstößen und dem Schall der Klangteller begleitet, ihre vorgeschriebene Morgenandacht. In jedem Dorfe fand Alviella ein Gotteshaus, jede Familie bestimmt einen Knaben dem Dienste als Priester oder Laienbruder; diese Lamas leben nur von Almosen, saugen das Land aus und demoralisiren es durch Unzucht; sie legen wohl das Gelübde der Keuschheit ab, aber die Colonien kleiner Kinder in der Nähe der Klöster sind ein sprechender Beweis, daß das Gelübde nicht gehalten wird. Von der Hauptstadt Tamlung wandte sich Alviella nach Britisch-Indien zurück, „glücklich seinen Besuch Indiens mit einer Excursion abgeschlossen zu haben, die zu dem Reize der großartigsten Landschaft den Zauber der Berührung mit den Menschen und Verhältnissen am Rande Inner-Asiens hinzufügte." Die Bedeutung Siklims für Bengalen sucht Alviella darin, daß dem ganzen Ländchen die Bezeichnung eines jungfräulichen Urwaldes gegeben werde müsse, dessen Producte dereinst nach Fertigstellung der Nord-Bengal-Eisenbahn, die bis zur Tarai fortgeführt wird und in diesem Jahre eröffnet werden soll, nach dem Meere abgeführt werden.

Cap. 14, London 1863.) Derselbe Offizier fand die Tibeter viel geschickter als die Hindostani im Verständniß von Zeichnungen; die Proben von Freihandzeichnungen in der Sammlung meiner Brüder sind auffallend gut in Figuren, dagegen sind die Landschaften sehr kindlich dargestellt.

[1]) Die eingehendste Abhandlung über die Nidânâs schrieb E. Burnouf, Lotus de la bonne Loi (Paris 1852), p. 530. Mit Recht bemerkt Jäschke (Tibetisch-Deutsches Wörterbuch, Gnadau 1871 ff., S. 279, Z. 10 ff.), daß einzelne der hier zu einer Formel zusammengefaßten Begriffe nicht ein Product der redlich forschenden Beobachtung, sondern der willkürlich spielenden wildesten Speculation sind.

Skizzen aus Mexico.

I.

Veracruz.

C. L. Der Capitän unserer Bark hatte gesagt, daß wir am folgenden Tage die mexicanische Küste sehen würden. Das war mir nach einer ununterbrochenen Seereise von 46 Tagen eine sehr erwünschte Ankündigung gewesen. Der früheste Morgen fand mich daher schon auf dem Deck. Noch war Alles in Grau gehüllt. Die tropische Regenzeit war schon eingetreten und dunkle Nebelmassen lagerten über dem Meere.

Die Sonne ging auf und zugleich erhob sich eine leichte Brise, welche den Nebel aus einander jagte. Jene dunkle Wand, welche im Westen, zu unserer Rechten, unbeweglich stand, war das hohe Randgebirge der mexicanischen Hochebene. Wir gingen nämlich von Norden nach Süden an der Küste entlang, weil die Riffe, welche sich gegenüber Veracruz und von da aus nach Süden zu über dem Meeresgrunde erheben, die directe Einfahrt in die Rhede verbieten. Noch verschwammen die Grenzen der Küste mit denen des Meeres und waren die höchsten Gipfel des Gebirges vom Nebel verdeckt. Doch jetzt rissen auch die letzten Schleier und in erhabenen schönen Linien traten das Randgebirge und die Küste heraus. Scharf hob sich der gezackte Kamm der Sierra von der reinen Luft ab und ebenso scharf und rein war die Grenzlinie der sandigen gelben Strandebene gegen das wogende blaue Meer. Am schönsten aber war der Orizava anzusehen, dessen hochragender schneebedeckter Gipfel, von der Sonne getroffen, röthlich erglänzte.

Um Mittag sahen wir Veracruz als weißen Punkt auf gelbem Grunde liegen; dahinter die dunkelblaue Sierra. Gleich darauf nahmen wir den Lootsen an Bord. Mit Aufbietung der geringen Fertigkeit, welche ich mir durch die Lectüre des Don Quixote in der spanischen Sprache erworben hatte, fragte ich ihn sofort nach dem Stande der Revolution, welche unter Porfirio Diaz gegen den Präsidenten Don Sebastian Lerdo de Tejada im Februar des Jahres ausgebrochen war. Es lag mir viel daran, das Land ruhig zu finden, um ohne Aufenthalt nach der Hacienda del Mirador, welche etwa 12 deutsche Meilen oberhalb Veracruz auf dem Gebirgsabhange liegt, weiterreisen zu können. Denn als wir in

Veracruz anlangten, herrschte die Regenzeit, welche zugleich die Zeit des gelben Fiebers ist. Mit Recht erschrak ich daher, als ich von dem Lootsen erfuhr, daß, weil bewaffnete Banden von Pronunciados (Aufständischen) im Staate brandschatzend umherzögen und sich sogar bis an die Thore der Stadt heranwagten, der Bahnverkehr ganz eingestellt sei und auch die sonstige Verbindung mit dem Innern sehr abgenommen habe.

Ich mußte also für das Erste in Veracruz bleiben. Zum Glück trug ich einen Empfehlungsbrief an den Chef eines deutschen Hauses bei mir. Der Herr, an den der Brief gerichtet war, nahm mich sehr freundlich auf und wies mir ein Zimmer in seinem Hause an. Er rieth mir, nur des Morgens und des Abends auszugehen, da die brennende Sonne der Mittagsstunden sehr gefährlich wäre. So hielt ich es denn auch. Für die Morgenspaziergänge wählte ich den Markt, auf dem sich stets eine bunte Volksmenge drängte, des Abends dagegen war das außerhalb der Stadt gelegene paseo (einen solchen „Spazierweg" besitzen alle größeren mexicanischen Städte) das Ziel meiner Ausflüge. Die übrige Zeit hielt ich mich zu Hause und beobachtete vom Balcon aus, geschützt durch die übergespannten Vorhänge, das Straßenleben.

Die Straßen der Stadt sind breit und schneiden sich alle in rechten Winkeln. Der weiße Anstrich der Häuser, ihre flachen Dächer (azotea) sowie die Kuppeln zahlreicher Kirchen, welche sich über die anderen Gebäude erheben, geben der Stadt ein maurisches Ansehen. Der maurischen Bauart ist auch der innere Hof (pátio) entlehnt, welcher keinem Hause fehlt.

Die meisten Kirchen und Klöster sind übrigens seit der Zeit des Juárez, welcher die Kirchengüter zu Gunsten des Staats einzog und verkaufte, in Waarenlager umgewandelt worden.

Veracruz hat nicht bloß dieselbe Bauart wie alle spanisch-amerikanischen Städte, es ist auch eine spanische Gründung. Als Hernan Cortez an dieser Küste landete, fand er sie öde und menschenleer. Um sich eine Verbindung mit den westindischen Inseln und mit Spanien zu sichern, errichtete er, bevor er seinen abenteuerlichen Zug in das Innere antrat, ein Castell. Die Besatzung, welche er in demselben zurückließ, wählte sich ihre Beamten selbst und constituirte sich so als erste spanische Bürgerschaft auf mexicanischem Boden. So wie Veracruz sind sämmtliche mexicanische Hafenstädte von Spaniern gegründet. Dies verdient erwähnt zu werden, weil fast alle Ortschaften des Innern von Mexico altindianischen Ursprungs sind und auch meistens ihre altindianischen, wenn auch zum Theil hispanisirten Namen behalten haben. Fanden doch die Spanier in Anahuac eine dichte Bevölkerung vor, welche vielleicht zahlreicher war, als sie es heutigen Tages ist; aber sie war fast ganz auf der Hochebene und den der Hochebene am nächsten gelegenen Terrassenlandschaften, der sogenannten tierra templada (gemäßigte Zone), zusammengedrängt. Es scheint, daß es wie besonders seetüchtige so auch solche Nationen giebt, welche das Meer scheuen. Man denke nur an die alten Perser, die Inder und andere. Zu diesen so zu sagen continentalen Völkern gehörten auch die alten Mexicaner. Das Meer war ihnen, die auf dem Rücken des Gebirges ihre Wanderung vollzogen hatten, fremd, und blieb es, weil die Beschaffenheit der Küste von jedem Versuche, sich ihr zu nähern, abschreckte. Die Wogen des mexicanischen Golfs brechen sich an einer theils sandigen, theils sumpfigen, hafenlosen Küste. Im Winter, vom October bis zum März, wird sie durch furchtbar heftige Nordwinde unsicher gemacht, und in den Regenmonaten des Sommers entwickeln sich aus ihren Sümpfen tödtliche, das gelbe Fieber erzeugende Miasmen. Aus diesen Gründen lag weder zur Zeit des Einbruchs der Spanier, noch liegt jetzt eine einzige Ortschaft der Ureingeborenen in der Küstenebene. Erfahrungsmäßig leidet der, welcher aus der reinen trockenen Luft der Hochebenen plötzlich in die feuchtheiße Atmosphäre von Veracruz versetzt wird, mehr und fällt dem gelben Fieber leichter zum Opfer, als wer frisch aus Europa ankommt. Die Bewohner des Plateaus, die arribeños (Hochländer), oder, wie sie auch spottweise in Veracruz genannt werden, die Huachinangos (eine Fischart), scheuen daher auch weit mehr das Küstenklima als die Europäer.

Besser hat sich der Neger an der Küste acclimatisirt. Die Bevölkerung des schmalen Küstensaumes besteht fast ganz aus Mischlingen von Negern mit Weißen und Indianern (mulatos, zambos, mestizos), welche ihrerseits wieder nicht auf die gemäßigten Regionen des Gebirges (tierra templada) hinaufsteigen.

Anders als in dem eigentlichen Mexico ist es in Yucatán. Da das Klima der ganzen Halbinsel ein rein tropisches ist, hatten ihre Bewohner keinen Grund, die Küste zu scheuen, und sind die besten Seeleute Mexicos geworden.

Neuerdings hat die Negerbevölkerung der mexicanischen Küste einen nicht unbedeutenden Zuwachs durch Einwanderung von der Habana her erhalten. Viele Mulatten und Neger, welche auf Cuba der Revolution wegen ihre Arbeit verloren hatten, kamen nach Veracruz und breiteten sich von da nach Norden und Süden zu über das Küstengebiet aus. Sie sind ein Gewinn für das Land geworden, weil sie eine vervollkommnete Methode der Tabacksfabrikation in Mexico einführten. Dadurch ist der Werth der Producte des Tabacksbaues sehr gestiegen und den Cigarren von S. Andrés Tuxtla, einer Stadt im Süden von Veracruz, fehlt nur noch der Ruf, um auf den ausländischen Märkten selbst mit den Habana-Cigarren erfolgreich concurriren zu können.

Veracruz ist der wichtigste Hafen Mexicos, eines Landes von über 9 Millionen Einwohnern. Die Hälfte aller Waaren, welche in die Republik importirt werden, geht durch diese Stadt. Dennoch zählt sie nicht mehr als 12 000 Einwohner und auf der Rhede liegen stets nur wenige Schiffe vor Anker. Die Geringfügigkeit der Handelsbewegung in dem ersten Hafen eines so großen Landes läßt sich nur durch die bedürfnißlose Armuth der großen Masse des mexicanischen Volks und in zweiter Linie durch die geringe Ausfuhr erklären. Die letztere ist so unbedeutend, daß die Schiffe in Veracruz nur selten Rückfracht finden und sich in den meisten Fällen genöthigt sehen, nach la Laguna oder Campeche zu gehen, um dort Farbeholz zu laden.

Der Großhandel von Veracruz wie des ganzen Landes ist fast ganz in den Händen fremder, namentlich deutscher Kaufleute. Es giebt nur sehr wenige mexicanische Handelshäuser. Die Eingeborenen ziehen im Allgemeinen das Hazardspiel der Politik der zwar sicherer, aber auch langsamer Gewinn bringenden Arbeit vor. Dieser Umstand ist einer Erklärung werth.

Die große Mehrzahl der mexicanischen Nation besteht aus Indianern und aus Mischlingen von Indianern mit Weißen, welche wohl ihre Sprache, nicht aber ihren Racencharakter geändert haben. Die Natur hat dem Indianer manche schätzenswerthen Eigenschaften verliehen; er ist weder so dumm noch so faul, wie man oft annimmt, und entschieden weit tüchtiger und fähiger als der Neger: schon sein Aeußeres ist dem Weißen ungleich sympathischer als das des Aethiopiers. Aber die politische Anlage ist ihm versagt geblieben, den Staatsangelegenheiten steht er völlig fremd und indolent gegenüber. Außerdem ist noch ein anderer Umstand zu berücksichtigen.

In Mexico findet sich noch jetzt im Großen und Ganzen dieselbe sociale Lage, welche die Spanier nach der Eroberung schufen. Fast das ganze Grundeigenthum gehört einigen wenigen Besitzern, das Volk hat nichts und ist nichts weiter als eine Masse von Proletariern. Wie soll aber ein Mensch, der an einer Sache keinen Antheil hat, Interesse an ihr nehmen?

So kommt es, daß, obwohl Mexico eine demokratische Republik genannt wird und sich einer Constitution rühmt, welche nach den freisinnigsten Grundsätzen abgefaßt ist, dennoch nicht das Volk seine Angelegenheiten selbst leitet, sondern die Oligarchie der Weißen herrscht, so gering diese auch an Zahl sein mögen. Wer unter den Weißen von seinen Eltern nicht Vermögen genug geerbt hat, um ohne Arbeit davon leben zu können, der betrachtet die Politik als seinen natürlichen Beruf und als das beste Mittel, sich zu bereichern. Sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, ein Amt zu erlangen, gleichviel ob auf friedlichem Wege oder durch Gewalt. Wenn er einmal erst im Amte ist, sucht er es möglichst schnell auszunutzen, bevor eine Revolution derer, welche keine Aemter haben, aber sie erstreben, ihn stürzt. So wechseln sich stets zwei Parteien in der Herrschaft ab, welche dieselben politischen Glaubenssätze bekennen und sich nur dadurch unterscheiden, daß die eine in der Verwaltung sitzt und sich in ihr erhalten, die andere aber sich an die Stelle der ersten setzen möchte. In diesem traurigen Kreislauf bewegt sich die mexicanische Politik.

Am meisten gesucht sind die Beamtenstellen an den Zollämtern; sie sind höher geschätzt als selbst Gouverneurs- und Ministerstellen. Mit Recht, denn wer z. B. zum Chef des Zollamtes in Veracruz ernannt wird, hat die beinahe sichere Garantie, sich nach wenigen Jahren als reicher Mann zurückziehen zu können. Die Politik ist eben ein Geschäft in Mexico und zwar das gewinnreichste von allen.

Es wurde schon oben gesagt, daß die unteren Classen des mexicanischen Volks sich um die Politik gar nicht bekümmern und in ihrer Indolenz die unheilvollen Folgen der Revolutionen und des Parteitreibens leidend über sich ergehen lassen. Dies war auch in Veracruz zu bemerken. Die Arbeiter schienen zwar einige Sympathie für Porfirio Diaz, den Revolutionär, zu haben, rührten aber keine Hand für ihn, obwohl sie im Uebrigen kein geringes Selbstgefühl haben. Ihre Lage ist, verglichen mit der ihrer Berufsgenossen im Innern, sehr gut. Denn als Ersatz für die möglichen Gefahren und die stetigen Unannehmlichkeiten, welche der Aufenthalt in Veracruz mit sich bringt, werden sehr hohe Löhne gezahlt. Entsprechend leben und kleiden sich die Arbeiter recht gut. So besitzen sie, in dem drückend heißen Veracruz, wenigstens alle ein wollenes Beinkleid, während die Tagelöhner auf den kalten Hochebenen sich nur in Hemd und Hose von ungebleichtem Baumwollenzeuge (manta) kleiden.

Während meines Aufenthalts in Veracruz bildete die glückliche Landung von Porfirio Diaz das allgemeine Gesprächsthema. Er hatte sich nach seiner Niederlage bei Matamoros auf amerikanisches Gebiet geflüchtet, in New-Orleans einen nach Veracruz bestimmten Dampfer bestiegen und war, als Seemann verkleidet, glücklich durch das von Truppen Lerdo's besetzte Veracruz gekommen, ohne ergriffen zu werden. Nicht ohne erkannt zu werden, sagte man; allgemein wurde behauptet, die lerdistischen Beamten hätten sehr gut gewußt, wer er wäre, ihn aber passiren lassen, um sich die Möglichkeit zu sichern, auch im Falle, daß die Revolution siegen sollte, ihr Amt zu behalten.

Maltesische Sprichwörter und Sprüche.

Als kurze Einleitung möge Folgendes dienen:

Die kleine Inselgruppe von Malta, Gozo und Comino enthält nicht nur ein Völkchen, dessen Geschichte bis in die graueste Vorzeit hinaufreicht und in die Geschichte aller Völker des Mittelmeeres, ja selbst Mittel- und Westeuropas, wenn auch nur gleichsam sprungweise, eingreift, sondern das auch bis zur Stunde trotz allen den fremden Völkerwogen, die sich an den Klippen der kleinen Inselwelt überfluthend brachen, seine eigenthümliche Sprache sich erhalten hat.

Diese Sprache, die zwar in **Valletta**, der Hauptstadt, und in **Città Vecchia**, der **Medina** der Araber, und der **Notabile** der arragonischen Könige, in der höhern Gesellschaft vom Italienischen zurückgedrängt, vom Englischen aber nicht beeinträchtigt ist und beim gemeinen und Landvolke ihre volle Herrschaft behauptet, ist eine Mundart des Arabischen, deren Erforschung einem Kenner des letztern gewissermaßen viele Freude macht, da sie, wenn auch an Schönheit und Reichthum der Mutter weit nachstehend, doch noch so viele Aehnlichkeit mit ihr hat, daß man sie zwar ein verwahrlostes, keineswegs aber ein völlig entartetes Kind nennen darf.

Diese Mundart, die jede Spur der Sprachen der vorarabischen Eroberer ausgetilgt hat, muß sich also in dem Zeitraume zwischen 879 bis 1090 n. Chr. durch eine allgemeinere Verbreitung der arabischen Eroberer über die Inseln so ausgebildet haben, daß sie tiefe Wurzeln schlagen konnte. Ob die Sprache der phönikischen oder punischen Ansiedler, die wahrscheinlich die Inseln im eigentlichsten Sinne des Wortes **bevölkerten**, und von Griechen, Römern, Vandalen, Gothen, Normannen, Deutschen, Franzosen (unter Anjou) und Spaniern wohl unterjocht, aber nicht ausgerottet wurden, dem Arabischen das Ein- und Durchdringen erleichterte, entzieht sich allem Forschen. Der berühmte **Mezzofanti** hielt zwar die maltesische Mundart für ein Gemisch von **Arabisch** und **Punisch**; allein Anderen ist es noch nicht gelungen, das punische Element herauszufinden.

Meine Quelle sind die „Motti, Aforismi e Proverbii Maltesi, raccolti etc. da Michelantonio Vassalli. Malta 1828."

Natürlich kann ich mir nur eine Auslese gestatten. Was ich aber gebe, ist eine wörtliche Uebersetzung aus dem Maltesischen selbst.

Es mag vielleicht kühn scheinen, daß ich die Malteser wie ein Volk oder Völkchen in Betracht ziehe; allein abgesehen davon, daß schon die besondere Sprache oder Mundart sie dazu macht, ist auch die Zahl derselben eine nicht unbeträchtliche, ja im Verhältnisse zum Raume eine geradezu erstaunliche. Die Bevölkerung der beiden Hauptinseln beläuft sich jetzt gewiß auf 150 000 Einwohner, wovon auf

La Valletta vielleicht ein Drittel fällt. Montenegro zählt auf 65 Quadratmeilen kaum so viele. Gestatten wir also den Maltesern den Anspruch auf ein Dasein als Völkchen.

* * *

1. „Besser Flucht als Leid."

Dieses nicht besonders tapfer lautende Sprichwort entspricht einem arabischen, in welchem aber das Fliehen sogar das Lob der Tapferkeit erhält: „Flucht ist die Hälfte der Mannhaftigkeit, und entwischest du, so ist das das Ganze derselben" [1]).

2. „Besser (sie ist) zerlumpt und ehrbar als reich und bitter." Das „bitter" ist hier gleichbedeutend mit unangenehm wegen Untugend.

3. „Gott richtet es wieder her, sagte er zum Ei, als er fiel und es brach." Von einem, der sich leicht zu trösten weiß oder sich mit Sorgen nicht überbürdet.

4. „Mehr weiß der Dumme in seinem Hause als der Wissende in den Häusern anderer."

5. „Mehr sterben die Menschen vom Sattsein als aus Hunger."

6. „Näher ist das Hemd als das Leibchen (die Weste)."

Eines von den Sprichwörtern, die als Ausdruck der Selbstsucht zu den weltläufigen gehören. „Tunica pallio propior oder proximus egomet sum mihi," sagte der Römer; der Türke sagt wie wir: „Das Hemd ist näher als der Rock (Kaftan);" der Engländer: „Near is my shirt, but nearer is my skin," oder bildlos: „Charity begins at home;" der Franzose: „Ma peau m'est plus proche que ma chemise," und welcher von den beiden Nachbarn den andern übersetzt hat, mögen die Philologen entscheiden. Kurz in Malta ist auch: „Jeder sich selbst der Nächste."

7. „Sieh', wessen Tochter sie ist, damit du wissest, wer sie ist." Wahrscheinlich eine Klugheitsregel für Freier.

8. „Wahrer (zuverlässiger) ist das Wort des Maltesers, als der Eid des Fürsten."

Ein stolzes Wort, das ich aber nicht unanfechtbar nennen möchte. Das Wort für Fürst ist im Maltesischen „Sultan", was der Malteser auch für seine Großmeister gebrauchte.

9. „Die Gewohnheit, in welcher du erzogen wirst, nimmt nur das Leichentuch hinweg."

Unter den „Geflügelten Worten der Herzegowiner", welche Siegfr. Kapper vor Kurzem im „Globus" mittheilte, finden wir einen ähnlichen Spruch:

„Gewohnheit drückt wie eine Last,
Entwöhnen drückt wie zweie fast."

10. „Dem Feinde gieb ein Stück von deinem Rockschoß (eigentlich Saum); laß ihn damit gehen."

Dieses Sprichwort, wie das erste schon, zeigt, daß der Malteser dem Feinde gegenüber sehr leise auftritt; aber das hindert ihn nicht, doch ziemlich streitsüchtig und dabei außerordentlich lärmend wie ein echter Araber zu sein.

11. „Das Auge sieht nicht, das Herz fühlt keinen Schmerz," d. h. was das Auge nicht sieht, thut dem Herzen nicht weh. Nicht besonders gefühlvoll.

12. „Ein Paar blauer Augen tödtet die Menschen auf den Wegen."

Wir brauchen nicht bis zu den Zeiten der Vandalen, Gothen, Normannen u. s. w. zurückzugehen, um uns dieses sonderbare Sprichwort zu erklären. Unter den Johannitern (den Rhodiser- oder Malteser-Rittern) sowie auch unter den gegenwärtigen angelsächsischen Herren waren und sind ja auch gar viele mit schrecklich blauen Augen, die gar unheimlich leuchten und blitzen. In früheren Zeiten mag der Blitz überdies zuweilen eingeschlagen haben.

[1]) Der Türke drückt die Sicherheit des Furchtsamen durch den Spruch: „Des Furchtsamen Mutter weint nicht" aus.

13. „Um ein Korn schindet er eine Laus."

Unser „eine Laus um den Balg schinden", nur daß der Malteser die mühsame Arbeit und den geringen Lohn einander gegenüberstellt. Das maltesische Wort für Korn bedeutet übrigens auch eine Münze, die ungefähr unserm Heller entspricht. Englisch: „To skin a flint."

14. „Um einen Nagel (zu ersparen) verdarb er das Hufeisen." Dieses Sprichwort ist auch ein arabisches: „Um einen Nagel verlor er das Hufeisen."

15. „Seine Kohlen sind genetzt."

Um die Kohlen schwerer zu machen, netzten die Kohlenhändler Maltas dieselben. Als man das entdeckte, bestrafte man solchen Betrug mit öffentlicher Ausstellung und mit Schwärzung des Gesichtes des Straffälligen. Später dehnte man den Spruch auf jeden Gesetzübertreter aus.

16. „Für den, der ganz entblößt ist, ist das „Uff" (maltesisch Eff) besser als das „Ach";" d. h. für den ist der Sommer besser als der Winter. Im Sommer nämlich bei heißem Wetter sagt man „Uff"; im Winter bei Frost aber „Ach".

17. „Was eine neue (junge) Braut berührt, verbreitet Wohlgeruch."

Ein Sprichwort so zart wie ein Liebesseufzer des Hafis.

18. „Wegen der Ringe und wegen der Halsgehänge ist sie heute ohne Essen geblieben." Wahrscheinlich wie bei uns zur Zeit des Carnevals [1]).

19. „Verstand und Geld: wer hat beide?"

Allerdings nicht allzuhäufig beisammen zu finden.

20. „Das Wissen (Kenntnisse) macht eifersüchtig und Geld macht fliegen (leichtsinnig)."

Für „eifersüchtig" dürfte man vielleicht „ehrgeizig" setzen.

21. „Das Meer: Versuche (koste) es, ehe du dich darauf begiebst." Wie der Geschmack des Meerwassers bitter, so ist auch die Fahrt darauf, d. h. gefahrvoll.

22. „Weit vom Auge, weit vom Herzen."

Unser „aus den Augen, aus dem Sinn;" das italienische „L'amico assente si scorda facilmente;" das englische: „Out of sight, out of mind;" ganz aber stimmt das französische: „Loin des yeux, loin du coeur" überein.

23. „Mit einem Brote machst du 100 Meilen; mit 100 Broten machst du nicht eine Meile zur See."

Unterschied zwischen einem guten und schlechten Seemanne.

24. „Der Topf deines Nachbars riecht besser als der deines Hauses." Allbekannte Sache.

25. „Was in dem Topfe, weiß der Löffel (Schöpflöffel), der hineintaucht." Wer einer Sache auf den Grund geht, der ist derselben kundig.

26. „Den Menschen kennst du nicht, ehe du viel Salz mit ihm gegessen." Anderwärts für die Freundschaft erfordert.

27. „Mit Geld machst du einen Weg (eine Straße) im Meere."

Wo glaubt man nicht an die Allmacht des Geldes? Der Malteser hat aber auch beständig vor Augen, was seine jetzigen Herren mit Geld zu Stande bringen.

28. „Wer (eine Sache) geringschätzt, gedenkt (sie) zu kaufen."

Aus einem Erfahrungskreise, der sich weit über unsere Inseln hinauserstreckt.

[1]) Ein sehr derbes arabisches Sprichwort sagt in dieser Beziehung: „Nackt am Hintern und Wohlriechendes darunter;" d. h. Kleider kann er sich nicht erschwingen; aber statt nur den Bart zu beräuchern, räuchert er auch den Hintern ein.

29. Wer nicht liebt mit dem Christen zu arbeiten, dem kann begegnen, daß er mit den Gefangenen (Sklaven) arbeitet."

Zur Zeit der Johanniter mag es manchem maltesischen Faullenzer oder Thunichtgut begegnet sein, daß er mit den zu Sklaven gemachten türkischen Gefangenen arbeiten mußte. Das hier für „Sklave" gebrauchte Wort bedeutet auch einen „Kriegsgefangenen".

30. „Wer das Ei stahl, weiß auch die Henne zu stehlen."

L'appétit vient en mangeant, oder unser „je mehr man hat, je mehr man will," oder „je mehr man versucht, desto besser schmeckt es." Im Englischen: „It gives a taste for more" oder „it tastes morish."

31. „Wer sich auf den Topf seines Nachbars verläßt, wird hungrig schlafen gehen."

Warnung für die Leichtfüße und Schmarotzer.

32. „Immer ringt er mit dem Tode und (doch) stirbt er nicht."

Von eingebildeten Kranken.

33. „Du streust das Mehl aus und sammelst die Kleien."

Falsche Sparsamkeit.

34. „Die Sünde schläft nicht."

Wir würden vielleicht sagen: „Das Gewissen schläft nicht;" oder „die Folgen der Sünde bleiben nicht aus;" oder wie der Engländer: „Murder will out."

35. „Der ist wie der Hund der Zwiebeln;" d. h. wie der Hund, der Niemanden zu den Zwiebeln lassen wollte, obwohl er selbst sie nicht genießen konnte, also wie der Mops in der Krippe oder the dog in the manger.

36. „Wer sich zwischen die Zwiebel und ihre Haut eindrängt, an dem bleibt ihr Geruch."

Wer sich in fremde Angelegenheiten einmischt, hat die Folgen zu tragen; oder wer sich mit Schmutz zu schaffen macht, an dem bleibt er haften.

37. „Wer sich fürchtet, wird nicht gefangen."

38. „Wer sich fürchtet, bleibt zu Hause."

Vergl. die Sprüche unter 1. und 10.

39. Wer gen Himmel ausspuckt, dem kommt es zurück in sein Gesicht."

Der Malteser sagt das von solchen, welche jene, denen sie Achtung oder Rücksicht schulden (wie Aeltern, Gatten u. s. w.), verächtlich behandeln oder schmähen und dadurch sich selbst entehren.

40. „Wer den Fisch im Meere kauft, wird ihn stinkend essen;" d. h. wer für Arbeit und anderes voraus bezahlt, wird schlecht bedient.

41. „Wer nicht tödtet (schlachtet), mästet."

Er wartet auf größern Vortheil.

42. „Der läßt nicht Fliegen sich auf seine Nase setzen."

Der ist zu schlau, als daß du ihn überraschen könntest.

43. „Je nachdem dein Bett ist, strecke deine Beine."

Unser „strecke dich nach der Decke;" des Engländers: „Cut your coat according to your cloth;" des Franzosen: „Réglez-vous sur votre bourse," oder „réglez votre dépense sur votre revenu."

44. „Ein Haus ohne Frau, in dem ist nichts zu sehen;" d. h nichts, was du sehen möchtest, nichts, was dir gefiele. Wir sehen, der Malteser weiß die Frauen zu schätzen.

45. „Das Haus ist klein, aber das Herz ist groß."

Ein gastfreundlicher Willkommspruch und nicht so übertrieben wie das Arabische: „Mein Haus ist dein Haus."

46. „Das Blut (die Blutsverwandtschaft) wird nie Gift; denn wenn auch dein Blut dich tödtet, wird es dich nicht braten (oder rösten); und wenn es dich brät, so wird es dich dann nicht essen."

Sehr rücksichtsvoll, aber wenig tröstlich und nicht einmal immer wahr.

47. „Die Fliegen gehen immer auf den verwundeten Esel."

Unheil auf Unheil. Das Bild ist aus dem Leben genommen, wie jeder Reisende nicht nur in Malta, sondern in allen Ländern des Mittelmeeres und darüber hinaus sich überzeugen kann. Die Packsättel der Saumthiere sind schlecht und die Ladung meist schwer über Gebühr, so daß Rücken und oft auch Seiten der Thiere bis aufs Fleisch verwundet werden. Werden die armen Thiere dann frei von ihrer Last und bleiben sie unbedeckt, so setzen sich die Fliegen in dichten Schwärmen auf die offenen Stellen. Aber nicht bloß an Thieren, sondern besonders auch bei kleinen an der ägyptischen Augenkrankheit leidenden Kindern bewahrheitet sich unser Sprichwort. Unbekümmert lassen die Mütter die Fliegen die leidenden Augen völlig bedecken.

48. „Geh um und um, immer findest du dich wieder am Thore des Statthalters" (Gwernatur sagt der Malteser).

Dieses Sprichwort gehört dem kleinern Gozo an und ist eine Warnung für den, welcher mit der Behörde nicht auf gutem Fuße steht; denn mag er auch da- und dorthin und ringsherum gehen, immer bleibt er unter den Augen derselben.

49. „Greif zu, wann du's triffst; verlier' den Muth nicht; denn es können noch die Fasten außer ihrer Zeit kommen."

Der Sinn ist: Laß die erste Gelegenheit dir nicht entwischen, wäre auch Schwierigkeit damit verbunden; es könnte sonst bei längerm Warten auf die vermeinte richtige Zeit die Gelegenheit ganz ausbleiben. Merkwürdiger Weise gebraucht der Malteser das Wort Rhamadan für Fasten. Das arabische Element hat also tiefe Wurzeln geschlagen.

50. „Was die Maus nicht mit ihrer Zunge erreicht, erreicht sie mit ihrem Schwänzchen."

Der Malteser denkt dabei an einen Oelkrug mit engem Halse, durch welchen die Maus, da sie anders zum Oele nicht gelangen kann, ihr Schwänzchen zum Eintauchen hinabläßt, um es dann abzulecken, und will mit diesem Sprichworte sagen, daß ein listiger Dieb gar viele Wege weiß, um zu seinem Ziele zu kommen.

51. „Was du deinem Nachbar gewünscht, überrascht dich frühe an der Thür deines Hauses."

Dem entspricht einigermaßen unser: „Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," und das englische: „Harm watch, harm catch."

52. „Der Weinstock biegt sich, dieweil er noch ein Schoß ist."

Alte Erziehungsregel.

53. „Das Ei des Tages (d. h. das frischgelegte) ist das Große."

Das heißt das frische Ei, wäre es auch klein, sollst du aussuchen, nicht gleich von der Größe dich verleiten lassen.

54. „Wohin das Herz gern will, gehen die Füße."

55. „Nachdem die Schildkröte während neunundneunzig Jahre mittelst einer Leiter emporgestiegen war, fiel sie (herab) und sagte: „Verflucht sei diese Eile!" "

Wird auf einen entsetzlich langsamen oder faulen Menschen angewendet, der im Falle eines Mißgeschickes in Folge eines ungeeigneten Mittels nicht diesem das Mißgeschick zuschreibt, sondern noch viel zu große Eile angewendet zu haben glaubt.

56. „Wer gern Wasser trinkt, irrt nicht in der Rede."

57. „Damit du Reines (Wasser) trinkest, geh zur Quelle."

Willst du das Wahre finden, so forsche nach dem Ursprunge, suche der Sache auf den Grund zu kommen.

58. „Wenn die Tochter der Rennstute nicht dieses Jahr (einen Preis) nimmt, nimmt sie (ihn) im kommenden."

Angeborene Gaben oder Anlagen brechen sich früher oder später Bahn.

59. „Damit du gut erziehest, sei immer in Furcht."

60. „Was an (auf) dem Leibe mangelt, geht in den Bauch."

Was der Arme seinem Leibe an Kleidung entzieht, verwendet er auf den Magen.

61. „Noch ist der Pflock hoch und das Sieb neu."

Der Pflock, um etwas daran aufzuhängen, nach dem man sich noch strecken muß, und das neue Sieb, das noch nichts festhält, sondern alles durchläßt, stehen hier für Personen oder Dinge, die sich noch nicht an einander schließen, die sich noch etwas abstoßen.

62. „Wer dir einmal einen Streich spielt, spielt dir einen hundertmal."

Das heißt: dem trau nie, denn er rechnet auf deine Einfalt.

63. „Was im Sommer die Ameise zusammenschleppt, treibt der Gießbach im Herbste fort."

Anspielung auf das mühsame Sammeln und Anhäufen der Geizigen, dem oft durch Diebe und andere plötzliche Unfälle oder den Tod ein Ende gemacht wird.

64. „Was geschrieben ist, ist ohne Flucht" (d. h. muß geschehen).

Der Malteser hat diesen Spruch und den Glauben an Schicksalsmacht oder -Wort aus der Zeit herübergenommen, da der Islam wohl auch auf die Christenherzen einigen Einfluß ausübte. Uebrigens entspricht dieser Spruch unserm „Schwarz auf Weiß" und dem englischen „to have under black and white" (avoir par écrit).

65. „Die Arznei ist kein Braten."

66. „Die Welt schlägt dich und belehrt dich viel mehr als dein Lehrer."

67. „Je höher du stehst, um so mehr schmerzt es dich, wenn du fällst."

68. „Wo das Süße ist, sammeln sich die Fliegen."

69. „Was (wo) du nicht verstehst, darein stecke deine Nase nicht."

70. „Wo die Menge ist, triffst du keine Grenze;" das heißt kein Mittel, jeden zu befriedigen.

71. „Wo die Menge ist, streife (die Aermel) hinauf." Zum Kampfe oder Boxen nämlich.

72. „Wo die Menge ist, ist der Geruch muffig."

Diese drei Sprüche sollen vor dem Zusammenkommen mit Vielen oder vor dem Besuchen großer gemischter Versammlungen warnen.

73. „Ein Backofen, dessen Thür nicht (dicht) geschlossen ist, bäckt sein Brot nicht aus."

Wer den Mund immer zum Schwatzen offen hat, erreicht seinen Zweck nicht.

74. „Wenn ein Backofen seinen Buckel sähe, würde er erstaunen und sein Brot nicht ausbacken."

Sähe man seine eigenen Mängel und Gebrechen ein, so würde man verstummen und die des Nächsten nicht mehr besprechen. Das „Buckel" ist von dem gewölbten einem Höcker ähnlichen Bau des Ofens genommen.

75. „Wo Viere essen, essen (auch) Fünfe." Das heißt „ist genug da für den Fünften."

Mit diesen Worten ladet sich ein Freund oder auch Schmarotzer in Malta selbst ein. Vergl. 31.

76. „Wenn das Reden eine Perle (ein Juwel) wäre, wäre das Schweigen (doch noch) besser als sie."

Unser und vieler Anderen (auch der Araber) „Reden ist Silber, Schweigen Gold."

77. „Suche immer nach dem Bessern, damit dir das Gute nicht fehle."

Gilt für jede wichtige Unternehmung, da man sich immer das höchste Ziel vorstecken soll, um doch ein hohes zu erreichen.

78. „Die Armuth bringt die Kinder zur Hefe herab."

Gilt von der Verarmung Vornehmer, deren Nachkommen völlig verkommen.

79. „Armuth ist keine Schande."

Nämlich unverschuldete.

80. „Die gerupfte Maus (die Haare lassen mußte) findest du reuig;" d. h. nicht leicht mehr bereit, sich Gefahren auszusetzen.

81. „Ein Ochse, der heikel ist, wird nicht fett."

Gilt auch von häkeligen Menschen, die unbequem werden und es nicht voranbringen.

82. „Einen heikligen Ochsen schneide in Stücke, oder er wird dich in Stücke schneiden" (d. h. arm machen).

83. „Wo deine Augen sind, sind andere außer dir (deinen)."

Worauf du abzielst (speculirst), da wirst du Mitbewerber finden.

84. „Dem Kahlen rühre nicht an die Mütze."

Thu Niemandem weh durch Anspielen auf ein Gebrechen.

85. „Wo du deine Nacht zugebracht, bring deinen Tag zu," und:

86. „Wo du dein Ei gelegt, geh, iß deinen Hanfsamen."

Wird einem Liderlichen gesagt, dem die Aeltern oder die Frau nicht Einlaß geben, wann er von seinem Schwärmen heimkommt.

87. „Den Ochsen bindet man an seinem Horne an, den Mann an seinem Worte."

88. „Unsere Jungen azen uns."

Klage der Alten über die Jungen, die gescheidter als sie sein wollen.

89. „Die Nachbarn trennen die Nachbarn."

Durch Klatschgeschichten.

90. „Zuweilen küssest du eine Hand, die du abgehauen wünschest."

Die Malteser konnten diesen Spruch aus reicher Erfahrung schöpfen; denn die ewige Fremdherrschaft führte ihnen sicherlich oft schwere und harte Hände zu, denen sie sich doch beugen mußten.

91. „Keiner sieht seinen Höcker."

Die eigenen Fehler.

92. „Keiner lacht dir zu wegen der Weiße deiner Zähne."

Wer dir zulächelt, der sein Wohlgefallen an irgend einer deiner Eigenschaften ausdrückt, verfolgt meist dabei einen andern Zweck.

93. „Den Freund liebe mit seinen Gewohnheiten."

Ertrage auch seine Schwächen mit Nachsicht.

94. „Von einer gebauchten Mauer geh' weit weg."

Bezieht sich auf solche, mit deren (Handels-) Geschäften es schlecht steht.

95. „Als sie den Esel mit Geld beluden, ging er in der Meinung, er wäre mit Mist beladen, seines Weges zur Mistgrube, wie er gewohnt war."

Macht der Gewohnheit; so daß, wer in Niedrigkeit oder Gemeinheit aufgewachsen, den Neigungen, die er da angenommen, auch dann folgt, wann er durch Glücksfälle zu höherm Stande oder Reichthum gelangt. Vergl. 9.

96. „Er sucht das Haar im Ei."

Er will einen Vorwand finden.

97. „Er giebt ein Ei, damit er ein Huhn empfange."

Unser „mit der Wurst nach der Speckseite werfen;“ das englische „to throw a sprat in order to catch a salmon.“

98. „Der Fisch fängt vom Kopfe aus zu stinken an.“

Der Türke hat wörtlich dasselbe Sprichwort. Anlaß dazu fanden allerdings Türke wie Malteser; denn es bezieht sich auf den Verfall eines Reiches oder Landes, der immer seinen Ursprung in der schlechten Wirthschaft der Regierenden hat.

99. „Sein Brot ist gebacken und sein Oel im Krug.“

Er sitzt im Trocknen, hat seine Pfeifen geschnitten, weil er im Rohre saß; he made hay while the sun shone. Der Malteser sagt das aber auch von einem Menschen, der, weil er selbst genug hat, sich um die Noth Anderer nicht kümmert.

100. „Ein Jeder kratzt, wo es ihn juckt.“

101. „Zur Zeit des Todes richten sich die Dornen auf.“ Anspielung auf die dornenvollen Streitigkeiten der Erben.

* * *

Das Ziel, das ich mir gesteckt, ist erreicht, und ich hoffe, daß man es nicht für zu weit ausgesteckt halten werde, obschon ich nicht annehmen darf, daß für die Leser des „Globus“ das maltesische Völklein so viel Anziehendes habe wie für mich, den besondere Verhältnisse in die Geschichte und Sprache desselben einführten.

Die Sammlung, aus der ich geschöpft, enthält nicht weniger als 863 Sprichwörter und Sprüche.

Passau, 4. Februar 1878. Dr. C. Sandreczki.

Aus allen Erdtheilen.

Die Black Hills auf der Grenze von Dakotah und Wyoming.

Die junge Goldgräbercolonie in den Schwarzen Bergen (Black Hills), dem amerikanischen Schwarzwald, verlangt in vollem Ernst von dem Congreß, daß er die herrliche Gegend, von welcher sie trotz aller Militärposten und Verbote Besitz genommen hat, zu einem besondern Territorium erheben solle. Bis jetzt gehört der Schwarzwald zum Territorium Dakotah. Eine starke Delegation ist in Washington anwesend und hat dem Congreß die betreffenden Nachweise über die Ansiedelungen und die Bevölkerung der Schwarzen Berge vorgelegt.

Es sind kaum drei Jahre her, daß der erste Ruf von den ungeheuren Goldschätzen dieses Waldgebirges sich im Lande verbreitete und daß die Wanderung dahin begann. Da der dortige Grund und Boden den Sioux gehörte, so ließ die Regierung die Zugänge militärisch absperren, die Wandernden zurückschicken und irgend welche Ansiedelungen aufheben. Aber Tausenden gelang es, bei den Truppen vorbeizukommen, und im Innern der Schwarzen Berge waren sie vor allen Militäreinmischungen sicher. Dort jedoch hatten sie mit den Indianern zu kämpfen. Die Absperrung des Waldes Seitens des Militärs ließ jedoch allmälig nach, und endlich wurde derselbe von den Indianern förmlich aufgegeben. Das geschah jedoch nicht, ohne daß eine Anzahl bedeutender Indianerhäuptlinge dagegen protestirte, woraus blutige Feindseligkeiten und schließlich auch der Krieg mit Sitting Bull hervorgingen.

Inzwischen aber mehrte sich der Zuzug der Glücksjäger nach dem Schwarzwald von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Nicht weniger wie 40 Städte, was man im Westen so nennt, sind im Schwarzwald entstanden, die eine permanente Bevölkerung von 25 000 Köpfen haben sollen. Dazu kommt noch eine hin- und herziehende Bevölkerung von 10 000 bis 15 000, die mehr oder weniger nur im Sommer anwesend ist. Mit der Union-Pacific-Bahn ist die Gegend durch die Posten nach Cheyenne und Sidney verbunden. In den Städten fehlt es nicht an Kirchen, Schulen, Zeitungen, Telegraphen ꝛc. Der Goldertrag wird für das nächste Jahr auf 6 Mill. Doll. geschätzt. Auch von Anlage von Eisenbahnen ist die Rede.

Im Ganzen ist noch immer die Goldgewinnung durch das Auswaschen des Metalls an den zahlreichen Berggewässern vorherrschend. Aber bald wird die reguläre Ausstampfung des goldhaltigen Quarzgesteins die Oberhand haben. Schon zählt man 40 Mühlen mit 600 Stampfern. Wie man sieht, sind bis jetzt alle Aussichten für die Zukunft nur auf die Goldgewinnung basirt. Aber die Gegend ist so fruchtbar in ihren herrlichen Flußthälern, daß sie auch bald Ackerbauer genug anlocken wird. Ackerbau und Viehzucht werden bald daselbst, ebenso wie in Californien, größere Reichthümer zu Tage fördern wie die Jagd nach den edlen Metallen.

Die wichtigste und größte Stadt war bisher Deadwood City, die zwischen zwei goldhaltigen Gebirgsbächen liegt und etwa 4000 Einwohner hat. Dort findet man 2 Schulen, 2 Kirchen, 2 Freimaurerlogen, 2 Tageblätter, einen literarischen Club, 2 Theater, Bierbrauereien, einen Picnic-Platz, eine Feuerwehr und 3 berittene Miliz-Regimenter. Die letzten sind ein Beweis, daß sich die Stadt aus der Gewalt der Loafer bereits befreit hat; denn diese Regimenter sind die Polizei, welche die gesetzliebenden, gewerbetreibenden Einwohner gegen die wüsten Banden errichtet hat, welche von solchen neuen amerikanischen Städten unzertrennlich sind. An Aerzten und Advocaten ist auch kein Mangel.

Dieser Stadt ist jedoch in geringer Entfernung am Ausgange der Schlucht ein starker Concurrent in Central City entstanden; dort tritt das goldhaltige Quarzgestein zu Tage, welches in vielen Stampfmühlen daselbst bearbeitet wird.

Im Umkreis von 12 Meilen liegen alle anderen sogenannten Städte dieses neuen Gebietes. Alle bestehen aus Bretter- und Loghütten, doch giebt es auch schon eine Anzahl schöner solider Gebäude, namentlich in Deadwood City. Die erste Stadt, Custer City, die 80 Meilen von Deadwood am Ausgange des Waldes liegt, ist fast ganz verlassen. Der Ertrag der Claims bei Deadwood ist oft sehr bedeutend; in 12 Stunden lieferte z. B. einer 600 bis 700 Doll.; der Jahresertrag der besten Claims belief sich auf 30 000 bis 80 000 Doll. Die Tonne Quarzgestein ergiebt 15 bis 20 Doll. an Gold. Und nach dem Bericht der Jenney'schen Expedition kommt Gold in dem ganzen Granitgestein im Centrum des Schwarzwaldes in einer Ausdehnung von 700 Quadratmeilen vor.

Die Kunde vom Goldreichthum dieser Gegend ist alt. Aber die Abgelegenheit derselben inmitten weiter Wüsten, bewohnt von den wildesten Indianerstämmen des Landes, weit ab von allen den großen Heerstraßen des Westens, bewirkte, daß ihre Schätze so lange ungehoben blieben. Die Indianer hielten reinen Mund; der berühmte Indianer-Missionär De Smet, der diesen Goldreichthum in den vierziger Jahren entdeckte, warnte sie vor der Goldgier des reichen Mannes. Und sie haben dieser Warnung lange Gehorsam geleistet. Aber dennoch kam es vor, daß einzelne Indianer

Goldkörner und Klumpen zeigten in den zunächst liegenden Forts Pierre und Laramie. Das war 1865, wo sich schon einzelne Waghälse auf die Goldsuche nach dem Schwarzwald begaben. Trotz der darauf folgenden Indianerkriege wuchs der Zug nach dem neuen Dorado und 1874 schickte die Regierung die Custer-Expedition zur Erforschung desselben ab, die jedoch nicht viel ausfand. Im nächsten Jahre stellte dann die Expedition von Jenney den Goldreichthum der Gegend fest.

Aber schon in 1874 waren die Goldsucher in Masse nach dem Schwarzwald gezogen, hatten Gold gefunden und der Zuzug wurde so stark, daß die Regierung denselben durch Militärposten abzusperren versuchte. Zu denen, welche dennoch vordrangen, gehört John B. Pearson, der Gründer von Deadwood, der an der Stelle, wo die Stadt steht, ein goldhaltiges Stück Quarz im Bach fand.

Der Schwarzwald gehört nicht zu den Felsengebirgen, sondern bildet eine besondere Gebirgs- und Felseninsel mitten in der Wüste. Seine höchsten Spitzen erheben sich bis zu einer Höhe von 7400 Fuß über dem Meere; da jedoch das ganze Land vom Osten her viele hundert Meilen weit ansteigt, so erheben sich diese Spitzen nicht viel über 2000 Fuß über ihre Umgebung empor. Rings um dieses ganze Gebiet zieht sich ein Wall von Vorhügeln und zwischen diesen und dem Hauptgebirge erstreckt sich rundum die reichste Ackerbaugegend der Black Hills. Dieses ganze Gebirgsgebiet hat etwa 6000 Quadratmeilen und ist überall mit dichtem dunkeln Föhrenwald bestanden, woher er den Namen der Black Hills, des Schwarzwaldes, erhielt, oder indianisch den Namen Pah Sappa (Schwarze Berge).

Australien.

— Auf Seite 15 und 16 dieses Bandes berichteten wir über den nun vollendeten großen Westtelegraphen, welcher die Colonien Südaustralien und Westaustralien verknüpft. Wir erwähnten die kolossalen Schwierigkeiten, mit denen man auf südaustralischem Gebiete von Port Augusta bis Port Eucla zu kämpfen hatte. Auf westaustralischer Seite standen die Arbeiten unter der Leitung des Oberfeldmessers Carey und des Mr. Price. Hier stellten sich fast noch größere Schwierigkeiten in den Weg, welche nur durch Ausdauer, Muth und Energie überwunden wurden. Wir wollen darüber hier nachholen, was wir nachträglich aus Mittheilungen des Mr. Carey erfahren haben. Die erste Section reicht von Albany bis Bremer Bay in 34° 30' südl. Br. und 119° 35' östl. L. Gr., eine Entfernung von 100 Miles. Das Städtchen Albany am King George's Sound ward im Jahre 1826 gegründet und liegt auf einer Anhöhe am Ufer des Princeß Royal Harbour, eines der vorzüglichsten Häfen an der australischen Küste, und 261 Miles südöstlich von Perth, der Hauptstadt von Westaustralien. Wiewohl Albany erst kaum 400 Einwohner zählt, so ist es doch der wichtigste Ort in der Grafschaft Plantagenet, zumal da sich dort auch ein Depôt und eine Kohlenstation für die Postdampfer der Peninsular and Oriental Company befindet, welche die europäische Post für Australien via Suez überbringen. Das Land auf dieser ersten Section ist von mittlerer Qualität. Hier und da treten Strecken auf, welche sich für Ackerbau eignen würden und auch zum Theil dazu verwendet werden, aber immer nur in kleinen Farmen. Meistens wird Schafzucht betrieben. Die zweite Section, 169 Miles lang, liegt zwischen Bremer Bay und Esperance Bay in 33° 48', südl. Br. und 122° östl. L. Gr., wo die Squatter Dempster die Kopfstation ihrer Schäfereien angelegt haben. Das Land dieser Section läßt sich nur zu Weidezwecken verwenden. Die Gebrüder Dempster besitzen hier eine Küstenlinie von 150 Miles, und dieser ihr Besitz erstreckt sich 100 Miles landeinwärts bis zum Fraser Range, wo sich bei großem Mangel an Wasser ausgezeichneter Boden vorfindet. Die dritte Section ist 125 Miles lang und reicht von Esperance Bay bis Israelite Bay in 33° 51' südl. Br. und 123° 15' östl. L. Gr. Der Boden ist von sehr mäßiger Beschaffenheit, meistens mit offenem Mallee-Scrub (einer Art von Eucalyptus) und grobem Grase bewachsen und zum größten Theile mit Schafherden bejagt. Israelite Bay bildet das Ende aller Ansiedelung und zugleich den fernsten Punkt, wo noch Wasser auf der Oberfläche aufzufinden ist. Der letzte Wasserlauf existirt bei Cape Arid, in unmittelbarer Nähe der Bay. Die Granitgegend endet jetzt und geschichteter Kalkstein tritt als nächste Formation auf. Das westliche Ende der langen Linie von Kalksteinklippen, durch welche sich der Küstenstrich der Großen Australischen Bucht auszeichnet, beginnt 12 Miles von Israelite Bay. Von hier bis Point Culver in 32° 50' südl. Br. und 124° 47' östl. L. Gr., einer Entfernung von 67 Miles, breiten sich Meerfenchel-Ebenen aus, und Wasser von ziemlich schlechter Qualität läßt sich nur durch Senken gewinnen. Von Point Culver bis Eyre's Sandpatch, 160 Miles westsüdwestlich von Port Eucla, ist kein Tropfen Wasser zu finden. Das Land erhebt sich gegen 300 Fuß über den Meeresspiegel und zeigt Kalkstein und offenes Mallee-Scrub. Die Gesellschaft, welche mit der Legung des Westtelegraphen beschäftigt war, errichtete bei Point Culver ihr Hauptlager und transportirte von hier aus das auf den ersten 60 Miles nöthige Wasser auf Pferden. Dann verlegte man das Lager an das andere Ende dieser wasserlosen Wüste und schleppte von dort aus in gleicher Weise den Bedarf an Wasser rückwärts nach den Punkten, wo gearbeitet wurde. In der Nähe von Eyre's Sandpatch weichen die Klippen von der See zurück und lassen eine gebrochene sandige Küste frei, welche bis zu 7 Miles Entfernung von der Telegraphenstation in Port Eucla anhält. Am Fuße der Klippen kann man sich an manchen Stellen Brakwasser durch Graben verschaffen. Zwischen den Klippen und dem Meere breiten sich zunächst Saltbush-, Atriplex-Ebenen und dann dichtes Mallee-Scrub aus, während auf der Höhe sich offenes Mallee zeigt. Die Gegend wird nach dem Innern zu allmälig freier und bedeckt sich mit Gras und Saltbush, bis man die Nullarbor-Ebene erreicht, welche sich ohne Baum oder Strauch 80 bis 100 Miles ins Land hineinerstreckt. Wäre hier Wasser zu haben, so würde diese Ebene einen ausgezeichneten Weidedistrict bilden.

— Der Gouverneur von Queensland hat seine Zustimmung zu der Goldfields Act Amendment Bill gegeben, nach welcher die Chinesen auf den Goldfeldern dieser Colonie, gegen Recht und Billigkeit, für den jährlichen Erlaubnißschein 3 Pf. St. entrichten sollen, während Europäer nur 10 Sch. zahlen. Es hat dies namentlich auf den Palmer-Diggings, wo sich eine große Anzahl Chinesen befindet, nicht geringe Unzufriedenheit hervorgerufen. Ein Correspondent des „Melbourne Argus", welcher diese Goldfelder besuchte, erklärt, daß die bösen Nachreden, welche den chinesischen Diggern gemacht würden, grobe Unwahrheiten seien, von den Weißen erdacht, um die Regierung zu Maßregeln gegen dieselben anzustacheln. Nach den Erfahrungen, die wir selber unter den Chinesen in Australien gemacht haben, glauben wir das recht gern. Wir haben immer gefunden, daß sie sich ordnungsvoller betrugen, als die Weißen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Ueber abnorme Behaarung des Menschen, insbesondere über die sogenannten Haarmenschen.

Von A. Ecker.

I.

Daß eine ungewöhnliche Behaarung des Menschen, d. h. ein Auftreten des Bartes beim Weibe oder eine — sei es bei dem einen oder dem andern Geschlecht — über den größern Theil des Körpers und insbesondere über das Gesicht ausgebreitete Behaarung zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit erregt hat, ist sehr begreiflich, und wir finden daher auch schon in der ältern Literatur solche Fälle beschrieben und abgebildet.

Während aber früher Fälle insbesondere der letzten Art als vereinzelte Naturspiele betrachtet wurden, für deren Erklärung man ein „Versehen“ der Mütter an Affen oder anderen behaarten Thieren, wenn nicht gar, wie in den Zeiten des Mittelalters, ein „Vergehen“ derselben mit Bestien oder dem Teufel annahm, so pflegt man in neuerer Zeit derartige Erscheinungen als ganz natürliche Consequenzen unserer Verwandtschaftsverhältnisse zu betrachten. In der That, wenn wir alle von behaarten Thieren abstammen, so braucht es gar keiner solchen abenteuerlichen Erklärungen, wenn einmal ein Epigone seinen Ahnen nachschlägt.

Man glaubt daher, auf die Descendenzlehre gestützt, gewisse Fälle von abnormer Behaarung einfach als Fälle von Rückschlag (Atavismus) betrachten und so durch Einfügung der bisher zusammenhangslosen Fälle in eine continuirliche Kette von Erscheinungen dieselben wissenschaftlich erklären zu können.

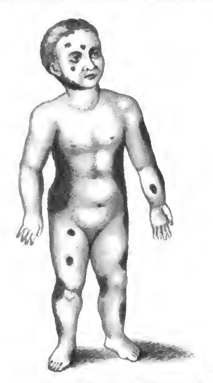
Die Frage, ob mit diesem Worte Atavismus wirklich eine Erklärung, d. h. eine Zerlegung der complicirten Erscheinung in ihre Elemente und Zurückführung dieser auf ihre ursächlichen Momente, gegeben ist, diese Frage werden wir am Schlusse unserer Betrachtung noch einmal ins Auge zu fassen haben. Zunächst ist es nöthig, die einzelnen Fälle von abnormer Behaarung genau zu sichten und scharf von einander zu unterscheiden, da unter dieser Bezeichnung sehr verschiedenartige Dinge vereinigt sind. Dabei werden wir zuvörderst gut thun, eine Anzahl ins Gebiet der Pathologie gehörender Fälle von dieser Darstellung, die einen rein anthropologischen Standpunkt einnimmt, vollständig auszuschließen: es sind dies die Fälle von Haarentwickelung auf krankhaft veränderten (insbesondere verdickten und pigmentirten) Hautstellen, die sogenannten haarigen Muttermäler (Naevi pilosi). Diese sind zwar meistens nur klein, von der Größe eines Zolles oder wenig darüber, bisweilen aber doch auch sehr groß, z. B. — wie in dem umstehend in Fig. 1 abgebildeten Fall — über den ganzen Rücken verbreitet und in Mehrzahl vorhanden, so daß eine Verwechselung mit einer abnormen Behaarung ganz anderer Art, welche weiter unten zur Betrachtung kommen soll, sehr wohl möglich erscheint. Eine solche Verwechselung scheint auch in der That hin und wieder stattgefunden zu haben, und ich muß v. Siebold (I) beistimmen, wenn er die Meinung ausspricht, daß der Fall, welchen Paget beobachtete und Smith in der „Lancet“ (II)

(I) Diese und die folgenden Zahlen beziehen sich auf das dem Schlusse der Abhandlung beigegebene Literaturverzeichniß.

als „mothers mark" (Muttermal) beschrieb, den aber später Beigel (III) unter die Fälle von allgemeiner übermäßiger Behaarung einreiht, in der That nichts anderes war als ein ungewöhnlich großes behaartes Muttermal: denn das für diese charakteristische Merkmal, die dunkle Pigmentirung und rauhe, grobe Beschaffenheit der Haut, wird von Paget ausdrücklich betont. v. Siebold (I) giebt bei dieser Gelegenheit die Abbildung einer ähnlichen, ebenfalls sehr ausgedehnten Naevusbildung, die sich in einer ältern Zeitschrift von Dr. Schönwald beschrieben und dargestellt findet und von der ich anbei eine Copie mittheile (Fig. 1).

An diese Formen abnormer Haarentwickelung schließen sich zunächst jene Fälle an, in welchen auf einzelnen Hautstellen, z. B. in der Nähe chronisch entzündeter Oberflächen, oder nach Einreibung reizender Salben, nach Application von Vesicatoren rc., eine abnorme Haarentwickelung hervorgerufen wird. Darwin (IV), welcher auf Fälle dieser Art hinweist, erklärt diese Erscheinung, wohl mit Recht, dadurch, daß an solchen Stellen das gewöhnliche feine, kurze und helle Wollhaar in Folge der abnormen Ernährung sich zu stärkerm, gröberem und dunklerem Haare entwickele. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Erfolg mancher gerühmter den Haarwuchs befördernder Mittel auf der Einwirkung eines solchen Reizes beruht.

Einen — wie es scheint bis jetzt ziemlich isolirt stehenden — Fall von abnormer Behaarung in Folge von Hautreizung hat Virchow beschrieben (V). Bei einem 24 Jahre alten Weibe fand sich auf dem Rücken in der Gegend der oberen Lendenwirbel eine behaarte Stelle und unterhalb dieser Stelle ein Defect in der Wirbelsäule, nämlich eine Spaltung des Rückgrates (Spina bifida), so daß also in diesem Falle eine früher vorhanden gewesene locale entzündliche Reizung, welche zugleich die Haut und die unterliegenden Theile betraf, als Ursache der ungewöhnlichen Haarbildung betrachtet werden darf.



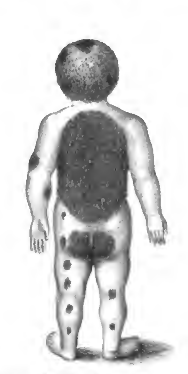


Fig. 1. Behaartes Mädchen aus Schönberg bei Soldin, geboren 1768.

Nach Ausschluß der vorerwähnten mehr in das Gebiet der Pathologie gehörenden Fälle bleibt uns eine zweite Gruppe, in welcher die Haarbildung auf ganz normaler, unveränderter Haut stattfindet.

Beim ungeborenen Kinde ist, worauf wir weiter unten noch genauer eingehen werden, nahezu die ganze Körperoberfläche mit einem gleichmäßig entwickelten, weichen Haarkleid, dem sogenannten Flaum- oder Wollhaar (lanugo), bedeckt, das dann später an einzelnen Stellen durch die wirklichen Haare (Kopfhaar, Achsel- und Schamhaar, Barthaar rc.) ersetzt wird, während an anderen oft anscheinend nackten Stellen der Flaum allein übrig bleibt. Vollkommen nackte und niemals behaarte, selbst niemals behaart gewesene Stellen giebt es nur sehr wenige, wie z. B. Handflächen und Fußsohlen. Dieser normale Zustand und Verlauf der Behaarung kann nun in verschiedener Weise Abweichungen erleiden und wir können darnach verschiedene Formen abnormer Behaarung unterscheiden.

In dem einen Fall sehen wir wirkliche Haare an den Stellen auftreten, an welchen bei dem betreffenden Geschlechte sonst nur Flaum zu wachsen pflegt, einen Bart also beim weiblichen Geschlechte sich entwickeln. Bei diesen „bärtigen Frauenzimmern" muß man aber auch wieder mehrere Formen unterscheiden: die eine ist das sogenannte „Bärtchen" junger Frauen (Bartels VI), das sich fast nur bei Brünetten findet und eigentlich nur in einem etwas stärkern Wachsthum des an den Bartstellen übrigens immer mehr entwickelten, hier aber nur dunklern und deshalb leichter sichtbaren Wollhaares auf der Oberlippe und vor dem Ohre besteht [1]).

Etwas Anderes ist das Auftreten eines wirklichen, aus

[1]) Vielleicht ist dies auch nur eine Bildungshemmung. Eschricht fand bei fünfmonatlichen Embryonen beiderlei Geschlechtes das Wollhaar um den Mund viel länger als auf dem Schädel.

echten starken Barthaaren bestehenden Bartes, ein Vorkommniß, das sich wohl meist nur bei Frauenzimmern, die schon ziemlich über die Blüthe der Jugend hinaus sind, findet. Von solchen bärtigen Frauenzimmern ist in der Literatur, insbesondere bei Ehle (VII), eine reichliche Anzahl von Fällen aufgezeichnet. Einer der bekanntesten ist der von diesem Autor, dann wieder von Stricker beschriebene und abgebildete sogenannte Dresdener Fall, der neuerlich wieder von Friedel (VIII) als ein neuer (wenigstens ohne Erwähnung der früheren Beschreibungen) mitgetheilt wird. Eine Rosina Margaretha Müller, die im Dresdener Krankenhause im Jahre 1732 im 64. Lebensjahre starb, hatte einen dünnen Schnurrbart von etwa 1/2 Zoll Länge, an den sich jederseits ein Backenbart (sogenannte Cotelette) von 3 Zoll Länge und weißer Farbe anschloß. — Unter Maria Theresia soll ein Weib, das in Besitz eines gewaltigen Schnurrbartes war, viele Jahre lang unter den Husaren gedient haben und sogar wegen ihrer Tapferkeit bis zum Rittmeister vorgerückt sein. Nachdem ihr Geschlecht entdeckt worden war, wurde sie pensionirt mit der Auflage, stets weibliche Kleidung zu tragen. —

Ein wohlconstatirter Fall aus der neuern Zeit ist der von dem englischen Arzte Chowne im Jahre 1852 in dem Charing-Croß-Hospital in London beobachtete und in der „Lancet“ (1852, S. 421) beschriebene Fall (abgebildet bei Stricker IX). Derselbe betrifft ein Schweizer Nähmädchen, das einen sehr mächtigen Backenbart hatte. Dasselbe kam ins Hospital, um sich ein ärztliches Zeugniß über ihr Geschlecht ausstellen zu lassen, was um so unbedenklicher gegeben werden konnte, als sich die „bärtige Jungfrau“ in interessanten Umständen befand.

Diesen Fällen erlaube ich mir nun noch einen von mir selbst beobachteten anzuschließen. In den ersten Tagen des Jahres 1876 verkündete ein großer Anschlagzettel an einem hiesigen Hôtel, daß daselbst zu sehen und zu sprechen sei:

„Das Neueste der jetzigen feinen Welt, das bärtige Wundermädchen, die berühmte Nordpolreiserin, Professorin der Phrenologie und Physiologie. Sie ist im Stande, durch die Phrenologie, verbunden mit der Physiologie, sogleich die Fähigkeiten, den Charakter der Person, ihre Erlebnisse sowohl in der Vergangenheit als auch in der Zukunft genau anzugeben. Diese Wunderdame ist auch darum sehr interessant, weil sie selbst ein Spiel der Natur ist; sie besitzt bei allen Vorzügen eines schönen Weibes mit einer weiblichen wohltönenden Stimme einen männlichen Kopf mit einem Barte.“

Einige Tage später (7. Januar 1876) wurde Morgens die Leiche eines Individuums in anständiger männlicher Kleidung von der Polizei auf die Anatomie gebracht. Es war die des „bärtigen Wundermädchens“, das also, gleichwie die bärtigen Priesterinnen des Bacchus in Carien, von denen Aristoteles spricht, mit dem Barte auch die Gabe der Weissagung besessen hatte. Leider war diese Priesterin aber in einem ungleich ungläubigern Zeitalter geboren als ihre vorgenannten Colleginnen, und die Gaben scheinen ihr nicht so reichlich zugeflossen zu sein als jenen. So kam es, daß sie in Folge finanzieller Unzulänglichkeiten sich Nachts im Gasthaus erhängte.

Wie das beistehende nach einer Photographie gezeichnete Portrait deutlich erkennen läßt, hat das Wundermädchen, das, wie der später eingelangte Heimathsschein auswies, das fünfzigste Lebensjahr bereits überschritten und ein sehr bewegtes Leben, für das ihr wohl das Epitheton πολύτροπη zukäme, hinter sich hatte, einen, freilich etwas dünnen, Schnurrbart und einen ansehnlichen Knebelbart von ziemlicher Länge. Wie die äußere Körpergestalt einen durchaus weiblichen Typus, allerdings bei etwas männlichem Gesichtsausdruck, darbot, so zeigte auch die anatomische Untersuchung der inneren Organe keine bedeutende angeborene Abweichung von dem normalen weiblichen Bau. Näheres hierüber wird an einem andern Orte mitgetheilt werden.



Fig. 2. „Das bärtige Wundermädchen.“

An diese Fälle können wir jene anschließen, in welchen das Auftreten von starken Haaren beim Manne — ja selbst auch beim Weibe — über die gewöhnlichen Grenzen hinausgeht und ein starker Haarwuchs an Stellen — und zwar in großer Verbreitung oder nur local — auftritt, an welchen sonst in der Regel nur Wollhaar existirt. Es wird sich weiter unten Gelegenheit ergeben, auf diese Fälle zurückzukommen; vorläufig mag es genügen, dieselben an dieser Stelle kurz erwähnt zu haben.

Wie nun in den vorerwähnten Fällen die Behaarung dadurch abnorm wird, daß ein Bart bei dem weiblichen Geschlechte auftritt, oder daß an Stellen, auf welchen sich sonst nur Wollhaar befindet, ein starker Haarwuchs — verbreitet oder local — erscheint, ebenso kann dieselbe bei beiden Geschlechtern auch dadurch abnorm werden, daß sie vor der Zeit, in welcher sie in der Regel zu erscheinen pflegt, auftritt. Das sind die Fälle der vorzeitigen Behaarung oder Frühreife. Der Behaarung am unrechten Ort stellt sich also somit eine solche zur unrechten Zeit zur Seite.

In der folgenden Gruppe von Fällen abnormer Behaarung findet in einem gewissen Sinne beides zugleich statt, sowohl eine Behaarung am unrechten Orte als eine solche zur unrechten Zeit, und diese Fälle, die sogenannten „Haar-

menschen", sind es, die das Interesse des Anthropologen vor allen anderen beanspruchen und die daher eigentlich den Hauptgegenstand meiner Darstellung bilden.

Unter der Bezeichnung „Haarmenschen" wollen wir diejenigen Fälle zusammenfassen, in welchen eine allgemeine starke Behaarung, vor Allem aber eine solche des Gesichtes, vorhanden ist, die eben das Auffallende der Mißbildung bedingt und die Benennung „Hundemenschen", die man einem der am meisten charakteristischen Repräsentanten dieser Gruppe beigelegt hat, als nicht übel gewählt erscheinen lassen.

Ich halte es für das Entsprechendste, meinen Lesern zunächst diesen obenerwähnten Repräsentanten im Bilde vorzuführen, zu beschreiben und dann daran die Schilderung der übrigen Fälle, die bis jetzt bekannt geworden sind, anzuschließen.

1. Andrian Jeftichjew, der sogenannte „russische Hundemensch" oder „Haarmensch", aus dem Gouvernement Kostroma in Rußland, war, als er sich vor einigen Jahren in Deutschland sehen ließ, ungefähr 55 Jahre alt. Bei diesem Manne sind die Haare im Gesichte und an den sonst unbehaarten Theilen des Kopfes in so ungewöhnlich starker Weise entwickelt, daß in dieser Hinsicht kaum ein anderer Fall dem in Rede stehenden gleichkommt. Lange glatte Haare reichen nicht bloß über Stirn und Wange, sondern auch die Nase ist mit ganz langen Haarlocken besetzt. Auch die Augenlider, an welchen übrigens die Wimpern ganz normal sind, zeigen sich vollständig mit Haaren bedeckt. In noch auffälligerem Maße ist dies an den Ohren der Fall. Hier findet sich die Behaarung nicht bloß an den Muscheln, sondern sie erstreckt sich auch in den äußern Gehörgang hinein; aus jedem derselben ragt eine lange, schöne Haarlocke hervor und ebenso ragen auch aus den Nasenlöchern Haarlocken hervor. Hals und Nacken sind ebenfalls etwas stärker behaart als gewöhnlich, aber keineswegs in dem Maße wie das Gesicht. Ueber die Beschaffenheit der Haare sagt Cl. Roger (X): „Les poils qui recouvrent toute la tête du père, varient de deux à dix centimètres de longueur et du brun au blond roux. Ils ont la texture, la flaccidité et toutes les apparences de ceux de l'ours ou plutôt du griffon, mais ne présentent en rien les caractères des poils des autres individus humains, dont ils n'ont nullement ni la rigidité elastique ni le brillant. Ce sont des poils un peu laineux comme ceux de la chèvre angora; ce ne sont ni des cheveux, ni de la barbe, ni même des poils follets." Auch am Rumpf und den unteren Extremitäten fand sich eine etwas stärkere Haarbildung und es waren einzelne Stellen an ersteren im Zusammenhang mit 4 bis 5 Centimeter langen, jedoch nicht sehr dicht stehenden Haaren besetzt, immerhin aber trat diese Haarbildung gegen die des Gesichtes fast ganz zurück.


Fig. 3. Andrian Jeftichjew, „der russische Hundemensch."

Andrian Jeftichjew war begleitet von seinem Sohne Fedor, einem dreijährigen Knaben, welcher ganz dieselbe Mißbildung zeigt. Feine weißgelbliche Haare bedecken auch hier den größten Theil des Gesichtes, wenn auch noch nicht in der Dichtigkeit wie bei dem Vater. Die längsten gehen vom äußern Augenwinkel aus, hängen mit den Augenbrauen und der Behaarung des untern Augenlides einerseits, andererseits mit den Kopfhaaren zusammen und gehen dann nach außen in eine Art Backenbart über; das äußere Ohr ist wie bei einem Seidenhäschen lang behaart. Ein Seidenbüschel zwischen den beiden Augen, ein Haarkranz über die Nase und ein weißer Schnurrbart, der mit den Wangenhaaren sich vereinigt, vervollständigen die Frisur. Zahlreiche feine 3 bis 6 Millimeter lange Haare bedecken hier auch die Arme und den Rücken.

Von ganz besonderm Interesse ist nun noch eine weitere Eigenthümlichkeit, die den beiden Haarmenschen, Vater und Sohn, gleichmäßig zukommt und die, wie wir weiter unten sehen werden, sich auch bei anderen Haarmenschen wiederfindet, nämlich eine mangelhafte Zahnbildung. Bei Andrian ist der gesammte Oberkiefer bis auf den linken Eckzahn zahnlos und die übrigen Zähne sind nicht etwa ausgefallen, sondern sie waren nie vorhanden. Der Unterkiefer besitzt dagegen alle Zähne. Bei dem kleinen Fedor finden sich, obgleich er schon drei Jahre alt, nur im Unterkiefer vier Schneidezähne; der Oberkiefer ist ganz zahnlos und es fehlt demselben sogar der Alveolarfortsatz (in welchem die Zahnkeime zu liegen hätten) fast ganz, so daß auch an ein etwaiges späteres Durchbrechen der Zähne nicht zu denken ist. Demzufolge erscheint der Oberkiefer des Kindes sehr niedrig und die Oberlippe schmal. Bei dem Vater giebt die durch den genannten Mangel bedingte Verkümmerung der Obermundgegend und die daraus hervorgehende Erniedrigung des Gesichtes der ganzen Physiognomie etwas Seltsames.

Ich beschränke mich für jetzt auf die Mittheilung dieser Thatsache und werde weiter unten, nachdem wir auch die übrigen Fälle betrachtet haben werden, auf die Deutung dieses Wechselverhältnisses näher eingehen.

Da die Erblichkeitsverhältnisse bei unserm Falle von besonderer Wichtigkeit sind, so ist es nöthig, noch mit einigen Worten der Familiengeschichte unseres russischen Haarmenschen zu gedenken. Andrian soll der Sohn eines Soldaten sein; es ist übrigens weder von seinen Eltern, noch von seinen Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, etwas Nä-

heres bekannt. Andrian ist verheirathet gewesen und hat aus dieser Ehe zwei Kinder gehabt, die früh verstorben sind. Von diesen soll das Mädchen das Aussehen des Vaters gehabt haben; über das andere Kind, einen Knaben, ist nichts Genaueres zu ermitteln gewesen. Daß Fedor, der unzweifelhaft aus demselben Dorfe mit Andrian stammt, wirklich der Sohn seines Vaters ist, geht nicht nur aus der Aehnlichkeit der Behaarung und Zahnbildung, sondern auch aus der unverkennbaren Familienähnlichkeit in Physiognomie und der Gesammterscheinung hervor und es verdient die Versicherung der Begleiter des Andrian, daß Fedor wirklich der Sohn (aus einem Concubinat stammend) sei, weit mehr Vertrauen als die des Vaters, daß er nicht sein Sohn und ihm bloß der Aehnlichkeit wegen mitgegeben worden sei.

2. Der zweite genauer bekannte Fall einer erblichen Difformität dieser Art betrifft eine hinterindische Familie, bei welcher dieselbe nun schon im dritten Gliede bekannt ist, die Familie des Shwé-Maong.

Crawford, dem im Jahre 1829 eine politische Mission an den Hof von Ava übertragen worden war, erzählt in seinem Journal (XI), daß er vielfach von einem Menschen reden hörte, dessen ganzer Körper mit Haaren bedeckt und der eher einem Affen als einem Menschen ähnlich sehen sollte. Auf seinen Wunsch schickte ihm der König denselben zu und der begleitende Arzt, Dr. Wallich, untersuchte das Individuum und schrieb Notizen nieder, denen das Folgende entnommen ist:


Fig. 4. Shwé-Maong.

„Der Mann heißt Shwé-Maong und giebt an, 30 Jahre alt und im District Maihong-gyi, einer Gegend im Lao am Saluen- oder Martaban-Flusse, drei Monatsreisen von Ava entfernt, geboren zu sein. Im Alter von fünf Jahren wurde er vom Häuptling seines Landes dem König von Ava als Curiosität zum Geschenke gemacht. Er ist 5 Fuß $3^1/_2$ Zoll hoch (durchschnittliche Körpergröße der Birmanen), aber im Vergleich zu der sonst kräftig gebauten indo-chinesischen Race von etwas schwächlicher Constitution; die Hautfarbe vielleicht etwas heller als gewöhnlich, die Augen dunkel. Stirn, Wangen, Augenlider, Nase, Nasenlöcher und Kinn, mit einem Worte das ganze Antlitz mit einziger Ausnahme des rothen Lippensaumes sind mit feinen Haaren vollkommen bedeckt, welche an Stirn und Wangen etwa 8 Zoll, an Nase und Kinn gegen 4 Zoll lang sind. Die Farbe der Haare silbergrau, ihre Beschaffenheit seidenartig, nicht gekräuselt. Sowohl die äußere als innere Oberfläche beider Ohrmuscheln trägt ähnliche ebenfalls 8 Zoll lange Haare, und gerade diese waren es, welche im ersten Moment auf den Beschauer den Eindruck eines unnatürlichen oder vielmehr nicht menschlichen Wesens machten; denn man sieht weder Augenbrauen noch Wimpern oder Bart, sondern nur eine einzige Haarbedeckung. Als Kind — erzählt Shwé-Maong — seien die Haare von viel hellerer Farbe gewesen. Auch die anderen Körpertheile sind in ähnlicher Weise behaart, nur daß die Haare an verschiedenen Stellen eine verschiedene Länge und Dichtigkeit haben, an einigen 5 Zoll, an anderen 4 Zoll lang oder, wie an den Vorderarmen, noch kürzer sind. Ein der Mauserung ähnlicher Vorgang war niemals eingetreten. Obgleich erst 30 Jahre alt, sieht Shwé-Maong gewissermaßen doch wie ein Sechsziger aus. Hierzu trägt nun wesentlich eine Mißbildung der Zähne bei, in Folge deren die Wangen eingefallen sind. Bei Besichtigung des Mundes ergiebt es sich nämlich, daß der Unterkiefer nur fünf Zähne, und zwar die vier Schneidezähne und den linken Eckzahn, enthält. Im Oberkiefer befinden sich nur vier Zähne, die Mahlzähne fehlen ganz. Das Zahnfleisch bildet an den für die Zähne bestimmten Stellen eine harte, fleischige Rinne, und so viel festgestellt werden konnte, sind keine Alveolarfortsätze vorhanden. Die Zähne sind gut, aber klein. Maong erinnert sich, niemals einen Zahn verloren, und behauptet, erst im Alter von 20 Jahren die erste Zahnung (Zahnwechsel) durchgemacht zu haben, wobei die alten Zähne durch die noch jetzt vorhandenen ersetzt wurden. Ausdrücklich bemerkt er, daß er Mahlzähne niemals besessen habe und daß er dieselben durchaus nicht vermisse.

Die Gesichtszüge dieses Individuums sind für einen Birmanen regelmäßig zu nennen, und die geistigen Facultäten sogar höher, als sie bei Birmanen durchschnittlich angetroffen werden. Bei seiner Geburt, erzählte er, seien nur die Ohren von etwa 2 Zoll langen Haaren bedeckt gewesen; im Alter von 6 Jahren begann der ganze Körper, die Stirn zu allererst, haarig zu werden. Er bemerkt ausdrücklich, daß er erst im zwanzigsten Jahre seine Pubertät erreicht hat. Im Alter von 22 Jahren machte ihm der König ein Weib zum Geschenke, mit welchem er vier Töchter hatte. Die älteste starb mit 3 Jahren, die jüngere, als sie 11 Monate alt war. An beiden fand sich nichts Abnormes. Die Mutter, eine schöne Birmanin, producirte das dritte und vierte Kind. Das älteste, 5 Jahre alt, war das wahre Bild der Mutter und unterschied sich durchaus in nichts von einem gewöhnlichen gesunden Kinde; die Zahnperiode hatte zur normalen Zeit begonnen und im zweiten Lebensjahre besaß das Kind alle Milchzähne. Das jüngste Kind, Maphoon genannt, etwa $2^1/_2$ Jahre alt, ist sehr stark und schön, war aber mit behaarter vorderer Ohrmuschelfläche geboren. Nach sechs Monaten machte sich die Behaarung überall an den Ohren und nach einem Jahre am ganzen Körper bemerklich; die Haare sind von heller Farbe und fein wie Seide. Erst als das Kind 2 Jahre alt war, bekam es in jedem Kiefer zwei Schneidezähne, hatte aber bis zur Zeit der Untersuchung weder Eck- noch Mahlzähne.

Shwé-Maong, der gewissermaßen das Amt eines Hofnarren bekleidete, weil er die Stellungen und Bewegungen der Affen gut nachzuahmen verstand, beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit Korbflechterei. Er versichert, daß keiner seiner Vorfahren behaart gewesen war."

Die vorstehende Schilderung von Crawford stammt, wie wir gesehen, aus dem Jahre 1829. Im Jahre 1855, also 26 Jahre später, wurde das behaarte Kind Maphoon in einem Alter von $28^1/_2$ Jahren von einem andern englischen Reisenden, dem bekannten Capitän (jetzt Oberst) Henry Yule (XII), wieder gesehen. Derselbe schreibt unterm 18. September 1855 wie folgt:

„Heute hatten wir in der Residenz einen absonderlichen Besuch. Es war Maphoon, die Tochter Shwé-Maong's, des in Crawford's Reisebeschreibung (s. oben) beschriebenen und abgebildeten „homo hirsutus". In demselben Werke befindet sich auch ein Bild der Maphoon als Kind. Da wir auf einen solchen Besuch nicht vorbereitet waren, so entlockte er uns bei seinem Eintreten einen Ausruf des Erstaunens, da wir in der That den hundsköpfigen Anubis in natura vor uns zu sehen glaubten. Das ganze Gesicht von Ma-

phoon ist mehr oder minder mit Haaren bedeckt, welche nur an einer Stelle des Kinns und zwischen Nase und Mund von flaumartiger Beschaffenheit, an allen anderen Stellen aber dicht, seidenartig, braun gefärbt, blasser um Nase und Kinn und 4 bis 5 Zoll lang sind. An den Nasenflügeln, den Wangen und unterhalb der Augen ist der Haarwuchs ein ziemlich bedeutender; ganz außerordentlich entwickelt aber erschien er an und in den Ohren. Mit Ausnahme der obersten Spitze dieser ist nichts von denselben zu sehen, da sie von einer reichlichen Masse überall auf denselben wachsenden seidenartigen Haares ganz erfüllt und bedeckt sind. Ueberdies hängt von denselben noch eine Haarlocke von 8 bis 10 Zoll Länge herab. Die auf der Stirn wachsenden Haare sind so gekämmt, daß sie mit den Kopfhaaren vereinigt erscheinen, welche (wie hier zu Lande gebräuchlich) à la Chinoise frisirt sind. Uebrigens sind die Stirnhaare nicht hinlänglich dicht, um die Stirn vollständig zu bedecken. Die Nase ist in einer Weise behaart, wie ich es bei keinem mir bekannten Thiere jemals gesehen, mit langen feinen Locken, die wie die Büschel am Pelze eines kleinen Pinschers (like the wisps of a fine



Fig. 5. Maphoon, die Tochter Shwé-Maong's, mit ihrem Kinde.

skye terriers coat) herabhängen, was einen höchst sonderbaren Anblick gewährt. Der Bart ist blaß von Farbe, etwa 4 Zoll lang, sehr weich und seidenartig.

Die arme Maphoon ist gut und bescheiden, die Stimme weiblich und sanft, der Gesichtsausdruck mild und, hat man den ersten natürlich abstoßenden Gesichtsausdruck überwunden, sogar nicht ungefällig. Ihre ganze Erscheinung macht eher den Eindruck eines angenehmen Frauenzimmers, das sich maskirt hat, als daß er irgend etwas Rohes und Unangenehmes hätte. Dieser Unterschied war aber allerdings in der Zeichnung ihres Portraits nicht leicht zum Ausdruck zu bringen [1]).

Hals, Brust und Arme erschienen mit einem feinen, blassen Flaum bedeckt, der bei einer gewissen Beleuchtung kaum sichtbar war.

Begleitet war sie von ihrem Manne und von ihren bei-

[1]) Maphoon glich sehr dem Portrait ihres Vaters in Crawford's Buch. Das Bild von ihr selbst als Kind an der gleichen Stelle ist entschieden verfehlt und stellt eher einen alten bärtigen Mann als ein behaartes Kind vor.

den Söhnen. Der ältere, 4 bis 5 Jahre alt, hat nichts Abnormes an sich, der jüngere aber, welcher erst 14 Monate zählt und noch an der Brust genährt wird, schlägt entschieden der Mutter nach. Auf seinem Kopfe wachsen wenig Haare, hingegen sind des Kindes Ohren mit langen, seidenartigen Haaren bedeckt, und der Säugling könnte sich eines Schnurr- und Kinnbartes von blassem, seidenartigem Flaum rühmen, der das Herz manches Lieutenants erfreuen würde.

Die ganze Erscheinung des Kindes stimmt genau mit der Beschreibung überein, welche Crawford über dessen Mutter, als diese selbst noch ein Kind war, gegeben hat."

Im Jahre 1867, also 12 Jahre später, ist Maphoon mit ihren beiden Söhnen abermals in Ava gesehen worden, und zwar von Capitän Houghton. Wie aus der Beschreibung Yule's erhellt, die ich oben mittheilte, war im Jahre 1855 bei dem ältern, damals 4 bis 5 Jahre alten Sohne nichts Abnormes zu bemerken, während bei dem jüngern Anfänge der Behaarung vorhanden waren. Das hatte sich inzwischen sehr geändert: an dem Aeltesten hatte sich das Wachsthum der Haare später nicht nur eingestellt, sondern es hatte auch solche Fortschritte gemacht, daß sowohl Maphoon als Shwé-Maong hinter demselben zurückblieben, wie dies aus Photographien, die im Jahre 1867 in Rangun aufgenommen wurden, hervorgeht. Nach diesen Photographien, deren Mittheilung ich der Gefälligkeit des Herrn Dr. Weigel in Wien verdanke, sind die beistehenden Figuren 6 und 7 gezeichnet. Fig. 6 stellt den ältern Sohn dar, der nicht nur im Gesichte, sondern auch am übrigen Körper viel stärker behaart ist als Mutter und Großvater. Fig. 7 stellt den jüngern Sohn dar.

Maphoon hat überdies dieselbe Eigenthümlichkeit in der Zahnbildung wie ihr Vater. Die Eck- und Mahlzähne fehlen und an ihrer Stelle bildet das Zahnfleisch nur eine harte Rinne, was sie aber nicht hindert, gleich ihren Landsleuten Taback zu kauen.

3. Daß in diese Gruppe auch die von v. Siebold (I) kürzlich beschriebene „haarige Familie von Ambras" gehöre,



Fig. 6. Der ältere Sohn Maphoon's.



Fig. 7. Der jüngere Sohn Maphoon's.

ist, obgleich wir dieselben nur aus ihren Portraits kennen, mir doch ganz unzweifelhaft. Die vier Oelgemälde, welche Vater, Mutter, Sohn und Tochter alle in ganzer Lebensgröße darstellen, befinden sich auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck [1]) und sind in dem Kataloge angeführt als „Der haarige Mann aus München, seine Frau und zwei Kinder." Leider ist es Professor v. Siebold trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht gelungen, irgend etwas Genaueres über diese Familie zu erfahren, und wir sind daher auf die Portraits allein angewiesen, welche der genannte Gelehrte photographiren ließ und in Holzstich im Archiv für Anthropologie mittheilte. Diese Photographien, welche wir hierbei reproduciren, zeigen nun aber auf das Deutlichste, daß des Vaters ganzes Gesicht in ganz ähnlicher Weise, wie bei dem vorerwähnten russischen Haarmenschen, mit langen und, wie es den Anschein hat, auch weichen Haaren besetzt ist, die auch durchaus in gleicher Weise, wie bei diesem, angeordnet waren. Das Gesicht der Mutter ist vollkommen glatt und auffallend hübsch. Dagegen zeigen die beiden Kinder, Sohn und Tochter, dieselbe Behaarung im Gesichte und in derselben Anordnung, wenn auch noch nicht in demselben Maße reichlich wie der Vater. In Betreff einer Behaarung des Körpers ist nur erwähnt, daß die Hände der Eltern nicht behaart gewesen seien. Von den Kindern bemerkt v. Siebold: „Von diesen Kindern zeigten nur die Hände des Knaben einen sehr schwachen Haarwuchs, welcher in der Photographie nicht zum Ausdruck gekommen ist."

Selbstverständlich ist auch nichts über einen etwaigen Defect in der Zahnbildung bekannt, und die sehr regelmäßige Gesichtsbildung sowohl des Vaters als der Kinder giebt uns keine Veranlassung, auf das Vorhandensein eines solchen zu schließen.

4. Ferner ist vorläufig in der Reihe der sogenannten Haarmenschen auch die bekannte mexicanische Tänzerin Julia Pastrana, die seiner Zeit in Europa großes Aufsehen erregte, aufzuzählen, obschon dieselbe in mehreren Punkten nicht unwichtige Unterschiede von den bisher beschriebenen Fällen aufweist, so daß ihre Einreihung in diese Gruppe ausdrücklich nur mit Vorbehalt geschieht. Wie auch aus dem beifolgenden, von H. König für die „Gartenlaube" gezeichneten Portrait ersichtlich ist, ist das Gesicht keineswegs so vollständig behaart wie in den vorgenannten Fällen; an Wange und Nase sieht man ganz unbehaarte Stellen und das Ganze macht eher den Eindruck eines allerdings stark entwickelten und auch die natürlichen Grenzen da und dort überschreitenden Bartes. Leider fehlt uns auch hier eine genaue Beschreibung von Seiten eines Naturforschers, und

[1]) Die Portraits der Eltern sind 6 Fuß hoch und 3 Fuß breit; diejenigen der Kinder 4 Fuß hoch und 3 Fuß breit. In der Ambraser Sammlung in Wien befinden sich verkleinerte Copien derselben.



Figg. 8 bis 11. Die haarige Familie von Ambras.

die Angaben in den öffentlichen Blättern stimmen nicht in allen Punkten mit einander überein. Der Referent in der „Gartenlaube“ schildert z. B. unsere haarige Schöne wie folgt: „Der Schädel ist mit einer großen Fülle feiner, glänzend schwarzer Haare bedeckt, welche Miß Julia nach Art civilisirter Frauen kunstvoll zu strählen und zu flechten liebt. Die Stirn ist außerordentlich schmal und stumpf, kaum zwei Finger breit und mit einer Art verschiebbaren Fettpolsters von ansehnlicher Stärke bedeckt. Das ganze Gesicht ist, wie der ganze Körper, mit schwarzen Haaren bedeckt, bald schwächer, bald stärker. Dieser seltsame Haarwuchs beginnt auf der Stirn und verdichtet sich in der Gegend der Augenbrauen zu



Fig. 12. Julia Pastrana.

zwei gewaltigen, borstigen Büscheln; von ebenso auffallender Stärke sind die Augenwimpern. Die Nase ist wulstig, stark, mit breitem Rücken und ausgedehnten Nüstern. Die Stelle, wo die Nasenwände und Nasenflügel an das Gesicht ansetzen, ist durch stärkere Haarbüschel markirt. Der Mund ist von zwei wulstigen Lippen eingeschlossen; das Kinn ist kurz, die Ohren außerordentlich groß. Das Haar, mit welchem das bräunliche Gesicht bedeckt ist, verdichtet sich an den Wangen zu einem Backenbarte, am Kinn zu einem starken Kinnbarte. Schwächer ist der Schnurrbart; dafür sind aber die Ohren vollständig behaart, namentlich hängen von den Ohrläppchen lange Büschel Haare herab.“

Während hier über die Beschaffenheit der Haare des Gesichts nichts angegeben ist, die Kopfhaare aber als fein

geschildert werden, bemerkt ein Berichterstatter in der Pariser „Illustration", daß die Kopfhaare dick (gros) wie Roßhaare und der Bart rauh sei, und in der That entspricht das Portrait auch weit mehr dieser Angabe. Was die Behaarung des übrigen Körpers betrifft, so waren nach der letztgenannten Quelle besonders Schultern, Hüften, Brust und Wirbelsäule behaart. Um das Bild vollständig zu machen, fügen wir noch bei, daß Miß Julia etwa 4½ Fuß hoch und von wohlbeleibter Statur war, breite Schultern, üppige Brust, starke Hüften und feine, zierliche Hände und Füße hatte. Was nun endlich die Zahnbildung betrifft, die bei der russischen und birmanischen Familie einen so bedeutenden Defect erkennen läßt, so schien anfänglich hier das Gegentheil stattzufinden. Darwin, der die Pastrana ebenfalls bespricht, macht über dieselbe folgende Angaben, die ihm von Mr. Wallace auf die Autorität eines Zahnarztes, des Dr. Purland, mitgetheilt wurden (IV, B. II, S. 434): „Julia Pastrana, eine spanische Tänzerin, war eine merkwürdig schöne Frau; sie hatte aber einen starken männlichen Bart und eine haarige Stirn. Was uns hier von ihr angeht, ist, daß sie sowohl im Ober- als Unterkiefer eine unregelmäßige, doppelte Reihe von Zähnen hatte, von denen die eine Reihe innerhalb der andern stand, und hiervon nahm Dr. Purland einen Abguß. Wegen der Ueppigkeit ihres Zahnwuchses sprang ihr Mund vor, und ihr Gesicht hatte ein gorillaähnliches Ansehen" (was freilich mit der „merkwürdig schönen" Frau nicht recht stimmt. Ref.). Diese Angabe von Dr. Purland scheint aber jedenfalls ganz unrichtig zu sein. Wir erfahren aus anderen Mittheilungen (VI und XIII, S. 658), daß die Zähne des Unterkiefers zwar ganz vollständig vorhanden, im Oberkiefer aber nur die Backzähne entwickelt sind: anstatt des behaupteten Ueberflusses also ein Mangel! Duhousset (XIV) giebt an, daß die Zähne nach innen von einer hypertrophischen Anschwellung des Zahnfleisches umgeben sind, welche das ganze Vestibulum oris ausfüllte, die Lippen nach außen drängte und geöffnet erhielt. Dasselbe meint wohl auch der Referent in der „Gartenlaube", wenn er sagt, „daß hinter den wulstigen Lippen der blutrothe Gaumen sich in starker Wölbung hervordränge."

Ueber die Abkunft der Miß Julia wissen wir leider nichts; ihr Begleiter läßt sie „als kleines Kind in einer der Schluchten der Sierra madre in Mexico gefunden" worden sein, in einer Gegend, welche „fern von allen menschlichen Wohnungen liege, dagegen reichlich gesegnet sei mit allerhand Bestien, wie Affen und Bären," ein Satz, auf welchen sich das Göthe'sche: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt" wohl mit gutem Grunde anwenden läßt.

Besser als in aufsteigender, sind wir über ihre Blutsverwandtschaft in absteigender Linie unterrichtet. Miß Julia selbst blieb nicht unbegehrt und das Mutterglück war ihr nicht versagt. Sie wurde im Jahre 1860, etwa in ihrem 26. Lebensjahre, von einem Knaben entbunden. Leider starb derselbe schon nach 36 Stunden und zog die Mutter am fünften Tage ihres Wochenbettes mit sich ins Grab. Mutter und Kind sollen sich jetzt „ausgestopft" in einem Museum in Moskau befinden und zwar nach Angabe von Bartels (VI) in dem dortigen Präuscher'schen Volksmuseum.

Ueber die Beschaffenheit des Kindes sind mir nur die Angaben von Bartels (VI) bekannt. Derselbe sagt: „Soweit die mangelhafte Beleuchtung es mich erkennen ließ, scheinen bei dem Knaben die Wangen von Behaarung frei zu sein. Die Haut erscheint aber sehr gegerbt. Trotzdem bemerkt man lanugo auf der Mittellinie des Nasenrückens. Die ganze Stirn ist bis zu den Augenbrauen behaart. Die Vorderfläche der Ohrmuscheln trägt kurzen lanugo. Der ganze Kopf ist mit dichtem, schlichtem, schwarzem Haare von 2 bis 3 Centimeter Länge bedeckt. Der Nacken, die Brust und die Schultern tragen, so weit sie aus dem Kleide hervorsehen, eine kurze, dichte Behaarung." Ob, was jedenfalls sehr wichtig gewesen wäre, die Schädel von Mutter und Kind in Betreff der Zahnbildung einer anatomischen Untersuchung unterworfen worden sind, ist mir nicht bekannt.

Von den älteren in der Literatur verzeichneten Fällen abnormer Behaarung gehören die folgenden unzweifelhaft in die Kategorie der Haarmenschen:

Der berühmte Basler Arzt und Professor Felix Plater, der in dieser Stadt in den Jahren 1536 bis 1614 lebte, erzählt in seinen „Observationes" (XV) von einem Manne zu Paris, der an dem Hofe Königs Heinrich II. verkehrte und diesem Fürsten wegen der hier in Rede stehenden Eigenschaft, nämlich seiner abnormen Behaarung, sehr theuer (percharus) war. Derselbe hatte den ganzen Körper und das Gesicht (mit Ausnahme einer kleinen Stelle unter den Augen) mit sehr reichlichen Haaren besetzt, und seine Augenbrauen und Stirnhaare waren so lang, daß er sie zurückhalten mußte, um nicht am Sehen gehindert zu werden. Mit einer glatten, anderen Weibern ähnlichen Frau zeugte er zottige Kinder, von welchen Plater den Knaben mit 9, das Mädchen mit 7 Jahren 1583 in Basel sah und malen ließ[1]). Sie waren im Gesichte zottig, der Knabe mehr als das Mädchen, bei welchem die ganze Gegend längs des Verlaufes der Wirbelsäule mit reichlichen Haaren besetzt war.



Fig. 13.

Barbara Urslerin ward geboren im Jahr 1633 den 18. Februarÿ in Augspurg. Ist gantz und gar harecht mit schönem gelben Haar im Angesicht; zwei große Locken auss beiden Ohren geben. Ihr Vater heyst Balthasar Ursler, ihr Mutter Anna Urslerin.

Dahin gehört ferner der Fall der **Barbara Ursler**, geboren zu Augsburg am 18. Februar 1633, die sich seiner Zeit in Deutschland, Dänemark, England, Frankreich und Italien sehen ließ und von verschiedenen Forschern beschrieben wurde. Die ausführlichste Geschichte derselben ist von Stricker (IX) mitgetheilt. Nach der Beschreibung von Seger (XVI) war dieselbe am ganzen Körper und selbst im Gesicht, auf Stirn, Wangen und Nase mit blonden, wie Wolle weichen krausen Haaren bekleidet und hatte einen dichten, bis zum Gürtel herabreichenden Bart. Auch aus den Ohren ragten lange blonde Locken hervor. Die seiner Abhandlung beigegebene Abbildung (mit Weglassung der Arme und Hände, die übrigens nichts von Behaarung zeigen) reproducire ich hier nebst der Unterschrift des Bildes.

---

[1]) Leider haben sorgfältige Nachforschungen nach diesen Bildern, die von befreundeten Collegen in Basel angestellt wurden, zu keinem Resultate geführt.

Ein weiterer Fall, der mir (obgleich hier auch noch andere Abnormitäten vorhanden waren) hierher zu gehören scheint, ist von Dr. Bevern im Jahre 1802 zu Inowraclaw beobachtet und in Hufeland's Journal (XVII) beschrieben worden. Derselbe schreibt: „Die Frau eines hiesigen Vorstädters, Namens Possast, kam vor 3½ Jahren mit zwei ganz gesunden Mädchen nieder. Im dritten Lebensjahre wurde bei dem einen der Leib und Kopf, besonders die Backen stärker als bei ihrer Zwillingsschwester, und wenn man das Kind im Bette liegen sah (seit einigen Wochen konnte es wegen seiner starken Maschine nicht mehr gehen), so sollte man es für einen zwanzigjährigen, schon starken, aber noch weichbärtigen, sehr dickbackigen Jüngling gehalten haben. Der Kopf war sehr groß, mit sehr starken, ins Blonde fallenden Haaren bis tief in die Stirn hinein bewachsen. Augenbrauen und Augenwimpern stark. Die Oberlippe sowohl als das Kinn sind stark mit blonden, aber weichen Haaren besetzt; die Brüste sehr stark, und die ganze Brust mit blonden Haaren bewachsen. Der Rücken aber ist dermaßen mit blonden, krausen Haaren bewachsen, daß er mit einem Kalbsfell überzogen zu sein scheint. (Die Schamhaare dagegen schwarz und stark, wie bei einem zwanzigjährigen Frauenzimmer.)“

Von Kuldscha über den Tian-schan und an den Lob-nor 1876 bis 1877[1].

Reisebericht von **N. M. Prschewalski.**

I.

Zusammensetzung der Expedition. Wieder ein erfolgreicher Schritt in der Erforschung Central-Asiens: das Bassin des Lob-nor, welches so lange und so hartnäckig im Dunkel geblieben, ist endlich für die Wissenschaft erschlossen!

Wie voraus bestimmt, war Kuldscha der Ausgangspunkt meiner Expedition. Dort langte ich Ende Juli 1876 mit meinen zwei Reisegefährten, dem Fähnrich Powalo-Schweikowski und dem Freiwilligen Eklon, an. Diesmal mit genügenden Geldmitteln versehen, konnte ich in Petersburg und Moskau alle für eine lange Reise nothwendigen Vorräthe kaufen; sie wogen nebst den vom Staate gelieferten Waffen und Munition circa 130 Pud. Diese Last wurde auf fünf Posttroiken von Perm nach Kuldscha geschafft, was in Folge der schlechten Wege im Ural über einen Monat Zeit in Anspruch nahm.

In Semipalatinsk stießen die Gefährten meiner ersten Expedition nach der Mongolei, die transbaikalischen Kazaken Tschebajew und Printschinow, zu uns, bereit, wiederum alle Mühen und Entbehrungen der neuen Reise mit mir zu theilen. Ferner wurde von Transbaikalien her mir noch ein des Mongolischen kundiger Kazak geschickt, und drei weitere nahm ich in Wjerny von den semiretschenskischen Truppen mit. Endlich wurde in Kuldscha selbst ein getaufter Kirgize, der Sartisch verstand, gemiethet. So war das Personal meiner Expedition beschaffen; leider aber war ich in der Wahl meiner Gefährten dieses Mal lange nicht so glücklich, wie bei der frühern Reise.

Fast drei Monate dauerte in Kuldscha die definitive Formirung und Ausrüstung unserer Karawane, welche aus 24 Kamelen und 4 Reitpferden bestand. Auf letzteren ritten ich, meine Gefährten und einer der Kazaken. Alle waren wir ausgezeichnet bewaffnet; abgesehen von den Jagdflinten führte jeder einen gezogenen Berdan-Stutzen auf der Schulter und zwei Revolver im Sattel.

Der ursprüngliche Plan war, an den Lob-nor vorzudringen, ihn und seine Umgegend nach Möglichkeit zu erforschen, dann nach Kuldscha zurückzukehren, dort die gesammelten Collectionen zu lassen und dann mit den übrigen Vorräthen nach Tibet zu gehen[1].

* *
*

Aufbruch aus Kuldscha. Das Ili-Thal. Der Tekes. Am Morgen des 12. August brachen wir, von den besten Wünschen unserer dortigen Landsleute begleitet, von Kuldscha auf. Der Weg führte zuerst fast am Ufer des Ili selbst aufwärts, dessen Thal hier von Tarantschen dicht bewohnt ist. Hübsche, reinliche Dörfer mit Gärten und Silberpappeln folgen fast unmittelbar auf einander. Dazwischen grünen, von zahlreichen Canälen bewässert, Getreidefelder und auf den Wiesen längs des Ili weiden große Herden von Schafen, Hornvieh und Pferden. Ueberall sieht man, daß die Leute in guten Verhältnissen leben; denn der mohammedanische Aufstand hat diesen Theil des Ili-Thales mit seiner zerstörenden Fluth nicht berührt. Die verwüsteten Ortschaften liegen von Kuldscha aus den Ili abwärts, wo früher auch Culturen sich befanden; aber nach der Vernichtung der Chinesen durch Tarantschen und Dunganen findet man dort größtentheils nur Ruinen von Dörfern und selbst Städten, wie Alt-Kuldscha, Bajandai, Tschimpansi u. s. w., und verödete, mit schlechtem Grase bewachsene Felder. Nachdem wir bei der Mündung des Kasch, 50 Werst von Kuldscha entfernt, auf das linke Ufer des Ili hinübergegangen waren, zogen wir im Thale desselben aufwärts, welches hier eine Breite von 20 Werst besitzt und eine Steppenebene mit lehmigem, etwas salzhaltigem Boden bildet, der mit Ceratocarpus (Art Melde), niedrigem Wermuth und Dyrisu-Gras (Lasiogrostis splendens) bestanden ist. An fruchtbareren Stellen findet sich Astragalus, einige Arten Gräser, Compositen und verkrüppelte Sträucher, an den Flußufern Schilf und Weidenruthen.

Die Breite des Ili an der Mündung des Kasch ist circa 70 Faden, sein Lauf sehr schnell. Auf seinem rechten Ufer reichen die Tarantschen-Dörfer noch 12 Werst von der Kasch-Mündung aufwärts, während es auf dem linken dort keine

---

[1] [Im Folgenden gebe ich eine vollständige Uebersetzung dieses werthvollen und höchst interessanten Berichtes, welcher nebst Originalkarte (deren Reduction die nächste Nummer des „Globus“ bringen wird) im 13. Bande der „Iswestija der K. Russ. Geogr. Gesellschaft“ erscheint. Richard Kiepert.]

[1] [Diese zweite Hälfte der Reise, über welche wir bereits auf S. 142 dieses Bandes berichteten, hat durch eine längere, wenn auch ungefährliche Erkrankung Prschewalski's in Gutschen vorläufig eine unliebsame Unterbrechung erfahren. Der Reisende mußte umkehren und im russischen Zaidam-Posten ärztliche Hülfe suchen, telegraphirt aber, daß er nach erfolgter Genesung die Reise nach Tibet wieder aufzunehmen im Begriff stehe.]

ansässige Bevölkerung mehr giebt. Hier finden sich nur temporäre Felder von Kalmyken, und auch das nur nahe am Tekes-Flusse. Letzterer kommt, wie bekannt, vom Musart, vereinigt sich mit dem Kunges, und bildet so den Ili, der seine trüben Wasser dem Balchasch-See zuführt.

Der Uebergang über den Tekes, welcher bei entsetzlich schnellem Laufe 50 Faden breit ist, fand wie beim Ili auf kleinen, elenden Prahmen statt. Auf ihnen wurde das Gepäck übergesetzt, während Pferde und Kamele, zu mehreren an den Prahmen hinten angebunden, hindurchschwimmen mußten. Ein solches Schwimmen im reißenden Wasser erwies sich den Kamelen sehr schädlich; denn drei von ihnen verreckten bald darauf.

* * *

Das Thal des Kunges; sein allgemeiner Charakter, seine Flora und Fauna. Jenseits des Tekes lag unser Weg, immer in derselben östlichen Richtung, im Thale des untern Kunges, welches sich von dem des obern Ili in nichts unterscheidet; nur wächst hier Pfriemengras in größerer Menge. Die begrenzenden Berge tragen, wie schon früher, den Wiesencharakter, haben größtentheils weiche Formen und entbehren durchaus des Waldes. So bis zum Zanma, einem linken Zufluß des Kunges, wo die letzten Felder und Weiden der Turgouten liegen. Weiterhin, bis dicht an den Uebergang in das Thal von Karaschar, wurden keine Bewohner mehr angetroffen.

Die Flora des von Kuldscha bis hier durchwanderten Thales ist sehr dürftig und auch die Fauna ist nicht reich. Dazu war die Reisezeit (zweite Hälfte des August) für ornithologische Beobachtungen und Präparirung von Vögeln sehr schlecht, weil ein großer Theil derselben gerade mauserte. Von den sich häufig findenden Schlangen und Eidechsen dagegen wurde eine große Sammlung angelegt, von Fischen nur vier Arten erbeutet (Schizothorax, Oreinus, Barsch und Gründling). Nach Angabe der sich mit dem Fischfang beschäftigenden Kazaken finden sich andere Arten im Ili nicht.

Vom Zanma aber an ändert sich mit dem Wachsen der absoluten Höhe der Gegend [1]) auch der Charakter des Kungesthales und wird ein viel fruchtbarerer. Statt der frühern dürftigen Vegetation bedeckt sich die wogende Steppe mit einem vortrefflichen artenreichen Graswuchse, der mit jedem Dutzend zurückgelegter Werst höher und dichter wird. Auch die umliegenden Berge nehmen strengere Formen an und es erscheinen auf ihnen Tannenwälder, deren untere Grenze die Verbreitung der Sommerregen bezeichnet. Uebrigens fallen die Regen, wenn auch vielleicht weniger reichlich, auch in der Steppengegend, etwa bis zu 4000 Fuß absoluter Höhe oder wenig niedriger. Von hier beginnen die Laubhölzer auch am Ufer des Kunges selbst. Es erscheinen darunter hohe (mitunter bis 80 Fuß hoch bei einer Dicke von 3 bis 5 Fuß) Schwarzpappeln und Apfelbäume; seltener sind Birken und Aprikosen. Weißdorn, Faulbaum, Geisblatt, Schneeball und Hagebutte bilden ein dichtes Unterholz. Die Inseln im Flusse sind mit dichten Schilf und Weiden bestanden, an welchen sich oft wilder Hopfen emporrankt; an sandigen und mit Geröll bedeckten Stellen erscheinen auch Tamarisken. Auf den Waldwiesen und den Abhängen der nächsten Berge stand überall das dichteste Gras, durchwachsen von Winden und Flachsseide. Im Sommer ist es fast unmöglich, sich durch ein solches Dickicht hindurchzuarbeiten; damals aber, als wir in den Wald am Kunges kamen, nahete schon der September, das Gras war meistentheils vertrocknet und lag danieder

1) Kuldscha liegt etwa 2000 Fuß hoch. Hierbei ist zu bemerken, daß alle Höhen unterwegs zwar mit dem Barometer gemessen wurden, bis jetzt aber wegen mangelnder Hülfsmittel nur erst annäherungsweise berechnet werden konnten.

und Bäume und Sträucher trugen schon ihr herbstliches Gewand.

Nach der Einförmigkeit der Steppen brachten die bewaldeten Inseln und Ufer des Kunges einen sehr erquicklichen Eindruck hervor, welcher uns zu dem Entschluß veranlaßte, in diesem gesegneten Winkel des Tian-schan einige Zeit zu verweilen. Außerdem konnten wir hier auf eine gute wissenschaftliche Ausbeute zählen, und zwei der Kazaken erwiesen sich als reiseunfähig, so daß ich sie nach Kuldscha zurücksenden und durch zwei Soldaten ersetzen mußte, welche nicht vor Ablauf von zehn Tagen eintreffen konnten [1]).

Für unsern Aufenthalt im Kunges-Walde wählten wir dieselbe Stelle, wo 1874 einige Monate lang ein russischer Posten von einer Kazaken-Sotnie gestanden hatte. Die Baracken, in welchen dieselbe gewohnt hatte, nebst Küche und Badehaus standen dort noch unversehrt; in letzterm seiften wir uns zu unserm größten Vergnügen zum letzten Male vor unserm Uebergang über den Tian-schan ab.

Die charakteristische Erscheinung in den Wäldern des Kunges nicht nur, sondern auch in anderen Waldthälern am Nordabhange des Tian-schan ist der Reichthum an Obstbäumen, Aepfel- und Aprikosenbäumen, welche schmackhafte Früchte liefern. Die Aprikosen oder, wie sie dort heißen, „Urjuk“ reifen im Juli, die Aepfel Ende August; sie sind so groß wie ein mäßiges Hühnerei, von Farbe gelb-grünlich und von angenehmem sauer-süßlichem Geschmack [2]). Wir trafen am Kunges gerade die Zeit der Apfelreife; dicht bedeckten die Früchte die Bäume und lagen in ganzen Haufen auf der Erde umher, und auf der Jagd mußte man zuweilen mehrere hundert Schritte weit auf Aepfeln herumtreten. Aber dieser ganze Segen verkommt ohne Nutzen für den Menschen; er verfault oder wird von Wildschweinen, Bären, Hirschen und Rehen gefressen, welche alsdann in großer Menge von den umliegenden Bergen nach dem Kungesthale zusammenströmen. Besonders lieben Wildschweine und Bären dieses Futter, und letztere fressen sich sehr häufig daran so voll, daß sie sich an Ort und Stelle, unter dem Apfelbaume, brechen müssen.

Unsere Jagd auf wilde Thiere am Kunges war ergiebig genug; wir erhielten einige vorzügliche Exemplare für die Sammlung, darunter einen alten dunkelbräunen Bären, der dem Tian-schan eigenthümlich ist und sich von dem gewöhnlichen Petz hauptsächlich durch sehr lange, weiße Klauen an den Vorderfüßen unterscheidet, weshalb ihn Sjäwerzow Ursus leuconyx [3]) genannt hat.

Außer wilden Thieren fanden sich in den Wäldern am Kunges viele Zugvögel, Waldschnepfen und Drosseln (Turdus atrogularis, Turdus viscivorus); auch indische den Drosseln nahe verwandte Vögel waren häufig, Myophoneus Temminckii; auf den Wiesen stieß man überall auf Wachtelkönige und dergleichen Zugvögel. Von den einheimischen nistenden Vögeln waren viele schon nach Süden gezogen, und von denen, die ihren ständigen Aufenthalt dort haben, begeg-

1) Bald darauf zeigte sich auch unser Kirgizen-Dolmetscher unbrauchbar und mußte zurückgeschickt und durch einen andern aus Kuldscha ersetzt werden.

2) Als Ausnahme fand ich am Kunges zwei Bäume mit rothen Aepfeln; darunter finden sich mitunter Früchte, die viel größer als Hühnereier sind.

3) Obwohl Sjäwerzow seinen Ursus leuconyx mit Ursus isabellinus, Horsf., aus dem Himalaya zusammenstellt, so scheinen mir dies doch zwei verschiedene Arten zu sein. Der Himalaya-Bär findet sich auch im Tian-schan, aber er ist nur den hohen waldlosen Hochebenen und Alpengegenden eigenthümlich; im Waldbereiche hält er sich nicht auf. Außerdem ist Ursus isabellinus von gräulicher Farbe, U. leuconyx dagegen, wenigstens der von uns erlegte, dunkelbraun, also ebenso wie der europäische Ursus arctos.

neten uns Fasanen (Phasianus mongolicus), blaue Meisen (Cyanistes cyanus), Spechte (Picus major) u. s. w. Im Ganzen war der herbstliche Vogelstrich in dem jetzt von uns betretenen Theile des Tian-schan sehr arm, selbst hinsichtlich der kleinen Vögel.

* * *

Das Thal des Zanma. Das Gebirge Narat. Ein nicht hohes Gebirge mit einem Passe in 6000 Fuß absoluter Höhe trennt das Thal des Kunges von dem schmalen des Flusses Zanma, desselben, den wir schon einmal in seinem Unterlaufe überschritten. Obwohl beide Flüsse Kunges und Zanma an der Stelle des Ueberganges in gerader Richtung nicht mehr als 8 Werst von einander entfernt sind, so beträgt doch der Höhenunterschied zwischen beiden Thälern fast 2000 Fuß. Vom Passe aus sieht man wie auf der flachen Hand einerseits das verhältnißmäßig niedrige, tief eingeschnittene Thal des Kunges, andererseits die hochgelegene Fläche des Zanma-Thales. Letzteres ist etwa 4 Werst breit und durchweg mit hohem dichten Grase bewachsen. Am Ufer des Flusses und zwar an seinem Oberlaufe dehnen sich, von 6000 Fuß absoluter Höhe angefangen, Wälder aus, in denen fast ausschließlich die Tian-schan-Fichte (Picea Schrenckiana) vorherrscht [1]), Apfel- und Aprikosenbäume giebt es schon nicht mehr; an ihre Stelle tritt die Eberesche. Zerstreute Tannenwälder findet man auch auf den nächsten Bergen bis zu einer absoluten Höhe von 8000 Fuß und vielleicht auch noch etwas höher.

Das Nahen des Herbstes machte sich in den Bergen schon stark fühlbar; freilich nicht, so lange wir noch von der Hitze des Ili-Thales zu leiden hatten, jetzt aber fror es jeden Morgen ein wenig. Auf den hohen Bergen lag überall Schnee, und die Blätter an den Bäumen und Sträuchern waren zur Hälfte schon abgefallen. Uebrigens blieb das Wetter größtentheils gut und heiter, und bei Tage stellte sich mitunter sogar Hitze ein.

Indem wir am Kunges und dann am Zanma bis zu dessen Quelle aufwärts zogen, kamen wir an den Fuß des Gebirgszuges Narat, welcher mit seinen westlichen Fortsetzungen [2]) die nördliche Vormauer jener weiten, mitten im Tian-schan gelegenen Hochebene Juldus bildet.

Ehe ich aber zur Beschreibung des Juldus übergehe, will ich einige Worte über den Narat sagen. Derselbe hat, ohne daß er die Grenze des ewigen Schnees erreicht, doch einen sehr wilden, völlig alpinen Charakter. Die Gipfel der einzelnen Berge und ihre steilen Abhänge, besonders in der Nähe des Kammes, sind überall von kahlen, lothrechten Felsen durchfurcht, welche enge finstere Schluchten bilden. Wenig tiefer breiten sich Alpenwiesen aus, und noch weiter unten finden sich am nördlichen Abhange zerstreute Fichtenwälder; der südliche Abfall ist dagegen waldlos. Wir überschritten den Narat an seinem östlichen Ende, wo der Anstieg nicht besonders steil, aber doch für die Kamele beschwerlich ist. Der Südabhang nach dem Juldus-Plateau dagegen ist sehr abschüssig. Auf dem nördlichen lag bei unserm Uebergange (Mitte September) wenig Schnee, auf dem südlichen gar keiner. Der Paß ist 9800 Fuß (absol.) hoch. Dicht bei demselben trafen wir ein großes Wildschwein, welches sofort erlegt wurde; sein Fell kam in die Sammlung, sein Fleisch zum Proviant.

* * *

Juldus; allgemeiner Charakter, Flora und Fauna der Hochebene. Vom Narat herabsteigend kamen wir nach Juldus, ein Name, welcher in der Uebersetzung „Stern" bedeutet und dem Plateau vielleicht in Folge seiner hohen Lage im Gebirge beigelegt wurde. Auch hat solch lieblicher Name dadurch entstehen können, daß Juldus den Nomaden als das gelobte Land für Viehzucht erscheint. Hier giebt es überall die trefflichsten Weideplätze, und dabei im Sommer weder Mücken noch Fliegen. „Ein schöner, kühler, futterreicher Ort; gut zu leben für Mensch und Vieh," sagten uns schon früher Torgouten, wenn sie vom Juldus erzählten. Dasselbe bildet ein weites Becken, welches sich mehrere hundert Werst von Osten nach Westen hinzieht und aller Wahrscheinlichkeit nach in einer frühern geologischen Epoche den Boden eines Binnensees abgab, was unter anderm auch der alluviale Lehmboden bezeugt.

Juldus besteht aus zwei Theilen, dem Großen Juldus, welches die weit größere westliche Hälfte des ganzen Beckens einnimmt, und dem Kleinen Juldus in der kleinern östlichen Hälfte. Beide haben im Allgemeinen denselben Charakter, und ihr Unterschied besteht nur in der Größe. Klein-Juldus, welches wir seiner ganzen Länge nach durchzogen haben, bildet eine ebene Steppe von 135 Werst Länge und in der Mitte von 30 Werst Breite. Näher an den umgebenden Bergen ist diese Ebene hügelig und mit vorzüglichen Kräutern, sowie auch, namentlich in ihrem östlichen Theile, mit niedrigen verkrüppelten Sträuchern, einem Hülsengewächse, einer Weide und Fünffingerkraut (Caragana, Salix und Potentilla), bewachsen; Bäume kommen gar nicht vor. Ihre absolute Höhe beträgt zwischen 7000 und 8000 Fuß [1]); die Berge ringsum, sowohl im Norden wie im Süden, sind wild und felsig und haben eine bedeutende, nicht nur absolute, sondern auch relative Höhe. Der südliche Gebirgszug, welcher Klein- und Groß-Juldus trennt, überragt stellenweise die Schneelinie [2]). Genau in der Mitte von Klein-Juldus und seiner ganzen Länge nach fließt der ansehnliche Baga-Juldus-gol, ein Zufluß des Chaidu-gol, welcher Groß-Juldus durchströmt und in den See Bagarasch (Bagratsch-Kul der P.'schen Karte) mündet [3]). Wir durchfurtheten den Baga-Juldus-gol, was im Frühling und Sommer wegen des hohen Wasserstandes nicht möglich ist. Er wie fast alle von den umliegenden Bergen herabströmenden Bäche sind reich an Fischen, beherbergen aber nur zwei Arten (Oreinus von einem Fuß Länge und darüber und Gründlinge); wenigstens fingen wir weder im Herbste noch im Frühlinge auf der Rückreise andere Arten.

Zu beiden Seiten seines Mittellaufes bedecken Sümpfe und kleine Seen eine weite Strecke Landes. Auf letzteren trafen wir in der zweiten Hälfte September noch viele Zugenten an (Anas boschas, A. strepera, A. crecca, Fuligula rufina, F. ferina, F. clangula). Die anderen Vögel, welche im Sommer auf Juldus nisten, waren fast alle schon nach Süden gezogen. Nur selten konnte man in den Bergen Ruticilla erythrogastra, Accentor fulvescens, Montifringilla nivalis, Leucosticte Brandtii (?) antreffen;

---

[1]) Dieselbe erreicht eine Höhe von 70 bis 80 Fuß und einen Stammesdurchmesser von 2 bis 3, selten 4 Fuß. In der Gestalt erinnert sie vollkommen an einen Zuckerhut: die kurzen ungewöhnlich dichten Aeste treten nirgends aus der ganzen Masse hervor, so daß jeder Baum wie künstlich verschnitten erscheint.

[2]) Westliche Fortsetzungen des Narat sind der Reihe nach die Gebirgszüge Dagat, Chara-nor, Kulu-sun und Dschamba-daban. Die drei letzteren sollen mit ewigem Schnee bedeckt sein.

[1]) Die niedrigsten Stellen von Klein-Juldus liegen am Unterlaufe des Baga-Juldus-gol (Bagi-Juldus-gol der Karte); am Oberlaufe desselben und näher an den Bergen liegt das Land höher.

[2]) Weder dieses noch das nördliche Gebirge führt bei den Bewohnern, welche kaum einzelne Theile benennen, einen eigenen Namen.

[3]) Bostan-nor der Karten. Die Kalmyken nennen ihn Tengis-nor.

die beiden letzteren Arten hielten sich gewöhnlich zugweise zusammen. Von ständig im Gebirge sich aufhaltenden Vögeln waren nicht selten: Gyps himalayensis, Voltur monachus, Tichodroma muraria, Megaloperdix Nigellii (?); in den Steppen Otocoris albigula.

An Säugethieren ist Juldus sehr reich. Von größeren finden sich der braune und der graue Bär (Ursus leuconyx, U. isabellinus), der Arkar oder Katschkar (Ovis Polii), der Teke-Steinbock (Capra Skyn) und, was bei der Waldlosigkeit am wunderbarsten ist, der Maralhirsch (Cervus maral) und Rehe (Cervus pygargus). Auf den Steppen und in den Gebirgsthälern giebt es überall Mengen von Tarbaganen (Art Murmelthier, Arctomys baibacinus ?), welche Mitte September sich schon im Winterschlafe befanden. Zu dieser Zeit stellen ihnen die Bären mit Eifer nach, graben die Löcher auf und holen sich die schlaftrunkenen fetten Thiere heraus. Sehr häufig in Juldus sind auch Wölfe (Canis lupus) und besonders Füchse (Canis vulpes und öfters C. melanotis), welche auf die zahlreichen Wühlratten (Arvicola) Jagd machen. Von anderen Nagern sind Zisel (Spermophylus) häufig; aber sie hatten sich gleichfalls schon dem Winterschlafe ergeben. In den Sümpfen des Baga-Juldus-gol finden sich mitunter Wildschweine.

Auf beiden Juldus giebt es zu jener Zeit überhaupt keine Bevölkerung. Indessen lebten vor nicht mehr als elf Jahren hier Turgouten, und zwar 10 000 Kibitken stark. Von den Dunganen ausgeplündert, zogen diese Nomaden theils nach Schicho, theils an den Chaidu-gol in die Nähe von Karaschar, während einige auf russisches Gebiet an den Ili flüchteten, wo sie bis heute leben.

Unser Einzug in Juldus wurde von einem äußerst unangenehmen Ereignisse begleitet. Mein Gehülfe, der Fähnrich Powalo-Schweikowski, konnte fast am Beginn der Reise die Strapazen derselben nicht mehr ertragen, wurde krank und erholte sich nicht, so daß ich gezwungen war, ihn nach seinem frühern Garnisonsort zurückzuschicken. Zum Glück bewährte sich mein anderer Gefährte, der Freiwillige Eklon, als ein sehr eifriger und energischer junger Mann. Bei einiger Praxis wurde er bald für mich ein trefflicher Gehülfe und wird sich hoffentlich bis an das Ende der Expedition als ein solcher beweisen. Auf Juldus brachten wir an drei Wochen hauptsächlich mit der Jagd auf wilde Thiere zu. Davon wurden mehr als zehn herrliche Exemplare für unsere Sammlung erbeutet, darunter zwei Männchen von Ovis Polii. Dieses prächtige Schaf, welches ausschließlich den asiatischen Hochlanden eigenthümlich ist, findet sich auf Juldus häufig und mitunter in Herden von 30 bis 40 Stück. In einer solchen Herde giebt es Weibchen, Junge und einige ausgewachsene Männchen, welche die Rolle von Führern und Beschützern übernehmen. Sehr alte Böcke halten sich abgesondert, ganz einzeln oder zu zweien und dreien [1]. Als beliebter Aufenthaltsort dienen den Arkaren die Vorberge der hohen Gebirgskämme und die Abhänge, welche sich von dort in die Ebene hinabziehen. In die wilden Felsberge steigen diese Thiere selten hinauf; dort ist die Heimath der Bergziegen (Teke oder Capra Skyn) [2], von denen es auf Juldus auch viel giebt. Ich sah Herden von 40 und mehr Stück. Wie beim Arkar, wird auch die Teke-Herde von einem oder mehreren erwachsenen Männchen geführt. Sehr alte Exemplare gehen ebenfalls einzeln. Zu erlegen sind sie sowohl wegen ihrer Vorsicht als wegen der Beschaffenheit ihres Standortes sehr schwer.

Die auf Juldus angetroffenen Maralhirsche gehören zu derselben Art, wie diejenigen in der Waldzone des Tianschan. Wie dort, so werden auch hier die Männchen sehr groß; die Weibchen sind viel kleiner, ohne jedoch den erwachsenen Männchen des europäischen Edelhirsches [3] an Größe nachzustehen. Weil Wälder auf Juldus fehlen, halten sich die Maralhirsche auf denjenigen Bergen, wo niedriges Strauchwerk wächst. An den Abhängen klettert der Maral nicht schlechter, als der Arkar, und mehr als einmal habe ich mich geirrt, indem ich einen auf der Spitze eines hohen Felsens stehenden Maralhirsch für einen Arkar hielt. Im Frühjahr, Mai und Juni, stellen die Jäger den männlichen Marals wegen ihres jungen Geweihs, das (als Arznei) theuer nach China verkauft wird, eifrig nach. In Kuldscha z. B. kostet ein Paar großer, je sechsendiger Stangen, „Panty" genannt, aus erster Hand zwischen 50 und 70 Rubel, kleinere 15, 20 oder 30 Rubel. Solch vortheilhafte Beute veranlaßt die Jäger, russische wie eingeborene, im Laufe des Frühjahrs den Marals unermüdlich und auf ganz kolossale Entfernungen — von Turkestan bis an das Japanische Meer — nachzustellen.

[1]) Die Hörner dieser Böcke erreichen eine kolossale Größe. Diejenigen in meiner Sammlung haben bis an die obere Biegung eine Länge von 4 Fuß 8 Zoll und an der Wurzel 1½ Fuß Dicke und wiegen über 1 Pud.

[2]) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es diese Art und nicht Capra sibirica, weil die Hörner sich am Ende nähern und nach innen umgebogen sind. Die Farbe der Wolle ist ein gemischtes Grau, am Bauch weiß. Die größten Hörner, welche ich gesehen, hatten 4 Fuß Länge bis zur obern Biegung.

[3]) Ein zweijähriger Maralhirsch, welchen ich auf Juldus erlegte, war 6 Fuß 1 Zoll lang und am Widerrist 4 Fuß 3 Zoll hoch. Ein ebenda getödtetes Weibchen maß von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (an der Halsbiegung entlang gemessen) 7 Fuß 4 Zoll und war am Widerrist 4 Fuß 3 Zoll hoch.

Die neuesten Reisen nach Sikkim.

Von **Emil Schlagintweit.**

III.

Die indische Regierung pflegt Beziehungen zu Sikkim, weil es das Durchzugsland bildet nach Tibet und das erste Glied in dem directen Ueberlandweg nach China ist. Jetzt umgehen die Karawanen nach Tibet Sikkim und steigen westlich über Nepal auf. Die Uebergänge durch Bhutan sind zwar noch weniger beschwerlich, insbesondere führt über Tawang an der Ostgrenze Bhutans ein bequemer Paß über das Gebirge nach Tibet, und die Mischmis, welche in Sadya in Oberassam die Messe besuchen, unterhalten mit Bathang an einem Seitenflusse des obern Jangtse-kiang einen lebhaften Handelsverkehr, wobei sie nur 21 Tagereisen zwischen der indischen Ebene und den ersten Ansiedelungen in Bathang zubringen, das in administrativer Beziehung von Szetschuan abhängt. Die indische Regierung hatte sich 1872 auf die

erste sichere Kunde hiervon beeilt, den Mischmis Kundschafter mitzugeben; diese gelangten auch über das Gebiet der Mischmi hinaus, wurden aber jenseits desselben von den dortigen chinesischen Mandarinen zurückgewiesen. Neben politischen Erwägungen soll die Furcht, der billigere indische Thee möchte in Tibet den chinesischen Thee verdrängen, ein Hauptgrund sein, daß indischen Kaufleuten der Handel nach Tibet erschwert und Europäern der Zutritt verwehrt bleibt; bei dem starkem Consum von Thee in Tibet bedeutet allerdings ein Ausfall im Import eine sehr beträchtliche Mindereinnahme für die Theehändler, und da die Einfuhr wie der Detailverkauf dieses wichtigen Nahrungsmittels in Tibet und dem anstoßenden China in den Händen der Klöster und Großen sich befindet, welche davon den Beamten hohe Taxen abgeben müssen [1]), so ist es erklärlich, daß die mächtige Entwickelung der Theecultur im Himalaya und den Hügelländern Assams ein Grund zur Abschließung Tibets gegen Indien wurde.

Im Jahre 1873, sogleich nach erreichter Volljährigkeit des 1875 wieder verstorbenen Kaisers von China, beantragte die indische Regierung in Peking die Aufhebung dieser Befehle zu erwirken; das betreffende Document lautet [2]): „Tibet ist ein ganz civilisirtes, mit ordentlichen Verwaltungseinrichtungen versehenes Land, mit welchem unsere Gebirgsbewohner in stetem Verkehr stehen, und das sie so genau kennen, wie die Engländer Frankreich. Kommen Europäer an die Grenze, so erklärt man ihnen, es mangle an einem Befehle, sie durchzulassen und wehrt ihnen den Eintritt; dabei wird nicht Gewalt gebraucht, sondern man läßt ihnen keine Träger und Führer zukommen. Vom Standpunkte Chinas aus betrachtet, kann man sich nicht wundern, wenn sie bemüht sind, Europäer fern zu halten; so viele europäische Abenteurer machen sich daran dieses reiche Land auszubeuten, daß es bei dem leicht erregbaren Charakter der Chinesen an unangenehmen Verwickelungen nicht fehlen konnte. Tibet ist jedoch nicht wohlhabend genug um Abenteurer anzuziehen; dort ist nur Raum für einen ehrlichen Handel mit beschränktem Umsatze, und unter einem so gutmüthigen Volke wie die Tibeter es sind, können daraus keine Unannehmlichkeiten entstehen. Man sollte jetzt, wo der Kaiser zur Mündigkeit gelangte, ernsthafte Schritte thun zur Zulassung von ehrbaren Kaufleuten, von Beamten und solchen Touristen, die sich dahin zur Einziehung von Nachrichten über Land und Leute begeben oder um zu ihrer Gesundheit einen Wechsel des Klimas eintreten zu lassen. Man wird der kaiserlichen Regierung die bündige Zusage zu machen haben, daß wir im Kamme des Himalaya die natürliche und beste Grenzlinie besitzen und uns unter keinerlei Vorwand in Tibet festzusetzen wünschen; es wird passend sein durchblicken zu lassen, daß nichts in Tibet unsere Lüsternheit zu reizen vermag und daß schon die natürlichen Schwierigkeiten groß genug sind, um von Entsendung einer Angriffsarmee abzusehen. Insbesondere wäre unsererseits die Verbindlichkeit anzubieten, Niemanden anders als Gebirgsbewohner ohne Paß über die Grenze zu lassen und für alle Handlungen der mit Pässen versehenen Reisenden die volle Verantwortung zu übernehmen. Unseren Besitzungen im Himalaya liegt zunächst das Tschumbi-Thal; der Genuß seines Klimas würde Schwachen große Dienste thun, und da es nur eine Landzunge darstellt, mit welcher China zwischen Sikkim und Bhutan unser Gebiet berührt, so dürfte es am wenigsten die Eifersucht Chinas erregen, wenn zunächst die Zulassung dahin als Prüfstein unseres Verhaltens erwirkt würde. Wir machen jetzt große Anstrengungen für den Aufschwung des Handels nach Jarkand und Ostturkistan, das man von Indien aus erst nach einer Reise von vielen Hunderten Kilometern nach Uebersteigung einer Reihe von Pässen bis zur gewaltigen Höhe von 5700 Meter erreicht; das civilisirte Tibet können wir aber auf Wegen, welche, alle Windungen eingerechnet, nicht länger als 160 Kilometer sind, erreichen, und über Pässe, die nicht höher als 4000 Meter liegen. Einmal in Tibet, sind die Verkehrsverhältnisse relativ günstig, die Wege gut und es hat keine Schwierigkeit, bis an die Grenzen des eigentlichen China vorzubringen."

Aus Anlaß des Angriffs auf die wissenschaftliche Expedition des Oberst Browne, welcher die Zugänge von Birma über Jünnan nach dem südlichen China erforschen sollte, und der Ermordung seines Begleiters Margary (22. Februar 1875) verstand sich China am 17. September 1876 zur Convention von Tschifu, welche Europäer bei Reisen im Innern unter den Schutz der chinesischen Beamten stellt. Die indische Regierung beeilte sich, von Indien aus eine Expedition für Tibet auszurüsten; aber die dortigen Behörden erklärten rundweg ohne Instruction zu sein und wiesen die Reisenden zurück. Besser hatte es Lieutenant Gill angelegt; er begann seine Reise in Schanghai, nachdem er in Peking auf Ansuchen des englischen Gesandten mit Pässen versehen worden war, und legte im Sommer 1877 über Jünnan den Weg nach Britisch-Birma glücklich zurück. Es ist damit der Beweis geliefert, daß auch die innersten Provinzen Chinas, die sonst Europäern verschlossen blieben, von ihnen betreten werden können; aber als Handelsweg aus Indien nach Innerchina wäre diese Route doch ein schlechterer Nothbehelf als der Weg über Sikkim durch Tibet nach China, bis einmal der aus Assam direct nach Bathang und Szetschuan führende kürzere und bequemere Weg benutzt werden kann. In irgend einer dieser Richtungen wird es ungeachtet aller Schwierigkeiten doch schon in nächster Zeit versucht werden, Handelswaaren aus dem englischen Kaiserreiche in Vorder- und Hinterindien nach China zu bringen, denn ein Landweg nach China ist für Indien in Zukunft nicht zu entbehren. Nirgend ist diese Nothwendigkeit besser nachgewiesen als im Vorwort zu den amtlichen Berichten Sladen's über seine 1868 ausgeführte Reise von Bhamo in Birma an die Grenze des chinesischen Jünnan [1]): „Dem englischen Seehandel mit China macht Amerika eifrig Concurrenz. Ist dies denkbar ohne Schädigung unserer Handelsinteressen; wird sich Amerika auf die Dauer dem Uebergewichte fügen, welches wir im Handel mit China durch unser Opium einnehmen? Diese Frage berührt Indien sehr wesentlich. Die Störung unserer Opiumeinnahme ist gleichbedeutend mit einer sehr ernstlichen Krisis unserer indischen Finanzen, und sollte es den Amerikanern oder einer andern Macht gelingen, unserm Seehandel Hindernisse in den Weg zu legen, so würden die Landwege nach China von größter Bedeutung werden. Aus diesen und anderen Gründen halte ich es für geboten, uns in die Lage zu bringen, die der Einwirkung Amerikas — und der Seemächte — zugänglichen Seewege durch Landwege ersetzen zu können."

[1]) Vergl. hierüber Desgodins, La Mission du Tibet (Verdun 1872), p. 278 seq.

[2]) Administration of Bengal, Report for 1872/73, Part 3, p. 46 seq.

[1]) Selections from the Records of the Government of India, Foreign Department, Nro. 79 (Calcutta 1870), p. 7.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Ueber drei Projecte, betreffend die Hebung der Cultur Aegyptens, entnehmen wir der „Mail" vom 1. Februar d. J. Folgendes. Das erste und wichtigste ist die Vollendung des großen Dammes, der sogenannten Barrage unterhalb Kairos am Beginne des Deltas. Nach dem Plane Mehemed Ali's, der vor dreißig Jahren den ersten Stein dazu legte, sollten zwei riesenhafte Wehre quer durch die beiden Arme von Damiette und Rosetta gelegt werden, um den Lauf des Stromes zu stauen. Von diesem Damm sollte dann ein ausgebreitetes Canalnetz ausgehen, durch welches es ermöglicht würde, jedwedes Gebiet des Deltas mit Wasser zu versorgen. Bei geeigneter Regelung würde man einen Wasservorrath für alle Jahreszeiten erzielen, so daß man nicht mehr ausschließlich vom Steigen und Fallen des Stromes abhängig wäre. Der Bau wurde bei Lebzeiten Mehemed Ali's mit größtem Eifer betrieben, nach zwei Jahren aber durch den Tod des Fürsten unterbrochen und blieb dann gänzlich liegen. Jetzt wird die Frage wieder lebhaft erörtert, seit die Baumwolle der wichtigste Exportartikel Aegyptens geworden ist. Denn dieselbe verlangt außerordentlich viel Wasser und zwar zu einer Zeit, wo der Stand des Nils gerade am niedrigsten ist. Bei der gegenwärtigen vorgeschrittenen Wasserbaukunst würde der Bau nicht solche Schwierigkeiten bieten, wie vor dreißig Jahren, und es würden dadurch mehrere hunderttausend Morgen Landes ertragfähig gemacht werden, die jetzt brach liegen.

Das zweite in Vorschlag gebrachte Project ist die Trockenlegung und Bebauung des Mareotissees. (Vergl. oben S. 79.) Von den vier großen Seen längs der Küste Aegyptens ist der Mareotis der Lage nach der erste, welcher wiedergewonnen werden muß. Gegenwärtig ist er ein ungeheurer Sumpf von 90 engl. Meilen im Umfang, der 8 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Im Anfang des Jahrhunderts war er schon fast ganz ausgetrocknet, so daß große Theile von ihm beackert wurden und zahlreiche Dörfer dort standen. Aber die Engländer leiteten bei der Belagerung Alexandriens 1801 die See hinein, wodurch nicht weniger als 200 000 Morgen Landes mit 40 Dörfern unter Wasser gesetzt wurden. Zur Trockenlegung des Sumpfes würde nur gehörige Zeit und Auspumpen mittelst Dampfkraft erforderlich sein. Auch die schwierigere Aufgabe, dieses Land, welches jetzt völlig mit Salz durchsetzt ist, alsdann zu reinigen und der Cultur zugänglich zu machen, würde durch etwa dreijähriges Auswaschen vermittelst periodischer Ueberschwemmungen von dem angrenzenden Mahmudieh-Canal aus gelöst und erledigt werden können. Ein zweiter Vortheil, der nicht vergessen werden darf, ist die Besserung der Gesundheitsverhältnisse Alexandriens. Denn darin stimmen alle Aerzte überein, daß der Grund des dortigen Fiebers in dem benachbarten Sumpf zu suchen ist.

Das dritte Project betrifft die endliche Entfernung des Riffes, welches den Eingang zum Hafen von Alexandrien so sehr beeinträchtigt. Schiffe mit circa $1\frac{1}{3}$ Millionen Tonnen besuchen alljährlich den Hafen, dessen Export sich auf 13 Millionen Pfund, dessen Import sich auf 5 Millionen beziffert, und noch immer kann kein Schiff nach Einbruch der Nacht einlaufen, und solche von größerm Tiefgang dürfen es bei stürmischem Wetter überhaupt nicht wagen, weder bei Tag noch bei Nacht. Noch neulich waren während eines 48stündigen Sturmes der österreichische Lloyd sowie mehrere englische Postdampfer und Kauffahrer genöthigt im Hafen zu bleiben, während draußen auf offener See vier große Fahrzeuge herumgeworfen wurden und das englische Thurmschiff „Rupert" nach Port Said zurückgehen mußte. Es ist zu bewundern, daß während der jetzigen umfassenden Hafenarbeiten die Beseitigung des Riffes, welche nach einer Schätzung eines englischen Ingenieurs nicht mehr als $\frac{1}{4}$ Million Pfund Sterling kosten würde, nicht gleichfalls in die Hand genommen wird.

Australien.

— Das Wolljahr beginnt in Australien mit dem 1. October und schließt mit dem 30. September. In dem nun beendeten Jahre 1876/77 exportirten die Colonien Victoria 329 162 Ballen gegen 312 566, Neu-Süd-Wales 145 008 gegen 133 494, Südaustralien 123 556 gegen 109 214 und Queensland 36 113 gegen 33 408 im Vorjahre, welche fast ausschließlich nach England gingen.

— Der siebente und Schlußband der unter Mitwirkung von Baron Müller von Bentham bearbeiteten „Flora Australiensis", deren Anfang im Jahre 1863 erschien, ist soeben vollendet worden.

— Die Zahl der öffentlichen Schulen in Neu-Süd-Wales belief sich am Schlusse des Jahres 1876 auf 503 gegen 259 im Jahre 1866, an denen 1583 Lehrer gegen 971 unterrichteten. Die registrirten Schulkinder zählten 111 269, von denen aber durchschnittlich nur 67,30 Procent die Schule wirklich besuchten. Eine große Anzahl Kinder (über 20 000) wuchs ohne allen Unterricht auf.

— Nach dem letzten Berichte des betreffenden Board für den Schutz der Ureinwohner besuchten oder wohnten auf den verschiedenen Stationen in Victoria während des Jahres 1876/77 527 Eingeborene. Ein am 15. März 1877 veranstalteter Census ergab als Gesammtzahl der in der Colonie vorhandenen Eingeborenen 636 Erwachsene und 138 Kinder und an Mischlingen 134 Erwachsene und 159 Kinder. (Vergl. die etwas verschiedenen Angaben auf S. 220 des vorigen Bandes.)

Berichtigung.

Ein unliebsamer lapsus calami auf S. 137 dieses Bandes, Spalte 1, Zeile 30 bis 32, ist unserer Aufmerksamkeit entgangen, und bitten wir deshalb um Verzeihung. Ein Blick auf die Karte wird unsere Leser schon belehrt haben, daß die ostwärts gerichtete Bahn von Callao nach Oroya unmöglich die Stadt Lima mit dem um nahezu 5 Breitengrade nördlicher gelegenen Cajamarca und dem Rio Huallaga in Verbindung zu setzen bestimmt sein kann.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1878.**

Mykenae.

I [1]).

Das unten mit vollem Titel angeführte Prachtwerk, lange ersehnt von allen Seiten, bietet uns endlich in reichster Fülle Abbildungen der Funde, welche dem glücklichsten aller jetzt lebenden und Ausgrabungen veranstaltenden Archäologen zufielen. Stets auf der Suche nach den schattenhaften Helden der homerischen Gedichte und orthodox in dem Glauben an die Wirklichkeit des trojanischen Krieges, grub er, um Troja zu finden, zuerst auf dem Hügel von Hissarlik und sah seine Anstrengungen und Opfer durch reiche Fundstücke belohnt, welche freilich zu dem Gegenstande des Suchens wenig Bezug hatten und die Frage nach der Stätte der alten vorderasiatischen Capitale (welcher sehr kritische Köpfe überhaupt — und, wie es uns scheint, mit Recht — jede Berechtigung absprechen) nicht weiter förderten. Dann wandte er sich dorthin, wo ein noch größeres, unverhofftes Glück seiner wartete, nach der Akropolis von Tiryns und von Mykenae, über deren Identität keine solche Zweifel obwalteten und wo es keine solche Frage zu lösen galt. Schon im Jahre 1874 hatte Dr. Schliemann auf der Akropolis der letztern Stadt mit Ausgrabungen begonnen und dort 34 Schachte ausgehoben, ohne durch sonderliche Resultate belohnt zu werden. Die rohe Einfachheit der sogenannten kyklopischen Mauern auf der Burg und an den Schatzkammern, das wenig versprechende Aussehen der Trümmer, welche durchaus den nackten Felsen ringsum glichen, ließen dort wenig Ausbeute erwarten; aber nur um so größer und der Anerkennung werther ist die Energie des Gelehrten, der in seinen Erfolgen von Hissarlik den Sporn zu weiteren Anstrengungen sah und dem es gelang, der Mitwelt den Ausblick auf eine vorhistorische Epoche griechischen Lebens zu erschließen. Aber nicht ein Griechenland tauchte vor uns auf mit ehernen Waffen, wallenden Helmbüschen und so kunstvoll ciselirten Schilden, wie sie Homer beschreibt und wie sie eines Cellini würdig wären, sondern eine Periode steinerner Pfeilspitzen und bronzener Waffen, goldener Spangen und Becher aus Silber und Gold, deren wahrscheinliche Entstehungszeit und Urheber erst durch vergleichende Archäologie zu bestimmen waren, falls dies je durchweg möglich sein wird. Denn so reich der Fund an edlen Metallen und Kunstgegenständen ist, so enthielt er doch weder Münzen noch Schriftzeichen, welche für eine genauere Zeitbestimmung zu verwerthen gewesen wären. Immerhin aber ist es gelungen, wie wir später sehen werden, in vielen Fundstücken Einflüsse vorderasiatischer Kunst zu erkennen und nachzuweisen.

Anfang August 1876 begann Dr. Schliemann mit etwa 50 Arbeitern seine Ausgrabungen auf der Akropolis von Tiryns, welche in der südöstlichen Ecke der Ebene von Argos, auf der niedrigsten und flachsten jener Felshöhen, welche dort eine Gruppe bilden und sich wie Inseln aus der sumpfigen Niederung erheben, nur 1500 Meter vom Meere entfernt liegt und heute Palaeokastro genannt wird. Die Ausbeute daselbst war aber, wenn auch interessant, doch nicht

[1]) Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns von Dr. Heinrich Schliemann. Mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1878.



Das Löwenthor in Mykenae, der Haupteingang zur Akropolis. (Nach einer Photographie.)

so bedeutend, um zu weiteren Anstrengungen zu verlocken, und so siedelte Schliemann schon am 7. desselben Monats nach Mykenae über.

Die Ebene von Argos wird auf der West- und Nordseite von den Bergen Artemision (heute Malevo genannt, 1722 Meter hoch) und Lyrkeion (1646 Meter) und deren Ausläufern, auf der Ostseite von dem Hochlande des Arachnaion (1199 Meter; der heutige Arna) eingeschlossen. An letzterer fallen kleinere und mehr vereinzelte Hügel sanft nach der Ebene ab, während an der Nordseite die Berge sehr rauh und steil sind. Dort erheben sich nördlich und südöstlich von der Akropolis von Mykenae die beiden höchsten Kuppen des Berges Euboia; auf der nördlichen, die 811 Meter hoch ist, steht eine offene Capelle des Propheten Elias. In einer Nische zwischen diesen beiden Gipfeln, „im äußersten Winkel des rossenährenden Argos“, wie es die Odyssee (III, 263) beschreibt, liegt jene Burg, von dort aus den obern Theil der großen Ebene und den wichtigen Engpaß beherrschend, durch welchen die Straße nordwärts nach Phlius, Kleonai und Korinth führte. Sie nimmt eine mächtige Felshöhe ein, welche vom Fuße des hinter ihr befindlichen Berges in Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks nach Westen hervortritt, das fast allseitig, namentlich aber gegen Norden und Süden, steil abfällt. Eine 13 bis 35 Fuß hohe und durchschnittlich 16 Fuß dicke kyklopische Ringmauer, die noch in ihrem ganzen Umfang vorhanden, aber einst viel höher gewesen ist, umgiebt diese Höhe, den Wendungen des Felsens folgend. Westlich und südlich von der Burg, dem mythischen Herrschersitze des Agamemnon, dehnte sich dann die Unterstadt aus, deren hauptsächlichster Ruhm eben nur aus der mythischen Zeit der Pelopiden datirte. In der Geschichte spielte Mykenae nie eine besondere Rolle, wenn auch achtzig ihrer Bürger mit Leonidas in den Thermopylen fielen und vierhundert Mykenier und Tirynthier an der Schlacht von Plataiai theilnahmen. Der Ruhm, den sie dadurch gewannen, erregte die Eifersucht des nahen Argos, und dieses zwang im Vereine mit Kleonai und Tegea im Jahre 468 v. Chr. mit Waffengewalt die Mykenier zur Auswanderung, schleifte die Ringmauern der Unterstadt und legte Breschen in die Mauern der Akropolis. Letztere gänzlich zu zerstören, hielt sie die heilige Scheu vor Mykenaes Schutzgöttin Hera ab. Seitdem lag die Stätte mit einer einzigen, von den antiken Schriftstellern nicht erwähnten Unterbrechung unbewohnt da. Aber ungeachtet des hohen Alterthums der Stadt sind ihre Ruinen viel besser erhalten als die irgend einer andern Stadt in Griechenland, die der Perieget Pausanias (ungefähr 170 n. Chr.) in blühendem Zustande sah und deren Prachtgebäude er beschreibt; wegen ihrer abgelegenen und abgeschlossenen Lage und der Plumpheit, Größe und Festigkeit der Ruinen ist es kaum denkbar, daß seit der Zeit jenes Reisenden in dem allgemeinen Anblick von Mykenae irgend eine Veränderung stattgehabt haben sollte.



Das Schatzhaus des Atreus. (Nach einer Photographie.)

In der nordwestlichen Ecke der Ringmauer ist das große Löwenthor (s. die Abbildung) aus herrlicher harter Breccia, dessen Oeffnung sich von oben nach unten erweitert; diese ist 10 Fuß 8 Zoll hoch und oben 9 Fuß 6 Zoll, unten

10 Fuß 3 Zoll breit. In dem 15 Fuß langen und 8 Fuß breiten Thürsturz sieht man die 6 Zoll tiefen, runden Löcher für die Thürangeln, und in den beiden Thürpfosten sind vier viereckige Löcher für die Bolzen und Riegel. Ueber dem Thürsturz ist eine dreieckige Nische in der Mauer, die von den schräg zusammenlaufenden Mauerseiten gebildet wird. Der Zweck derselben war, den Druck der daraufliegenden Mauer vom flachen Thürsturz zu entfernen. Die Nische ist ausgefüllt durch einen 10 Fuß hohen, 12 Fuß langen und 2 Fuß dicken dreieckigen Block von derselben schönen Breccia, aus welcher das Thor und die Ringmauer bestehen. Auf der nach außen gewandten Seite des Blocks sind zwei sich gegenüber stehende Löwen in Relief dargestellt; sie stehen auf ihren langgestreckten Hinterfüßen und stützen ihre Vordertatzen auf beide Seiten eines Altars. In der Mitte des letztern steht eine Säule mit einem Capitäl von vier Kreisen, die von



Die zweite der über den Gräbern in der Akropolis gefundenen Grabstelen. (Etwa $1/_{12}$ nat. Gr.)

zwei horizontalen Leisten eingeschlossen werden. Die Meinung, daß die Köpfe der beiden Löwen abgebrochen seien, ist falsch; denn bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß sie besonders verfertigt und mit Bolzen auf den Körpern der Thiere befestigt waren. Sie müssen hervorstehend und dem Beschauer zugewandt gewesen sein; Schliemann vermuthet, daß sie von Bronze und vergoldet waren, und erklärt die Löwen als heilige Thiere der phrygischen Göttermutter Rhea, deren Cultus der aus Phrygien einwandernde Pelops, der Stifter des mykenischen Herrschergeschlechts, aus Asien mit herübergebrachte. Schon hier am Eingange der Burg also ein Anklang an Vorderasien, wenn man nicht vorzieht, die Löwen einfacher als Symbole der Macht und Kraft zu deuten.

Das Thor steht unter rechtem Winkel zu der anstoßenden Mauer der Citadelle, und letzterer gegenüber erhob sich ein großer viereckiger Thurm, wodurch ein 50 Fuß langer, 30 Fuß breiter Gang entstand, welchen ein angreifender Feind passiren mußte, ehe er das Thor erreichte. Zu diesem Gange,

welcher gestattete, Angreifer von drei Seiten zu beschießen, führte von unten her ein im Zickzack angelegter, auf gewaltigem kyklopischen Unterbaue ruhender, jetzt halb verschütteter Weg.

Ungefähr eine viertel deutsche Meile weit nach Westen, Südwesten und Süden von dieser Burg erstreckte sich die untere Stadt, deren Baustelle deutlich bezeichnet ist durch zahlreiche Trümmer kyklopischer Unterbauten von Häusern, durch eine Brücke, durch die Bruchstücke ausgezeichneter bemalter archaischer Töpferwaare, womit der Boden überstreut ist, und namentlich durch fünf Schatzhäuser, welche wegen ihrer Aehnlichkeit mit Backöfen jetzt von den Bewohnern des nahen Dorfes Charvati φούρνοι genannt werden. Das eine derselben liegt unweit westlich vor dem Löwenthore, scheint ganz mit Erde bedeckt und den Alten unbekannt gewesen zu sein und wurde später von Frau Schliemann ausgegraben; von drei anderen im Bereiche der Unterstadt sind heute nur noch Ruinen vorhanden. Ungefähr 400 Schritt südlich vor dem erstern befindet sich das ganz unterirdische Schatzhaus, welches die Tradition dem Atreus zuschreibt und welches in den östlichen Abfall des Hügels hineingebaut ist. Von einer Plateforme von kyklopischem Mauerwerk führt ein 20 Fuß 7 Zoll breiter Gang zwischen zwei Mauern aus großen behauenen Steinen zum Eingang des Gebäudes, der 18 Fuß hoch ist und von zwei gewaltigen, herrlich behauenen und polirten Blöcken überdeckt ist. Das Gewicht des innern berechnet man auf annähernd 1500 Kilo. Das große Gemach hat die Gestalt eines Doms oder eines ungeheuern Bienenkorbes; es ist 50 Fuß hoch, hat am Fußboden 50 Fuß im Durchmesser und besteht aus schön behauenen Blöcken von harter Breccia, die in regelmäßigen Schichten liegen und mit der größten Genauigkeit ohne Bindemittel zusammengefügt sind. Nach außen sind diese Blöcke unbehauen und sehr unregelmäßig, dann mit großen Massen von Steinen und schließlich mit Erde überdeckt. Den Fußboden bildet der natürliche Fels. Von der vierten Schicht an aufwärts sieht man in jedem Stein zwei gebohrte Löcher und in vielen derselben Reste von Bronzenägeln (aus 88 Proc. Kupfer und 12 Proc. Zinn bestehend), welche einst den Zweck hatten, die polirten bronzenen Platten festzuhalten, mit denen das ganze Innere des Saales geschmückt war, wie solches nachweisbar auch bei anderen griechischen Gebäuden, in Orchomenos, Sparta ꝛc., der Fall gewesen ist.





Zwei Seiten eines Formsteins von Granit zum Gießen verschiedener Schmucksachen. (Nat. Gr.)

Oberhalb des Eingangs ist eine gleichseitige dreieckige Nische, wie über dem Löwenthor, nur daß sie hier durch kein Sculpturwerk ausgefüllt ist. Rechts in der großen runden Halle führt eine Thür in ein zweites dunkeles Zimmer, welches fast viereckig (27 Fuß lang und breit und 19 Fuß hoch) und ganz in Felsen ausgehauen ist. Der volksthümlichen Ansicht, in diesen sonderbaren Gebäuden Schatzhäuser zu er-

kennen, schließt sich auch Dr. Schliemann nach Dodwell's Vorgang an. Denn „Mykenae und Orchomenos sind die einzigen Städte Griechenlands, die solche besitzen, und ebenfalls die einzigen, welchen Homer das Epitheton πολύχρυσος giebt oder großen Reichthum zuschreibt.“

Pausanias (II, 16, 6) sagt nun in der Beschreibung von Mykenae, daß „Klytaimnestra und Aigisthos etwas entfernt von der Mauer begraben wurden; denn man hielt sie für unwürdig, im Innern zu ruhen, wo Agamemnon und die mit ihm Getödteten liegen.“ Als die Mauer, innerhalb deren Pausanias sich die Gräber dachte, nahmen die bisherigen Erklärer die Ringmauer der Unterstadt an, während Schliemann aus dem Zusammenhange der Stelle zu dem Schlusse kam, daß die Burgmauer gemeint sei, seine Bemühungen demgemäß auf das Innere der Akropolis concentrirte und, wenn auch nicht das Grab des Agamemnon, so doch ungeahnte Schätze zu Tage förderte.

Am 7. August 1876 fing er das große Werk mit 63 Arbeitern an drei Stellen an: 12 Mann gruben am Löwenthor, um den Eingang in die Burg freizulegen, 8 weitere unter Aufsicht von Frau Schliemann an dem Schatzhause vor dem Löwenthore, um dessen Eingang zu finden, und 43 machten in einer Entfernung von 40 Fuß vom Thore einen 113 Fuß langen und ebenso breiten Einschnitt.

Das erste hierdurch erlangte Resultat war der Nachweis, daß Mykenae nach seiner Eroberung durch die Argiver und der Austreibung seiner Einwohner wieder bewohnt gewesen ist, ein Umstand, den kein alter Schriftsteller erwähnt. Schliemann fand nämlich an der Oberfläche der Akropolis eine Trümmerschicht aus hellenischer Zeit von etwa 3 Fuß Mächtigkeit, welche nach den ausgegrabenen zahlreichen Terracottafiguren und Vasen einer Ansiedelung aus der Zeit etwa von 400 bis 200 v. Chr. ihren Ursprung verdanken mag. Unter dieser Schicht fanden sich Tausende von Bruchstücken prächtig bemalter archaischer Vasen, sodann auch mehr als 200 Terracottaidole in Gestalt einer Frau oder einer Kuh, wie sie auch in Tiryns vorkommen, und welche Schliemann — nicht recht überzeugend — für Bildnisse der Hera hält; ferner Geräthe von Bronze, Blei und Eisen, Pfeilspitzen, Beile &c. von Stein, Spindeln von schönem blauen Stein u. s. w.

In einer Tiefe von 10 bis 11 Fuß und manchmal schon 6½ Fuß unter der Oberfläche zeigten sich kyklopische Hauswände, ferner eine Art Wasserleitung, kleine Cisternen und zwei mit Basreliefs geschmückte Grabstelen, deren eine eine Jagdscene zur Darstellung bringt, während die andere in sehr primitiver Weise den Kampf zwischen einem Fußgänger und einem Wagenkämpfer veranschaulicht (s. die Abbildung). Während aber diese Menschen und Thiere so roh und ungenau dargestellt sind, als wenn sie des alten Künstlers erster Versuch wären, lebendige Geschöpfe abzubilden, findet Schliemann in den Spiralverzierungen der Steine eine so staunenswerthe Genauigkeit und Symmetrie, daß er überzeugt ist, daß ein solches Werk nur aus einer Künstlerschule hervorgehen konnte, die seit Jahrhunderten in diesem Stil gearbeitet hat.

Vom 19. August an erhöhte er die Zahl seiner Arbeiter, deren jeder täglich circa $2^{1}/_{4}$ Franken erhielt, auf durchschnittlich 125, und stellte zugleich die Ausgrabung am Löwenthore einstweilen ein. In der Akropolis stieß er dafür bald auf einen doppelten Kreis von Steinplatten, welche, wie sich später herausstellte, die fünf berühmten Gräber umschlossen, und innerhalb desselben außer auf eine ganze Anzahl unverzierter und Bruchstücke verzierter Grabstelen, auf noch zwei fast vollständige sculptirte Grabmonumente von hartem Kalkstein, das eine mit einem Wagenkampfe, das andere nur mit einem die Windungen eines Schlangenleibes darstellenden, breiten, abgerundeten Mäandermotive geschmückt. Während die früheren Funde von dort neben steinernen Pfeilspitzen und Bronzegeräthen auch einen eisernen Schlüssel und eine knöcherne Lyra umschlossen, also nicht durchweg in ein sehr hohes Alterthum hinaufreichen können, deuten diese Monumente, welche zu den nahen, später aufgedeckten Gräbern offenbar in Beziehung stehen, auf frühere Zeiten, wenn es uns auch durchaus unthunlich erscheint, ihnen mit Schliemann ein Alter von etwa 3300 Jahren anzuweisen. Die kleineren dort gefundenen Stücke, namentlich linsenförmige Gemmen mit Thierfiguren und Perlen, wie sie auch in Gräbern des übrigen Griechenland und des Archipel gefunden werden, bieten keinen sichern Anhalt für eine Datirung, und eine in 6 Fuß Tiefe angetroffene archaische Inschrift gehört nach Schliemann selbst erst in das sechste vorchristliche Jahrhundert.

Das Auffinden jener Grabstelen war aber für den weitern Gang der Arbeiten von entscheidender Wichtigkeit; denn dieselben deuteten offenbar auf tief in den Felsen gehauene Gräber, und daß diese nahe beim Löwenthor, also an der imposantesten Stelle der ganzen Akropolis, auf einem Platze, wo man erwartet hätte, den königlichen Palast zu finden, lagen, war ihm von guter Vorbedeutung. Er zögerte keinen Augenblick, zu verkünden, daß er hier die Gräber gefunden habe, welche Pausanias, der Tradition folgend, dem Atreus, dem Könige der Männer, Agamemnon, seinem Wagenlenker Eurymedon, der Cassandra und ihren Gefährten zuschreibt. „Meine Frau und ich — so schreibt er am 9. September — stehen den Ausgrabungen vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang vor und leiden gar sehr von der furchtbaren Sonnenhitze und dem fortwährenden Sturm, der uns unaufhörlich den Staub in die Augen peitscht und sie entzündet, aber trotz dieser Qualen können wir uns nichts Interessanteres denken, als die Ausgrabung einer vorhistorischen Stadt von unsterblichem Ruhm, wo fast jeder Gegenstand bis zur Topfscherbe eine neue Seite der Geschichte aufdeckt.“

Von Kuldscha über den Tian-schan und an den Lob-nor 1876 bis 1877.

Reisebericht von **N. M. Prschewalski.**

II.

Das Thal des Chaidu-gol. Chara-moto. Nachdem wir auf Juldus die Jagd zur Genüge betrieben hatten, stiegen wir über den Südabhang des Tian-schan in das Thal des Chaidu-gol hinab. Der Anstieg zum Paß vom Juldus her ist außerordentlich sanft, sogar kaum sichtbar, obwohl seine absolute Höhe 9300 Fuß beträgt. Der Abstieg dagegen ist sehr beschwerlich: ein kaum sichtbarer Fußweg führt hier 40 Werst weit in der Schlucht des Flusses Chabzagai-gol und

dann 22 Werst am Balgantai-gol hin. Beide Thäler sind ganz eng, stellenweise nicht über 60 Faden breit; ihr Boden ist mit Gesteinstrümmern und Geschieben bedeckt und ihre Seiten werden durch gewaltige, senkrechte Felsen gebildet. Die Ufer jener Flüsse sind mit dichten Sandweiden und Tamarisken bestanden; weiter abwärts, etwa von 6000 Fuß Höhe an, zeigen sich Hippophaë rhamnoides und Ulmen und noch niedriger Berberitzen und Oelweiden; von Gräsern giebt es in den Schluchten nur Dyrisun und Schilf. Die anstoßenden Berge sind völlig vegetationslos; die benachbarte Wüste hat ihr Todessiegel auf diese Seite des Tian-schan gedrückt. Von den reichen atmosphärischen Niederschlägen auf der Nordseite des Tian-schan ist hier keine Rede. Dort lassen die Wolken ihren Inhalt fallen, dessen letzte Reste von den Schneebergen des kalten Juldus-Plateaus absorbirt werden. Sehr wahrscheinlich ist überhaupt der ganze Südabhang des östlichen Tian-schan ohne Feuchtigkeit und Vegetation.

Als wir in das Thal des Chaidu-gol hinabgestiegen, befanden wir uns wieder in 3400 Fuß absoluter Höhe. Das Wetter wurde wieder warm und selbst die Morgenfröste waren unbedeutend, während auf Juldus im letzten Drittel des September das Thermometer bei Sonnenaufgang auf — 13,7° C. (alle gemessenen Temperaturen sind nach Celsius) stand und mitunter Schnee fiel.

Am Chaidu-gol machten wir Halt, und zwar an der Oertlichkeit Chara-moto, wo wir die ersten torgoutischen Einwohner, die uns freundlich empfingen, antrafen. Indessen setzte das rasch sich verbreitende Gerücht, daß Russen angelangt seien, die ganze nächste mohammedanische Bevölkerung in Aufregung. Man erzählte, daß das russische Heer käme und der Vortrab schon am Chaidu-gol angelangt sei. Diesem Gerede wurde noch mehr Glauben geschenkt, als vom ersten Tage unserer Ankunft an unsere Flinten gegen Fasanen und andere Vögel in Thätigkeit traten. Die am Chaidu-gol in der Nähe von Chara-moto lebenden Mohammedaner wurden dadurch in solche Furcht versetzt, daß sie ihre Häuser im Stich ließen und nach der Stadt Karaschar flüchteten. Dorthin wurde unsere Ankunft gewiß sofort gemeldet; aber anfänglich stellte sich keine officielle Persönlichkeit bei uns ein. Damals sendeten wir auch im Stillen unsern Führer Tochta-achun nach Kuldscha zurück, einen uns sehr ergebenen Mann, dem aber unvermeidliche Gefahr für die den Russen erwiesenen Dienste drohte, und das um so mehr, weil er von mohammedanischer Abkunft aus der Stadt Korla war, von wo er einige Jahre früher sich nach Ili geflüchtet hatte. Derselbe nahm auch einen großen Theil der gemachten Sammlungen mit heim, damit wir uns nicht länger vergebens mit ihnen zu schleppen brauchten.

Am dritten Tage unserer Anwesenheit in Chara-moto kamen sechs Mohammedaner als Abgesandte Toksobai's, des Vorstehers von Korla (50 Werst südwestlich von Karaschar), zu uns, um den Zweck unserer Reise zu erfahren. Ich erklärte ihnen, daß ich an den Lob-nor ginge, und daß Jakub-beg [1]) um meine Reise ganz gut wisse. Mit dieser Antwort kehrten sie nach Korla zurück; aber auf dem andern Ufer des Chaidu-gol wurde ein kleiner Wachtposten aufgestellt, um uns zu beobachten. Am nächsten Tage erschienen dieselben Leute wieder mit der Eröffnung, daß Toksobai einen Courier an Jakub-beg, welcher sich damals in Toksum unweit Turfan befand, abgefertigt habe, und daß ich vor dem Eintreffen einer Antwort nicht weiter reisen dürfte. Ueber diese Forderung war ich gewissermaßen erfreut, weil die waldigen Ufer des Chaidu-gol an überwinternden Vögeln und an Fasanen überaus reich waren.

Letztere gehören anscheinend zu einer der beiden Arten (Phasianus Shawii, Ph. insignis), welche unlängst von den Engländern in der Umgebung von Kaschgar aufgefunden worden sind. Sie kommen auch am ganzen Unterlaufe des Tarim und am Lob-nor vor.

Der Chaidu-gol ist bei Chara-moto 30 bis 40 Faden breit und besitzt eine ungewöhnlich schnelle Strömung. Bei den Furthen ist er 3 bis 4 Fuß tief; im Sommer, bei Hochwasser, sind dieselben unpassirbar. Er hat Ueberfluß an Fischen, aber welchen Arten sie angehören, weiß ich nicht; denn weder bei der Hin- noch bei der Rückreise glückte es uns, welche zu fangen. Auch der See Bagarasch (auf der Karte Bagratsch), in welchen der Chaidu-gol mündet, soll sehr fischreich sein; derselbe liegt unweit östlich von Karaschar und ist sehr tief und ausgedehnt. Nach Angabe von Kalmyken braucht man 8 bis 9 Tage, um ihn zu umreiten. Ein Besuch des Sees wäre zwar außerordentlich interessant gewesen, aber leider konnten wir denselben weder jetzt noch später auf der Rückreise ausführen.

* * *

Reise von Chara-moto nach der Stadt Korla und Aufenthalt daselbst. Zaman-beg, der Gesandte des Badualet. Nachdem wir sieben Tage in Chara-moto verweilt, erhielten wir endlich die Erlaubniß, nach der Stadt Korla, über welche der Weg nach dem Lob-nor führt, aber nicht nach Karaschar gehen zu dürfen. Die Entfernung bis Korla beträgt 62 Werst. Wir legten sie in drei Tagen zurück, von denselben Leuten begleitet, welche das erste Mal zu uns gekommen waren, und auf jeder Station mit Hammelfleisch und Früchten verpflegt. Ehe man Korla erreicht, kreuzt man den letzten Zweig des Tian-schan in einer 10 Werst langen und sehr engen Schlucht, durch welche der Kontsche-darja, der aus dem Bagarasch kommt und in den Tarim mündet, seine Gewässer wälzt. Am Ein- und Ausgange derselben sind aus Lehm zwei Verschanzungen errichtet, in welchen kleine Wachtposten stehen.

Kaum waren wir in Korla angekommen und hatten das uns außerhalb der Stadt angewiesene Haus betreten, so wurde uns unter dem Vorwande der Beschützung eine Wache beigegeben, in Wahrheit aber, um die dortigen Einwohner von uns fernzuhalten, welche im Ganzen mit der Regierung Jakub-beg's sehr unzufrieden sind. Gleichzeitig ließ man auch uns nicht in die Stadt und sprach: „Ihr seid unsere lieben Gäste; Ihr sollt Euch nicht weiter beunruhigen; Alles, was Ihr braucht, soll Euch geliefert werden.“ So liebliche Worte führten sie aber nur im Munde. Sie lieferten uns allerdings täglich Hammelfleisch, Brod und Früchte; aber damit war auch ihre Gastfreundschaft zu Ende. Denn alles, was uns irgend wie interessirte und den wahren Gegenstand unserer Forschungen ausmachte, das war für uns verschlossen. Was jenseit des Thores unseres Gehöfts lag, davon erfuhren wir nichts. Auf alle Fragen nach der Stadt Korla, der Zahl ihrer Einwohner, ihrem Handel, dem Charakter ihrer Umgebung u. s. w., erhielten wir ausweichende oder offenbar lügenhafte Antworten. Und so blieb es während unseres ganzen sechsmonatlichen Aufenthaltes im Reiche Jakub-beg's oder, wie ihn seine Unterthanen nennen, des „Badualet“ (d. i. Glückskind). Nur in der Folge, am Tarim und Lob-nor, gelang es uns zuweilen, von den Eingeborenen etwas zu erkunden; denn diese waren uns im Ganzen geneigt, fürchteten sich aber offenbar, das merken zu lassen. Von den Anwohnern des Tarim erfuhren wir erst, daß in Korla und den umliegenden Dörfern an 6000 Einwohner beiderlei Geschlechts leben. Die Stadt selbst mit ihren eingezäunten

[1]) Vor unserm Aufbruche aus Kuldscha hatte derselbe den Generalgouverneur von Turkestan auf eine Anfrage hin brieflich benachrichtigt, daß die nach dem Lob-nor reisenden Russen auf ostturkestanischem Gebiete Gastfreundschaft finden würden.

Lehmhäusern besteht aus zwei Theilen, dem alten von Kaufleuten bewohnten Orte und der neuen Festung, wo nur Soldaten hausen. Von letzteren waren zur Zeit unserer Anwesenheit sehr wenige da: sie waren alle nach Toksum marschirt, wo Jakub-beg unter seiner persönlichen Aufsicht Verschanzungen gegen die Chinesen ausführen ließ.

Am Tage nach unserer Ankunft in Korla besuchte uns ein Mann aus der nächsten Umgebung des Badualet, ein gewisser Zaman-beg, früher russischer Unterthan, aus der Stadt Nucha in Transkaukasien und, wie es schien, Armenier von Geburt. Er hatte früher in russischen Diensten gestanden, sprach vortrefflich russisch und erklärte alsbald, daß er vom Badualet geschickt sei, um uns an den Lob-nor zu begleiten. Diese Nachricht wurmte mich; denn ich merkte wohl, daß er zu unserer Beaufsichtigung geschickt sei, und wußte, daß die Anwesenheit einer officiellen Person unsere Forschungen weit mehr stören als fördern würde. Uebrigens war Zaman-beg persönlich sehr freundlich gegen uns und erwies uns nach Kräften Dienste, wofür ich dem ehrwürdigen Beg zu großem Dank verpflichtet bin. Mit ihm nach dem Lob-nor zu gehen, war für uns weit besser, als mit irgend einem andern Hofmanne Jakub-beg's — allerdings nur in so weit, als man bei einem Uebelstand überhaupt von etwas Besserm reden kann.

* * *

Reise von Korla nach dem Flusse Tarim. Am 4. November verließen wir Korla in der Richtung nach dem Lob-nor. Unsere Karawane hatte sich um Zaman-beg, einige Diener desselben und einen Hadschi vermehrt. Schon beim ersten Schritte präsentirten sich unsere Reisegefährten in sehr wenig anziehender Weise. Um uns die Stadt nicht sehen zu lassen, führten sie uns aus unserm Quartiere auf Umwegen über die Felder und schämten sich nicht der Lüge, daß es einen bessern Weg nicht gebe, und wir mußten uns wider Willen dumm stellen, jetzt sowohl als viele, viele Male nachher. Eine solche Verstellung war schwer, namentlich wenn es sich um brennende wissenschaftliche Fragen handelte. Bei der gleichgültigsten Sache konnten wir nicht hinter die Wahrheit kommen, wenn wir sie nicht mit eigenen Augen sahen. Auf Schritt und Tritt beargwöhnte und betrog man uns. Der Bevölkerung war es sogar verboten, zu uns zu reden, damit sie nur nicht in irgend welchen andern Verkehr mit uns käme. Wir reisten eben unter Bedeckung und unsere Begleiter waren Spione — nichts weiter. Zaman-beg fühlte sich offenbar oft durch solche Lage bedrückt, konnte aber freilich sein Betragen gegen uns nicht ändern. Später am Lob-nor, als sie sich schon an uns satt gesehen hatten, schwand der frühere Argwohn ein wenig, anfänglich aber war die polizeiliche Aufsicht sehr streng. Allwöchentlich kam sogar ein Courier vom Badualet oder Toksobai an, „um sich nach unserer Gesundheit zu erkundigen," wie Zaman-beg uns naiver Weise mittheilte.

Aus Allem ging hervor, wie unlieb unsere Reise dem Emir war; aber er wollte es doch dem General von Kaufmann nicht abschlagen. Denn mit den Russen durfte Jakub-beg damals wegen des nahe bevorstehenden Kampfes mit den Chinesen es nicht verderben.

Wahrscheinlich um uns zu veranlassen, von der weitern Reise abzustehen, führten sie uns auf dem beschwerlichsten Wege an den Tarim, auf welcher Route man zwei sehr große und tiefe Ströme, den Kontsche-darja und Intschike-darja, schwimmend durchsetzen muß. Man ersieht aus der Karte zur Genüge, wie leicht wir am rechten Ufer des erstern Stromes entlang ziehen konnten, um das zweimalige vergebliche Uebersetzen zu ersparen. Sie wollten uns aber wahrscheinlich bei günstiger Gelegenheit durch das mühselige Durchschwimmen der Flüsse bei Frostwetter (bei Sonnenaufgang zeigte das Thermometer bis — 16,7° C.) abschrecken.

Beide Uebergänge, über den Kontsche und Intschike, führten wir jedoch glücklich aus, obwohl die Kamele durch das kalte Wasserbad sehr verdorben wurden. Als sie dann später einsahen, daß wir uns durch solche Mittel nicht abschrecken ließen, fingen sie an, für Flußübergänge Flöße und kleine Brücken zu bauen.

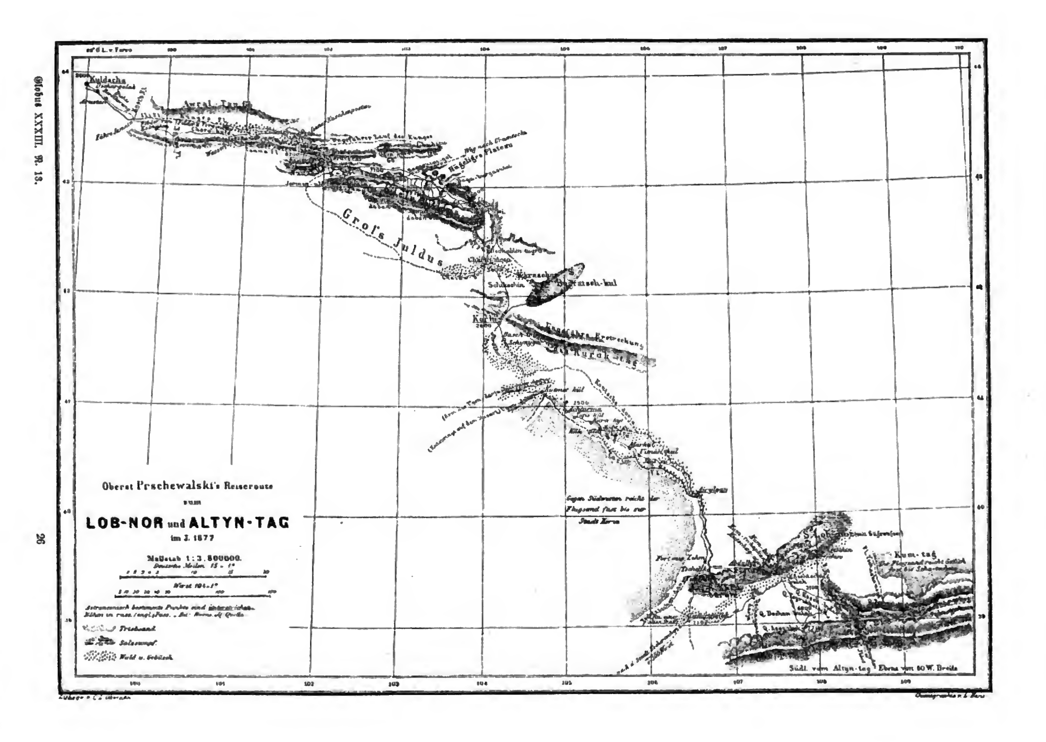
Um nach dem Lob-nor zu gelangen, mußten wir zuerst fast genau südlich ins Tarim-Thal gehen, eine Entfernung von Korla von 86 Werst. Das Land ist zuerst eine gewellte, mit Kieselsteinen oder Kies bedeckte und aller Vegetation bare Ebene. Ein solcher Rand von 20 bis 25 Werst Breite, stellenweise auch breiter oder schmaler, begleitet den Fuß des niedrigen, wasserlosen und unfruchtbaren Gebirges Kuruk-tag, welches den letzten Ausläufer oder Vorberg des Tian-schan in der Wüste des Lob-nor bildet. Derselbe liegt, wie man uns mittheilte, auf der Südseite des Bagarasch-Sees, zieht sich von Korla an fast 200 Werst nach Osten hin und läuft in der Wüste in Lehm- und Sandhügel aus.

Jenseit des den Bergen zunächst gelegenen steinigen Striches, der sofort, wie mir scheint, das Ufer eines frühern Meeres bezeichnet, dehnen sich in unabsehbarer Ferne die Wüsten des Tarim und Lob-nor aus. Der Boden besteht dort aus lockerm, salzigem Lehm oder aus Flugsand. Im Ganzen ist die Lob-nor-Wüste die wildeste und unfruchtbarste von allen, welche ich bis jetzt in Asien gesehen habe, selbst die von Ala-schan nicht ausgenommen. Ehe ich aber diese Gebiete ausführlicher beschreibe, will ich eine kurze hydrographische Skizze des ganzen Unterlaufes des Tarim geben.

* * *

Die Flüsse Kontsche-darja und Intschike-darja. Der Tarim. Sein Arm Kük-ala-darja. Allgemeiner Charakter des Tarim-Thales. Wie oben erwähnt, mußten wir auf unserer Reise von Korla südwärts zwei bedeutende Ströme, den Kontsche- und Intschike-darja, kreuzen. Der erstere (auf den bisherigen Karten mit falschem Namen und falscher Richtung eingetragen) kommt aus dem See Bagarasch, durchbricht unweit Korla den letzten Zweig des Tian-schan, macht einen kleinen Bogen nach Süden, fließt dann südöstlich und mündet in den Kük-ala-darja, einen Arm des Tarim. Weil der Kontsche-darja mit beträchtlicher Schnelligkeit über losen Lehmboden fließt, hat er sich ebenso wie der Tarim und alle Arme und Zuflüsse desselben ein tiefes, trogförmiges Bett gegraben. Dort, wo wir ihn zweimal überschritten haben, ist er zwischen 7 und 10 Faden breit und 10 bis 14 Fuß tief, stellenweise auch noch mehr. Noch keine 10 Werst südlich vom Kontsche-darja floß quer über unsern Weg der Intschike-darja, welcher wenig östlicher sich in Salzsümpfen verliert, bei Hochwasser aber vielleicht den Kontsche-darja erreicht. Nach langen Erkundigungen erfuhren wir, daß der Intschike ein Arm des Ugen-darja ist, welcher nahebei in den Tarim mündet, am Musart entspringt und bei den Städten Bai und Sairam vorbeifließt. Unter dem Meridian von Bugur zweigt sich rechts ein Arm direct zum Tarim hin ab und etwas weiter unterhalb nach links der Intschike.

Den Tarim erreichten wir an der Stelle, wo der 8 bis 10 Faden breite Ugen-darja in ihn mündet. Er ist dort ein ansehnlicher Fluß von 50 bis 60 Faden Breite und nicht weniger als 20 Fuß Tiefe. Sein Wasser ist ziemlich klar, seine Strömung sehr reißend; er fließt in einem einzigen Flußbette und erreicht hier seinen nördlichsten Punkt. Weiterhin wendet er sich nach Südosten, dann fast genau nach Süden und ergießt sich endlich, ohne den Lob-nor zu erreichen, in den See Kara-buran. Bei den Eingeborenen ist er we-


Oberst Prschewalski's Reiseroute
zum
LOB-NOR und ALTYN-TAG
im J. 1877
Maßstab 1 : 3.800000.
Kuldscha
Awral-Tag
Grofs Juldus
Kum-tag
Südl. vom Altyn-tag Ebene von 80 W. Breite

niger unter dem Namen Tarim bekannt; gewöhnlich nennen sie ihn nach dem Flusse von Jarkend, dem größten von seinen Quellflüssen, Jarkend-Tarim oder Jarkend-darja. Der Name Tarim kommt, wie man uns erklärte, vom Worte tara = Acker, Feld, weil das Wasser des Flusses in seinem Oberlaufe nach Möglichkeit zur Bewässerung der Felder benutzt wird. (? Red.)

Funfzig Werst unterhalb der Mündung des Ugen-darja geht vom Tarim links der große 20 bis 25 Faden breite Arm Kük-ala-darja ab, welcher 130 Werst weit seinen eigenen Lauf verfolgt und sich dann wieder mit dem Hauptflusse vereinigt. In ihn ergießt sich von Norden her der Kontsche-darja. Außer diesem hat der Tarim in seinem Unterlaufe keine beträchtlichen Arme und fließt meistens in einem Bette. An beiden Ufern liegen Sümpfe und Seen, von denen manche von den Eingeborenen zum Zwecke des Fischfangs und der Viehweide künstlich hergestellt sind, weil das Schilfrohr in diesem unglücklichen Lande das einzige Futter bildet. Der Tarim hilft selbst dabei mit: an seinen mit Bäumen, Sträuchern und Rohr bewachsenen Ufern häufen nämlich die starken Frühlingsstürme Haufen von Staub und Sand an, so daß die Ufer allmälig emporwachsen über das umliegende Land, dessen Boden durch den ersten Anstoß zu diesem Vorgange selbst, d. h. die Stürme, niedriger gemacht wird, indem dieselben die oberste Schicht des lockern Lehms herausblasen. Alsdann wird das Niveau des Flusses, der vollständig mit Staub und Sand überschüttet wird, in der That nach und nach erhöht. Unter solchen Umständen braucht man nur das Ufer zu durchstechen, daß sich das Wasser aus dem Flußbette herausstürzt und ein größeres oder kleineres Stück Land überschwemmt. Mit dem Wasser werden die Fische hinausgeführt, und nach einiger Zeit fängt dort an Rohr zu wachsen. Dann wird der Durchstich zugeschüttet, der See trocknet ein, die darin enthaltenen Fische werden ohne Mühe gefangen und auf das dann abgetrocknete Land die Schafe getrieben. Haben dieselben das Schilf aufgefressen, so kann man die Geschichte einfach wiederholen und nach einander Fische und Hammelweide haben.

Der allgemeine Charakter der Gegend am Unterlaufe des Tarim ist stets ein und derselbe; am rechten Ufer dehnt sich in geringer Entfernung vom Flusse der öde Flugsand aus, der zu niedrigen (nach dem Augenmaße und von fern gesehen 20 bis 60 Fuß hohen) Hügeln aufgeworfen ist und den Tarim ununterbrochen bis zu seiner Mündung in den See Kara-buran begleitet, ja noch darüber hinaus an dem Fluß Tschertschen-darja hinaufreicht und sich nach Südwesten fast bis zur Stadt Keria erstreckt. Auch am Tarim aufwärts vom Ugen-darja an reicht der Triebsand sehr weit, wie denn überhaupt nach unseren Erkundigungen der ganze Raum zwischen dem rechten Ufer des Tarim und den Oasen am Fuße des Kwen-lun (Kchuu-lun) mit Flugsand bedeckt und unbewohnt ist.

Am linken, östlichen Ufer ist der Sand viel seltener und lange nicht so ausgedehnt. Der Boden ist dort lockerer, salzhaltiger Lehm [Löß], welcher theils ganz kahl, theils mit spärlichen Tamariskensträuchern, selten mit Saxaul (Haloxylon Ammodendron) bewachsen ist. Diese Pflanzen befestigen mit ihren Wurzeln den lockern Boden, welcher in den Zwischenräumen von den starken Stürmen herausgeblasen wird. Letztere häufen auf den Sträuchern Haufen von Staub auf und bilden nach und nach über jedem Gebüsch einen Hügel von 1 bis 2 Faden Höhe. Dieselben bedecken, wie in Ala-schan und Ordos so auch hier, oft weite Räume in ununterbrochener Folge.

* *

Die Flora am Tarim. Am Ufer des Tarim, seiner Nebenflüsse und Arme ist die Vegetation etwas mannigfaltiger, aber dennoch außerordentlich arm. Hier erscheinen vor Allem als schmaler Saum Wälder einer Pappel (Populus diversifolia?) mit dicker Rinde, deren innen fast immer hohler Stamm 25 bis 35 Fuß Höhe und 1 bis 3 Fuß Dicke erreicht; ferner Elaeagnus in geringer Menge. Weite Strecken sind mit Dornsträuchern (Halimodendron), mit einer Asclepiadee und zwei Arten aus der Familie der Bohnen bewachsen. An den Seen und Sümpfen wächst hohes Schilfrohr und Binsen (Typha); als Seltenheit findet man an feuchten Stellen Winde, Kichererbse und zwei bis drei Arten Compositen. Damit ist die gesammte Flora des Tarim nebst Lob-nor aufgezählt (Populus diversifolia und Elaeagnus wachsen dabei nur am Tarim; am Lob-nor finden sie sich nicht). Von Gräsern, Kräutern und Blumen keine Spur. Ueberhaupt kann man sich kaum etwas Trostloseres vorstellen als diese Pappelwälder, deren Boden vollständig kahl und nur im Herbst mit abgefallenen Blättern bedeckt ist, welche ebenso wie das Brot in der dortigen schrecklich dürren Atmosphäre austrocknen. Daher auch die Baumtrümmer, die Windbrüche, das trockene unter den Füßen brechende Rohr und der salzige Staub, der den Reisenden überschüttet, so oft ihm ein Zweig in die Quere kommt. Die Pappeln sind derartig mit Salz geschwängert, daß man an den Bruchstellen oft einen dichten, herausgetretenen Anflug von Salz sehen kann. Mitunter trifft man ganze Bestände vertrockneter Pappeln mit abgebrochenen Aesten und abgefallener Rinde. Solche Leichen vermodern hier nicht, sondern zerfallen schichtenweise und vergehen in Staub. So trostlos diese Pappelwälder auch sind, so ist doch die anstoßende Wüste noch viel trostloser. Die Einförmigkeit der Landschaft erreicht hier ihren höchsten Grad. Allenthalben eine unübersehbare Fläche, mit Lehmhügeln bedeckt, auf denen Tamarisken wachsen. Der Weg führt zwischen diesen Haufen hin und seitwärts sieht man nichts, gar nichts; selbst die fernen Berge im Norden verdämmern in der mit Staub erfüllten Luft. Da lebt kein Vogel, kein Säugethier; nur ab und zu begegnet man der schönen Fährte der scheuen Dseren-Antilope.

* *

Die Fauna am Tarim. Aus der kurzen, oben gegebenen Charakteristik ersieht man, daß das Becken des untern Tarim und Lob-nor die ungünstigsten Bedingungen für das Leben von Säugethieren bietet. Ihre Aufzählung folgt hierbei: Königstiger (Tigris regalis; gewöhnlich, stellenweise häufig); Manul oder Steppenkatze (Felis manul; gewöhnlich); Luchs (Felis lynx; soll selten sein); Wolf und Fuchs (Canis lupus und C. vulpes; nicht häufig); Fischotter (Lutra vulgaris; soll an den Fischseen sehr häufig sein); ein Igel (Erinaceus auritus?; selten); Spitzmaus (Sorex sp; selten); Maralhirsch (Cervus maral; gewöhnlich); Dseren- oder Kropf-Antilope (Antilope subgutturosa; gewöhnlich); Hase (Lepus sp.; sehr häufig); Hüpfmaus (Meriones sp.; zwei Species, die eine selten, die andere stellenweise gewöhnlich); Wildschwein (Sus scrofa ferus; gewöhnlich, mitunter häufig); Maus (Mus sp.; selten) und das wilde Kamel (Camelus bactrianus ferus), welches östlich vom Lob-nor, selten in der Sandwüste am untern Tarim vorkommt; Weiteres über dasselbe folgt weiter unten.

Im Ganzen ist die Säugethierfauna des Tarim und Lob-nor sehr arm an Arten und auch an Individuen nicht reich. Schweine und Hasen ausgenommen, kommen alle übrigen verhältnißmäßig nicht häufig, manche sogar selten vor. Außerdem besitzt besagte Fauna, vom wilden Kamele abgesehen, keine ihr ausschließlich eigenthümliche Art. Viele derselben finden sich auch im Tian-schan, andere gehören überhaupt den gesammten centralasiatischen Wüsten an. Auch an Vö-

geln ist das Tarim-Thal nicht besonders reich, obschon die waldige Gegend und das warme Klima anscheinend viele derselben zum Ueberwintern anlocken müßten. Aber ein sehr wichtiger Grund verhindert das: der Mangel an Futter. Außer dem verhältnißmäßig nicht einmal daran reichen Elaeagnus (Dschida, Oelweide) giebt es dort keinen Strauch, kein Kraut mit eßbarem Samen. Fische aber, Mollusken und die anderen kleinen Thiere in Sumpf und See sind zur Winterszeit für die Vögel meist unerreichbar. Und deshalb überwintern am Tarim keine Wasservögel und Stelzenläufer [1]); auch Raubvögel giebt es sehr wenig; von Singvögeln überwinterte nur eine Art, Turdus atrogularis, von Tauben drei Arten, aber nicht am Tarim, sondern in der Oase Tscharchalyk, 40 Werst südöstlich vom See Kara-buran.

Die im Winter im Tarim-Thal beobachteten Vögel sind folgende:

Vultur cinereus; fliegt aus dem Tian-schan herüber.
Aquila fulva, Aquila bifasciata; sehr selten.
Buteo sp.; wurde nur einmal beobachtet.
Astur palumbarius; selten.
Accipiter nisus; gewöhnlich.
Falco aesalon; selten.
Tinnunculus alaudarius; gewöhnlich, ansässig.
Circus rufus, Circus cyaneus, ansässig; theilweise aber auch überwinternd.
Otus vulgaris, Otus brachyotus; selten.
Athene plumipes; nur in Tscharchalyk zu finden.
Corvus corax; ansässig, selten.
Corvus cornix; nur in einigen Exemplaren in Tscharchalyk gefunden; es ist das das östlichste Vorkommen dieser Art.
Corvus orientalis; ansässig, häufig.
Pica caudata, var.; ansässig, selten.
Podoces tarimensis, n. sp.; ansässig, gewöhnlich.
Passer montanus, Passer ammodendri; ansässig.
Carpodacus rubisilla; überwintert in geringer Zahl.
Erythrospiza obsoleta; ansässig, selten.
Cynchramus schoeniclus, Cynchramus pyrrhuloides; ansässig, gewöhnlich.
Turdus atrogularis; überwinternd, zahlreich.
Myophoneus Temminckii; überwintert, ist sehr selten.
Ruticilla erythronota; überwintert, ist sehr selten.
Rhopophilus deserti, n. sp.; gewöhnlich, ansässig.
Cyanistes cyanes; ansässig, selten.
Panurus barbatus; sehr häufig, ansässig.
Leptopoecile Sophiae; selten.
Anthus pratensis?; überwintert selten, nistet.
Alauda arvensis; sehr selten, ansässig.
Alaudula leucophaea?; ansässig, häufig.
Galerita magna; ansässig, häufig.
Lanius Homeyeri?; überwintert, selten.
Upupa epops; überwintert, nur in Tscharchalyk gefunden.
Picus sp.; ansässig, sehr gewöhnlich.
Syrrhaptes paradoxus; selten, ansässig.
Turtur vitticollis, Turtur sp., Columba oenas; nur in Tscharchalyk gefunden.
Harelda glacialis; ein Exemplar im November erlegt.
Anas clypeata, Carbo cormoranus, Larus brunneicephalus; einzelne seltene Exemplare wurden nur im November angetroffen.
Botaurus stellaris, Cygnus olor?, sollen in kleiner Zahl an nicht zufrierenden Stellen des Lob-nor überwintern.

Ein großer Theil der aufgezählten Arten wurde auch im Thal des Chaidu-gol und bei Korla gefunden. Außerdem Corvus frugilegus, C. monedula, Coturnix communis, Cynchramus polaris, Columba rupestris, Perdix daurica, Caccabis chukar, die drei letzteren Gebirgsarten. Ueberhaupt dürften, wie mir scheint, in den futterreichen Oasen am Fuße des Tian-schan weit mehr Vögel überwintern, als am Tarim und Lob-nor.

Von den aufgezählten 48 Arten, welche wir im Winter am Tarim fanden (die im Frühling dort beobachteten sind weiter unten aufgezählt), erwiesen sich zwei als neu. Die eine, welche ich Rhopophilus deserti genannt habe, fand ich auch auf meiner frühern Expedition in Tsaidam. Weil ich damals nur zwei oder drei Exemplare davon besaß, konnte ich mich nicht entschließen, eine neue Art aufzustellen, und bezeichnete sie als Varietät: Rhopophilus pekinensis, Swinh. var. major (s. Prschewalski, Die Mongolei und das Land der Tanguten, II, 2. Abth., S. 32). Nachdem ich mich aber jetzt an vielen Exemplaren von der Beständigkeit der Merkmale (großer Wuchs, blasses Gefieder), welche den mittelasiatischen Rhopophilus vom chinesischen unterscheiden, überzeugt habe, stelle ich erstern als neue Art auf und nenne ihn R. deserti, weil er ausschließlich der Wüste eigenthümlich ist. Nördlich über den Tian-schan hinaus ist der neue Rhopophilus nicht verbreitet und auch in Russisch-Turkestan kommt er nicht vor.

Der andere höchst interessante Fund ist eine neue Podoces-Art. Bis jetzt waren nur drei Arten davon bekannt: Podoces Panderi, P. Hendersoni, P. humilis, zu welchen als vierte jetzt die von mir benannte P. tarimensis [1]) kommt. In seinem Charakter unterscheidet er sich nicht von dem ihm nahe stehenden P. Hendersoni; nördlich vom Tian-schan und in Russisch-Turkestan kommt er gleichfalls nicht vor. Von Fischen kommen im Tarim wie im Lob-nor nur Marinken [ob Barbus fluviatilis?] und eine andere mir unbekannte Art aus der Familie der Cyprinidae vor, von denen einige vortreffliche Exemplare sich in unserer Sammlung befinden. Beide Arten, und besonders die erste, sind sehr reich an Individuen und bilden die Hauptnahrung der Eingeborenen.

* * *

Die Bevölkerung am Tarim: Karakulen und Karakurtschinen. Ihr Typus, ihre Sprache und Religion; Einrichtung ihrer Wohnungen. Namen der Dörfer. Ihre Bevölkerung. Häusliches Leben derselben. Bevölkerung erscheint am Tarim abwärts von der Mündung des Ugen-darja an und zerfällt in administrativer Hinsicht in zwei Theile: **Tarimer** oder **Karakuler** (nach dem See Kara-kul genannt, in dessen Nähe der Achun wohnt, welcher die Bevölkerung am untern Tarim regiert) und **Lobnorer** oder **Karakurtschiner** (richtiger **Karakoschuner** von den Worten kara = „schwarz" und koschun = „Theil, Antheil"). Hier werde ich nur Einiges über die ersteren mittheilen und die Karakurtschiner erst bei der Beschreibung des Lob-nor schildern.

Wie man uns mittheilte, lebten die jetzigen Anwohner des Tarim ursprünglich am Lob-nor und zerstreuten sich erst vor etwa einem Jahrhundert am Tarim, wegen der häufigen Räubereien der Kalmyken und weil die Fische im See sich

[1]) Obwohl wir Ende November am Tarim einzelne Exemplare von Carbo cormoranus, Anas clypeata, Harelda glacialis und Larus brunneicephalus trafen, so waren das doch zweifellos zurückgebliebene, die später wahrscheinlich auch davonflogen. Außerdem überwintern zuweilen am Lob-nor selbst, auf nicht zugefrorenen Stellen des Röhrichts nach Angabe der dortigen Bewohner, Botaurus stellaris und Cygnus olor?

[1]) Als tarim'sche wurde sie bezeichnet, weil ich sie zuerst am Tarim fand, und weil sie anscheinend ausschließlich im Gebiet dieses Flusses vorkommt. [Eine nun folgende, eingehende Beschreibung des neuen Podoces übergehen wir.]

vermindert hatten. Ob es vorher am Tarim eine Bevölkerung gab, konnte ich nicht erfahren. Wahrscheinlich ist nur, daß den vom Lob-nor Uebergesiedelten beständig Flüchtlinge, vielleicht auch Verbannte aus den verschiedenen Gegenden Ostturkestans sich zugesellten. Daraus entstanden die heutigen Tarimer, welche, unzweifelhaft zum arischen Stamme gehörig, sich durch die äußerste Verschiedenartigkeit ihrer Physiognomien auszeichnen. Man findet dort Typen von Sarten, Kirgizen, sogar Tanguten; mitunter zeigt sich einem ein völlig europäisches Gesicht, während der mongolische Typus selten vorkommt. Im Ganzen zeichnen sich die Anwohner des Tarim durch blasse Gesichtsfarbe, eingedrückte Brust und meist schwachen Körperbau aus. Die Männer sind von mittlerm, oft auch hohem Wuchse, die Weiber, welche wir übrigens selten zu Gesicht bekamen, kleiner. Denn wenn es uns zuweilen gelang, die Wohnung eines Eingeborenen zu betreten, so machten sich die anwesenden Fräulein und Frauen alsbald davon, indem sie wie Mäuse durch die Schilfwände der Behausung krochen. Unser Reisegefährte Zaman-beg, welcher mehr Gelegenheit als wir hatte, das schöne Geschlecht am Tarim kennen zu lernen, gab uns keinen sonderlich schmeichelhaften Bericht darüber, eine einzige Blondine ausgenommen, die er im Dorfe Achtarma traf. Dieselbe erschien als Anomalie inmitten ihrer schwarzhaarigen und schwarzäugigen Landsmänninnen und ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein zurückgelassenes Souvenir von dem Besuche, welchen russische Altgläubige im Jahre 1862 diesen Gegenden abgestattet haben, und von dem weiter unten die Rede sein wird.

Hinsichtlich der Sprache der Tarimer (sowie der Lobnorer) kann ich nur angeben, daß unser Dolmetscher, ein Tarantscha aus Kuldscha, sich dort überall ungezwungen hat unterhalten können, woraus man schließen kann, daß der Unterschied zwischen der Sprache der Tarantschen und Sarten und der der Tarimer nicht groß ist. Mir selbst, der in besagten Sprachen völlig unbewandert ist, war es unmöglich, irgend welche persönlichen Beobachtungen anzustellen; der Dolmetscher aber war viel zu dumm, um bei sich bietender Gelegenheit von Nutzen zu sein.

Die Religion aller Anwohner des Tarim (und Lob-nor) ist die mohammedanische, übrigens mit Beimischung einiger heidnischer Gebräuche. So begraben sie z. B. die Todten stets in Kähnen und legen einen Theil der dem Verstorbenen gehörigen Netze auf den Grabhügel oder spannen sie rings herum aus.

Die Wohnungen werden aus Schilfrohr hergestellt, welches im Ueberfluß in den Sümpfen und Seen des Tarim-Thales wächst, und zeigen in ihrem Bau wenig Erfindungsgabe. Zuerst schlägt man an den Ecken und in der Mitte der Wände des zu erbauenden Hauses unbehauene Balken von der Pappel ein, und legt unter einander verbundene Balken und Latten als Dach darüber. Dann bedeckt man Seitenwände und Dach mit Schilf, wobei man in der Decke eine quadratische Oeffnung für den Abzug des Rauches ausspart. In der Mitte eines solchen Raumes wird der Herd aufgestellt; an den Wänden schlafen an der Erde, auf Filz oder häufiger noch auf Schilf der Hausherr und seine Familie. Für die Weiber giebt es mitunter auch eine besondere Abtheilung. An den Wänden sind Bretter angebracht, auf welchen das Geschirr und andere Dinge Platz finden. Neben der Wohnung wird gleichfalls aus Schilf ein Verschlag für das Vieh errichtet.

Zehn solcher Häuser, mitunter auch mehr oder weniger, bilden ein Dorf, dessen Stätte aber keine bleibende ist. Im Winter leben die Leute dort, wo sie genügend Brennmaterial und Futter für das Vieh finden, und ziehen im Sommer wegen des Fischfangs an die Seen.

Die Hauptursache übrigens, welche die Tarimer zwingt, eine frühere Ansiedelung zu verlassen, ist die Erkrankung eines Bewohners. Besonders fürchten sie sich vor den Blattern, welche hier selten einen andern als tödtlichen Ausgang haben. Einen Pockenkranken nämlich überläßt man seinem Schicksal, stellt ihm ein wenig Nahrung hin, siedelt sofort, und zwar das ganze Dorf, an einen andern Ort über und kümmert sich um das Loos des frühern Cameraden nicht weiter. Wird er, was selten vorkommt, gesund, so kehrt er zu seiner Familie zurück; stirbt er, so kümmert sich kein Mensch um seine Beerdigung. In die Grabhügel, welche wir mitunter antrafen, stecken sie lange Stangen, an welchen sie verschiedene Lappen, Geweihe vom Maral, Schwänze vom wilden Jack, der in den Bergen südlich vom Lob-nor vorkommt, und andern Schmuck befestigen.

Die Gesammtzahl der Bevölkerung am untern Tarim beträgt circa 1200 Seelen beiderlei Geschlechts. Hier mag eine Aufzählung der Dörfer nebst ihrer genauen Bevölkerung folgen.

Namen der Dörfer	Gehöfte	Erwachsene		Kinder	Summa
		Männ.	Weib.		
Kutmet-kul	6	10	14	18	42
Achtarma	35	103	120	88	311
Tajiz-kül	15	47	52	34	133
Kara-kyr	14	38	30	40	108
Kök-ala	30	93	109	61	263
Morkot	14	58	49	61	168
Uiman-kül	6	20	18	18	56
Jeni-su	12	38	23	30	91
Airylgan	4	6	4	2	12
Summa	135	413	419	352	1184

Ihre Kleidung besteht aus Armjak (eine Art weiten und langen Bauernrockes), unter welchem ein langes Hemd getragen wird, und Hosen und zur Winterszeit einem Schafpelz. Selten sieht man bei den Reichsten, und auch da nur bei besonderen Gelegenheiten, Chalat (Schlafrock) und Turban. Stiefel haben nur die Wohlhabenden; Aermere tragen im Winter über den Filzstrümpfen selbstgemachte Schuhe und gehen im Sommer barfuß. Auf dem Kopfe tragen sie im Winter eine Lammsfellmütze mit umgekrämptem Rande und im Sommer einen Filzhut.

Die Weiber haben einen kurzen Chalat, der selten, wie bei den Männern, gegürtet, sondern stets lose getragen wird, darunter gleichfalls ein Hemd, an den Beinen Hosen, welche wie bei den Männern in die Stiefel gesteckt werden, und auf dem Kopfe ebenfalls eine Pelzmütze und darunter ein weißes Tuch, welches auf den Rücken herabfällt und mit seinen vorderen Enden zuweilen unter dem Kinne zusammengeknüpft wird. Die Männer rasiren sich den ganzen Kopf, die Weiber flechten hinten zwei Zöpfe, lassen die Haare an den Schläfen bis auf die Hälfte der Backen herabhängen und stutzen sie dort ab. Unverheirathete Mädchen tragen hinten nur einen Zopf.

Ihre Gewänder und Gegenstände des täglichen Gebrauches erhalten die Anwohner des Tarim von herumreisenden

Händlern aus der Stadt Korla; zum Theil machen sie dieselben auch selbst. Zeug richten sie aus Schafwolle zu oder aus den Fasern der Kendyr-Pflanze, welche im Tarim-Thale in Menge wächst [vergl. „Globus“ XXXI, S. 251, wo die Pflanze Toka-tschigha genannt wird]. Im Herbst und Winter sammelt man die trockenen Stengel derselben, zerklopft sie mit Stock oder Hand und brüht die erhaltenen Fasern in Wasser; dann reinigt man sie von den Acheln, brüht sie nochmals und kratzt sie schließlich. Die Weiber spinnen auf einem eigenthümlichen Rocken und weben aus dem Garne mit Hülfe eines nicht sehr ingeniösen Webstuhles und Schiffchens eine sehr feste und hinsichtlich der Arbeit ziemlich schöne Leinewand. Außer dem Weben der Leinewand und dem Gerben der Wild- und Schaffelle verstehen die Tarimer kein Handwerk irgend welcher Art; selten finden sich unter ihnen Schmiede und Schuhmacher. Der Fischfang bildet ihre hauptsächlichste Beschäftigung und die Fische ihr Hauptnahrungsmittel. Sie bedienen sich dazu kleiner Netze von grober Arbeit. Ihr Verfahren dabei wird weiter unten geschildert werden. Da sie einen großen Theil ihres Lebens auf dem Wasser zubringen, so verstehen sie, Männer wie Weiber, das Kahnfahren vortrefflich. Ihre Boote sind ausgehöhlte Pappelstämme und bilden ein unumgängliches Zubehör jedes Haushalts. Als Ersatz der Fischnahrung dienen die Wurzeln des Kendyr; man röstet dieselben etwas am Feuer und ißt sie wie Brot, welches letztere sich nur wenige Reiche verschaffen können. Denn der Feldbau ist am untern Tarim sehr unbedeutend und erst, wie man uns mittheilte, vor circa zehn Jahren eingeführt worden. Den Boden bewässern sie behufs Düngung durch Wassergräben und säen Weizen und ein wenig Gerste. Die Ernte ist nicht besonders gut, weil der Boden überall etwas salzhaltig ist.

Weit mehr als der Ackerbau ist am Tarim die Vieh- und speciell die Schafzucht verbreitet. Die Schafe haben hier ein vortreffliches Vließ, sind aber klein und haben einen kleinen Fettschwanz. Außerdem halten die Tarimer Rindvieh von guter, großer Race, wenig Pferde und noch weniger Esel; Hunde sind sehr selten. Kamele giebt es überhaupt nicht, weil die Gegend für sie unzuträglich ist. Alles Vieh frißt dort ein und dasselbe Futter, nämlich Schilfrohr; die Schafe lieben außerdem noch die Schoten der Dornsträucher.

Was die moralische Seite anlangt, so herrscht im Charakter der Tarimer, wie überhaupt der Asiaten, die Faulheit vor, daneben Zurückhaltung und Argwohn. Der religiöse Fanatismus ist nicht groß. Das Familienleben ist aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe, wie bei anderen Turkestanern. Die Frau ist Herrin im Hause, dabei aber Sklavin des Mannes. Letzterer kann sein Weib nach Belieben verstoßen und ein anderes nehmen, auch mehrere gleichzeitig haben. Man kann sich auf sehr kurze Zeit, sogar nur auf einige Tage verheirathen.

Von den Angewohnheiten des Volkes fällt sofort das schnelle und laute Sprechen auf. Wenn sich ein paar Tarimer unterhalten, kann man fast glauben, daß sie sich zanken. Verwunderung wird durch Schmatzen und den Ausruf „Ioba! Ioba!“ ausgedrückt. In administrativer Hinsicht hängen die Tarimer und Lobnorer vom Vorsteher von Korla ab, wohin sie auch ihre Steuern bezahlen.

* * *

Reise am Tarim abwärts. Das Dorf Achtarma. Die Fuhrt Airylgan. Nach dieser langen Abschweifung kehre ich zur Reise selbst zurück.

Nachdem wir, wie erwähnt, die Flüsse Kontsche und Intschike schwimmend durchsetzt, erreichten wir den Tarim bei der Mündung des Ugen-darja und von da aus in einem Tagemarsche das Dorf Achtarma [1]), die größte Niederlassung am ganzen untern Tarim und Lob-nor, wo der Verwalter von Tarim, ein gewisser Aöljam-achun, wohnt. Trotz seines ansehnlichen Titels, welcher nach Zaman-beg's Uebersetzung „der allergelehrteste Mann“ bedeutet, war derselbe vollständig ungebildet.

Wir blieben dort acht Tage, weil der dortige Wald Ueberfluß an Vögeln besaß und es im Röhricht viel Tiger gab. Trotzdem wir aber letzteren eifrig nachstellten, gelang es weder mir noch meinen Kazaken, das ersehnte Raubthier überhaupt zu Gesicht zu bekommen. Wir vergifteten zwar Nachts zwei Stück mit Lockspeise, aber trotzdem sie starke Dosen Cyankali fraßen, waren sie doch noch stark genug, in das dichteste Schilf sich zu verkriechen, wo alle unsere Nachforschungen vergeblich blieben. Schließlich kauften wir von den Eingeborenen, welche sich des Thieres gleichfalls mit Gift bemächtigen, drei Tigerfelle.

In Achtarma wurde die Länge und Breite astronomisch und die Höhe (2500 Fuß; Korla 2600 Fuß absolut) barometrisch bestimmt. Der Lob-nor liegt 2200 Fuß über dem Meere, so daß der untere Tarim einen verhältnißmäßig geringen Fall hat. Trotzdem ist seine Strömung reißend und beträgt bei mittlerm Wasserstande in der Minute 180 Fuß [2]).

Von Achtarma führte unser Weg in größerer oder geringerer Entfernung vom Flusse am Tarim abwärts, welcher in seinem Unterlaufe kein Thal im eigentlichen Sinne des Wortes mehr hat. Weder die Gestaltung der Oberfläche noch die Beschaffenheit des Bodens ändert sich sogar dicht am Flusse. Dieselbe lehmige Fläche, derselbe Flugsand hundert Schritt vom Wasser, wie in der zusammenhängenden Wüste. Nur ein schmaler Waldstreifen, stellenweise Röhrichte, Sümpfe und Seen bezeichnen den nicht breiten Saum befeuchteten Bodens [3]). Auf den Kamelen zu reiten, ist hier sehr schwierig, weil man sich bald durch Wald, bald durch dichtes Dorngesträuch, bald auch durch hohes Rohr hindurcharbeiten muß, dessen Wurzeln wie eiserne Stacheln die Sohlen der Thiere bis aufs Blut verwunden.

Nachdem wir den Kük-ala-darja, der ein Arm des Tarim ist, auf Flößen überschritten hatten, gingen wir, wie bisher, in kurzen Tagemärschen weiter, indem wir meist bei Dörfern Halt machten. Zaman-beg und sein Gefolge waren anfangs unzertrennlich von uns; als sie aber später sich überzeugten, daß wir nichts Außergewöhnliches thaten, ritten sie gewöhnlich direct nach dem nächsten Nachtquartiere voraus.

Die dortige Bevölkerung erhielt, zum Besten unserer Forschungen, zweifellos bei Zeiten den Befehl, uns in allen Dingen, die wir nicht mit eigenen Augen sehen konnten, zu belügen. Dazu kam, daß die Leute selbst, welche nie Russen gesehen und über uns wahrscheinlich verschiedene Fabeln zu hören bekommen hatten, sich anfangs vor uns wie vor der Pest fürchteten. Und als sie gar sahen, daß man die „lieben Gäste“ wie Spione unter Bedeckung und auf Umwegen führte, konnten sie wohl in uns böse Gesellen sehen, und das um so mehr, als ihnen der Zweck unserer Reise völlig unverständlich war. Wie früher in der Mongolei und Kan-su, so glaubten jetzt die halbwilden Leute am Tarim offenbar nicht, daß man beschwerliche Reisen machen, Geld ausgeben,

[1]) Nicht weit von da liegt auf der andern Seite des Tarim der Kara-kul, nach welchem die Anwohner des Tarim Karakuler genannt werden.

[2]) Durchschnittsziffer. Ich maß zweimal, Anfang December unterhalb der Mündung des Kük-ala-darja und Anfang März beim Lob-nor, und erhielt das erste Mal 192 Fuß in der Minute, das zweite Mal 170.

[3]) Uebrigens ist von der Mündung des Ugen-darja bis zum Dorfe Achtarma das Tarim-Thal scharf begrenzt; es hat dort 5 bis 6 Werst Breite und ist fast durchweg sumpfig.

Kameele verlieren u. s. w. könne, nur um fremde Länder zu sehen, dort Pflanzen, Thierfelle, Vögel ꝛc., kurz lauter Dinge, die nirgends etwas werth sind, zu sammeln. Unter dem Einflusse solcher Stimmung überschritt die Neigung der Tarimer, uns zu belügen, oft alle Grenzen und gipfelte in wahren Kindereien und Narrenspossen. Der einzige Mensch, durch den wir etwas zu erfahren vermochten, was der Wahrheit näher kam, war Zaman-beg. Aber leider verstand er die dortige Sprache schlecht und wurde obendrein auch wohl selbst angelogen, weil man ihn im Verdacht hatte, den Russen allzu geneigt zu sein.

Zur Verpflegung lieferte man uns Hammel, welche den Eingeborenen ohne Vergütung weggenommen wurden. Dieselben nahmen auch von uns, wenn ich auch darauf bestand, dafür kein Geld [1]). Deshalb schenkte ich, um ihnen ihre Gaben zu vergelten, den ärmsten Anwohnern des Lob-nor hundert Rubel. Am Tarim aber war es den Leuten durchaus verboten, Geld zu nehmen, und der dortige Achun theilte uns auch mit, daß es bei ihm keine Armen gebe.

190 Werst von der Mündung des Ugen-darja entfernt kamen wir an die Stelle, wo sich der Kük-ala-darja wieder mit dem Tarim vereint. Dort setzten wir wieder auf Flößen über den Strom, welcher an der Fährstelle, die Airylgan heißt, nur 15 Faden Breite und 21 Fuß Tiefe hat [2]). Nach seiner Wiedervereinigung mit dem Kük-ala-darja erreicht der Tarim wieder eine Breite von 30 bis 35 Faden und behält sie bis zu seiner Einmündung in den See Karaburan bei. 15 Werst oberhalb derselben liegt an seinem rechten Ufer ein kleines quadratisches Fort mit Lehmmauern (Kurgan), in welchem sich damals nur einige Soldaten aus Korla befanden.

Das Wetter war während unserer ganzen Reise am Tarim, d. h. im November und der ersten Hälfte des December, ausgezeichnet, klar und warm. Freilich sank das Thermometer Nachts bis — 22,2° C.; sobald sich aber die Sonne zeigte, stieg die Temperatur rasch, so daß um Mittag erst am 19. December das Quecksilber zum ersten Male unter Null sank. Um diese Zeit friert wahrscheinlich auch der Tarim zu, wenn auch nicht durchweg. Winde bliesen nur selten und dabei schwach; die Luft war außerordentlich trocken und stets mit Staub, wie mit einem Nebel, erfüllt. Atmosphärische Niederschläge kamen überhaupt nicht vor. Nach Angabe der Eingeborenen fällt am Tarim und Lob-nor zwar Schnee, aber nur selten, ein bis zwei Mal in drei, vier Wintern; meist liegt er nur wenige Tage, mitunter auch noch kürzere Zeit. Ebenso ist im Sommer Regen äußerst selten.

* * *

Fortsetzung der Reise nach Süden. Das Dorf Tscharchalyk. Erkundigungen über die Topographie der Umgegend. Erzählungen von den russischen Altgläubigen am Lob-nor. Von dem vorhin erwähnten Fort am Tarim gingen wir nicht an den nicht mehr weit entfernten Lob-nor, sondern gerade südlich nach dem Dorfe Tscharchalyk [3]), welches vor nunmehr dreißig Jahren von Verbannten und zum Theil von freiwilligen Auswanderern aus Chotan gegründet wurde. Jetzt besteht es aus 21 Gehöften (darunter 9 von Lobnorern) und einem Lehmfort, in welchem die Verbannten, 114 Seelen beiderlei Geschlechts, wohnen. Sie müssen zum Besten der Regierung dort Ackerbau treiben, während das die anderen Bewohner zu ihrem eigenen Nutzen thun. Wasser zur Berieselung ihrer Felder liefert ihnen der Fluß Tscharchalyk-darja, der in den nahen Bergen entspringt. Dieselben erheben sich südlich vom Lob-nor zu großer Höhe und sind unter dem Namen Altyn-tag bekannt.

300 Werst (elf Tagereisen per Packesel) südwestlich von Tscharchalyk liegt am Flusse Tschertschen-darja die kleine Stadt Tschertschen [1]), deren Vorsteher auch Tscharchalyk verwaltet. Zehn Tagereisen von Tschertschen weiter nach Südwesten liegt die große Oase Nai (900 Gehöfte), von wo man in drei Tagen die Stadt Keria erreicht, welche nach Angabe der Leute an 3000 Häuser zählt. Von Keria führt der Weg über Tschira nach Chotan, welches, ebenso wie Keria und Tschertschen, dem Jakub-beg von Kaschgar unterthan ist [richtiger: war. Jene Orte entsprechen dem Nia, Kiria und Chiria der Karte im „Geographical Magazine", Mai 1875, und wurden, Nia ausgenommen, bei Sir D. Forsyth's Rückkehr aus Kaschgar von indischen Explorern besucht. Red.]. Eine Tagereise von Keria entfernt wird im Gebirge Gold gefunden, ebenso fünf Tagereisen von Tschertschen an den Quellen des Tschertschen-darja, wo angeblich jährlich gegen 60 Pud Gold gewonnen werden, die in den Schatz Jakub-beg's fließen.

Dort, wo jetzt Tscharchalyk liegt, sieht man Reste von Lehmmauern einer alten Stadt, welche uns Ottogusch-schari (d. h. Stadt des Ottogusch, eines ehemals dort lebenden Chans) genannt wurde und etwa drei Werst im Umfang mißt; ihre Außenmauern waren mit Wachtthürmen versehen. Außerdem sollen zwei Tagereisen von Tscharchalyk aus nach Tschertschen zu Reste einer andern Stadt, Gas-schari [vielleicht entspricht der erste Theil dieses Namens dem Gasch in Gasch-nor, einem See, welchen die chinesischen Karten südlich vom Lob-nor verzeichnen], liegen, und Ruinen einer dritten, sehr ausgedehnten fanden wir nahe am Lob-nor. Letztere wird einfach Konje-schari, d. h. alte Stadt, genannt. Von den Eingeborenen konnten wir durchaus keine Traditionen über diese Alterthümer erfahren.

Zu besseren Resultaten führten die Fragen nach dem Aufenthalt russischer Altgläubigen am Lob-nor. Von ihnen erzählten uns Leute, welche mit eigenen Augen jene Fremdlinge gesehen hatten, die in diesen abgelegenen Winkel Asiens vorgedrungen waren, um wahrscheinlich ihr gelobtes Land Bjälowodje (Weißwasser) zu suchen [2]). Die erste aus zehn Männern bestehende Abtheilung kam 1861 nach dem Lob-nor. Nachdem sie die Gegend sich angesehen, gingen zwei von ihnen wieder fort und kehrten ein Jahr später mit einer großen Gesellschaft von 160 Leuten (nach anderer Angabe, die aber weniger glaubwürdig ist, waren es nur 70) zurück, darunter auch Weiber und Kinder. Die Männer waren größtentheils mit Steinschloßflinten versehen; einige verstanden dieselben auszubessern und sogar neue zu machen; auch waren Zimmerleute und Tischler darunter. Unterwegs fingen sich die Russen Fische und schossen Wildschweine und nährten sich davon; an ihre Geschirre und Eßwaaren ließen sie aber Niemand rühren. Im Allgemeinen waren sie muthig und fleißig. Einige von ihnen siedelten sich am untern Tarim bei dem jetzigen Fort an, bauten sich Schilfshütten

---

[1]) Ein Schaf kostet am Tarim und Lob-nor 5 bis 7 Tenga oder 65 bis 90 Kopeken russischen Geldes.

[2]) Dabei fielen ich und ein Kazak über Bord; doch kamen wir mit einem Bade in kaltem Wasser (es war der 10. December) davon, und es gelang uns, schwimmend das Ufer zu erreichen.

[3]) Es geschah das, weil es unsere Reisegefährten bequemer fanden, in Tscharchalyk zu überwintern. Bei dieser Gelegenheit belogen sie uns wieder, indem sie behaupteten, daß es keinen directen Weg nach dem Lob-nor gebe.

[1]) Ob das Marco Polo's Ciarcian ist? [Gewiß. Vergl. Globus XXXI, S. 219 Red.] In Tschertschen giebt es, wie man uns sagte, jetzt nur 30 Gehöfte; doch kann ich für die Glaubwürdigkeit dieser Angabe nicht einstehen.

[2]) [Vergl. darüber „Globus" XXXI, S. 271.]

und verlebten darin den Winter; andere ließen sich in Tscharchalyk nieder und errichteten dort ein Holzhaus, vielleicht eine Kirche, welches erst vor Kurzem bei einer Ueberschwemmung des Tschertschen-darja vom Wasser weggeschwemmt worden ist. — Inzwischen war im Verlauf des Winters wie vorher auf der Reise ein großer Theil der russischen Pferde in Folge der Strapazen, des schlechten Futters und der Menge Mücken zu Grunde gegangen. Die neue Gegend gefiel den Leuten nicht und so beschlossen sie, nachdem sie den Frühling abgewartet hatten, in die Heimath zurückzukehren oder weiter zu ziehen, um das Glück zu suchen. Der chinesische Gouverneur von Turfan, welchem damals Lob-nor unterstellt war, erließ den Befehl, den Fremdlingen die nöthigen Pferde und Lebensmittel zu liefern, und einer von unseren Gefährten aus Korla, Rachmet-bai mit Namen, geleitete die Russen nach Uschaktal (auf dem Wege von Karaschar nach Turfan) zurück. Dann zogen dieselben über Turfan nach Urumtschi. Wohin sie sich weiter gewendet haben, ist unbekannt, weil damals der Dunganen-Aufstand losbrach und jedem Verkehre mit dem Gebiete jenseits des Tian-schan ein Ende machte. Das ist alles, was wir über jene Altgläubigen in Erfahrung bringen konnten.

* * *

Excursion südwärts in den Altyn-tag. Beschreibung dieses Gebirges. Nachdem wir uns in Tscharchalyk eine Woche ausgeruht hatten, ließ ich einen großen Theil des Gepäcks nebst drei Kazaken dort zurück und machte mich mit den anderen drei und meinem Gehülfen Eklon am zweiten Weihnachtsfeiertage nach dem Altyn-tag auf, um wilde Kamele zu jagen, welche nach der einstimmigen Versicherung der Lobnorer in diesem Gebirge und den Wüsten östlich vom Lob-nor vorkommen. Zaman-beg mit seinen Genossen blieb gleichfalls in Tscharchalyk zurück.

Jetzt bestand unsere Karawane nur aus elf Kamelen und einem Reitpferde für mich; Eklon ritt auf einem Kamele. Wir hatten uns für einen halben Monat mit Lebensmitteln und für den Fall starker Kälte mit einer Jurte versehen. Als Führer dienten uns zwei treffliche Jäger vom Lob-nor, nach deren Angabe freilich die Jagd auf wilde Kamele im tiefen Winter wenig Aussicht auf Erfolg bieten sollte. Trotzdem beschlossen wir unser Glück zu versuchen; denn wir konnten diese Angelegenheit nicht bis zum Frühjahr verschieben, wo uns eine andere Arbeit, nämlich die Beobachtung des Vögelzuges, bevorstand.

Zuerst will ich den Altyn-tag beschreiben.

Dies Gebirge beginnt schon von der Ueberfahrtsstelle Airylgan, d. h. in einer Entfernung von 150 Werst, sichtbar zu werden, zuerst als ein schmaler, undeutlicher Streifen, der nur eben über den Horizont emportaucht. Nach der ermüdenden Einförmigkeit des Tarim-Thales und der angrenzenden Wüsten ist es eine wahre Erquickung für den Reisenden, eine Bergkette zu erblicken, die mit jedem Tagemarsche deutlicher und klarer vor ihm sich erhebt. Schon kann man nicht nur die einzelnen Gipfel, sondern auch die hauptsächlichen Schluchten unterscheiden. Der erfahrene Blick sieht schon von fern, daß er kein Gebirge von kleinlichen Verhältnissen vor sich hat, und täuscht sich darin nicht. In Tscharchalyk steht der Altyn-tag wie eine mächtige Wand vor Einem, welche weiter nach Südwesten noch höher ansteigt und über die Grenzen des ewigen Schnees emporragt. Es gelang uns, dieses Gebirge, d. h. eigentlich nur seinen nördlichen Abfall, auf einer Strecke von 300 Werst östlich von Tscharchalyk zu erforschen. In dieser ganzen Ausdehnung bildet es die Grenze einer Hochebene nach der viel niedriger gelegenen Wüste vom Lob-nor hin. Diese Hochebene an der Südseite des Gebirges ist höchst wahrscheinlich der nördlichste Theil des tibetischen Hochlandes, wie man aus den Angaben der Eingeborenen zu schließen berechtigt ist, welche einstimmig behaupteten, daß die südwestlichen Fortsetzungen des Altyn-tag sich ohne jede Unterbrechung (unzweifelhaft als Grenze der niedriger gelegenen Wüste) bis nach Keria und Chotan erstrecken. Auch nach Osten reicht das Gebirge nach denselben Gewährsmännern sehr weit, aber sein wirkliches Ende ist den Lobnorern unbekannt.

In dem von uns untersuchten mittlern Theile des Altyn-tag ist das topographische Relief folgendes. Zuerst, von Tscharchalyk bis zum Flusse Dschagansai, erhebt er sich wie eine senkrechte Wand über die unfruchtbare, mit runden Kieselsteinen bedeckte und etwa eben so hoch wie der Lob-nor gelegene Ebene. Weiterhin, von Dschagansai bis zum Flusse Kurgan-bulak (und vielleicht noch weiter östlich), d. h. genau südlich vom Lob-nor, steigt die Ebene zwischen See und Gebirge zwar gleichmäßig, aber doch so scharf an (durchschnittlich etwa 120 Fuß auf den Werst), daß der Fuß des Altyn-tag bei der Quelle Asganlyk 7700 Fuß über dem Meere liegt. Am Kurgan-bulak-Flusse selbst und weiter östlich bis an den Tschaskansai (Dshaskansai) treten in unentwirrbarem Durcheinander niedrige Lehmhügel auf, welche östlich vom genannten Flusse durch Haufen von Flugsand ersetzt werden, die den Namen Kum-tag führen. Letztere erstrecken sich nach Aussage der Lob-norer in breitem Striche nach Osten (wahrscheinlich am Fuße des Altyn-tag hin) und erreichen zwei Tagereisen vor der chinesischen Stadt Scha-tschou ihr Ende.

Nach der Wüste hin entsendet der Altyn-tag Zweige und Ausläufer, zwischen welchen schmale Thäler liegen (mitunter 10 Werst lang und 4 bis 5 breit, meist aber weniger), welche bis 11 000 Fuß Meereshöhe erreichen. Die nächsten Gipfel steigen noch 2000 bis 3000 Fuß über diese Thäler empor. Eben so hoch ist wahrscheinlich auch die Hauptachse des Gebirges, deren südlicher Abfall, nach dem Hauptplateau zu, zweifellos kürzer ist. Denn so behaupteten unsere Führer, und dem entspricht auch der allgemeine Charakter des Baues bei den meisten centralasiatischen Gebirgen. Obwohl wir wegen des tiefen Winters und aus Mangel an Zeit den Altyn-tag nicht überschreiten und die absolute Höhe des Landes auf seiner Südseite nicht messen konnten, so dehnt sich dort doch ohne Zweifel eine Hochebene von nicht unter 12 000 bis 13 000 Fuß Meereshöhe aus, wie man aus der bedeutenden Höhe der Thäler in den nördlichen Ausläufern des Gebirges schließen darf. Unsere Führer, die mehr als ein Dutzend Mal auf jener Seite gejagt hatten, gaben an, daß, wenn man den alten Weg geht, auf welchem vor dem Dunganen-Aufstande die Kalmyken nach Tibet wallfahrteten, man sofort jenseit des Altyn-tag eine Hochebene von 50 Werst Breite betritt. Jenseit derselben erhebt sich wieder eine Querkette von 20 Werst Breite und ohne besonderen Namen, dann folgt wieder eine Ebene von 40 Werst Breite, welche an Quellsümpfen reich ist, und südlich von ihr liegt das mächtige, schneebedeckte Gebirge Tschamen-tag. Die beiden Thalebenen reichen ostwärts bis an den Horizont; dorthin ziehen sich auch die einander parallelen Gebirge. Im Westen vereinigen sich die drei Gebirge (Altyn-tag, das namenlose und Tschamen-tag) unweit der Stadt Tschertschen zu einer einzigen mit ewigem Schnee bedeckten Kette, Tuguz-daban, die sich bis Keria und Chotan erstreckt.

Am Altyn-tag unterscheiden die Eingeborenen zwei Theile mit Namen: die Berge, welche der Wüste von Lob-nor näher liegen, heißen Astyn-tag (d. h. untere, niedere Berge), die dem Kamme benachbarten Ustün-tag (d. h. obere Berge). Am äußern Rande des Altyn-tag herrschen Lehm, Mergel, Sandstein und Kalk vor; höher hinauf findet man oft Por-

phyr, seltener Granit. Wasser giebt es sehr wenig; selbst Quellen sind selten, und die meisten enthalten obendrein bittersalziges Wasser. Im Ganzen wird das Gebirge durch die größte Sterilität charakterisirt; nur in hochgelegenen Thälern und Schluchten findet man etwas Vegetation, zwei, drei niedrige verkrüppelte Halophyten in den Hochthälern und außerdem drei bis vier Arten Compositen, niedrige Büsche von Potentilla, Ephedra u. s. w. Als Seltenheit fand ich mitunter vertrocknete Blüthen von Statice und Evonymus. Am Grunde der Schluchten wachsen Tamarisken, an feuchteren Stellen Rohr (bis 9000 Fuß absolute Höhe), selten Dyrisun (Lasiogrostis), Calligonum, Nitraria, dann Togruk und Heckenrose, letztere übrigens nur in der Schlucht der Quelle Asganlyk. Ein großer Theil dieser Pflanzen fand sich auch in dem zunächst anstoßenden Theil der Wüste; als Zugabe tritt dort auch noch ein niedriges Saxaul mit dicker Rinde auf.

Merkwürdig ist, daß sich trotz der allgemeinen Sterilität des Altyn-tag hier mitunter Massen von Heuschrecken zeigen, welche z. B. im Sommer 1876 alle Blätter und Rispen des Schilfes abfraßen — bessere Beute war nicht vorhanden. Dabei gingen sie im Gebirge bis 9000 Fuß hinauf.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Januar-Sitzung der Holländischen Geographischen Gesellschaft wurde die Mittheilung gemacht, daß an Stelle des verstorbenen Schouw Santvoort (s. oben S. 112) Lieutenant Cornelissen zum Leiter der Sumatra-Expedition ernannt sei und im März an den Ort seiner Bestimmung abgehen werde.

— Der französische Unterrichtsminister fordert für 1878 von der Kammer einen Nachtragscredit von 170 000 Francs für wissenschaftliche Missionen. Davon wurden 30 000 Francs den Herren André und Angot, welche in Californien den Durchgang des Merkur beobachten sollen, ferner 40 000 Francs dem Capitän Roudaire behufs Fortsetzung seiner Messungen der algerischen Schotts und endlich 100 000 Francs für Forschungsreisen in Innerafrika, die von dem Abbé Debaize (oder Debès?) unternommen werden sollen, bewilligt werden.

— In Paris hat man nicht auf die Vollendung des neuen „Muséum ethnographique des missions scientifiques" gewartet (s. oben S. 128), sondern die gerade jetzt reichlich zuströmenden ethnographischen und anderen Sammlungen von Gelehrten, welche auf Staatskosten wissenschaftliche Reisen unternehmen, zu einer provisorischen Ausstellung im Palais de l'Industrie vereinigt. Man schämte sich wohl des Umstandes, daß Paris etwas entbehren sollte, was nicht nur andere Hauptstädte, sondern selbst Orte wie Douai, Lille, Boulogne, le Havre, Caen und Bordeaux besitzen, und eröffnete am 23. Januar 1878 jene Ausstellung, um deren Zustandekommen sich Baron de Watteville besonderes Verdienst erworben hat. Wie bei dem Unterrichtsministerium eine besondere Commission für jene wissenschaftlichen Missionen besteht, die Arbeiten der letztern in einem besondern Archive veröffentlicht werden, und das zu erbauende Museum hauptsächlich die Sammlungen solcher Reisenden aufzunehmen bestimmt ist, so enthält auch die provisorische Ausstellung die Ausbeute mehrerer solcher durch Staatshülfe ermöglichten Unternehmungen. Als solche sind zu nennen: die aus 4000 Stück bestehende peruanische Sammlung des Herrn Charles Wiener (s. „Globus" XXXII, S. 287), aus dessen Reise wir demnächst unter Beigabe zahlreicher Abbildungen Einiges mittheilen werden; die naturwissenschaftlichen Sammlungen Herrn André's aus Columbien und Ecuador (s. „Globus" XXXII, S. 241 ff.), die Ergebnisse der Reisen und Ausgrabungen M. de Ujfalvy's in Russisch-Turkestan (s. „Globus" XXXII, S. 266, XXXIII, S. 128 und 158); Inschriften aus Kambodja von Dr. Harmand; Sammlungen aus Celebes von M. de la Savinière u. s. w., wozu noch Geschenke von Privatleuten aus Peru, Syrien, Java u. s. w. kommen. Dr. Hamy unterzog sich der Mühe, die Sammlungen von noch unterwegs sich befindenden Reisenden zu ordnen, wie die von M. Alphonse Pinart, der seit Jahren die Urgeschichte Amerikas studirt und augenblicklich Tahiti, Polynesien und einen Theil Mikronesiens erforscht; von M. Crevaux aus Guayana und Anderen. Dies Unternehmen ist ein Anfang, der von allen Freunden der Ethnographie auch im Auslande mit Genugthuung begrüßt werden wird.

— Zum ersten Male seit 1840 ist in vergangenem Winter in Lissabon Schnee gefallen, ein Phänomen, das auch 1837 und 1839 sich gezeigt hat.

— Nach dem unlängst erschienenen Jahresberichte des Russischen Hydrographischen Departements haben die Officiere desselben im Laufe des Jahres 1876 im Baltischen Meere und an den finnischen Küsten auf 1100 Miles, im bottnischen Meerbusen auf 2130, im Onega-See auf 870 und im Schwarzen Meere auf 2170 Miles Lothungen ausgeführt.

Afrika.

— Oberst Mason's Bericht über seine vorjährige Aufnahme des Albert-Nyanza-Sees (s. vorigen Band S. 367) ist in England angelangt. Nach ihm erreicht der See in 1° 10' nördl. Br. sein Ende, woraus hervorgeht, daß der von Stanley besuchte „Beatrice Golf" unter 0° 25' 0" nördlicher Breite (s. „Globus" XXX, S. 184) nicht, wie er annahm, zum Albert-Nyanza, sondern zu einem südlicher gelegenen See gehört. In dieser Richtung sollen nach Angabe der Eingeborenen noch mehrere Seen liegen. — Romolo Gessi's Bericht wäre dadurch als ziemlich richtig bestätigt worden, während Stanley's Annahme, daß der Albert-Nyanza weit über den Aequator nach Süden reiche (s. die Karte in Nro. 24 unseres vorigen Bandes), aufgegeben werden müßte.

— Stanley hat nach dem „Athenäum" für seinen in Arbeit befindlichen Reisebericht folgenden Titel gewählt: „Durch den schwarzen Continent. Die Quellen des Nil. Um die großen Seen herum und den Livingstone-Fluß hinab."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Mykenae.

II.

Im September brachten Dr. Schliemann's Ausgrabungen nahe südlich von dem oben erwähnten die Grabstellen umgebenden Steinkreise, welchen er — es ist schwer zu sagen, mit wie viel Recht — für die alte Agora hält, ein großes kyklopisches Haus aus Licht. Da dasselbe aber keine Fenster zeigt, so hält er es nur für den Unterbau eines darauf errichteten Hauses aus Holz oder ungebrannten Ziegeln, eine Ansicht, die eben so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die Annahme grundlos ist, daß es der Palast der Atriden war, in welchem Agamemnon und seine Gefährten getödtet wurden. Zu den interessantesten der dort gefundenen Gegenstände gehören die umstehend abgebildeten Bruchstücke einer bemalten Vase, welche in dunkelrother Farbe auf hellgelbem Grunde sechs völlig gewappnete Krieger zeigt. Das Auffallendste an ihnen sind die langen Nasen und spitzen Bärte, die nach Asien und speciell auf semitische Völker deuten, ferner der runde, unten halbmondsförmige Schild, die hohen, anscheinend aus Zeug bestehenden Beinschienen, der hellepartenähnliche Ansatz an den langen Lanzen und das unerklärliche Horn auf der Vorderseite des mit einem Busche versehenen Helmes.

Ein Ausflug, welchen Schliemann am 31. October in Gesellschaft seiner Frau nicht ohne große Beschwerden nach dem jetzt Hagios Elias genannten nördlichen Gipfel des Berges Euboia (s. oben) unternahm, lohnte insofern, als sich auch dessen nur 10 Fuß breite und 23 Fuß lange Spitze von einer kyklopischen Ringmauer umgeben fand, zwischen deren Steinen eine Menge Bruchstücke von hellgrünen Vasen mit schwarzer Ornamentation zerstreut waren. Da an eine Festung auf dem felsigen, abgelegenen und wasserlosen Berggipfel nicht zu denken ist, so ist Schliemann's Vermuthung sehr ansprechend, daß man es hier mit einem kleinen Tempel zu thun hat, und zwar mit einem solchen des Sonnengottes. Zur Zeit anhaltender großer Dürre haben nämlich die heutigen Bewohner der umliegenden Dörfer die Gewohnheit, in großen Scharen mit dem Priester an der Spitze dorthin zu wallfahrten und den Propheten Elias um Regen anzurufen. Somit scheint es, daß dieselbe Stelle, wo jetzt die kleine offene Capelle des Propheten Elias steht, im Alterthum von einem kleinen Tempel des Sonnengottes Helios besetzt war, der dort einen berühmten Cultus hatte und seinen Platz dem Propheten Elias eingeräumt hat, mit einer kaum bemerkbaren Veränderung im Namen oder in der Aussprache.

Der Monat November (es ist sehr schwierig, aus Schliemann's Buch die Reihenfolge der Entdeckungen zu entnehmen, da sein Bericht in Form von Briefen, die in langen Zwischenräumen geschrieben wurden, abgefaßt ist) führte denn endlich zu den Entdeckungen der Gräber selbst; nachdem die vier Grabsteine mit den Basreliefs ausgehoben und nach dem nahen Dorfe Charvati gebracht waren, um nach Athen gesandt zu werden, wurde darunter ein 21 Fuß 5 Zoll langes, 10 Fuß 4 Zoll breites in den Fels gehauenes viereckiges Grab entdeckt. Bei weiterm Nachgraben stieß man von Zeit zu Zeit auf etwas schwarze Asche und darin häufig auf sehr sonderbare Gegenstände, entweder einen hölzernen Knopf, bedeckt mit einem goldenen Plättchen mit sehr schönem Intaglio, oder einen aus Elfenbein geschnittenen Gegenstand in Form eines Widderhorns, Schmucksachen von Knochen oder kleinen

Goldblättchen sowie zahlreiche Bruchstücke uralter, auf der Scheibe gedrehter Töpferwaare. Als man hier bis zu einer Tiefe von $10^{1}/_{2}$ Fuß vorgedrungen war, verwandelte ein heftiger Regen die weiche Erde im Grabe in Schlamm und veranlaßte Schliemann, daneben seine Ausgrabungen fortzusetzen, was zur Entdeckung eines zweiten in den Fels geschnittenen Grabes führte. Dasselbe war ganz mit ungemischter natürlicher Erde gefüllt, welche von anderswo dorthin gebracht war. In einer Tiefe von 15 Fuß unter der Felsfläche, somit in einer Tiefe von 25 Fuß unterhalb des Bodens, wie er zu Anfang der Ausgrabungen sich darstellte, kam man auf eine Schicht Kieselsteine, unter welcher in Zwischenräumen von 3 Fuß von einander drei Menschengerippe sich fanden; alle lagen mit dem Kopfe nach Osten und den Füßen nach Westen gekehrt und waren nur durch eine zweite Schicht Kieselsteine, auf welcher sie ruhten, vom geebneten Felsgrunde getrennt. Augenscheinlich sind alle drei an derselben Stelle, wo sie lagen, gleichzeitig verbrannt; die Massen von Asche von den Gewändern, die sie bedeckt, und dem Holze, welches ganz oder theilweise ihr Fleisch verbrannt hatte, ferner die Farbe der untern Steinschicht und die Merkmale des Feuers und Rauchs an der steinernen Mauer, welche auf dem Grunde des Grabes alle vier Seiten desselben bekleidete, können in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen; ja es fanden sich dort die unverkennbarsten Beweise von drei verschiedenen Scheiterhaufen. Die Mauer, welche unten im Grabe die vier Seiten desselben bekleidete, bestand aus ziemlich großen, ohne Bindemittel zusammengelegten Steinen; sie war 5 Fuß hoch und 1 Fuß 8 Zoll dick. Die kleinen Steine, womit der Boden des Grabes bestreut

Fig. 1.



Bruchstück einer bemalten Vase, gefunden in 5 Meter Tiefe. (Circa $^{1}/_{3}$ Größe.)

war, können nach Schliemann's Meinung keinen andern Zweck gehabt haben als den, den Scheiterhaufen Luftzug zu verschaffen. Diese letzteren waren allem Anscheine nach nicht groß und bezweckten nur, die Gewänder und ganz oder theilweise das Fleisch der Verstorbenen zu verbrennen, aber nicht mehr; denn die Knochen und sogar die Schädel waren erhalten. Diese letzteren hatten indessen so sehr von der Feuchtigkeit gelitten, daß es nicht gelang, einen einzigen davon zu retten.

Auf jedem der drei Skelete fand man fünf Diademe von sehr dünnem Golde und in Repoussé-Arbeit, im Ganzen also funfzehn, ferner bei zweien je fünf, bei dem dritten nur vier aus vier goldenen Lorbeerblättern gebildete Kreuze, Gegenstände, welche genügend den hohen Rang und die Wichtigkeit der Begrabenen darthun. Einen weitern Schmuck der Leichen bildeten kleine, $1^{1}/_{2}$ Zoll lange durchbohrte Cylinder aus Kobaltglas, von welchen Sachverständige vermuthen, daß sie aus Aegypten stammen. Es muß dabei besonders betont werden, daß außer diesen und wenigen anderen ganz kleinen Schmucksachen in den mykenischen Gräbern gar kein Glas vorkommt. Ferner fanden sich Obsidianmesser, Stücke einer silbernen Vase, Bronzemesser, Terracotten und uralte Töpferwaare.

Ermuthigt durch den Erfolg im zweiten Grabe nahm er das südlich davon gelegene und durch zwei große unsculptirte Steine bezeichnete dritte Grab in Angriff. Diese Steine lagen $13^{1}/_{3}$ Fuß unter der zuerst vorgefundenen Bodenfläche und noch weitere 16 Fuß unter ihnen wurden die Reste von wiederum drei Personen entdeckt, die nach der Kleinheit der Knochen, besonders der Zähne, und nach den Massen von Frauenschmuck, die hier gefunden wurden, Frauen gewesen sein müssen. Alle lagen mit dem Kopfe nach Osten und den Füßen nach Westen, wie in dem zweiten Grabe je 3 Fuß von einander und auf einer Schicht von Kieselsteinen; auch

sie waren an Ort und Stelle verbrannt worden, wie die Feuerspuren namentlich an den goldenen Juwelen zeigten, mit denen diese Körper buchstäblich überladen waren. Besonders zeichnen sich darunter die großen, mit schöner getriebener Arbeit gezierten, runden, dicken, goldenen Blätter aus, von denen Schliemann nicht weniger als 701 sammelte.

Fig. 2.

Goldblätter aus dem dritten Grabe; die beiden oberen einen Tintenfisch und einen Schmetterling darstellend. (Nat. Gr.)

Einige der merkwürdigsten Muster (nicht weniger als 14 sind in dem Werke dargestellt) veranschaulicht unsere zweite Abbildung; so zeigt die erste einen Tintenfisch, dessen acht Füße in Spiralen gedreht sind, die zweite einen häufig wiederkehren-

Fig. 3.





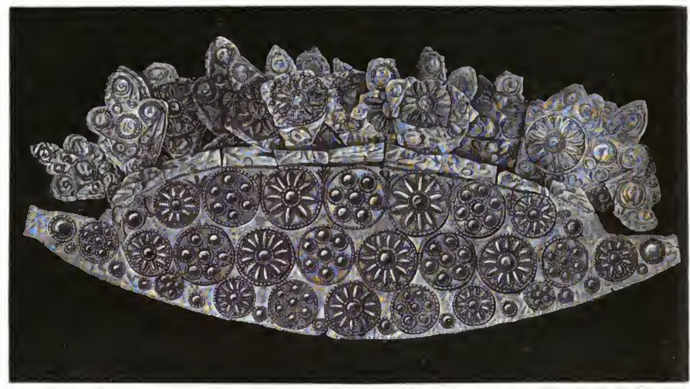


Durchbohrte Ornamente von Gold mit Intaglio-Arbeit aus dem dritten Grabe. (Nat. Gr.)

den Schmetterling, die beiden anderen schöne Blätter. Sonderbar ist übrigens des Entdeckers Vermuthung, in diesen Goldblättern anstatt einfache Ornamente Miniaturabbildungen von Schilden zu sehen.

Ferner fanden sich dort drei mit Röhrchen versehene massive goldene Schieber von Halsbändern, welche einen Kampf zwischen einem Manne und einem Löwen (nach Schliemann vielleicht Herakles), einen eben solchen zwischen zwei Kriegern

Fig. 4.



Goldene Krone, gefunden auf dem Haupte einer der drei in dem dritten Grabe beigesetzten Personen. (Ungefähr 1/4 Gr.)

Fig. 5.



Goldene Ornamente, Frauen mit Tauben darstellend, aus dem dritten Grabe. (Nat. Gr.)



Fig. 7.



Intaglio auf zwei Siegelringen aus dem vierten Grabe. (Nat. Gr.)

Fig. 6.



Goldene Brustnadel aus dem dritten Grabe. (Nat. Gr.)

(Achilleus und Hektor) und einem Löwen vorstellen (s. Fig. 3); sodann, immer von Gold, drei Greife, oben Adler, unten Löwen und auf die Gewänder aufzunähen, vier Löwen, zwölf Ornamente von je zwei Hirschen, welche als Nadelknöpfe dienten, zweimal zwei katzenähnliche Thiere, zwei Schmucksachen in Gestalt von Frauen mit Tauben, welche die (orientalische) Liebesgöttin darstellen mögen, welcher ja die Taube heilig war (s. Abbildung 5), nicht weniger als 27 Tintenfische, einen fliegenden Greif, zwei kleine Menschenfiguren, acht Schmetterlinge, ein Adlerpaar, vier Schwanen-

Fig. 8.



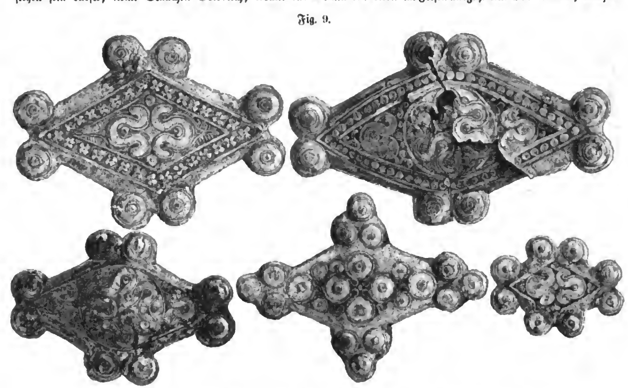
Kuhkopf von Silber mit goldenen Hörnern, aus dem vierten Grabe. (Etwa 2/5 Größe.)

paare, sieben Hippokampen, sechs Sphinxe u. s. w. u. s. w. Auf dem Kopfe des einen der drei Gerippe befand sich eine prachtvolle goldene Krone (Fig. 4), eines der kostbarsten und interessantesten Kleinode unter den gesammten Fundstücken. Sie ist 2 Fuß 1 Zoll lang, ganz bedeckt mit runden, schildartigen, getriebenen Ornamenten und am obern Rande mit 36 emporstehenden großen goldenen Blättern geschmückt. Die zweite Leiche war mit einem kleinern, zugleich geschmackvollern Diademe geschmückt, während weitere fünf dabei lagen. Das British Museum enthält Aphroditenbilder aus Cypern

und vier elfenbeinerne Figuren des Herakles aus Assyrien, deren Kopf mit ganz ähnlichen Stirnbinden versehen ist. Es würde zu weit führen, die unendlich verschieden gestalteten goldenen Kleinode dieses Grabes auch nur einfach aufzuzählen, und es muß hier genügen, nur die allerinteressantesten hervorzuheben. So namentlich die goldene Broche (Fig. 6) mit dicker silberner Nadel; die darin enthaltene Frau mit ausgebreiteten Armen hat nach Schliemann eine entschieden griechische Physiognomie, während uns die Stilisirung des Haares eher auf ein assyrisches Vorbild hinzuweisen scheint; ferner eine Kugel von Bergkrystall, Scepter von vergoldetem Silber mit Griffen von Bergkrystall, funfzehn geschliffene Schieber von braunem Achat, Gemmen von Sardonyx, Amethyst, Bernsteinperlen, welche die Vermuthung nahe legen, daß in den homerischen Gedichten unter Elektron doch wohl echter Bernstein und keine Mischung aus Gold und Silber zu verstehen sein dürfte, kleine Stückchen Goldblech, womit das ganze Grab unter und über den Leichnamen bestreut war, ein goldener Becher, eine eben solche Dose, Vase und andere Gefäße, vier kupferne Kistchen u. s. w. u. s. w.

Durch solche Erfolge ermuthigt, beschloß Schliemann, den ganzen übrigen Raum innerhalb der von dem Steinkreise umschlossenen Agora auszugraben, und richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die unmittelbar westlich von dem zuletzt geöffneten Grabe gelegene Stelle, obgleich dieselbe von keinem Grabstein bezeichnet war. In einer Tiefe von 20 Fuß stieß er hier auf ein fast kreisförmiges kyklopisches Mauerwerk mit einer großen runden Oeffnung in Form eines Brunnens, 4 Fuß hoch, 7 Fuß von Norden nach Süden und $5^1/_4$ Fuß von Osten nach Westen lang, und erkannte darin einen uralten Altar zu Todtenfeier. Bruchstücke sehr archaischer Töpferwaare und Obsidianmesser waren in der Nähe zerstreut in der Erde eingebettet. $6^1/_2$ Fuß senkrecht darunter wurde dann das vierte im Felsen ausgehauene Grab entdeckt, welches wiederum auf einer Schicht Kieselsteine fünf Gerippe enthielt, drei mit dem Kopfe nach Osten, zwei in umgekehrter Richtung liegend. Auch sie waren insgesammt an Ort und Stelle verbrannt worden und „buchstäblich mit Juwelen überladen“. Tausende von Menschen strömten jetzt von allen Seiten der Argolis zusammen, um diese Wunder zu sehen, und zum ersten Male seit 2344 Jahren, seit ihrer Eroberung durch die Argiver im Jahre 468 v. Chr., erhielt die Akropolis von Mykenae wieder eine Garnison, deren Wachtfeuer bei Nachtzeit in der ganzen Ebene von Argos sichtbar waren. Sie war bestimmt, den Landleuten Scheu einzuflößen und sie zu verhindern, heimlich Ausgrabungen in den Gräbern zu machen oder an die Arbeiter zu nahe heranzutreten.

Fig. 9.

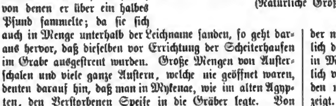


Reich verzierte Holzknöpfe, mit Goldblech überzogen; aus dem vierten Grabe. (Nat. Gr.)

Von dem ganz erstaunlichen Reichthume der Kleinodien in diesem vierten Grabe auch nur eine Aufzählung und kurze Beschreibung zu geben ist unmöglich: Schliemann braucht nahezu 90 Seiten, um nur eine Auswahl der bemerkenswerthesten Stücke zu besprechen und abzubilden. Gleich zu Anfang stieß er auf den merkwürdigen silbernen Kuhkopf mit goldenen Hörnern und dazwischen einer Sonne (s. Fig. 8), eine Darstellung, welche auf Aegypten hinweist, wo der Apis mit einer Sonne zwischen den Hörnern abgebildet wird, und ähnliche Kuhköpfe von kostbarem Metall auf den Wandgemälden als Tributgeschenke erscheinen. Weiter fanden sich 32 kupferne Gefäße, bronzene Schwerter und Lanzen, Pfeilspitzen von Obsidian (die Ilias kennt schon solche nur von Bronze), goldene Siegelringe mit eingeschnittenen Jagd- und Kampfsceenen (s. Fig. 7), ein großes massiv-goldenes Armband, große goldene Brustplatten, eine Krone, neun goldene Gefäße (Becher und Kanne), ein silberner Becher und Kanne, Gegenstände aus ägyptischem Porcellan, Alabaster und Bergkrystall, drei goldene Wehrgehenke oder Schultergürtel, über 800 Bernsteinperlen, eine dreihenkelige prachtvolle Alabastervase, vier goldene Diademe, Gürtel, Beinschienen, Tuch-

oder Haarnadeln, Ringe, Schwertgriffe, Sterne, Blätter, Schmucksachen in Form der bekannten Doppelaxt, wie sie auf den Münzen der Könige von Karien erscheint, eine Vase in Gestalt eines Hirsches aus einem Gemisch von Silber und Blei, zwölf kreuzförmige, hölzerne, mit getriebenem Goldblech überzogene Knöpfe (s. Fig. 9), 110 goldene Blumen, 68 einfache goldene Knöpfe, 134 runde Stücke Goldblech mit einem Rande, 98 große, schildförmige, runde Stücke Goldblech, 118 Goldknöpfe mit Intaglio-Ornamentation in 17 verschiedenen Typen, welche zum Theil wahrscheinlich auf hölzerne Schwertscheiden geleimt, zum Theil auf die Gewänder der Leichen aufgeheftet waren, 130 große mit Goldblech überzogene Holzknöpfe, 53 goldene Tintenfische, drei kleine Gebäude von Gold (s. Fig. 10), welche der Entdecker für Tempel ansieht und wobei er selbst an die Münzen von Paphos auf Cypern erinnert, auf welchen ein Tempel der Aphrodite mit einer Taube auf jedem Giebelende dargestellt ist. Das ganze ungeheure Grab war mit kleinen Goldblättchen bestreut, von denen er über ein halbes Pfund sammelte; da sie sich auch in Menge unterhalb der Leichname fanden, so geht daraus hervor, daß dieselben vor Errichtung der Scheiterhaufen im Grabe ausgestreut wurden. Große Mengen von Austerschalen und viele ganze Austern, welche nie geöffnet waren, deuten darauf hin, daß man in Mykenae, wie im alten Ägypten, den Verstorbenen Speise in die Gräber legte. Von ganz besonderm Interesse sind aber die Goldmasken, welche bestimmt waren, das Gesicht der Leichen zu bedecken, und von welchen das vierte Grab vier Exemplare enthielt. Beispiele solcher Masken sind nicht unerhört, aber stammen meist aus späterer Zeit wie jene, welche zwischen assyrischen Resten im alten Niniveh ausgegraben wurden und der parthischen Periode, d. h. etwa dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, zugeschrieben werden; andere, etwa gleichzeitige, wurden in Kertsch und Olbia, eine bronzene in Nola, eine eiserne in Santa Agata bei Goti gefunden, und auch ägyptische Gräber enthalten zuweilen idealisirte hölzerne Masken. An einigen der mykenischen Masken (die Abbildung einer der am besten erhaltenen wird in der nächsten Nummer enthalten sein) sind sowohl Augenwimpern wie Augenbrauen gut angegeben und deutlich zu erkennen, was sonst in der Bildhauerei erst sehr spät sich zeigt. Letztern Umstand aber als Einwand gegen ein hohes Alter des Grabes geltend zu machen, ist unmöglich, wenn man sich der unmittelbar daneben gefundenen ägyptischen Glaswaare, der Obsidianpfeilspitzen, der mancherlei Anklänge an asiatische Vorbilder und namentlich daran erinnert, daß wenige Monate nach den Funden in Mykenae die Gräber bei Spata (2 deutsche Meilen östlich von Athen) entdeckt wurden, deren Ausbeute einen mit den mykenischen Alterthümern übereinstimmenden Charakter zeigt.

Fig. 10.



Modell eines Tempels in Gold aus dem vierten Grabe.
(Natürliche Größe.)

Von Kuldscha über den Tian-schan und an den Lob-nor 1876 bis 1877.

Reisebericht von N. M. Prschewalski.

III.

Die Fauna des Altyn-tag. Der von uns untersuchte Nordabhang des Altyn-tag besitzt kein reiches Thierleben. Wilde Thiere sind auf der Hochebene an seiner Südseite viel häufiger, besonders am Fuße der Berge und im Tschamen-tag. Die Säugethiere des Altyn-tag sind: Irbis (Felis Irbis; sehr selten); eine Marderart (Mustela intermedia? selten); Wolf, Chanko und Fuchs (Canis lupus, C. chanko? C. vulpes; alle drei ziemlich selten; Canis chanko habe ich nicht selber gesehen, doch erzählten mir die Eingeborenen von ihm); Hase (Lepus sp.; in den Schluchten häufig; verschieden von dem am Lob-nor); Hüpfmäuse (Meriones sp.; selten, in den Schluchten); das wilde Kamel (Camelus Bactrianus ferus; selten, nomadisirend); Katschkar (Ovis Polii; selten); dann Pseudois Nahoor (gewöhnlich); der wilde Yak (Poëphagus grunniens ferus; selten); der Kulan (Asinus Kiang; selten); das Wildschwein (Sus scrofa ferus; selten, in den Schluchten). Außerdem leben nach Angabe der Eingeborenen im Gebirge Tschamen-tag Murmelthiere (Arctomys sp. [caudatus?]) und eine Antilope (Antilope Hodgsoni). Wenn man diese Liste mit der obigen aus dem Tarim-Thale vergleicht, so sieht man, daß im Altyn-tag und Tschamen-tag zehn Arten leben, welche am Tarim und Lob-nor nicht existiren. Darunter sind Pseudois Nahoor, Poëphagus grunniens und Antilope Hodgsoni ausschließlich tibetanisch und erreichen hier die Nordgrenze ihrer geographischen Verbreitung.

Auch Vögel giebt es im Altyn-tag nicht viel. Im Winter fanden wir dort nur folgende 18 Arten: Gypaëtus barbatus, Vultur cinereus, Gyps himalayensis, Falco aesalon, Aquila fulva, Accentor fulvescens, Leptopoecile Sophiae, Turdus mystacinus, Linota montium, Erythrospiza mongolica, Carpodacus rubicilla, Corvus co-

rax, Podoces tarimensis (bis 10 000 Fuß Höhe absol.), Fregilus graculus, Otocoris albigula, Caccabis chukar, Megaloperdix sp., Scolopax hyemalis.

Das Klima des Altyn-tag, wenigstens am Nordabhange, zeichnet sich im Winter durch starke Kälte bei geringem Schneefall aus; im Sommer fällt dort nach Angabe der Jäger oft Regen und es herrschen starke Winde. — Außer den Fußpfaden der Jäger existiren im Gebirge zwei Wege, der eine vom Lob-nor nach Tibet, der andere nach der Stadt Scha-tschou, beide jetzt vernachlässigt. Während des Dunganen-Aufstandes stellten nämlich die Kalmyken ihre Wallfahrten nach Lassa ein, während auf dem andern Wege, dem von Scha-tschou, vor einigen Jahren ein paar Abtheilungen von Dunganen sich vor den Chinesen flüchteten. Letztern benutzten auch wir bis zur Quelle Tschalyk; weiter kannten unsere Führer den Weg nicht. Derselbe ist übrigens an Pässen und auch an anderen Stellen durch Haufen zusammengeschleppter Steine bezeichnet. Wahrscheinlich führt der Weg nach Scha-tschou auch weiterhin am Altyn-tag entlang, weil sich in der angrenzenden Wüste kein Wasser findet.

* * *

Jagd auf wilde Kamele. Rückreise an den Lob-nor. Vierzig Tage lang, vom 26. December bis zum 5. Februar, zogen wir am Fuße des Altyn-tag und im Gebirge selbst hin, eine Entfernung von genau 500 Werst, aber in dieser ganzen Zeit stießen wir, und auch das nur zufällig, nur auf ein einziges wildes Kamel, ohne es zu erlegen [1]). Außerdem erbeuteten wir nur einen Kulan (Wildesel) und einen weiblichen Yak. Ueberhaupt mißlang der ganze Ausflug und war von verschiedenen Unglücksfällen begleitet. In dieser bedeutenden Höhe, mitten im tiefen Winter und in der unfruchtbarsten Gegend litten wir besonders von Wassermangel und Frost, der bis — 27,0° C. stieg. Brennmaterial war sehr wenig vorhanden; und bei dem Fehlschlagen der Jagd konnten wir uns kein gutes Fleisch verschaffen und mußten uns manchmal mit Hasen ernähren. An den Haltepunkten war der lose lehmig-salzige Boden im Nu zu Staub zertreten, welcher sich in einer dicken Schicht auf alle Gegenstände in der Jurte niederließ. Wir selbst konnten uns oft eine ganze Woche lang nicht waschen und waren bis zur Unmöglichkeit schmutzig; unsere Kleider waren durch und durch mit Staub gesättigt und die Wäsche hatte von dem Schmutz eine grau-braune Farbe angenommen. Kurzum, es wiederholten sich hier sämmtliche Leiden der frühern Winterreise in Tibet.

Nachdem wir bei der Quelle Tschaglyk (von wo ich, leider ohne Erfolg, in die Wüste Kum-tag auf die Kamelsjagd ritt) eine Woche gelagert und dort die geographische Länge und Breite bestimmt hatten, entschlossen wir uns, an den Lob-nor zurück zu gehen, um dort den herannahenden Vogelstrich zu beobachten. Zwei von unseren Jägern sollten wieder ins Gebirge zurückkehren und nach wilden Kamelen spähen, deren Fell ich nothwendig haben mußte, koste es, was es wolle. Um sie recht anzutreiben, setzte ich als Belohnung für ein Männchen und Weibchen 100 Rubel aus, einen fünfzig Mal höhern Preis als der, zu welchem die dortigen Jäger ein Kamelfell zu verkaufen pflegen.

* * *

Das wilde Kamel. Nach der einstimmigen Aussage der Lobnorer ist der Hauptaufenthaltsort der wilden Kamele gegenwärtig in der Wüste Kum-tag, östlich vom Lob-nor; außerdem findet sich das Thier ab und zu in den Wüsten am untern Tarim und im Gebirge Kuruk-tag, noch seltener in denen am Tschertschen-darja. Weiterhin, in der Richtung von Tschertschen auf Chotan, kommt es nicht mehr vor. Am Lob-nor, dort, wo jetzt das Dorf Tscharchalyk steht und weiter nach Osten am Fuße des Altyn-tag und im letztern selbst waren noch vor zwanzig Jahren diese Thiere sehr häufig. Unser Führer, ein Jäger aus Tscharchalyk, erzählte, daß er damals öfters Herden von einigen Dutzend, einmal sogar von über hundert Stück gesehen habe. In seinem Leben hatte dieser bejahrte Mann mit seiner Luntenflinte schon mehr als hundert wilde Kamele geschossen. In demselben Verhältnisse nun, wie die Bevölkerung in Tscharchalyk und damit die Zahl der Jäger am Lob-nor zunahm, wurden der Kamele immer weniger und weniger. Gegenwärtig kommen sie nur noch dicht am Lob-nor, und auch da nur in geringer Anzahl, vor. In manchem Jahre zeigt sich sogar kein einziges wildes Kamel; denn schon jetzt erlegen im günstigen Falle die eingeborenen Jäger im Laufe des Sommers und Herbstes nur 5 bis 6 Stück. Das im Herbst sehr fette Fleisch wird gegessen, das Fell zu Fußbekleidungen verarbeitet. Ein solches kostet am Lob-nor 10 Tenga oder 1 Rubel 30 Kopeken nach russischem Gelde.

Nach Angabe der Jäger vom Lob-nor ziehen alle Kamele nach der Wüste hin und kommen dorther, und letztere ist wegen Wassermangels für den Menschen vollständig unzugänglich. Wenigstens ist noch kein Lobnorer dort gewesen. Zwar haben es einige versucht, von der Quelle Tschaglyk in die Sandberge einzudringen, aber nachdem sie einen oder zwei Tage in dem Flugsande, in welchen Leute und Reitesel bis an die Knie einsanken, herumgeirrt waren, waren sie vollständig von Kräften gekommen und mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Uebrigens kann Kum-tag nicht absolut wasserlos sein, denn sonst könnten dort auch keine Kamele leben, und wahrscheinlich giebt es irgendwo Quellen, wo sie sich tränken können. Hinsichtlich der Nahrung sind sie, ebenso wie ihre gezähmten Verwandten, sehr wenig wählerisch und können deshalb zufrieden in der wildesten, unfruchtbarsten Wüste hausen, wenn sie nur fernab von Menschen liegt.

Im Sommer lassen sich die Thiere bei großer Hitze durch die Annehmlichkeit der Hochthäler des Altyn-tag anlocken und steigen bis in Höhen von 11 000 Fuß, auch wohl noch höher hinauf, da uns unsere Führer erzählten, daß sie zuweilen auch auf der Hochebene im Süden des Altyn-tag angetroffen werden. Keine geringe Anziehungskraft üben auch auf sie die wenigen Quellen im Gebirge und der im Vergleich zur Wüste größere Reichthum an Budargane (Calidium) und anderen Halophyten aus; außerdem lieben sie besonders einen Strauch (Hedysarum?), welcher in geringer Menge in den Schluchten vorkommt. Im Winter halten sie sich ausschließlich in der tiefer gelegenen warmen Wüste auf; im Gebirge trifft man sie alsdann nur zufällig.

Entgegengesetzt dem gezähmten Kamel, dessen hervorstechende Charakterzüge Furchtsamkeit, Dummheit und Apathie sind, zeichnet sich sein wilder Verwandter durch seine Klugheit und namentlich durch die Entwickelung seiner äußeren Sinne aus. Sein Gesicht ist außerordentlich scharf, sein Gehör sehr fein und der Geruch zu wunderbarer Vollkommenheit entwickelt: wie uns die Jäger versicherten, vermag es einen Menschen mit dem Winde mehrere Werst weit zu wittern, den heranschleichenden Jäger auf weite Entfernung zu sehen und das geringste Geräusch von Tritten zu vernehmen; sowie es die Gefahr bemerkt hat, flieht es sofort und läuft ohne anzuhalten mehrere Dutzend, ja mitunter an hundert Werst weit. Wirklich lief das Kamel, auf welches ich schoß, ohne Unterbrechung zwanzig Werst, wie man an der Fährte sehen konnte, wahrscheinlich aber noch weiter;

[1]) Ich feuerte auf dasselbe auf reichlich 500 Schritt Entfernung: ein Fehlschuß, der einem Jäger im Gedächtniß bleibt.

doch folgten wir ihm dann nicht mehr, weil es in eine seitwärts von unserm Wege liegende Schlucht abgebogen war.

Man sollte glauben, daß ein so plumpes Thier wie das Kamel ganz unfähig wäre, in den Bergen herumzuklettern; in der That verhält sich aber die Sache umgekehrt; denn ich habe mehr als zehn Mal Kamelfährten und Losung in den bösesten Schluchten und an den steilsten Abhängen gesehen, wohin selbst der Jäger nur mit Mühe gelangt und wo man neben ihnen die Spuren vom Kuku-jaman (Pseudois Nahoor) und Katschkar (Arkar) findet, eine Erscheinung so sonderbar, daß man seinen eigenen Augen nicht traut.

Das wilde Kamel flieht sehr schnell und fast stets im Trabe, wie ja auch sein zahmer Verwandter auf weite Entfernungen einen guten Renner überholt. Gegen Wunden ist das Thier sehr empfindlich und fällt oft von den kleinen Kugeln der Lobnorer Jäger sofort. Die Brunstzeit ist im Winter, von Mitte Januar fast bis Ende Februar. Alsdann sammeln die alten Männchen mehrere Dutzend Weibchen um sich und behüten sie eifersüchtig vor den galanten Nachstellungen anderer Cavaliere — zu welchem Zwecke sie nach Angabe der Jäger zuweilen ihren ganzen Harem in eine einsame Schlucht treiben und vor Ablauf der Brunstzeit nicht wieder herauslassen. Zu dieser Zeit finden zwischen den Männchen Kämpfe statt, welche zuweilen den Tod des einen Streiters zur Folge haben; denn ein altes Kamel, welches ein schwächeres junges überwunden hat, drückt demselben mit den Zähnen die Hirnschale ein. Das Weibchen wird im dritten Jahre brünstig, geht etwas über ein Jahr trächtig und wirft zu Anfang des Frühjahrs, d. h. im März, ein einziges Junges. Die jungen Thiere lieben ihre Mutter sehr; wird die Alte getödtet, so läuft das Junge zwar davon, kehrt aber an dieselbe Stelle wieder zurück. Jung gefangen, werden die Thiere leicht zahm und tragen ruhig ihre Last. Seine Stimme läßt das wilde Kamel selten hören; es ist eine Art dumpfes Brüllen, welches die Weibchen mit Jungen öfters ausstoßen. Die Männchen brüllen auch in der Brunstzeit nicht, suchen aber die Weibchen mit der Nase auf der Fährte auf.

Wie lange das Kamel lebt, konnte man uns nicht sagen; manche erreichen aber ein hohes Alter. Der uns begleitende Jäger erlegte einmal ein Männchen mit völlig abgebrauchten Zähnen; trotzdem war das Thier ziemlich fett.

Die Jagd auf dieses Wild findet im Sommer und Herbst statt, und zwar reitet man nicht hinter ihm her, sondern sucht es zu tödten, wenn man es antrifft. Ueberhaupt ist die Jagd überaus schwierig, und in ganz Lob-nor geben sich nur drei oder vier Leute mit ihr ab. Am besten erlegt man sie auf dem Anstand bei ihren Tränkplätzen; seltener spürt man der frischen Fährte nach. Die von mir auf die Suche ausgeschickten Jäger kehrten erst am 10. März nach dem Lob-nor zurück, dafür aber auch nicht mit leeren Händen. Denn an dem Rande von Kum-tag hatten sie ein Männchen und ein Weibchen erlegt und dann noch ganz unerwarteter Weise in dem Leibe des letztern ein Junges gefunden, welches sonst am folgenden Tage zur Welt gekommen wäre. Alle drei Felle waren ausgezeichnet abgezogen und präparirt, wie es sich gehört, eine Kunst, die wir selbst den Leuten beigebracht hatten. Auch die Schädel lieferten sie sorgfältig ab. Einige Tage später erhielt ich noch ein weiteres Fell von einem Männchen, welches am untern Tarim erlegt worden war. Dieses Exemplar war etwas schlechter, als die ersten, weil das Thier in einer wärmern Gegend gelebt und schon zu haaren angefangen hatte, und weil man es in unverständiger Weise abgeledert hatte. Ich brauche nicht zu sagen, wie froh ich war, endlich Felle dieses Thieres erlangt zu haben, von welchem schon Marco Polo spricht, welches aber bis dahin kein einziger Europäer auch nur zu Gesicht bekommen hatte.

Uebrigens sind die zoologischen Merkmale, welche das wilde Kamel vom zahmen unterscheiden, nicht bedeutend und beschränken sich, so weit ich sie in der Eile wahrnehmen konnte, auf Folgendes: 1. An den vorderen Knien hat der Fuß des wilden Kamels keine Schwielen. 2. Die Höcker sind halb so klein wie beim zahmen [1]), die langen Haare auf der Spitze derselben sind kürzer. 3. Das Männchen hat keine Haarbüschel, oder doch nur sehr geringe. 4. Die Farbe ist bei allen wilden Kamelen stets dieselbe, nämlich eine röthliche Sandfarbe, wie sie bei zahmen nur selten sich findet. 5. Die Schnauze ist beim wilden grauer und anscheinend auch kürzer und 6. ebenso die Ohren. Außerdem unterscheiden sie sich durch nur mittlern Wuchs; solche Riesen, wie unter den zahmen Kamelen, findet man bei den freilebenden nicht.

Nun entsteht die Frage: Sind die von uns gefundenen Kamele echte Nachkommen wilder Vorfahren oder ursprünglich zahme, welche in die Steppe entkamen, dort verwilderten und sich in der Freiheit vermehrt haben? Für die Bejahung beider Fragen giebt es ein Für und Wider. Ein Beispiel von Verwilderung und Vermehrung zahmer Hausthiere finden wir in Südamerika, wo wenige Exemplare, welche aus spanischen Colonien entlaufen sind, sich auf zusagenden Weideplätzen zu gewaltigen Herden wilder Rinder und Pferde vermehrt haben. Eine ähnliche Erscheinung im Kleinen fand ich selbst auf meiner ersten Reise im Ordos-Lande, wo nach dem Dunganenaufstande entlaufenes Rindvieh binnen zwei oder drei Jahren so sehr verwilderte, daß die Jagd auf dasselbe ebenso schwierig war, wie auf Antilopen. Der Vermehrung entlaufener Kamele stellt sich andererseits das Hinderniß entgegen, daß unter den zahmen Thieren nur sehr wenig zeugungsfähige Männchen vorkommen, und daß Begattung wie Geburtsact nur mit menschlicher Hülfe vor sich gehen. Zugegeben auch, daß letzteres Hinderniß in freiem Zustande verschwindet, so läßt sich doch das erstere, das Verschneiden der Männchen, in der Wüste nicht verbessern. Die Chancen also, daß häufiger fortpflanzungsfähige Exemplare in die Wüste entkommen, sind nur gering; eine Ausnahme davon machen nur die Weibchen, welche den wilden Hengsten ihre Dienste anbieten. — Andererseits sind im Becken des Lob-nor diejenigen Stellen, wo Menschen wohnen können, für Kamelzucht wegen der Wassermassen, der vielen Insecten und des schlechten Futters sehr ungeeignet. Wenn deshalb kaum früher einmal die dortige Bevölkerung viele Kamele gezüchtet haben mag, so halten doch jetzt die Lobnorer gar keine mehr [2]).

Für die andere Ansicht, daß nämlich die jetzigen wilden Kamele echte Nachkommen gleichfalls wilder Vorfahren sind, kann man aber, wie mir scheint, viel gewichtigere Beweise beibringen. Denn abgesehen von den oben aufgezählten zoologischen Unterschieden zeigt das Thier in wildem Zustande diejenigen Eigenschaften in einem hohen Grade der Entwickelung, welche im „Kampf ums Dasein“ dem Individuum Chancen für seine eigene Erhaltung sowohl als für die seiner Nachkommenschaft bieten. Die außerordentlich entwickelten

[1]) Bei dem elfjährigen Kamele vom Tarim war das Fleisch aus den Höckern noch nicht herausgelöst, so daß das Maßnehmen für uns leicht war. Es fand sich, daß die Höcker dieses völlig ausgewachsenen Thieres nur 7 Zoll hoch waren, während sie beim zahmen Kamele häufig eine Größe von $1\frac{1}{2}$ Fuß und darüber erreichen.

[2]) Uebrigens giebt es in anderen Theilen Ostturkestans sehr viel Kamele, und es hat wahrscheinlich in alter Zeit bei dem lebhaften Verkehre dieses Landes mit China noch viel mehr gegeben.

äußeren Sinne schützen es vor seinen Feinden, welche zudem in den Gebieten, welche das wilde Kamel bewohnt, in sehr geringer Zahl vorhanden sind. Es sind das der Jäger und vielleicht noch der Wolf. Letzterer kommt in der Wüste wenig vor und ist dem ausgewachsenen Kamele wohl kaum gefährlich. Und vor dem Menschen schützt es sich außer durch seine Vorsicht dadurch, daß es die unzugänglichsten Striche aufsucht. Und wahrscheinlich bildet die Flugsandwüste östlich vom Lob-nor seit unvordenklichen Zeiten den ursprünglichen Standort der wilden Kamele. Einst mag ihr Verbreitungsgebiet viel ausgedehnter gewesen sein; jetzt aber ist ihnen nur der unzugänglichste Winkel der centralasiatischen Wüsten geblieben. Aus obigen Angaben kann man, wie mir scheint, den Schluß ziehen, daß die heutigen wilden Kamele echte Nachkommen wilder Vorfahren sind, daß sich aber wahrscheinlich ab und zu davongelaufene zahme Exemplare zu ihnen gesellt haben. Letztere hinterließen, falls sie fortpflanzungsfähig waren, Nachkommenschaft, die aber schon in der nächsten Generation sich von ihren wilden Verwandten nicht unterschied. Für eine endgültige Entscheidung über die artliche Selbständigkeit der wilden Kamele wird übrigens eine specielle Vergleichung ihrer Schädel mit denjenigen zahmer Exemplare von Wichtigkeit sein.

* * *

Rückkehr an den Tarim. Der See Kara-buran. Der Tarim vom See Kara-buran bis zum Lob-nor. In den ersten Tagen des Februar kehrten wir an den Lob-nor zurück, von dem gleichwie vom Tarim jetzt die Rede sein soll. Nachdem sich letzterer, wie schon erwähnt, bei der Ueberfahrtsstelle Airylgan mit seinem Arme Kük-ala-darja vereinigt hat, fließt er etwa 70 Werst gerade nach Süden und mündet dann oder, besser gesagt, bildet durch Austreten aus seinem Bette den seichten See Kara-buran, d. h. „schwarzes Ungewitter“, ein Name, den ihm die Eingeborenen gegeben haben, weil er bei Stürmen hohe Wogen schlägt. Wenn der Wind von Osten oder Nordosten weht, was besonders im Frühling der Fall ist, so überschwemmt das Wasser des Sees die Sümpfe im Südwesten weithin, so daß die Verbindung zwischen dem Tarim und dem Dorfe Tschartschalyk zeitweise unterbrochen wird. Der Kara-buran ist 30 bis 35 Werst lang und 10 bis 12 breit, hängt übrigens hinsichtlich seines Umfangs sehr von dem Wasserstande im Tarim ab: bei Hochwasser tritt er weit über seine Uferränder, während bei niedrigem Wasserstande sich dort Salzsümpfe bilden. Seine Tiefe beträgt nur 3 bis 4 Fuß, oft noch weniger; selten kommen Untiefen von einem Faden und darüber vor. Klare, nicht mit Schilf bewachsene Wasserflächen besitzt er viel mehr, als der Lob-nor, namentlich wenn man seine geringere Ausdehnung berücksichtigt. Der Tarim verliert sich nur auf eine kurze Strecke in dem See; dann aber zeichnet sich sein Bett wieder scharf aus. Dicht bei seiner Mündung in den Kara-buran ergießt sich noch ein anderes Flüßchen in denselben, der schon oben besprochene Tschertschen-darja.

Beim Austritt aus dem See erscheint der Tarim wieder als ein ordentlicher Fluß; gleich darauf aber fängt er an, in seinen Dimensionen rasch abzunehmen. Der Grund davon sind theils die zahlreichen Canäle, mittelst derer die Eingeborenen sein Wasser, um Fische zu fangen, seitwärts ableiten. Andererseits engt ihn die nahe Wüste ein, welche das bewässerte Land immer mehr und mehr beschränkt, mit ihrem glühenden Athem jeden überflüssigen Tropfen Feuchtigkeit aufsaugt und endlich dem Flusse den weitern Weg nach Osten versperrt. Das Ringen nimmt ein Ende; die Wüste hat den Fluß überwunden, der Tod hat das Leben besiegt. Aber vor seinem Ende bildet der schon geschwächte Tarim mit seinem letzten Wasser einen weiten, schilfbestandenen Sumpf, der seit alten Zeiten als Lob-nor bekannt ist.

* * *

Der Lob-nor. Vegetation. Die Fische im See und ihr Fang. Der Name Lob-nor ist den Eingeborenen unbekannt; dieselben bezeichnen damit den ganzen Unterlauf des Tarim und nennen den See, in welchen er mündet, ganz allgemein Tschök-kul (d. i. großer See) oder noch gewöhnlicher Kara-kurtschin (richtiger Kora-koschun), worunter sie zugleich den ganzen benachbarten Administrativbezirk begreifen. Doch will ich, um Verwirrungen zu vermeiden, dem See seinen alten Namen Lob-nor belassen.

Endlich also hatte unsere Expedition nach langem Herumwandern und nachdem sie den Kara-buran, durch welchen der Tarim fließt, seitwärts hatte liegen lassen, den Lob-nor erreicht.

Dieser See oder richtiger Sumpf bildet eine unregelmäßige Ellipse, welche von Südwesten nach Nordosten stark ausgedehnt ist. Seine größte Länge in dieser Richtung beträgt 90 bis 100 Werst, seine Breite nicht über 20 Werst. So sagten uns wenigstens die Eingeborenen. Mir selbst gelang es nur, sein südliches und westliches Ufer zu erforschen und in einem Boote auf dem Tarim den See etwa in seiner halben Länge zu befahren; dann zwang mich die Seichtheit des Wassers und das dichte Schilf zur Umkehr. Mit letzterm ist der ganze Lob-nor durchweg bewachsen, und nur an seiner Südseite zieht sich ein schmaler, 1 bis 3 Werst breiter Streifen klaren Wassers hin. Außerdem sind überall im Schilf kleine freie Wasserflächen, wie die Sterne am Himmel, vertheilt. Nach Angabe der Eingeborenen war der See noch vor 30 Jahren tiefer und viel reiner. Seitdem fing der Tarim an, weniger Wasser zuzuführen, der See seichter zu werden und das Röhricht sich auszudehnen. Das dauerte zwanzig Jahre an; jetzt aber nimmt schon im sechsten Jahre das Wasser im Flusse zu und ist über die Ufer des frühern, nun mit Schilf bewachsenen Sees getreten. So hat sich erst ganz vor Kurzem ein Streifen offenen Wassers längs des ganzen Südufers des Lob-nor gebildet. Dort sieht man Wurzeln und Stengel von Tamarisken, die einst auf trockenem Lande gewachsen sind. Die Tiefe beträgt übrigens nur 2 bis 3, selten 4 bis 6 Fuß; 300, ja 500 Schritte vom Ufer entfernt, ist das Wasser noch nicht über 1 Fuß tief. Und diese Seichtheit findet sich im ganzen Lob-nor; nur auf ganz vereinzelten Untiefen kann man 10, ja 12 bis 13 Fuß Wasser antreffen. Das Wasser ist überall klar und süß; salzig ist es nur am Ufer, wo sich rings um den ganzen See Salzmoräste ausdehnen, die jeglicher Vegetation entbehren und eine wellig bewegte Oberfläche haben. Am Südufer erreichen dieselben eine Breite von 8 bis 10 Werst, nach Osten aber dehnen sie sich nach Aussage der Eingeborenen weithin aus und verlaufen sich endlich im Sande. Jenseit dieser Moräste verläuft, wenigstens auf dem von mir gesehenen Südufer und demselben parallel, ein schmaler mit Tamarisken bewachsener Streifen und dahinter dehnt sich dann die mit Kieseln bedeckte Ebene aus, welche zur Sohle des Altyn-tag bedeutend, wenn auch allmälig ansteigt und wahrscheinlich in längst vergangener Zeit die Grenze des Lob-nor war, der damals alle die jetzigen Salzmoräste an seinen Ufern bedeckte, also beträchtlich größer und wahrscheinlich auch tiefer und reiner war als heute. Welcher Grund dann sein Einschwinden veranlaßte, und ob sich dasselbe periodisch wiederholt, vermag ich nicht zu sagen. Uebrigens kann man das Factum des Eintrocknens fast an allen centralasiatischen Seen beobachten.

Nun zum Tarim! Am Westrande des Lob-nor beim Dorfe Abdally hat derselbe noch eine Breite von 125 Fuß;

seine größte Tiefe bei mittlerm Wasserstande beträgt dort 14 Fuß, seine Stromgeschwindigkeit 170 Fuß in der Minute; sein Querschnitt hat eine Größe von 1270 Quadratfuß, sein Bett ist wie früher trogförmig. Unterhalb des Dorfes Abdally nehmen seine Dimensionen rasch ab. Schon nach einem Laufe von 20 Werst hat er nur noch 7 bis 8 Faden Breite, und nochmals 20 Werst weiter sinkt dieselbe auf 3 bis 4 Faden, obwohl er eine Tiefe von 7 bis 10 Fuß und darüber und seinen schnellen Lauf beibehält. In diesem Bette fließt der stark sich windende Strom noch 20 Werst und verliert sich schließlich vollständig im Röhricht. Weiterhin nach Nordosten dehnen sich, wie schon früher, an beiden Ufern des Flusses mit Rohr bewachsene Sümpfe aus, die meist vollständig unzugänglich sind. Selbst mit einem kleinen Kahne ist es unmöglich, in das dichte Rohr einzudringen, welches bis 3 Faden Höhe und Daumensstärke erreicht. Solche Riesen begleiten in ununterbrochener Folge die Ufer des Tarim, auf dessen Grunde an beschränkteren, tiefen Stellen die „kleine Wasserfichte“ (Hyppuris) wächst. Auf dem ganzen Lob-nor kommt außer dem Rohr noch die Pferdebinse (Typha) und das Wasserveilchen (Butomus) vor. Andere Wasserpflanzen fanden wir, wenigstens zu Frühlingsanfang, nicht. Fische hat der See im Ueberfluß und zwar nur dieselben zwei Arten, wie der Tarim, nämlich Marinken (Flußbarbe?) und eine mir unbekannte Cyprinide, erstere viel häufiger, als letztere. Die Marinken heißen bei den Einheimischen schlechtweg balyk, d. h. Fisch, die andere gefleckte Art tazek-balyk. Beide laichen im März.

Der Fischfang beginnt im frühesten Lenz und endet im Spätherbst. Man bedient sich dazu kleiner Netze, in welche sich die Fische verwickeln. Die gebräuchlichste und ergiebigste Art, welche am ganzen untern Tarim und zum Theil auch am Lob-nor angewendet wird, besteht in Folgendem. Nachdem man eine geeignete Stelle ausgewählt, gräbt man einen Graben vom Tarim ab, dessen Wasserspiegel, wie oben auseinandergesetzt, meist über der anstoßenden Niederung liegt, und läßt das Wasser über die letztere sich ergießen. Dadurch bildet sich allmälig ein kleiner, mitunter aber auch ziemlich ausgedehnter See, in welchen die Fische aus dem Strome eintreten. Im Mai wird der Graben zugeschüttet und damit der weitere Zufluß des Wassers abgeschnitten, worauf im Laufe des Sommers bei der großen Verdunstung der künstliche See langsam eintrocknet; nur an den tiefsten Stellen hält sich noch Wasser und dorthin gehen auch alle Fische. Im September macht man sich an deren Fang und gräbt dazu wieder eine kleine Oeffnung in dem Canale, vor welche man Netze stellt. Die Fische im See, müde des langen Aufenthalts in den kleinen Tümpeln, spüren das frische Wasser, schwimmen ihm entgegen nach dem Flusse zu und gerathen in die Netze. Diese Fangart ist sehr ergiebig und liefert den Einwohnern ihre Wintervorräthe. Dabei werden die Fische, wie die Lobnorer behaupten, durch den Aufenthalt in stillem, mit dem aus dem Boden ausgelaugten Salze durchtränkten Wasser fett und schmackhaft.

Die Karakurtschinen im Lob-nor können aber jene Methode nicht anwenden, weil der Tarim, nachdem er in den Lob-nor eingetreten ist, keine erhöhten Ufer mehr hat. Doch lassen sich noch hier und da Gräben zwischen dem Fluß und kleinen Seen anlegen, und in solchen sind stets Netze aufgestellt. Bei dem Reichthum an Fischen pflegt der Fang auch ohne das Austrocknen der Seen meist ergiebig zu sein. Der Lob-nor soll im November (mitunter zu Anfang, manchmal auch erst gegen Ende des Monats) zufrieren und Anfang März wieder aufgehen. Die Eisdecke erreicht eine Stärke von 1 bis 2 Fuß.

Im Winter, wenn die Fröste zahlreiche Vögel des Lob-nor nach Süden treiben, ist das Thierleben dort sehr arm. Man findet im Röhricht nur kleine Flüge der Bartmeise (Panurus barbatus), Cynchramus schoenicus und C. pyrrhuloides; nur selten fliegt mit unhörbarem Flügelschlage wie verstohlen Circus rufus oder C. cyaneus vorbei. In den Salzsümpfen am Ufer schreckt man zuweilen einen Flug kleiner Lerchen (Alaudula leucophaea?) auf, und in den Tamariskensträuchern findet man mitunter Spechte (Picus sp.), Rhopophylus desert. und Passer ammodendri. An bewohnten Orten halten sich schwarze Raben (Corvus orientalis) und an trockneren Stellen ein ursprünglicher Wüstenbewohner, der Saksaul-Häher (Podoces tarimensis). Nimmt man dann noch einzelne Fasanen (dieselbe Art, wie am Tarim und Chaidu-gol), wenige überwinternde Anthus pratensis(?) und angeblich Schwäne und Rohrdommeln hinzu, so ist damit die gesammte winterliche Ornis des Lob-nor erschöpft.

Von Säugethieren kommen vor Tiger, Wolf, Fuchs, Wildschwein, Hase, Kropfantilope, alle aber nicht häufig, was auch von den kleinen Nagern gilt. Dafür wimmelt im buchstäblichen Sinne der Lob-nor im Frühjahr, und besonders zu Beginn desselben, von Wasser- und Sumpfvögeln, denen er, mitten in einer wilden, wasserlosen Wüste gelegen, so recht als günstige Station auf dem Zuge von Süden nach Norden dient. Existirte das Tarim-System nicht, so schlügen die Vögel in Central-Asien unzweifelhaft eine andere Richtung ein; denn dann hätten sie keinen Ruhepunkt auf halbem Wege zwischen Indien und Sibirien, und in einem einzigen Fluge könnten die befiederten Wanderer nicht vom Himalaya bis über den Thian-schan hinaus gelangen.

* * *

Die Bewohner des Lob-nor. Die Karakurtschinen. Ihre Anzahl. Typische Züge. Sprache. Bau der Häuser. Häusliches Leben. Weltanschauung der Karakurtschinen. Religion. Gebräuche.

Ehe ich aber zur Beschreibung des Frühjahrs am Lob-nor übergehe, will ich von seinen Bewohnern berichten. Dieselben, wie erwähnt, Karakurtschinen genannt, leben in elf Dörfern, welche meist im See selbst liegen. Es sind: Tscheglik mit 6 Gehöften, Tuguz-ata (11), Abdally (6), Kutschag-ata (2), Kum-tschapkan (15), Kum-luk (4), Uitun (5), Schakel (4) und zwei, Namens Kara-kurtschin, mit je 4 Gehöften; außerdem leben in Tscharchalyk 9 Familien, im Ganzen 70 Familien zusammen mit etwa 300 Seelen beiderlei Geschlechts. Im Allgemeinen ist die Fruchtbarkeit der Bewohner wegen der Ungunst der Existenzbedingungen nicht groß. Selten hat eine Familie fünf, sechs Kinder, gewöhnlich nur zwei, drei, mitunter auch gar keines. Doch war die Bevölkerung des Sees noch vor gar nicht langer Zeit viel zahlreicher als jetzt. In ganz Kara-kurtschin zählte man damals 550 Familien, von welchen zwei Drittel im Lob-nor selbst wohnten. Vor zwanzig Jahren rafften dann die Blattern in wenigen Monaten fast diese ganze Bevölkerung fort, und auch die übrigen noch lebenden haben fast alle diese Krankheit gehabt. Aber auch diese spärlichen Reste haben sich in ursprünglicher Reinheit nur im Lob-nor selbst erhalten. Die anderen haben schon angefangen, ihr früheres Leben zu ändern: sie hielten sich Herden von Schafen und auch von anderm Vieh, fingen an, Getreide zu säen und davon zu leben. Diese Wendung zum Bessern, mindestens der Ackerbau, datirt erst seit Kurzem und ist dem Einfluß der eingewanderten Chotaner in Tscharchalyk zuzuschreiben; in der Nähe dieses Dorfes säen die Karakurtschinen, und zwar in der ersten Hälfte des März, ihren Weizen, weil am Lob-nor selbst der Boden dazu ungeeignet ist. (Einige Fel-

der liegen auch bei den Ruinen einer alten Stadt am Dschagansai-darja.)

Um so werthvoller war es, daß es mir gelang, die Reste des ursprünglichen Lebens der Lobnorer zu sehen [1]); denn noch ein paar Dutzend Jahre, und das, was ich hier erzähle, wird wie eine Tradition aus längst vergangenen Zeiten klingen.

Was den äußern Typus der Karakurtschinen sowie der Anwohner des Lob-nor anlangt, so hat man ein Durcheinander verschiedener Physiognomien vor sich, von denen manche an den mongolischen Stamm erinnern. Im Allgemeinen herrscht jedoch der Typus des arischen Stammes, wenn auch durchaus nicht in seiner Reinheit, vor. So weit ich beobachten konnte, sind die charakteristischen Merkmale der Karakurtschinen folgende: mittlerer oder kleiner Wuchs, schwache Constitution mit eingefallener Brust, verhältnißmäßig kleiner Kopf, regelmäßiger, nicht länglicher Schädel, hervorstehende Backenknochen und spitzes Kinn, kleiner Henri-quatre und noch spärlicherer Schnauz- und Backenbart wie überhaupt schwacher Haarwuchs im Gesicht, oft dicke wie aufgeworfene Lippen, herrlich weiße Zähne und endlich dunkele Hautfarbe, von welcher vielleicht der Name Kara-kurtschin (Kara-koschun), d. i. schwarze Koschun, herrührt.

Die Sprache ist dieselbe wie bei allen Anwohnern des untern Tarim. Nach ihrer eigenen Angabe steht sie dem Dialekte von Chotan nahe und weicht von dem, welcher in Korla und Turfan gesprochen wird, mehr ab. Ueberhaupt sind alle Eingeborenen am Tarim und Lob-nor derselben Abstammung, nur daß erstere mehr dem Einflusse und dem Zuströmen Fremder von den Oasen am Tian-schan her ausgesetzt waren.

Das Folgende bezieht sich vornehmlich auf die Karakurtschinen, welche im Lob-nor wohnen. Ich beginne mit ihren Häusern. Wenn man auf dem schmalen, gewundenen und von hohem Rohr eingefaßten Tarim hinabfährt, sieht man plötzlich am Ufer drei, vier Boote und dahinter einen kleinen freien Platz, auf welchem sich ein paar quadratische Hütten aus Schilfrohr zusammendrängen. Das ist ein Dorf. Sobald die Einwohner einen unbekannten Mann erblicken, verstecken sie sich und lugen verstohlen durch die Schilfwände ihrer Hütten; sobald sie aber die Ruderer aus ihrem Stamme und ihren Vorsteher erkennen, kommen sie an das Ufer und helfen das Boot festbinden. Man steigt ans Land und sieht sich um: überall Sumpf, Rohr und weiter nichts, nirgends ein trockener Fleck. Unmittelbar neben den Wohnstätten jagt man wilde Enten und Gänse auf, und in einem dieser Dörfer wühlte fast zwischen den Hütten selbst ein altes Wildschwein im Sumpfe. So wenig gleichen die Lobnorer dem jetzigen Menschen, daß sie nicht einmal das scheue Thier fürchtet!

Treten wir in eine der Wohnungen! Es ist eine quadratische Hütte aus Rohr, dem einzigen Material für alle dortigen Bauten; selbst die Pfosten an den Ecken und in der Mitte der Wände bestehen aus Rohr, das man in Garben zusammengebunden hat. Ebenso ist es auf die Erde gestreut und dient als eine immerhin dürftige Bedeckung des Sumpfbodens; man sitzt aber doch wenigstens nicht direct im Koth. In einigen Hütten fand ich noch Mitte März unter dieser Rohrdecke Wintereis. Jede Seite solches Hauses ist drei Faden lang; der Ausgang liegt auf der Südseite. Das Dach ist natürlich auch mit Rohr gedeckt, aber so schlecht, daß es nicht einmal vor der Sonne, geschweige denn vor Ungewitter schützt, und in gleicher Verfassung befinden sich die Wände. Bei Sturmwetter bläst der Wind ebenso leicht hindurch wie durch das gewachsene Röhricht.

Mitten in solcher Hütte befindet sich eine kleine Vertiefung, die als Feuerstelle dient; als Brennmaterial braucht man wiederum Rohr, das überhaupt den Bewohnern des Lob-nor beim Bauen und Heizen unschätzbare Dienste leistet; außerdem verzehrt man im Frühjahr die jungen Sprossen der Pflanze und sammelt im Herbste ihre Rispen, um davon Lagerstätten zu machen, und endlich kochen manche übrigens schon civilisirte Lobnorer aus den Rispen im Sommer eine dunkele, zähe Masse von süßem Geschmacke, die sie statt des Zuckers brauchen.

Eine ebenso wichtige Pflanze ist das schon erwähnte Kendyr, eine Asclepiadee, welche wie unser Hanf Fasern liefert, woraus man Garn und dann Leinewand für Kleider und Netze herstellt. Kendyr wächst in Menge am ganzen untern Tarim, am Lob-nor aber wenig, so daß die Karakurtschinen im Herbst und Frühling sich die benöthigten Pflanzen vom Tarim holen.

Die Kleidung aus Kendyr-Gewebe besteht bei den Karakurtschinen aus Armjak und Hosen; dazu im Winter eine Schaffell-, im Sommer eine Filzmütze. Als Fußbekleidung trägt man nur im Winter elende Schuhe aus ungegerbten Fellen, während im Sommer alle Karakurtschinen von dem Vorsteher an barfuß laufen. Für die Winterszeit füttert man sich den Sommerkittel Wärme halber mit Entenfellen, die mit Salz gar gemacht sind. Flaum und Federn derselben dienen nebst den Schilfrispen zum Lager; doch gilt das schon als Comfort. Denn viele legen sich unmittelbar auf das Rohr am Fußboden zum Schlafen nieder; eine Bettdecke giebt es nicht, sondern derselbe zerlumpte Kittel, welcher den Lobnorer bei Tage schmückt, deckt ihn auch Nachts. Dafür rollt sich der Unglückliche, um es wärmer zu haben, in einen Knäuel zusammen, wobei er zuweilen sogar auf dem Rücken liegt und dabei Hände und Füße unter den Leib zieht. In dieser Weise schliefen meine fünf Ruderer, alle dicht an einander gedrängt, wie ein Haufen Thiere.

Die Nahrung der Leute besteht hauptsächlich aus Fischen, frischen im Sommer, getrockneten im Winter. Frische Fische kochen sie in Wasser und trinken dann die Brühe statt Thee; getrocknete benetzen sie mit Salzwasser und braten sie dann am Feuer. Geschuppt werden die Thiere vorher nicht; vielmehr geschieht das erst beim Essen selbst. Statt der Fische ißt man auch im Frühjahr, theilweise auch im Sommer und Herbst, Enten, die man in Zwirnschlingen fängt, und als Näscherei im Frühjahr die jungen Sprossen des Rohres. Brot und Hammelfleisch wird nicht gegessen, weil es keines giebt; bekommen sie einmal Mehl aus Tscharchalyk, so lassen sie es am Feuer ein wenig rösten und verzehren es so. Manche können sogar nicht einmal Hammelfleisch essen, weil ihr Magen daran nicht gewöhnt ist und ihnen davon weh thut.

[1]) Mitte März, als das Eis endlich aufgethaut war, besuchte ich zu Boote fast alle dortigen Dörfer.

Ueber abnorme Behaarung des Menschen, insbesondere über die sogenannten Haarmenschen.

Von A. Ecker.

II.

Nachdem wir nun die Fälle abnormer Behaarung im Einzelnen beobachtet haben, ist es nöthig, die normale Entwickelung der Behaarung des Menschen etwas genauer ins Auge zu fassen, um zu erfahren, ob insbesondere die für die Anthropologie wichtigste Form der erstern, die der sogenannten Haarmenschen, sich vielleicht auf eine naturgemäße Weise aus letzterer erklären lasse.

Im fünften Monat des Fruchtlebens entsteht auf dem Körper des Embryo ein leichter Flaum, d. h. es beginnen auf der ganzen Körperoberfläche feine, weiche, seidenartige, kurze Härchen hervorzubrechen, die durch ihre meist helle Farbe auf der um diese Zeit noch rothen Haut der Frucht leicht sichtbar sind: die sogenannten Wollhaare oder Milchhaare. Die ersten erscheinen in der Regel (etwa in der 19. Woche) an der Stelle der Augenbrauen und an der Stirn, zuletzt (in der 23. bis 25. Woche) brechen sie an den Extremitäten hervor, so daß die völlige Behaarung erst am Ende des sechsten oder Anfang des siebenten Monats vollendet ist. Dieses Wollhaar ist auch auf dem Kopfe (als Vorläufer des Kopfhaares) vorhanden, ganz besonders deutlich aber im Gesicht (hier wieder am meisten um den Mund herum sowie an der Stirn) und im Nacken entwickelt. Es besitzt also der Mensch im Mutterleibe ein wirkliches, wenn auch keineswegs dichtes Haarkleid, dessen Härchen, die die Haut alle schief durchbohren, in ganz regelmäßigen, bestimmten Linien angeordnet sind, welche besonders Eschricht (XVIII) in Wort und Bild genau geschildert hat. Nach dem Hervorbrechen wächst das Wollhaar langsam fort bis zur Länge von $1/4$ oder auch $1/2$ Zoll und bleibt in der Regel in seiner Gesammtheit bestehen, während auf dem Kopfe im achten bis neunten Monat die eigentlichen Kopfhaare erscheinen. Daß das Haarkleid am Ende der Fötalperiode ganz abgeworfen werde und daß die Haare ins Fruchtwasser gelangen, wie dies noch heute in manchen Lehrbüchern der Geburtshülfe zu lesen ist, ist durchaus unrichtig. Nur ein ganz geringer Theil der Haare fällt vor der Geburt aus; das Kind kommt im Gegentheil mit seinem lanugo zur Welt, der sogar bisweilen recht ansehnlich ist, wie ich mich erst wieder vor einigen Tagen bei einem neugeborenen Knaben, bei dem insbesondere Gesicht und Schultern mit dichtem Flaum bedeckt waren, überzeugen konnte. In wie weit es erlaubt ist, ältere Angaben in der Literatur, von Kindern, die ganz behaart geboren wurden [1], auf eine solche ungewöhnlich reichliche Entwickelung des lanugo zurückzuführen, wage ich nicht zu entscheiden; immerhin aber scheint mir diese Erklärung die wahrscheinlichste. Daß nach der Geburt ein allgemeiner Haarwechsel stattfinde, ist ganz unzweifelhaft, und Kölliker (XIX) hat die dabei stattfindenden anatomischen Vorgänge genauer verfolgt. Das neugebildete Wollhaar bleibt jetzt nun bestehen und wird erst um die Jahre der Mannbarkeit an einzelnen Stellen (Schamtheile, Achselhöhle) bei beiden Geschlechtern, an anderen in der Regel nur bei dem einen (Bart) durch wirkliche Haare ersetzt. In Betreff des Wollhaares beim Erwachsenen macht Eschricht (XVIII, S. 47) die interessante Bemerkung, daß beim Weibe, wo lange Haare sich nur am Schädel, in der Achselhöhle und an der Scham finden, sehr häufig fast die ganze übrige Hautfläche mit feinen, wolligen Haaren wie beim Kinde besetzt ist, während bei Männern in der Regel viel mehr Stellen, wie z. B. die Stirn, ganz kahl seien. Demnach würde also das Weib durch vollständigere Conservirung der embryonalen Behaarung, ähnlich wie in verschiedenen anderen Beziehungen, mehr den kindlichen Charakter beibehalten. Beim Manne dagegen, insbesondere bei kräftigen und brünetten Männern, breitet sich die wirkliche Behaarung oft weit über die gewöhnlichen Grenzen aus, so daß Brust, Schultern, Bauch, Kreuzgegend und Extremitäten, anstatt wie bei vielen anderen mit Wollhaaren, mit starkem Haare bewachsen sind.

Fig. 14.

Gesicht eines fünfmonatlichen Embryo mit dem embryonalen Haarkleid.

[1] Fälle bei Eble (VII, S. 230) verzeichnet.

Daß in dieser Beziehung die verschiedenen Racen sich verschieden verhalten, ist bekannt: bei den Europäern, besonders den Südeuropäern, ist zum Beispiel der Haarwuchs im Allgemeinen stark; bei den Mongolen und Amerikanern schwach. Von der Ansicht jedoch, daß es ganze Völkerstämme gebe, die sich durch eine ganz übermäßige Behaarung, so daß sie „zottig" erscheinen, auszeichnen, ist man wohl jetzt, seitdem sich gezeigt hat, daß selbst die Aïnos, die man in dieser Beziehung stets in erster Reihe zu nennen pflegte, sich nicht viel anders verhalten als wir, so ziemlich zurückgekommen. Von den Papua-Kindern giebt Miklucho-Maklay (XX) an, daß sich bei denselben eine sehr starke Behaarung des Gesichtes, der Schultern und des Rückens finde. Leider wissen wir über die Behaarung der Embryonen, der Neugeborenen und der Kinder anderer Racen fast nichts, und doch wäre die Kenntniß gerade dieser Verhältnisse von großer Wichtigkeit.

Die Ersetzung des Wollhaars durch wirkliches Haar kann wie in größerer Ausbreitung — wovon soeben die Rede war — so auch local auftreten, und es sind solche Fälle sehr wohl von jenen oben namhaft gemachten zu unterscheiden, in welchen eine solche locale Hypertrichose auf pathologischem Boden stattfindet. Diese Art abnormer Behaarung, die man mit Bartels (VI) als umschriebene übermäßige Behaarung (Hypertrichosis circumscripta) der durch Krankheitsreize erzeugten (Hypertrichosis irritativa) entgegenstellen kann, ist daher insbesondere dadurch charakterisirt, daß sich dabei weder eine Verdickung oder Pigmentirung der Haut, noch auch ein vorausgegangener Reizzustand derselben nachweisen läßt. Solche Fälle sind bisher vorzugsweise nur in der Kreuzgegend, welche übrigens, wie ich sehe, fast immer ein viel stärkeres Wollhaar besitzt als die Umgebung, und immer in ganz symmetrischer Anordnung beobachtet worden, so daß man vielleicht die bilaterale Symmetrie und das Ausgehen von der Medianlinie ebenfalls als charakteristisch für diese Art von Hypertrichose wird bezeichnen können. Der Umstand, daß diese Fälle von abnormer Behaarung des Kreuzbeins (sacrale Trichose) bisher nur in Griechenland beobachtet worden sind, verdient noch besondere Aufmerksamkeit, und Virchow (XXI) hat mit Recht bemerkt, es sei begreiflich, daß die Phantasie der Alten beim Anblicke solcher Erscheinungen zu wunderbaren Deutungen angeregt werden mußte und unschwer zu verstehen, daß die Mythen bildende Ueberlieferung derartige Anschauungen zu den Bildern geschwänzter Satyren verarbeitete.

So viel von dem normalen Entwickelungsgange der Behaarung. Von den Fällen abnormer Behaarung interessiren nun, wie schon bemerkt, die Anthropologie ganz besonders die der sogenannten Haarmenschen, die allgemeine Ueberhaarung oder Hypertrichosis universalis. Es liegt sehr nahe anzunehmen, daß wir in dieser nichts anderes zu sehen haben als eine Bildungshemmung, das heißt: eine Persistenz und Fortbildung des embryonalen Haarkleides. Gründe für diese Anschauung scheinen mir insbesondere die folgenden zu sein:

Die Haare der sogenannten Haarmenschen werden fast immer als weich, wollig oder seidenartig, mehr dem Wollhaar als dem wirklichen Haare gleichend geschildert, und es läßt sich eine solche Beschaffenheit zum Theile auch schon aus den Abbildungen entnehmen. Von Andrian Jeftichjew, dem russischen Haarmenschen, ist ausdrücklich angegeben, daß das Gesicht mit langen, weichen, braunen Haaren bedeckt war, und M. Clemence Royer sagt sogar, wie ich oben schon angegeben, ausdrücklich: „Ce ne sont ni des cheveux, ni de la barbe, ni même des poils follets; ce sont des poils un peu laineux, comme ceux de la chèvre angora." Und von seinem Söhnchen Fedor heißt es, daß sein hübsches, kindliches Gesicht bereits „durch zahlreiche Bäuschchen eines ungemein weichen, seidenglänzenden, weißblonden Haares entstellt war." Bei dem Vater der birmanischen Familie, bei Shwé-Maong, wird das Haar ebenfalls als seidenartig angegeben. Von der Maphoon wird, als sie $2^1/_2$ Jahr alt war, angegeben, daß die Haare von heller Farbe und fein wie Seide waren; in ihrem 29. Jahre „war das Gesicht mit Haaren bedeckt, welche zwischen Nase und Mund und am Kinn flaumartig, an den übrigen Stellen seidenartig waren," der Bart „weich und seidenartig". Von dem ältern Sohne der Maphoon ist angegeben, daß „Schnurr- und Kinnbart von blassem, seidenartigem Flaum gebildet und die Ohren mit langen, seidenartigen Haaren bedeckt waren." Ueber die Haarbeschaffenheit der Ambraser Familie sind uns zwar keine Mittheilungen aufbewahrt; doch machen die Portraits entschieden den Eindruck, daß die Haare auch hier weich und von seidenartiger Beschaffenheit sind, während dagegen die Julia Pastrana mit ihren rauhen, borstigen Barthaaren in eine ganz andere Kategorie zu gehören scheint. Von der Barbara Ursler ist angegeben, daß das Gesicht mit blonden, wie Wolle weichen Haaren bekleidet war, und ebenso war das Gesicht des Kindes von Inowraclow (XVII) mit blonden, weichen Haaren besetzt. Kurz, aus allen Angaben erhellt, daß die Behaarung der sogenannten Haarmenschen viel mehr dem embryonalen Flaum, der ja an manchen Stellen recht ansehnlich ist, als dem wirklichen Haare entspreche. Ob diese Aehnlichkeit auch auf die mikroskopische Beschaffenheit sich erstrecke, ob das Mark, das den Wollhaaren fehlt, auch dem Haar der Haarmenschen fehle, diese Frage finde ich nirgends beantwortet, und es wäre wohl nicht unwichtig, bei gebotener Gelegenheit auf dieselbe Rücksicht zu nehmen.

Von Interesse scheint es mir ferner zu sein, daß, soweit sich dies aus den Abbildungen erschließen läßt, die Richtung der Haare im Gesichte der Haarmenschen ziemlich genau den Linien folgt, welche die des Wollhaares beim Embryo bestimmen, wie sie uns Eschricht (XVIII) geschildert hat. Ich habe zum Zwecke einer Vergleichung dieser Verhältnisse das Gesicht eines fünfmonatlichen Embryo mit den Wollhaarströmen abgebildet (Fig. 14). Wie es Eschricht geschildert, sieht man hier, wie die inneren Augenwinkel zwei Ausgangspunkte (Wirbel) bilden, von welchen die Haarströme nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Nach oben und dann lateralwärts zieht der obere Augenstrom in die Augenbrauen und oberhalb dieser auf der Stirn gegen die Schläfe, während ein anderer Strom medianwärts läuft und in der Mittellinie an der Nasenwurzel[1]) in eine aufwärts und eine abwärts laufende Strömung aus einander fährt. Die erstere (unterer Stirnstrom) geht nach der glabella hinauf, die letztere bildet mit der der andern Seite einen convergirenden Strom gegen den Nasenrücken herab. Von oben her kommt der obere Stirnstrom, der in der Gegend der glabella[2]) auf den untern Stirnstrom aufstößt, von wo dann die Ströme nach der Schläfe umbiegen. Von jedem Nasenloch zieht ein Strom auf der Oberlippe herab, um theils in den Wangenbogen gegen das Ohr, theils gegen das Kinn hinabzuziehen.

Wenn es auch ganz richtig ist, was Eschricht sagt, daß zahlreiche individuelle Variationen in der Anordnung der Haarströme stattfinden, so bleiben doch gewisse Hauptrichtungen constant, und bei einer aufmerksamen Vergleichung der Gesichtsbehaarung des fünfmonatlichen Embryo (Fig. 14) mit der des russischen Haarmenschen (Fig. 3), des Shwé-

[1]) Nasenkreuz (Eschricht).
[2]) Stirnkreuz (Eschricht).

Maong (Fig. 4), der Maphoon (Fig. 5) und insbesondere ihres ältern Kindes (Fig. 6) sowie der Ambraser Familie (Fig. 8 und 9) wird man ohne Schwierigkeit eine ziemliche Uebereinstimmung finden können.

Was nun noch die Frage des Atavismus betrifft, das heißt die Frage, ob „die wollige Bedeckung des Fötus für den rudimentären Repräsentanten des ersten bleibenden Haarkleides bei denjenigen Säugethieren, welche behaart geboren werden, zu betrachten sei" (IV, 1, Bd. 1, S. 21; Bd. II, S. 330), und ob daher die Persistenz und Weiterentwickelung des embryonalen Haarkleides zu einem förmlichen Fell, wie es die Haarmenschen besitzen, als ein Rückschlag zu betrachten sei, das heißt, so zu sagen, als ein Versuch, dieser vererbten, von uns als „ewige Krankheit", wie Goethe sagt, mitgeschleppten Hinterlassenschaft unserer Ahnen wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen: so ist dies für den Augenblick noch in der That mehr Glaubenssache; denn positive Thatsachen, welche diese, wie ja nicht zu leugnen ist, sehr plausibele Annahme beweisen, fehlen uns bis jetzt durchaus.

Ueber das embryonale Haarkleid anderer Racen ist uns, wie schon oben erwähnt, so viel als nichts bekannt; nur Blumenbach (XXII) giebt an, daß der Negerembryo ein stärkeres Wollhaar habe; eine Thatsache, die, wenn sie sich bestätigt, um so bemerkenswerther ist, als die Neger, wenigstens in ihrem warmen Heimathlande, merkwürdig glatte Körper haben [1]) (IV, 1, Thl. 2, S. 333). Was die anthropoiden Affen betrifft, so hat Trinchese (XXIII) das embryonale Haarkleid des Orang-utan beschrieben, das aber in Betreff der Richtung der sogenannten Haarströme keineswegs ganz mit dem menschlichen harmonirt. Besonders bemerkenswerth erscheint in dieser Beziehung, daß der Haarwirbel, welcher beim Menschen in der Scheitelgegend sich findet, hier fehlt und die von diesem ausgehenden Ströme hier von einem Wirbel ausgehen, der sich in der Gegend des siebenten Halswirbels befindet. Von hier aus gehen sie über den Scheitel vorwärts bis in die Gegend der großen Fontanelle und stoßen hier und seitlich im Gesicht in einer scharfen Trennungslinie, welche beim Menschen fehlt, auf die Ströme, die von den Wirbeln der inneren Augenwinkel ausstrahlen. Dem Umstande, den schon Tyson (XXIV) erwähnt und den auch Darwin (IV, 1, Bd. I, S. 169) als auf Vererbung von einem äffischen Stammvater beruhend betont, daß nämlich bei dem Menschen und bei den anthropoiden Affen die Haarströme von Oberarm und Unterarm allseitig am Ellenbogen zusammenfließen, dürfte wohl kein allzugroßes Gewicht beigelegt werden, wenn es allgemein richtig ist, was Gerland (XXV) behauptet, daß sich beim Hunde ganz dasselbe finde.

Zwei Momente sind es nun noch, die uns bei den Haarmenschen besonders interessiren müssen: einmal die Erblichkeit dieser Mißbildung und dann die Verbindung derselben mit einem Defecte in der Zahnbildung. In letzterer Beziehung haben wir oben gesehen, daß der Großvater der behaarten birmanischen Familie, Shwé-Maong, anstatt 32 nur 9 Zähne besaß. Die 20 Backzähne fehlten vollständig, von den 4 Eckzähnen besaß er nur einen, den linken untern, und nur die 8 Schneidezähne waren vollzählig vorhanden; für die fehlenden Zähne fehlten sogar die Alveolarfortsätze. Die Tochter Shwé-Maong's, Maphoon, ist ebenfalls nicht im Besitze von Back- und Eckzähnen. Ueber die Zahnbildung der Kinder der Maphoon wird leider nichts mitgetheilt. Einen ähnlichen Defect zeigt auch der russische Haarmensch Jeftichjew. Hier ist sogar der Oberkiefer bis auf den linken Eckzahn vollkommen zahnlos, während dagegen der Unterkiefer alle Zähne besitzt. Bei dessen Sohne Fedor, obschon er zur Zeit der Untersuchung bereits drei Jahre alt war, zeigte sich der Oberkiefer vollkommen zahnlos und in dem Unterkiefer fanden sich nur 4 Schneidezähne. Ueber die Pastrana sind die Angaben leider nicht sehr zuverlässig; es wird aber angegeben, daß ihr im Oberkiefer sowohl Schneide- als Eckzähne fehlen.

Dieses demnach immerhin in zahlreichen Fällen beobachtete Zusammenvorkommen der abnormen Behaarung mit dem Zahndefect drängt natürlich zu der Frage nach dem innern Zusammenhang der beiden Erscheinungen. Da ist denn zuvörderst zu bemerken, daß diesen Fällen von einem so zu sagen compensirenden Verhältnisse beider Systeme andere entgegenstehen, in welchen abnorme Kahlheit und Zahndefecte zusammen vorkommen. Darwin (IV, 2, Bd. II, S. 434) theilt eine Beobachtung von Yarell mit, wonach bei drei haarlosen ägyptischen Hunden und bei einem haarlosen Pinscher die Zähne unvollständig waren, und giebt an, daß auch beim Menschen mehrere auffallende Fälle beobachtet seien von vererbter Kahlheit mit vererbtem completen oder theilweisen Fehlen der Zähne. Ferner sei die in seltenen Fällen beobachtete Wiedererneuerung des Haarwuchses gewöhnlich auch von Erneuerung der Zähne begleitet gewesen. Endlich beobachtete man bei dem domesticirten Eber, daß die Größenreduction der Hauer mit der Verkleinerung der Borsten in directem Verhältnisse stehe und ebenso beim verwilderten Eber beide zugleich wachsen. Der Gedanke, diese Beziehungen durch Atavismus erklären zu wollen, indem man dabei sogar bis zu den Edentaten zurückgeht, erscheint mir in der That etwas zu kühn und, so lange wir nicht einmal die Kluft, die uns von den Anthropoiden trennt, überbrückt haben, ein Sprung bis zu den Edentaten fast als ein Salto mortale. Es scheint mir, daß wir unser Urtheil über den Zusammenhang der beiden Erscheinungen in phylogenetischem Sinne noch ganz suspendiren müssen, und selbst in ontogenetischem Sinne werden wir uns beschränken müssen, daran zu erinnern, daß ein und dasselbe Keimblatt, das Hornblatt oder Ektoderm, den Boden für die beiden Systeme bildet, und daß in diesem Umstande wohl der Grund der nahen Beziehungen beider zu suchen sein möchte.

In Betreff der Erblichkeit verhält sich die abnorme Behaarung so ziemlich ebenso wie alle anderen Körpereigenthümlichkeiten. In den beiden behaarten Familien, in der russischen wie in der birmanischen, sind nicht alle Kinder nach dem behaarten Vater geartet, einige sind den glatten Müttern gefolgt. Leider wissen wir von der Ambraser Familie nicht, ob und in wie weit die hübsche glatte Mutter (Fig. 8) ihren Einfluß geltend gemacht hat. Es ist aber wohl nicht zu bezweifeln, daß, wenn man nach Darwin'schen Regeln der Thierzüchtung verfahren könnte, man wohl dazu gelangen würde, eine behaarte Menschenvarietät zu erziehen.

* * *

Versuchen wir schließlich, die verschiedenen Formen abnormer Behaarung übersichtlich zusammenzustellen, so ergeben sich folgende Gruppen:

1. Die abnorme Behaarung der sogenannten Haarmenschen, bedingt, wie ich glaube, durch die Persistenz und Weiterentwickelung des embryonalen Haarkleides; in der Regel vergesellschaftet mit Zahndefect und sich vererbend.

2. Die locale oder mehr verbreiterte Umwandlung des Wollhaares in wirkliches Haar. Dahin rechne ich: Auftreten des Bartes beim Weibe, Frühreife, allgemeine starke Behaarung des männlichen Körpers, locale Ueberhaarung (zum Beispiele am Kreuzbein).

[1]) Von den Negern Nordamerikas wird dagegen behauptet, daß sich ihre Behaarung von derjenigen der Weißen nicht sehr unterscheide.

3. Eine abnorme Behaarung auf krankhaft veränderten oder gereizten Hautstellen.

Freiburg, im Januar 1878.

I. Archiv für Anthropologie, Bd. X, S. 253 ff.
II. Lancet 1867, Thl. II, S. 192.
III. Virchow's Archiv 1868, Bd. 44, S. 420, Taf. XVIII, Fig. 2.
IV. Darwin. 1. Die Abstammung des Menschen. Stuttgart 1871, Bd. I, S. 20, 21, 169.
2. Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication. Stuttgart 1868, Bd. II, S. 432, 433, 434.
V. Virchow in: Berliner klinische Wochenschrift, Jahrgang X, Nro. 29, 1873, S. 337.
VI. Bartels, Ueber abnorme Behaarung beim Menschen. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VIII, 1876, S. 110 und Taf. VII.
VII. Eble, Die Lehre von den Haaren. Wien 1831. Thl. II.
1. Taf. XIV, Fig. 166.
2. S. 81.
VIII. Friedel, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. IX, 1877, S. 239.
IX. Stricker, Ueber die sogenannten Haarmenschen, insbesondere die bärtigen Frauen (Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1876 bis 1877). Frankfurt a. M. 1877, S. 97.
X. Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris. Série II.
1. Tome VIII, 1873, p. 718.
2. Tome X, 1875, p. 78.
XI. Crawford, Journal of an embassy from the Governor-General of India to the court of Ava. London 1834, second edition, Vol. I, p. 318.
XII. Yule, A narrative of the mission sent by the Governor-General of India to the court of Ava in 1855, with notices of the country, government, and people. By captain Henry Yule, London 1858, p. 93 seq.
XIII. Gartenlaube.
1. 1857, S. 658.
1. 1874, Nro. 4, S. 59.
XIV. Journal „L'Illustration" 1873.
XV. Plater, Felix, Basileens. Observationum libri tres. Basileae 1680, p. 573.
XVI. G. Segeri, Observatio de muliere hirsuta et barbata in: Miscellanea curiosa medico-physica academiae naturae curiosorum sive Ephemeridum medico-physicarum germanicarum annus sextus et septimus; anni 1675 et 1676. Frankfurt und Leipzig 1688, S. 246, Taf. XIII.
XVII. Hufeland's Journal der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst, Bd. XIV, 1. Stück, Berlin 1802, S. 142.
XVIII. Eschricht, Ueber die Richtung der Haare am menschlichen Körper. Müller's Archiv für Anatomie, Physiologie 2c. Jahrg. 1837, S. 37, Taf. III, IV, V.
XIX. Kölliker, Mikroskopische Anatomie II, 1, 141.
XX. Miklucho-Maclay, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VIII, 1876. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft, S. 70.
XXI. Ornstein-Virchow, Ueber sacrale Trichose. Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 2c.
Bd. VII, S. 91 ff. und 279.
Bd. VIII, S. 287.
XXII. Heusinger in Meckel's Archiv für Physiologie, Bd. VII, 1822, S. 415.
XXIII. Trinchese, Descrizione di un feto di Orangûtan in „Annali del museo civico di storia naturale di Genova publ. per cura di Giacomo Doria." Decb. Genua 1870, p. 31. Distribuzione dei peli, Taf. III.
XXIV. Tyson, Orang-outang, sive homo sylvestris or the anatomy of a pygmie etc. London 1699, p. 8.
XXV. Gerland, Anthropologische Beiträge, Bd. I, Halle a. S. 1875, S. 338.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Wie das „Athenäum" mittheilt, ist vom Ogowe unter dem 10. November 1877 die Nachricht eingetroffen, daß Savorgnan di Brazza nach Verlust aller seiner Instrumente nun doch umgekehrt sei und einstweilen ein weiteres Vordringen aufgegeben habe. Man erwartet seine Rückkehr nach dem Gabun, wenn nicht nach Europa. (Vergl. über seine Expedition „Globus" XXX, S. 224; XXXI, S. 319, und XXXII, S. 351.)

— Afrika hat in letzter Zeit wieder ungewöhnlich viel Opfer gefordert. Mr. Alfred Craven, welcher im Berglande Usambara seine zoologischen Sammlungen begonnen hatte, hat sich zwar nur durch Krankheit genöthigt gesehen, seine weiteren Pläne (s. vorigen Band S. 350) aufzugeben. Dagegen meldet ein in Brüssel am 18. Februar veröffentlichtes, officielles Telegramm aus Zanzibar den dort erfolgten Tod der Herren Maes und Crespel, welche mit Ernst Marno und Cambier zusammen die erste afrikanische Expedition der Internationalen Gesellschaft zur Erforschung Afrikas bildeten. Den Ueberlebenden ist die Weisung zugegangen, trotzdem möglichst bald nach dem Innern aufzubrechen. Ein drittes Opfer ist Capitän Elton, der englische Consul in Mozambique, welcher im August des vorigen Jahres die Missionsstation Livingstonia am Südufer des Nyassa-Sees besuchte (s. vorigen Band S. 351), dann auf dem Missionsdampfer „Ilala" in Gesellschaft des Herrn Cotterill (s. oben S. 48) und einiger Mitglieder der Station den See bis an sein nördliches Ende befuhr (es hatte dies den Zweck, an der Westküste einen Platz für eine zweite Station auszuwählen), und von dort mit Mr. Cotterill zu Lande nach der Küste des Indischen Oceans vordringen wollte, die er bei Kilwa oder Dar-es-Salam zu erreichen hoffte. Auf diesem Wege soll er einem Sonnenstiche erlegen sein.

— Die portugiesische Afrika-Expedition hat am 12. November vorigen Jahres Benguella an der Westküste verlassen. Die letzte Nachricht von ihr datirt aus Dombe auf der Straße nach Caconda und Bihé. Die Karte von Angola des verstorbenen Marquis Sa de Bandeira, die einzige, welche von jenem Gebiete existirt, erwies sich als sehr fehlerhaft, eine Bemerkung, welche seit ihrem Erscheinen im Jahre 1863 schon wiederholt gemacht wurde.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1878.**

Mykenae.

III.

Schon während der Ausgrabung des vierten Grabes wurde auch das fünfte, welches unmittelbar nordwestlich von jenem liegt, in Angriff genommen und in einer Tiefe von 27 Fuß unter der frühern Bergfläche sein gleichfalls mit Kieselsteinen bedeckter Boden erreicht. Es enthielt nur einen Körper, dessen zerfallender Schädel von einem goldenen Diadem umgeben war, außerdem zwei Schwerter und zwei lange Messer von Bronze, einen goldenen Becher, viel Terracotten und eine 6½ Zoll hohe hellgrüne Vase von ägyptischem Porcellan. Da inzwischen der durch vorhergegangenen Regen erzeugte Schlamm im ersten Grabe bei schönem Wetter wieder aufgetrocknet war, so wurde nun auch dessen Ausgrabung vollendet und dort drei je 3 Fuß von einander entfernte Leichen gefunden, deren mittelste offenbar Anzeichen einer schon in antiker Zeit stattgefundenen Beraubung an sich trug. Der Lehm und die darüber liegende Schicht Kieselsteine, womit die beiden anderen Körper und ihre Schmucksachen bedeckt waren, waren hier verschwunden, die von der Leichenverkohlung herrührende Holzasche war entschieden umgewühlt worden und außerdem fast jeglicher Goldschmuck verschwunden. Die drei Körper lagen mit den Köpfen nach Osten, waren alle ungewöhnlich groß und schienen mit Gewalt in den kurzen Raum von nur 5½ Fuß hineingepreßt zu sein. Der Kopf des ersten Gerippes, von Süden an gerechnet, war mit einer massiv goldenen Maske, die man für eine Porträtdarstellung zu nehmen geneigt ist, bedeckt (s. die erste Abbildung), zerfiel aber an der Luft, ebenso wie der des geplünderten Leichnams; aber von dem dritten war das runde Gesicht mit allem Fleische wunderbar unter der schweren goldenen Maske erhalten. Man sah keine Spur von Haar, doch deutlich beide Augen und den Mund, der weit geöffnet war und alle seine 32 schönen Zähne zeigte, woraus Aerzte auf ein Lebensalter von 35 Jahren schlossen. Im Uebrigen aber war der Körper, dessen Farbe der einer ägyptischen Mumie glich, nicht nur in der Länge zusammengepreßt, sondern es hatten auch von oben Schutt und Steine dermaßen auf ihn gedrückt, daß er auf eine Dicke von 1 bis 1½ Zoll reducirt war.

Die Nachricht von diesem Funde verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Argolis, und Tausende kamen von Argos, Nauplia und den Dörfern, um das Wunder zu schauen. Es gelang nicht nur, den Körper in Oel abzumalen, sondern ihn auch durch Aufgießen einer Lösung von Sandarak in Alkohol hart und fest zu machen, ihn mit großer Mühe nebst den darunterliegenden Kieselsteinen und einer 2 Zoll dicken Platte des anstehenden Gesteins, mit welchem Gerippe und Kieselsteine untrennbar zusammengebacken waren, loszulösen und in einer hölzernen Kiste nach dem Dorfe Charvati zu schaffen. Neben dieser Leiche oder an ihr wurden gefunden ein 4 Fuß langer, 1¾ Zoll breiter goldener Schultergürtel mit Resten eines zweischneidigen bronzenen Schwertes, eine massive goldene Brustplatte, zwei Schwerter von Bronze mit goldverzierten Griffen und zu den verwitterten hölzernen Scheiden gehörigen anderen Ornamenten, neun weitere Bronzeschwerter, 124 große runde goldene Knöpfe, sechs in Form von Kreuzen u. s. w. Ferner enthielt das Grab Bernsteinkugeln, 75 bronzene Schwerter, silberne Geräthe, eine Vase von Alabaster, mehrere Goldplatten mit

Thiergestalten, wie sie unsere zweite und dritte Abbildung zeigen, eine weitere Goldmaske, eine Anzahl goldener und silberner Becher der verschiedensten Gestalt, fünf goldene Doppeladler (s. Abbildung 4), eine Darstellung von entschieden asiatischem Ursprunge[1]), Bruchstücke silberner Vasen, die eine mit goldenem Henkel und Mundstück, Hunderte von großen und kleinen goldenen Knopfplatten mit verschiedenen Verzierungen, Goldplatten, goldene Bänder und Ornamente von Beinschienen, knöcherne Röhren und Knöpfe, welche Schliemann für eine alt-mykenische Klystierspritze (S. 376) halten möchte, einen Elfenbeingriff und einen Gegenstand aus ägyptischem Porcellan, viel Terracotten, sieben große kupferne Gefäße, Kessel und Kannen und zwei Seiten eines viereckigen hölzernen Kistchens mit Thierdarstellungen in Relief, Eberzähne und Austernschalen.

Durch genaue Musterung des umliegenden Terrains gelang es dann im Januar dem Ingenieur Dr. Schliemann's, Basilios Drosinos, unmittelbar südlich von der Agora noch ein sechstes Grab zu finden, dessen umschließendes kyklopisches Mauerwerk Schliemann selbst für ein einfaches Zimmer angesehen hatte, weshalb er die weitere Ausgrabung einstellte. Da nun das Grab nur noch eine 1 Fuß 10 Zoll tiefe Schuttschicht enthielt, so brachte gleich der erste oder zweite Schlag der Hacke ein goldenes Gefäß an das Licht, und in weniger als einer halben Stunde hatte man gesammelt: vier große goldene zweihenkelige Becher, eine große goldene Tasse mit einem Henkel, Spiralen aus dickem Golddraht, fünf goldene Ringe, zwei goldene Siegelringe, deren einen unsere fünfte Abbildung zeigt, einen massiv goldenen Löwen (Fig. 6) und 14 goldene Schieber von Halsbändern. Damit fanden



Fig. 1.



Massiv goldene Maske von dem Körper am Südende des ersten Grabes. (Ungefähr 1/3 Größe.)

Schliemann's dortige Ausgrabungen ein Ende, es wird nicht gesagt, aus welchem Grunde (sie werden seitdem unter Leitung des Herrn Stamatakí, und zwar mit Erfolg, fortgesetzt). Was den großen goldenen Siegelring betrifft, so ist er in vieler Hinsicht überaus merkwürdig. Der Baum zur Linken, nach dessen Früchten das kleine Mädchen langt, soll nach dem Einen einen Brotfruchtbaum darstellen, nach dem Andern nur einen in der Zeichnung mißrathenen Weinstock. Hervorzuheben ist der turbanartige Kopfputz der Frauen, die maskenartige Verhüllung der obern Hälfte ihrer Gesichter, ihre weiten Beinkleider, die beiden nach Asien deutenden Doppeläxte, die das Meer darstellenden Wellenlinien sowie Sonne und Mond.

[1]) Man vergleiche die in den Felsen gehauenen Doppeladler von Boghazköi (wahrscheinlich das alte schlachtberühmte Pteria) und namentlich von Uejük im alten Galatien und dem heutigen Liwa Jozgád, wo sich zahlreiche Felsenhallen und Sculpturen in einem auch bezüglich der Embleme und Costüme den assyrischen Bildwerken ähnlichen, nur viel rohern Stile erhalten haben. S. Georges Perrot's und E. Guillaume's Exploration archéologique de la Galatie et de la Bithynie etc. Paris 1872, p. 364 und Table 68, und H. Kiepert's Lehrbuch der alten Geographie, S. 97. Die Geschichte des zweiköpfigen Adlers, wie sie Perrot nach de Longpérier giebt, ist übrigens interessant genug. Von uraltem asiatischen Ursprung, erscheint er als „Hanka" in mohammedanischen Traditionen und dann auf den Münzen der turkomanischen Fürsten wieder, welche im 13. Jahrhundert in Diarbekir und Palästina herrschten und mit diesem Embleme der Allmacht auch die Mauern ihrer Festungen schmückten. Um 1345 bewerkstelligte dann das Ungethüm seinen Uebergang nach dem Occident, wo es in den Wappen Oesterreichs und Rußlands bis heute fortlebt. „Vielleicht, daß während des letzten Kreuzzuges sich Deutsche oder Flamänder einer so geschmückten turkomanischen Standarte bemächtigten und dadurch auf den Gedanken kamen, ihrem von Rom ererbten Adler einen zweiten Kopf zu geben. Auf solche Weise wäre ein Symbol, das einem uralten asiatischen Cultus eigenthümlich war, nach Europa gelangt, und das Türkenvolk wäre durch denselben Adler, der es siegreich an die Ufer des Euphrat und Bosporus geführt, bei Belgrad und Lepanto in seinem weitern Vordringen nach Westen gehindert worden."

Die nach Schliemann's Abreise fortgesetzten Ausgrabungen führten zu der Auffindung eines sechsten Grabes innerhalb der sogenannten Agora, welches zwei Skelete, das eine mit einer Goldmaske, nebst mehreren goldenen und bronzenen Geräthen enthielt. Da es offenbar ebenso alten Ursprungs ist wie die übrigen fünf, so muß Schliemann's Hypothese, in denselben die von Pausanias dem Agamemnon und seinen Gefährten zugeschriebenen Gräber zu sehen, als endgültig beseitigt erklärt werden. Außerdem fand Stamatakí in dem Hause östlich von den Gräbern unter verschiedenen Gegenständen von Glas, Lapislazuli, Bernstein rc. auch Elfenbeinschnitzereien, darunter solche mit Thierdarstellungen, welche in den schon erwähnten Grabfunden von Spata ihre genauen Gegenstücke haben. Diese Gleichzeitigkeit wirft aber auch auf die mykenischen Alterthümer ein neues Licht, weil unter denen von Spata solche vorkommen, welche theils sicher assyrisch sind, theils die aus assyrischen und ägyptischen Motiven gemischte phönikische Kunstfertigkeit aufweisen. Haben wir doch auch im Laufe unserer Darstellung auf die verschiedenen Anklänge an asiatische Vorbilder aufmerksam gemacht (Doppelart, Tempel mit Tauben, Kuhkopf, Doppeladler, ägyptisches Porcellan u. s. w.), wie andererseits der assyrische Charakter der Sculpturen am Löwenthore schon längst anerkannt ist. Noch sind zwar die Ausgrabungen noch lange nicht zu Ende geführt und mögen noch manches überraschende Fundstück zu Tage fördern; so viel hat sich aber doch schon heute durch die vergleichenden Untersuchungen von Milchhöfer und Newton ergeben, daß jene Gräberfunde „einer Kunst angehören, welche von den alten Culturländern Mesopotamiens ausgegangen, aber in Kleinasien und Phönikien mit

Fig. 2 und Fig. 3.





Goldplatten mit Intaglio aus dem ersten Grabe: Löwe einen Hirsch jagend. (Natürliche Größe.)

neuen Formen und Typen bereichert und stilistisch beeinflußt worden ist“ [1]). Aber nicht in dem orientalischen Charakter an sich findet Köhler das Ueberraschende und Befremdende der mykenischen Schätze, sondern in ihrem ausschließlich orientalischen Charakter: weder in Stil noch Ornamenten, weder in Göttergestalten noch Symbolen, Kleidung und Haartracht findet sich eine Spur griechischen Geistes, griechischer Sitte, griechischen Glaubens. Zwar mögen viele von den Sachen als Waaren aus dem Oriente eingeführt, andere in den gefundenen und vielleicht importirten Formen an Ort und Stelle gegossen worden sein; aber ein großer Theil derselben ist doch wohl unstreitig in Mykenae selbst und in freier Nachahmung gearbeitet. Da es aber nicht anzunehmen ist, daß ein Volk, und sei es auch das roheste, sich so weit fremden Cultureinflüssen hingeben sollte, daß sein Schmuck und sein Geräth gar keine Spur seiner nationalen Eigenart aufweist, so kommt Köhler zu dem Schlusse, daß die Gräber von Mykenae und Spata nicht hellenischen Ursprungs sind, und zwar scheinen ihm die vielfachen Ornamente, welche dem Meere und dessen Geschöpfen entlehnt sind, die Wellen, Fische, Muscheln und Polypen nach den Inseln des Archipelagos und Kypern zu deuten, wo ebenfalls der Polyp auf geschnittenen Steinen und Vasen und jenes Prototyp der Aphrodite (s. oben S. 212, Fig. 5) vorkommt. Diese Inseln sind aber bekanntermaßen erst spät hellenisirt worden und waren vorher von einem kleinasiatischen den Karern nahe verwandten Stamme bewohnt, welcher dann auch auf den Küsten des griechischen Festlandes und namentlich an denen des saronischen Meerbusens Fuß faßte. Kleinasien aber stand schon im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt unter dem Einflusse assyrischer Cultur, während etwa seit dem 13. Jahrhundert auch die Phönikier ihre Fahrten nach dem Aegäischen Meere richteten. Aus dieser Berührung entwickelte sich dann auf den Inseln im 12. und 11. Jahrhundert eine

[1]) s. Ulrich Köhler, Ueber die Zeit und den Ursprung der Grabanlagen in Mykene und Spata in den Mittheilungen des archäologischen Institutes in Athen, Bd. III, woselbst die Literatur angeführt ist.

eigenartige, wenn auch nicht ganz originale Cultur, als deren mythischer Repräsentant der Seekönig Minos erscheint, und welcher nach Köhler die mykenischen Gräberfunde angehören. Er nennt die Urheber derselben geradezu Karer und weist auf das mehrfache Vorkommen der Doppelaxt hin, welche das Symbol des karischen Zeus ist. „Wenn die Gräberfunde dadurch an Interesse für die Geschichte der griechischen Kunst verlieren, so gewinnen sie eine um so größere Bedeutung für die Völker- und Culturgeschichte. Bevölkerungsverhältnisse, von denen wir nur durch einzelne versprengte Notizen Kunde hatten, werden uns in unerwarteter Weise beglaubigt; eine Culturepoche, die wir durch den Schleier einer sagenhaften Ueberlieferung in unsicheren Umrissen zu erkennen glaubten, wird uns in handgreiflicher Weise vor Augen geführt.“

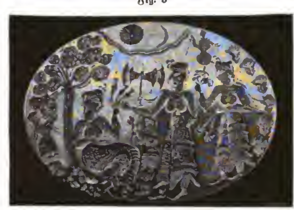
Auf eine noch unmittelbarere Verbindung Mykenaes mit dem assyrischen Culturherde aber weist Heinrich Kiepert (Lehrbuch der alten Geographie, S. 112 und 272) hin, in-


Fig. 4.



Doppeladler von Goldblech aus dem ersten Grabe. (Natürliche Größe.)


Fig. 5



Goldener Siegelring aus dem Grabe südlich von der Agora. (Doppelte Größe.)

Fig. 6.



Goldener Löwe aus dem Grabe südlich von der Agora. (Doppelte Größe.)

dem er als vermittelnden Weg von Assyrien her Lydien annimmt, von wo her ja die in Argolis einheimische Sage den Ahnherrn der Dynastie, Pelops, eingewandert sein läßt und wo assyrische Spuren sicher nachweisbar sind. „Die Dynastie von halbtausendjähriger Dauer der sogenannten Herakliden, als deren Archegeten Herodot Belos und Minos nennt, kann — wie schon Niebuhr erwiesen hat — nur für eine aus Assyrien stammende, also mit einer Eroberung von Osten her eingedrungene, angesehen werden.“ Nicht nur die Verbindung Lydiens (Lûd) mit echten Semitenländern, wie Assyrien und Aram, in der sogenannten mosaischen Völkertafel, „sondern noch mehr der an Syrien und Babylon erinnernde Charakter lydischer Sitte und Religion nebst einzelnen nur aus semitischer Sprache zu erklärenden Namen machen es wenigstens wahrscheinlich, daß spätestens mit jener assyrischen Eroberung ein bedeutender semitischer Bevölkerungstheil nach Lydien gelangt sei und sich der Herrschaft bemächtigt habe.“

Archäologischer Schwindel in Nordamerika.

α. Von dem Riesentunnel unter dem Mississippi mit seinen Götzenbildern und Stelen ist es still geworden; auch von der phönizischen Inschrift, die ein Neger „irgendwo bei Bahia“ fand und für deren Echtheit einige brasilianische Marquis sich verbürgten, hört man nichts mehr. Dagegen tauchen jetzt die calendar-stones in den Vereinigten Staaten recht häufig auf, mit deren Hülfe man beweist, wie die alten Urbewohner Amerikas und die Assyrier dieselbe Zeit-

rechnung besaßen und ergo ein Volk waren. Auch die Steinriesen und fossilen Menschen reißen nicht ab und leider finden sich in Europa viele gläubige Nachbeter des gröbsten Schwindels. Nach den Thayinger Fälschungen, nach den moabitischen Erfahrungen sollte man vorsichtiger werden. Man kann es ferner Stehenden nicht übel nehmen, wenn sie, mit solchen Ergebnissen vor Augen, über unsere Gelehrten zu lachen beginnen und wenn die Archäologie in Mißcredit kommt. Vor allen Dingen ist aber Amerika gegenüber die größte Vorsicht von Nöthen. Man ist dort schon seit längerer Zeit auf das Fälschen vorgeschichtlicher Alterthümer eingeübt und eine vor vierzig Jahren spielende Geschichte führte zu einer gründlichen Blamage hervorragender europäischer Gelehrten. Ich will hier diese Fälschung der Grave-Creek-Mound-Inschrift wieder auffrischen, da sie gerade jetzt als warnendes Beispiel am Platze ist, wo der Phönizier-Schwindel in Amerika wieder in schönster Blüthe steht. Sie ist außerdem in einer wenig zugängigen wissenschaftlichen Zeitschrift versteckt [1]) und wird mit Interesse als Beispiel gelehrter Verkehrtheit gelesen werden.

Im westlichen Virginien im Ohiothale bei Grave-Creek liegt der Mammoth Mound, einer der größten amerikanischen Tumuli, welcher an der Basis 900 Yards Umfang hat und 69 Fuß hoch ist. Der Besitzer desselben, Tomlinson, ließ 1838 Ausgrabungen in demselben veranstalten, indem er von der Basis einen Stollen bis in die Mitte des Mound trieb, wobei er auf eine Grabkammer mit zwei Skeleten und den üblichen Grabbeigaben, Muschelperlen &c., stieß. Alsdann täufte er von der Spitze des Tumulus einen 34 Fuß tiefen Schacht ab und hierbei stieß er auf eine zweite mit Steinen eingefaßte Grabkammer, 16 Fuß über der vorigen gelegen, mit einem Skelete, dem 1700 Perlen, 500 Muschelschalen, 5 kupferne Armbänder und 150 kleine Glimmerplatten beigegeben waren. Zwischen diesen lag auch ein kleiner ovaler Stein mit einer Inschrift. It is, sagt Schoolcraft, dem wir die nähere Bekanntschaft mit diesem Object verdanken, the first point in America, where an authentic inscription has been found, which holds out the hope of establishing the connexion of races through the light of an alphabet. Nachdem einige politische Journale sich bereits der Aufsehen erregenden Entdeckung bemächtigt hatten, untersuchte 1843, also fünf Jahre nach der Auffindung, Schoolcraft den Stein. Es ist ein $1^3/_4$ Zoll langer, $1^1/_2$ Zoll breiter, $^1/_5$ Zoll dicker Sandstein mit dreiliniger Inschrift, unter welcher noch ein einzelnes Zeichen steht (Fig. 1).

Fig. 1.



Grave-Creek-Mound-Inschrift.

That it came from the east to the west, crossing the Atlantic, sagt Schoolcraft, at some early and unknown period, on the tide of early maritime adventure, or wafted by adverse winds, would seem to have not an improbable extension. In Europa machte der heute verschollene Fund Aufsehen; die Geographische Gesellschaft zu London publicirte ihn 1841 und der gefeierte Däne Rafn schrieb eine große Abhandlung darüber, worin er den keltiberischen Charakter der Inschrift nachwies. „Vielleicht darf man mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen", sagt Rafn, „daß die Inschrift von Stämmen der Pyrenäischen Halbinsel stammt, die in entfernten Jahrhunderten den transatlantischen Welttheil besuchten; oder von Eingeborenen der britischen Inseln, die vor dem Schlusse des zehnten Jahrhunderts in jenem fernen Lande wohnten."

Zu anderen Ergebnissen gelangte der berühmte Jomard, der vor der Pariser Akademie diesen Stein wiederholt [1]) besprach und ihn für ein libysches Denkmal in der Sprache der Tuareg ausgab [2]). Wir führen diese Geschichte nur an, um zu zeigen, wie Gelehrte ersten Ranges, ein Rafn, ein Jomard, zu den verschiedensten Ansichten gelangen können, und was es mit der Deutung und Lesung amerikanischer Felsinschriften, ob echt oder unecht, auf sich hat, wenn man von dem Standpunkte ausgeht, wirkliche Inschriften vor sich zu haben.

Gegenüber Schoolcraft, der überall seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, wo er einen Zusammenhang zwischen Europäern und Amerikanern wittert, hat der nüchterne Squier [3]) die Sache klargestellt.

Die Inschrift, erläutert er, stellt Buchstaben eines unbekannten Alphabets nach Art des phönizischen dar. Nimmt man sie für alphabetisch, so muß man zugeben, daß entweder die Mounderbauer ein alphabetisches System besaßen, oder daß der Inschriftstein von Leuten europäischen Ursprungs ins Ohiothal gebracht wurde. Dem ganzen Culturgrade der Tumuluserbauer nach, und nach allem, was wir von ihnen wissen und entdeckt haben, kommt aber das erstere nicht in Frage. Die zweite Ansicht wird unter jenen Freunde finden, welche für den vorcolumbischen Verkehr zwischen Europa und Amerika eingenommen sind. „Das wird namentlich jenen leicht sein, die in den rohen Felsritzungen der Indianer einen unzweifelhaften Bericht von einem europäischen Besuche an den Küsten Neu-Englands erblicken." Dem Einwurf, daß die Moundbuilder keine Spuren in den Gestadeländern des Atlantischen Oceans zurückließen, dort also kaum gewohnt haben, kann leicht dadurch begegnet werden, daß auf dem Handelswege mit ihnen Verkehr durch zwischenwohnende Stämme stattfand. Oder ein handfester Kelte fährt über den Ocean, schlägt sich durch die Wildniß an seinen Gestaden durch und wird am Ohio Häuptling des Tumulusvolkes, wo er, zum Andenken an die bestandenen Abenteuer, auf dem Steine seine Geschichte niederschreibt. Diese Reise muß er aber unbedingt gemacht haben, denn die in Rede stehende Inschrift ist auf dem an Ort und Stelle vorkommenden Sandstein eingravirt. Indessen braucht hier zunächst nicht danach gefragt zu werden, wie das Stück in den Mound kam. Es kommt nur darauf an seine Echtheit festzustellen. Nun ist dieser Stein ein Unicum unter den vielen tausend

[1]) Transactions of the American Ethnological Society I, 369 — 420. New-York 1845.

[1]) Second Note sur une pierre gravée trouvé dans un ancien tumulus americain. Paris 1846.

[2]) Polonius. By the masst and 't is like a camel, indeed!
Hamlet. Methinks it is like a weasel.
Polonius. It is backed like a weasel.
Hamlet. Or like a whale?
Polonius. Very like a whale.

[3]) Observations on the Aboriginal Monuments of the Mississippi Valley in Transact. Americ. Ethnol. Soc. II, 200 seq.

Moundfunden und das allein spricht gegen seine Echtheit. Nur wenn vollgültiges Zeugniß für seine Echtheit vorläge,

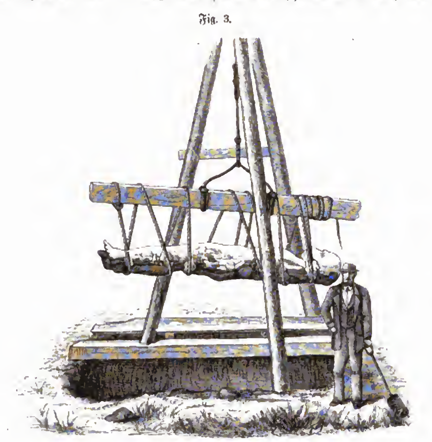
Fig. 2.



Der Onondaga-Riese.

daß er wirklich im Mound gefunden sei, darf man ihm näher treten. Dieses Zeugniß aber fehlt. Der riesige Mound war seit Langem ein Gegenstand der Neugier für amerikanische Reisende, die zu Hunderten, als Zeichen ihres Besuchs, ihre Namen dort in Bäume einschnitten. Das ward gesteigert durch die Ausgrabungen; im Innern wurde eine ausgemauerte Rotunde erbaut, wo man die gefundenen Alterthümer zeigte, auf der Spitze ein Aussichtsthurm. The object of the excavation was primarily that of gain. Natürlich, je merkwürdiger die gefundenen Objecte, desto größer der Zulauf, und da konnte denn eine „Inschrift" in unbekannten Charakteren, ein Unicum in seiner Art, ein besonderes Zugmittel abgeben. Merkwürdigerweise enthalten aber die ersten Berichte über die Ausgrabung des Mounds, von Dr. Clemens an Morton erstattet, nicht eine Silbe von der Inschrift, während doch alle übrigen (echten) Funde genau darin beschrieben werden. Erst ein Jahr später kam

Fig. 3.



Die Ausgrabung des Onondaga-Riesen.

die Inschrift zu Tage. Until it is better authenticated it should be entirely excluded from a place among the antiquities of our country schreibt Squier 1848; aber in Europa spukte leider dieses Schwindelstück noch längere Zeit. Der Stein, dieses wichtige Beweisstück, ist verschollen, die Rotunde im Mound zerfallen — die Speculation zog nicht.

Solche Vorkommnisse hätten europäische Gelehrte mehr witzigen sollen, doch gerathen sie leider zu sehr in Vergessenheit und neue Betrüger und Fälscher finden auch neue Leichtgläubige. Immer und immer wieder tauchen „phönizische Inschriften" in Amerika auf, unter den Wurzeln uralter Hickorybäume oder in ungemessenen Tiefen. Neuerdings erstreckt sich der Schwindel auf die Fabrikation „fossiler Riesen" und hier sind es der Onondaga-Riese und der „steinerne Mann", von denen wir kurz berichten wollen [1]).

Am 16. October 1869 wurde auf der Farm eines gewissen Newell in Onondaga County (Newyork) ein ungeheurer Steinriese, 10 Fuß lang und fast 3000 Pfund schwer, ausgegraben. Der Fund erregte namentlich unter den Ungebildeten ungeheures Aufsehen, während die gelehrten Kreise ihn als einen Scherz ansahen. Der gewöhnliche Amerikaner, schreibt Rau, entwickelt bei derartigen Veranlassungen eine ans Fabelhafte grenzende Harmlosigkeit und läßt sich mit Wonne absurde Geschichten aufbinden. Entdeckt er später,

[1]) Nach den beiden Aufsätzen von Karl Rau im „Archiv für Anthropologie" VII, 267 und X, 418.

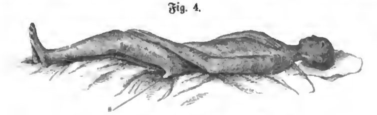
daß es sich um Humbug handelt, so wird er nicht ärgerlich, sondern lacht.

Der aufgefundene Steinriese wurde nach Newyork gebracht und dort in Woods Museum für Geld ausgestellt. Indessen das Geschäft ging nicht besonders, und da bei dem Schwindel viel Ehrenmänner betheiligt waren, so verrieth einer derselben den ganzen Hergang. Mit zwölf paar Ochsen wurde ein natürlicher Gypsblock von Fort Dodge in Iowa nach Chicago gebracht, wo ein Bildhauer Namens Saley (one of the best sculptors in the country, and who drinks like a sack!) in zwei Monaten die Figur meißelte. Säuren und Farbestoffe, deren Beschaffung 90 Doll. kostete, dienten dazu, dem Riesen ein altes verwittertes Aussehen zu geben. Man sieht, die Fälscher ließen es sich etwas kosten! Dann wurde die Figur in eine große eisenbeschlagene Kiste gepackt, mit enormen Kosten nach Onondaga County geschafft, dort vergraben und am 16. October 1869 wieder ans Licht gezogen. Die Blätter brachten natürlich sensationelle Berichte und selbst die illustrirten Zeitungen bildeten den Riesen ab.

Leider hat der Riese denn auch seinen Schatten nach Europa geworfen, wo ein geachteter Orientalist und Professor in Halle sich für die Echtheit des Monstrums aussprach!

Der Bruder und Nachfolger des Onondaga-Riesen wurde im October des verflossenen Jahres von einem Herrn Conant in Colorado entdeckt. Als derselbe, Versteinerungen suchend, einmal ausruhte und sein Frühstück verzehrte, sah er in der Nähe einige kleine Steinerhöhungen aus dem Boden hervorragen und nachdem er die Erde etwas entfernt hatte, stieß er auf einen versteinerten menschlichen Fuß. Er grub weiter und legte die hier abgebildete menschliche Figur bloß, welche 7 Fuß 5 Zoll lang war und 600 Pfund wog. Die Zehen zeigten bemerkenswerthe Länge und die großen Zehen stellten wirkliche Daumen dar. Das Merkwürdigste an der Figur ist jedoch ein stumpfer Schwanz von 3 Zoll Länge und $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser! (Bei *s* in der Figur.)

Fig. 4.



Der „steinerne Mann“ von Colorado-Springs.

Der „steinerne Mann“ ward in Denver, Pueblo und Colorado Springs ausgestellt und wurde von vielen für das „fehlende Glied“, für den versteinerten vorgeschichtlichen Menschen gehalten, als handgreiflicher Beweis der Theorie Darwin's. Es ist natürlich nicht nöthig darauf hinzuweisen, daß auch hier der gröbste Humbug vorliegt, wie er wohl unwissende Leute, nie aber Sachkenner zu täuschen vermag.

Rau bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß gerade jetzt der archäologische Humbug in Amerika in vollster Blüthe stehe. „Namentlich sind es kleine Steintafeln mit eingegrabenen Figuren und buchstabenartigen Zeichen, deren Entdeckung von Zeit zu Zeit verkündigt wird. Vor einigen Jahren lebte zu Newark in Ohio ein gewisser Wyrick, der Steine mit hebräischen Inschriften anfertigte, dann vergrub und in Gegenwart von Zeugen wieder zu Tage förderte. Als er gestorben war, fand man in seinem Hause eine alte hebräische Bibel, welcher er die Formen der Schriftzeichen entnommen hatte. Diesem alten Fälscher würde es wahrscheinlich niemals eingefallen sein, hebräische Inschriften herzustellen, wenn nicht in den Köpfen vieler Amerikaner die wahnsinnige Idee spukte, die Indianer seien die Nachkömmlinge der verlorenen Stämme Israels.“

Der alte Schwindel, dem schon Rafn und Jomard zum Opfer fielen, lebt also immer noch. Wann werden unsere Gelehrten vorsichtiger?

Von Kuldscha über den Tian-schan und an den Lob-nor 1876 bis 1877.

Reisebericht von **N. M. Prschewalski**.

IV.

Um das Leben dieser Leute anschaulicher zu machen, will ich eine Skizze von dem Hab und Gut derjenigen Familie entwerfen, in deren Hütte ich volle vierundzwanzig Stunden auf das Aufhören eines Sturmes wartete. Das Inventar war folgendes: zwei Boote und einige Netze vor dem Hause; drinnen eine aus Korla bezogene gußeiserne Schüssel, ein Beil, zwei hölzerne Schalen, eine ebensolche Schüssel, eine Kelle und ein Eimer, aus Togruk-Holz selbst verfertigt; Messer und Rasirmesser im Besitz des Hausherrn; einige Nähnadeln, ein Webstuhl und eine Spindel, die der Hausfrau gehörten; die Kleider, welche jedes Familienmitglied auf dem Leibe trug; zwei Stücken Kendyr-Zeug, einige Bündel getrockneter Fische — das war Alles. Eisenwaaren, wie Beile, Messer, Rasirmesser ꝛc., werden in Tscharchalyk verfertigt und können fast als Muster von Werkzeugen der Eisenzeit dienen. Selbst die Beile haben kein Loch für den Stiel, welcher seitwärts an die umgebogene Kante des Beils befestigt wird [1]).

Der arme und physisch schwache Karakurtschine ist auch geistig arm. Die ganze Welt seiner Ideen und Wünsche beschränkt sich auf den engen Rahmen einer begrenzten Ge-

---

[1]) Solches Beil sowie Messer und Rasirmesser befinden sich in meiner Sammlung.

sellschaft, jenseits deren er nichts kennt. Boote, Netze, Fische, Enten und Schilfrohr sind die Dinge, mit welchen allein eine stiefmütterliche Natur den Unglücklichen versieht, und bei solcher Umgebung, wo noch dazu jeder Einfluß von außen fehlt, ist natürlich eine geistige und sittliche Entwickelung unmöglich. Der Gedankenkreis des Karakurtschinen reicht nicht über die Ufer seines heimathlichen Sees hinaus; die übrige Welt existirt für ihn nicht. Der ewige Kampf mit Noth, Hunger und Kälte hat seinem Charakter den Stempel der Apathie und eines finstern, mürrischen Wesens aufgedrückt, und fast nie verziehen sich seine Züge zu einem Lachen. Auch die geistigen Eigenschaften reichen nicht weiter, als für den Fisch- und Entenfang und die Befriedigung der sonstigen Lebensbedürfnisse gerade nöthig ist. Manche können nicht bis über hundert zählen, vielleicht auch nicht einmal so weit. Im Uebrigen zeigen sich manche Lobnorer, die mehr Civilisation haben, in den Wechselfällen des Lebens verschmitzt und schlau genug.

Die mohammedanische Religion, welche sie alle bekennen, hat bei ihnen nur wenig Wurzel gefaßt; wenigstens habe ich nicht ein einziges Mal ein vollständiges Namaz (Vespergebet) gesehen, und am ganzen Lob-nor giebt es keinen einzigen Achun (Geistlichen). Statt dessen verrichtet der des Lesens und Schreibens kundige Sohn des dortigen Vorstehers, oft sogar in absentia, die Gebete bei der Beschneidung, Hochzeit und Beerdigung.

Die Beschneidung der Knaben findet im vierten oder fünften Lebensjahre und gewöhnlich im Frühjahr statt, weil es alsdann viel Fische und Enten für die erforderliche Bewirthung der Nachbarn giebt. — Die Weiber heirathen mit 14 bis 15 Jahren, die Männer im selben oder wenig höhern Alter, während die Verlobung noch viel früher und oft schon stattfindet, wenn Bräutigam und Braut noch nicht über 10 Jahre alt sind. Für die Braut zahlt man ihren Eltern ein ansehnliches Kalym (Brautgeld): 10 Stück Kendyr-Gewebe, 10 Bündel getrockneter Fische und 100 oder 200 Enten. Liederlichkeit wird streng bestraft; der Mann kann seine Frau verstoßen und eine andere nehmen. Beim Tode des Mannes fällt seine Frau an dessen Bruder oder an einen seiner nächsten Verwandten. Im Ganzen ist die Lage der Frauen noch schwerer als die der Männer; sie sind freilich Herrinnen im Hause; aber was hat das in einem Lande zu bedeuten, wo man fast sein ganzes Hab und Gut entweder an sich trägt oder täglich verzehrt. In Abwesenheit des Mannes untersucht die Frau die Netze; auf ihr allein lastet die mühselige Arbeit, das Kendyr-Zeug zu weben, und endlich hilft sie ihrem Manne, das Rohr zum Bauen und Brennen zu sammeln.

In ihrem Aeußern sind die Weiber sehr wenig anziehend, namentlich die häßlichen Alten. Eine solche, die ich mitten im Lob-nor zu sehen bekam, mager, runzelig, ganz in Lumpen gehüllt, mit zerzausten Haaren, bebend vor Kälte und Nässe, war ein klägliches Bild menschlicher Existenz [1]).

Verstorbene begräbt man in Booten, die ihnen gehörten; eines bildet die obere, ein zweites die untere Hälfte des Sarges. Letztere wird auf niedrigen Stützen in einer flachen, in den Boden gegrabenen Vertiefung befestigt und dann Erde daraufgeworfen. In den Sarg wird auch die Hälfte der dem Verstorbenen gehörigen Netze gelegt [2]); die andere Hälfte fällt an seine Verwandten.

Boote und Netze bilden im Ganzen den werthvollsten Besitz der Karakurtschinen, weil sie seine Existenz ermöglichen. Die Boote oder besser Kähnchen sind ausgehöhlte Togruk-Stämme von durchschnittlich 12 bis 14 Fuß Länge und von $1^1/_2$ Fuß oder noch weniger Breite. In so schwankendem Kahne fährt der Eingeborene, gewöhnlich aufrecht stehend, selbst bei starkem Winde hinaus; und dann schaukelt sein Fahrzeug wie eine Möve auf den Wellen. Bei ruhigem Wetter aber, und besonders stromabwärts, kann solch ein Kahn an Schnelligkeit mit den Fischen wetteifern; und darin sind die Weiber nicht weniger geschickt als die Männer. Ist ihnen doch das Wasser das heimathliche Element!

Die Fische werden mit kleinen runden Netzen gefangen, welche in schmalen Wasserläufen oder jenen oben beschriebenen künstlichen Canälen aufgestellt und täglich zweimal, Morgens und Abends, von den Frauen ausgeleert werden. Seltener legt man Netze von einigen Faden Länge in den Seen aus und jagt die Fische hinein, indem man mit den Rudern auf das Wasser schlägt. Bei reichlichem Fange wird ein Theil der Beute für den Winterbedarf getrocknet; übrigens werfen die Karakurtschinen ihre Netze noch aus, wenn sich schon das erste Eis zeigt.

Der allerdings kurze Winter ist die mühseligste Zeit für die Lobnorer, welche dann in ihren Schilfhütten, fast wie unter freiem Himmel, von den bis 20° Kälte erreichenden Nachtfrösten arg leiden. Bei Tage ist es zwar in der Sonne ziemlich warm; aber dann zeigt sich ein anderer Feind, der Hunger. Alles steht gut, wenn der Fischfang im Sommer reichlich ausfiel und ein genügender Wintervorrath aufgesammelt werden konnte; in manchen Jahren aber ist er unzureichend und dann sterben die Leute im nächsten Winter Hungers. Wenig besser ist der Sommer. Denn derselbe wärmt und nährt zwar; dafür aber wird man Tag und Nacht, namentlich bei ruhigem Wetter, von Myriaden von Fliegen und Mücken gequält. Schon Mitte März erscheinen diese scheußlichen Insecten und verschwinden erst im Spätherbst. Wie viel Qual müssen die Kinder von ihnen erdulden, welche vollständig nackt herumlaufen! Aber auch für die Erwachsenen giebt es keine Möglichkeit, auch nur Nachts ruhig zu schlafen. — Von allen Krankheiten ist am Lob-nor und Tarim die Augenentzündung am häufigsten, eine Folge des beständig die Luft erfüllenden salzigen Staubes; außerdem sind Wunden am Körper und Rheumatismus sehr häufig.

So leben die unglücklichen Lobnorer, unbekannt in der ganzen übrigen Welt und von ihr nichts wissend. Als ich so in einer feuchten Schilfhütte zwischen den halbnackten Bewohnern eines Dorfes von Kara-kurtschin saß, dachte ich unwillkürlich: „Wie viel Jahrhunderte des Fortschritts trennen mich von meiner Umgebung? Und wie groß ist die Stärke des menschlichen Genius, wenn aus solchen Geschöpfen, denen aller Wahrscheinlichkeit nach doch unsere einstigen Urahnen glichen, sich Europäer von heute herausbilden konnten!“ Mit stumpfer Verwunderung schauten diese lobnorischen Wilden auf mich; aber nicht weniger interessirten sie auch ihrerseits mich. Denn es war des Lockenden und Originellen übergenug in der ganzen Umgebung, mitten in dem fernen, unbekannten See, im Kreise von Leuten, die einen sofort an die uranfängliche Existenz des Menschengeschlechts erinnerten.

* * *

Den ganzen Februar und die ersten zwei Drittel des März verlebten wir am Lob-nor, und das war das sechste Frühjahr, welches ich in dem weiten Gebiete des östlichen und centralen Asien — vom See Chanka in der Mandschurei bis zum Lob-nor in Ostturkestan hin — ornithologischen Beobachtungen widmete.

---

[1]) So viel ich mich entsinne, schreibt Darwin fast dasselbe von den Pescheräh, die ihm in einem Boote an der Küste von Patagonien begegneten.

[2]) Mitunter werden sie auch rings um das Grab aufgespannt.

Der Vogelzug am Lob-nor. Nachdem wir die Gegend durchmustert, lagerten wir uns am Ufer des Tarim gerade am westlichen Rande des Lob-nor, eine Werst von dem kleinen Dorfe Abdally, wo der Vorsteher des lobnorischen Gebietes Kuntschikan-beg [1]) wohnt. Rings um uns dehnten sich zu beiden Seiten des Tarim ununterbrochene Sümpfe und Seen aus, so daß man kaum einen trockenen Fleck zum Lager finden konnte. Dafür eignete sich aber die Stelle zu ornithologischen Beobachtungen vortrefflich; denn man konnte jeden neu erscheinenden Vogel sofort bemerken.

Die Hoffnung auf einen reichen Vogelzug täuschte uns nicht. Kaum hatten wir am 3. Februar die Ufer des Sees erreicht, so zeigten sich schon Möven (Larus brunneicephalus), welche wahrscheinlich schon ein paar Tage vorher angekommen waren, und Schwäne (Cygnus olor?); von letzteren übrigens nur ein Exemplar, welches vielleicht hier nur überwintert hatte. Tags darauf erschienen die ersten Zugvögel, Trauerenten (Casarca rutila), Rothnasen (Fuligula rufina) und graue Gänse (Anser cinereus), und wieder einen Tag später Spießenten oder Pfeilschwänze (Dafila acuta), und weiße und graue Reiher (Ardea alba, A. cinerea). Auf diese Vorläufer folgte am 8. Februar der große Hauptstrich der Enten, besonders von zwei Arten, der Pfeilschwänze und Rothnasen. Ganze Tage lang kamen fast ohne Unterbrechung von Morgens bis Abends die Züge herbei, stets von Westsüdwest, und flogen nach Osten weiter, um wahrscheinlich offenes Wasser zu suchen, welches zu jener Zeit noch sehr spärlich vorhanden war. Wenn die Thiere dann das Ostende des Lob-nor erreichten und dort wieder Wüste antrafen, so kehrten sie um und ließen sich auf den zahlreichen, noch mit Eis bedeckten kleinen Tümpeln und Buchten des Lob-nor nieder. Besonders sammeln sie sich dort, wo niedrige Salzpflanzen auf dem Sumpfe wachsen, wie dies vorzüglich in der Nähe unseres Standquartiers der Fall war. Dort kamen täglich, und zwar namentlich zwischen Mittag und Abend, solche Massen von Enten zusammen, daß sie im Sitzen den Sumpf sowohl wie große Strecken des Eises bedeckten, beim Auffliegen ein Geräusch wie vom Sturmwind hervorbrachten und beim Fliegen von fern einer dunkelen Wolke glichen. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß ein einzelner Flug zwei, drei, ja vielleicht auch vier- oder fünftausend Individuen enthielt. Und solche Massen fanden sich eine dicht neben der andern, ganz abgesehen von den kleineren Ketten, welche unablässig in allen Richtungen umherflogen. Im Laufe eines Tages verstrich sicher nicht eine Minute, wo man nicht nur einen, sondern mehrere Flüge sowohl von ansässigen als von Zugvögeln sehen konnte. Letztere konnte man sofort an ihrem höhern, schnellern und zu dieser Zeit auch regelmäßigern (gewöhnlich in einer Linie) Fluge erkennen. Nicht zehn, nicht hunderttausend, sondern wahrscheinlich Millionen von Vögeln besuchten während des stärksten Striches, der vom 8. Februar an zwei Wochen dauerte, den Lob-nor. Welche Nahrung war täglich für diese ganze Masse nöthig! Und was treibt namentlich die Thiere aus ihren winterlichen Aufenthaltsorten im Süden so frühzeitig nach Norden, wo alsdann noch Kälte und Hunger herrschen? Es scheint ihnen in der Fremde zu enge zu werden, und sie streben schneller nach den weiten menschenleeren Gebieten des Nordens, dorthin, wo die glücklichen Tage des ehelichen Lebens und die schwere Zeit der Erziehung der Jungen ihrer wartet. Dort liegt für jeden Zugvogel die Heimath, die er nur zeitweilig verläßt. Und mit welcher Freude eilen im Frühjahre die befiederten Wanderer heimwärts, und mit welcher Unlust verlassen sie im Herbste, wenn die Strichzeit ganze Monate dauert, ihren Aufenthalt!

Die Beobachtung des Frühlingsstriches am Lob-nor ergab dafür neue Beweise, daß die Zugvögel nicht stets in der kürzesten, meridionalen Richtung fliegen, sondern sich vortheilhaftere, wenn auch weitere Straßen auswählen. Alle Flüge ohne Ausnahme kamen von Westsüdwest, seltener von Südwest oder West; und keinen einzigen Vogel bemerkte ich, der direct aus Süden vom Altyn-tag herzuflog. Dies beweist, daß die Zug- oder wenigstens die Wasservögel sich nicht entschließen, von jenseit des Himalaya gerade nach Norden über die hochgelegenen, kalten Wüsten Tibets hinwegzuziehen, sondern dieselben dort kreuzen, wo sie am schmalsten sind. Wahrscheinlich gehen sie von den Thälern Indiens in die Umgebungen Chotans und dann über die tiefer gelegenen wärmeren Wüsten an den Tarim und Lob-nor. Dadurch erklärt sich, daß sie von Westsüdwest und nicht von Süd her den letztern erreichen. Im Herbste fliegen sie nach Angabe der Eingeborenen in derselben Richtung weg.

Mit Beginn des Hauptstriches der Enten nahm auch unsere Jagd auf dieselben ihren Anfang; auch die Kazaken [1]), welche mit selbstgemachtem Schrote schossen, nahmen daran eifrigen Antheil. Uebrigens war ihr gesammter Bleivorrath bald zu Ende, so daß sie das Schießen mit Schrotflinten aufgeben mußten; mit gezogenen Gewehren aber ließ ich nur auf große Vögel, wie Gänse, Schwäne, Adler u. s. w., schießen. Die Jagd, besonders auf Enten, war fortdauernd fabelhaft ergiebig; gewöhnlich berechneten wir den Ertrag derselben nach je zehn Stück, und dabei schränkten wir noch unser Schießen ein, weil wir nicht allzu viel Schrot hatten und nicht wußten, was wir mit den erlegten Enten machen sollten. Von letzteren verzehrte jeder von uns täglich drei Stück, so daß für Frühstück, Mittag und Abendbrot Tag für Tag 24 Enten in unserm Kessel brodelten. So stark ist der Hunger von Reisenden, die bei ihrem Leben unter freiem Himmel und bei beständiger Bewegung von allen Magenbeschwerden und von Schlaflosigkeit nichts wissen.

Auf die Jagd gingen wir gewöhnlich um Mittag oder wenig früher, wenn die Sonne schon genügend gewärmt hatte, und die Enten in den Salzsümpfen ihrem Futter nachgingen. Dann waren sie, weil mit Fressen beschäftigt, viel weniger scheu. Weil wir uns dabei stets auf der Eisdecke der Seen hielten, welche um Mitte Februar schon stark wegzuthauen begonnen hatte, so brachen wir oft ein, mitunter bis über die Hüften, ein Bad, welches selbst an einem warmen Tage sehr empfindlich war. Durchnäßten wir uns aber an einem kalten Morgen, so mußten wir nach Hause zurückkehren.

Die Jagd nahm bei unserer Jurte selbst ihren Anfang. Wenn wir uns rings umschauten, sahen wir fast immer theils im Sumpfe am Ufer der Seen, theils auf dem Eise einige Flüge. Auf letzterm lieben sich besonders die Pfeilschwänze niederzulassen, während Rothnasen und Anas strepera offenes Wasser vorziehen. Dicht zusammengedrängt läßt die Schar stets ein dumpfes Trommeln hören; wenn sie frißt, hört man das Klappern der Schnäbel und das Plätschern im Sumpfe schon von Weitem. Nachdem man überlegt, welcher Flug sich am leichtesten beschleichen läßt, geht man darauf zu, anfangs im gewöhnlichen Schritt, später gebückt und zuletzt kriechend. Hinter dem Röhricht schleicht

[1]) In der Uebersetzung bedeutet dieser Titel „Fürst Aufgehende Sonne". Sein Vater hieß Tschaganfai-beg, d. i. „Besitzer des Weltalls". Wie man sieht, reicht die Hoffart bis in die wildesten Einöden.

[1]) Die in Tschartchalyk zurückgebliebenen Kazaken waren am Lob-nor zu uns gestoßen; dorthin kam auch bald Zaman-beg, der während unserer Abwesenheit auf Befehl des Badaulet nach Korla geritten war.

man sich auf hundert oder noch weniger Schritte heran, lugt verstohlen hervor und — vor Jagdaufregung erstarrt einem das Herz. Vor einem kribbelt wie beweglicher Schlamm die Entenmasse; nur die Köpfe gucken hervor und weiß schimmern die Hälse in dem wüsten Gewirre. Dann Athem geschöpft und angelegt; der eine Schuß auf die sitzenden, der andere unter die auffliegenden Enten — und ein ganzes Dutzend, wenn nicht noch mehr todter und angeschossener fällt auf das Eis oder die Erde. Viele schwer verwundete fliegen zur Seite und fallen noch; man hat aber keine Zeit sie aufzulesen, und sie fallen den Adlern, Krähen und Falken zur Beute, welche von fern den Jägern folgen.

Mit einem Geräusch wie bei einem Sturmwind erheben sich dann die nächsten Flüge, fliegen aber nur ein wenig im Kreise herum und setzen sich dann wieder, zuweilen sogar auf derselben Stelle, wie zuvor. Während dessen sammelt man die todten, fängt die angeschossenen, legt alle irgendwo im Röhricht auf einen Haufen, um sie auf dem Rückwege mitzunehmen, und macht sich dann an einen andern Flug, wo sich ganz dieselbe Geschichte wiederholt. Mitunter sitzt eine Kette fern ab vom Röhricht, so daß man sich nicht anschleichen kann; dann schießt man auf anderthalbhundert Schritt und kann noch auf solche Distanz mit sehr groben Schroten einige Stück erlegen. Doch fallen bei solchem Schusse nur die Enten, welche im Kopfe, Halse oder Flügel getroffen sind.

Dieses Gemetzels in den Ketten müde, gingen wir mit unseren Gefährten auf den Anstand, um einzelne Thiere im Fluge zu schießen, wodurch wir auch rascher Exemplare für unsere Sammlung erhalten konnten, während in den Ketten fast ohne Ausnahme Pfeilschwänze getödtet wurden. Unsere Plätze wählten wir dazu gewöhnlich im Röhricht, um besser verborgen zu sein. Geschossen wurde nur mit Auswahl; sonst wäre man nicht mit dem Laden der Flinten nachgekommen, so viel Enten flogen einem über den Kopf weg. Selten kamen Gänse, Reiher, Möven oder Falken zum Schusse. Wie gewöhnlich im Frühjahre, gab es genug Fehlschüsse und noch mehr bloße Verwundungen; immerhin aber konnte man, wenn man zwei, drei Stunden stand, eine ganze Menge zusammenschießen. Die Eingeborenen schießen nicht auf die Enten, sondern fangen sie in zwirnenen Netzen, welche sie an den Futterplätzen der Thiere aufstellen; so erbeutet jeder von ihnen im Laufe des Frühjahrs wohl an 200 Stück.

Ebenso schnell, wie der Hauptvogelstrich am Lob-nor kam, ebenso rasch ging er auch zu Ende. Die ganze gewaltige Masse von Enten flog in zwei Wochen oder noch weniger vorbei, so daß man am 20. oder 22. Februar nur noch selten einen frisch herankommenden Zug gewahrte. Dabei war der Strich zwar außerordentlich reich an Individuen, aber arm an Arten. Von letzteren zählte ich bis zum 19. Februar 27, in folgender Ordnung des Auftretens: Larus brunneicephalus, Cygnus olor?, Fuligula rufina, Casarca rutila, Anser cinereus, Anas acuta, Ardea alba, Ardea cinerea, Fuligula ferina, Graculus carbo, Anser indicus, Budytes citreoloides?, Turdus ruficollis, Anas penelope, Larus argentatus?, Fuligula nyroca, Anas boschas, Fuligula clangula, Anas crecca, Tadorna cornuta, Fuligula cristata, Anas strepera, Sterna caspia, Botaurus stellaris, Anas clypeata, Totanus calidris, Fulica atra.

Von diesen allen traten in großen Massen nur drei Arten, Pfeilschwänze, Rothnasen und Anas strepera, auf. Am häufigsten waren Pfeilschwänze, welchen man auf Schritt und Tritt begegnete. Die übrigen erschienen bis Ende Februar am Lob-nor nur in beschränkter Zahl. Im letzten Drittel desselben Monats kamen dann ziemlich viel graue Gänse, Seeraben und Pfeifenten (Anas penelope); am 18. Februar zeigten sich auch Wasserhühner (Fulica atra). Es ist wunderbar, wie diese schlecht fliegenden Vögel in dieser frühen Jahreszeit über die kalten Einöden des westlichen Tibet hinüberkommen. Zwei Tage vorher hörte ich zum ersten Male die Stimme der Rohrdommel, die ebenfalls ein sehr schlechter Flieger ist; vielleicht war das aber ein dort überwinterndes Exemplar.

Man sollte meinen, daß der Lob-nor mit der Ankunft solcher Mengen gefiederter Geschöpfe von seiner winterlichen Todesruhe erwachte — aber sonderbar! — alle diese Massen von Zugvögeln verliehen der Gegend dort wenig Leben. Das Auge des Beobachters freilich sah überall am Wasser Leben und Bewegung, einen vollständigen Vogel-Bazar; aber die Luft ertönte nur sehr wenig von den fröhlichen Gesängen und Frühlingsstimmen unserer Heimath. Alle die befiederten Gäste hielten sich in dem Bewußtsein, daß es hier für sie nur ein zeitweiliger Aufenthalt sei, auf welchen noch eine weite, mühselige Reise folgte, in Scharen zusammen und spielten und belustigten sich nicht. Der frühe Morgen, der späte Abend und der warme, klare Tag hallten am Lob-nor nicht wieder von jenen Liedern und Klängen, welche dem Freunde der Natur lieber sind als alle Musik, und höher stehen als alle Coulisse. Der Athem des Lenzes war hier nicht freudig und belebend, sondern kränkelnd. Auf dem Eise nur saß die Kette und trommelte dumpf, als wenn sie über den bevorstehenden Flug weiter nach Norden nachdächte. Von den einheimischen Vögeln fing eine kleine Lerche (Alaudula leucophaea?) mitunter an zu singen, aber auch sie erwies sich darin als schlechter Meister.

Die Witterung war während dieser Zeit (Februar) im Ganzen ziemlich warm. Um Mittag zeigte das Thermometer im Schatten bis + 13,6° C.; bei Sonnenaufgang fiel die Temperatur in der ersten Hälfte des Monats bis — 15,3° C., in der zweiten aber nur bis — 10,6° C. Der Himmel war meist mit leichten Schichten- oder Federwolken bezogen, und die Luft war beständig, gleich wie mit Nebel oder Rauch, mit Staub erfüllt. Denselben brachten Winde in die Atmosphäre, welche zwar nicht besonders häufig und stark waren, aber doch zweimal in Sturm (von Nordosten) übergingen. Alsdann wurde der Staub in ganzen Wolken in die Luft emporgetrieben und verdunkelte schließlich die Sonne. Draußen trat so etwas wie Dämmerung ein; man konnte nicht über hundert Schritt weit sehen und athmete nur mit Mühe. Der Sturm legte sich gewöhnlich rasch; aber auch nachher stand der staubige Dunst noch volle 24 Stunden in der Luft. Bei Wind wurde es, wie überhaupt in ganz Central-Asien, stets kalt. Atmosphärische Niederschläge kamen überhaupt nicht vor, und die Trockenheit der Luft war entsetzlich. Der Tarim ging in seinem Unterlaufe am 4. Februar auf, während das Eis auf den Seen noch bis zu Anfang März stand, obwohl es im letzten Drittel des Februar schon ganz blau geworden war und kaum noch hielt.

Kaum waren die Seen in den ersten Tagen März aufgegangen, so zogen alle Vögel mit einem Male nach Norden, und in zwei, drei Tagen hatte sich ihre frühere Menge auf die Hälfte vermindert. Die ganzen Nächte hindurch hörte man das Geräusch der wegfliegenden Scharen. Bei Tage machten sie sich nur selten auf den Weg, aber Nachts eilten sie unaufhaltsam davon, und am 10. oder 12. März war der Hauptstrich schon zu Ende. So schnell sie gekommen, so schnell verließen sie auch den Lob-nor, der wiederum verödete, wenigstens im Vergleich zu der Masse seiner Bewohner im Februar. Dafür fing unter den zum Nisten zurückgebliebenen Vögeln ein lebhafteres Frühlingsleben an. Oefter vernahm man nun die Stimmen von Enten und Gänsen, das Geschrei der Möven, den dumpfen Laut der Rohrdom-

mel und das Piepen der Wasserhühner; im Röhricht ertönte Abends das laute Schnarren des Wachtelkönigs (Rallus aquaticus), aber auch weiter nichts; andere Sänger gab es in den Sümpfen des Lob-nor nicht.

Der Strich neuer Vögel war im Laufe des ganzen März im Ganzen dürftig, sowohl an Zahl der Arten wie an Menge der Exemplare. In der ersten Hälfte dieses Monats erschienen Grus cinerea, Lanius isabellinus, Buteo vulgaris, Pelicanus crispus?, Anas querquedula, Saxicola leucomela, Mergus merganser, Podiceps minor, Aegialites cantianus; in der zweiten Hälfte Sturnus unicolor?, Cypselus murarius, Sylvia curruca?, Numenius arquatus, Milvus ater, Saxicola atrogularis, Hirundo rustica, Ciconia nigra, Cyanecula coeruleccula und Hypsibates himantopus.

Das Pflanzenleben war trotz der zunehmenden Wärme im Großen und Ganzen noch im Winterschlaf versunken. Erst in den allerletzten Tagen des März zeigten sich hier und da die grünen Sprossen des Schilfrohrs und am Togruk (Pappel) schwollen die dunkelen Blüthenknospen an. Der Grund eines solchen späten Erwachens der Vegetation war die außerordentliche Trockenheit der Luft und die periodische Kälte, welche nicht nur Nachts, sondern auch am Tage bei starkem Winde auftrat. Letztere wehten nach wie vor alle von Nordosten und arteten sehr viel öfter, als im Februar, zu Stürmen aus, welche den Staub in Wolken aufwirbelten. Derselbe ließ sich dann als eine dicke Schicht auf Schilfrohr und Gesträuch nieder, zwischen denen man keinen Schritt thun konnte, ohne daß er einem die Augen verklebte. Die Atmosphäre war beständig davon erfüllt, und die Sonne schien durch den Staub wie durch Rauchwolken herab. Während des ganzen März und der ersten zwei Drittel des April hatten wir nicht einen einzigen vollkommen klaren Tag. Morgen- und Abenddämmerung dauerten gewöhnlich viel länger als es sich gehörte, und die Luft war beständig dick und schwer zu athmen.

* * *

Rückweg am Tarim aufwärts. Ende März und die ersten zwei Drittel des April brachten wir im Thale des untern Tarim auf der Reise vom Lob-nor zum Tian-schan zu. In dieser ziemlich waldreichen Gegend, auf welche wir große Hoffnungen gesetzt hatten, zeigte sich aber nur all zu wenig Frühlingsleben. Trotz der beständigen großen Hitze, welche im April bis + 34,5° C. stieg, bekamen die Pappeln und Oelweiden erst in der Mitte dieses Monats, und auch da noch nicht vollständig, Blätter. Sträucher und Schilf trugen noch dasselbe gelbliche Laub wie im Winter. Keine Blume, kein Schmetterling war zu sehen; aber statt dessen schwärmten Wolken von Mücken und Fliegen über den Sümpfen und an trockenen Stellen krochen Scorpione und Taranteln umher. Die nahe Wüste entbehrte sogar auch dieses Schmuckes; da gab es weder Eidechsen noch Insecten, kurz kein einziges lebendes Wesen. Nur häufige Wirbelwinde jagten den glühenden Staub auf und zogen wie Dämonen vor den Augen des Reisenden vorüber.

Etwas erquicklicher war es nur in der Nähe der Seen, wo im Röhricht die Blaukehlchen und die Sumpfmeisen sangen und die Fasanen balzten. In den Wäldern kamen außer den nistenden Staren, Uferschwalben und Neuntödtern sehr wenig andere Vögel vor. Kleinere wandernde Singvögel gab es außer Sylvia curruca? gar nicht; denn diese fliehen alle die Wüste des Lob-nor und legen ihre Reise nach den Wäldern Sibiriens auf Umwegen zurück.

Am 10. April war der Frühlingsstrich der Vögel für diese Gebiete schon zu Ende. Zu den oben genannten Arten waren jetzt hinzugekommen: Motacilla personata, Calamodyta turdoides, Ortygometra pusilla, Saxicola oenanthe, Sterna hirundo, Podiceps cristatus, Totanus glottis, Totanus ochropus, Tringa minuta?. Am 19. April vernahmen wir schon unweit des Tian-schan zum ersten Male die Stimme des Kuckucks (Cuculus canorus), der uns gleichsam die Nähe von Gebieten verkündete, die in Klima und Natur unendlich besser sind als die Wüsten, in welchen wir eben fast ein halbes Jahr zugebracht hatten.

* * *

Zweiter Besuch von Korla. Zusammenkunft mit Jakub-beg. Als wir am 25. April wieder in Korla anlangten, führte man uns in dasselbe Haus wie zuvor und hielt uns wieder unter Verschluß und Bewachung. Am fünften Tage nach unserer Ankunft hatten wir eine Zusammenkunft mit dem inzwischen verstorbenen Herrscher von Ostturkestan, Jakub-beg. Derselbe empfing uns, wenigstens äußerlich, freundlich und hörte während der ganzen Audienz, die etwa eine Stunde dauerte, nicht auf, mich seiner Zuneigung zu Rußland im Allgemeinen und zu mir persönlich im Besondern zu versichern. Die Thatsachen freilich bewiesen das Gegentheil. Ein paar Tage später führte man uns, gleichfalls unter Bedeckung, über den Chaidu-gol und schämte sich nicht, uns bei der Verabschiedung eine schriftliche Bescheinigung darüber abzuverlangen, daß wir während unseres Aufenthalts in Jakub-beg's Reiche mit Allem zufrieden gewesen wären. Als Dank für die Geschenke, welche wir dem Fürsten und einigen Männern aus seinem Gefolge gemacht hatten, erhielten wir vier Pferde und zehn Kamele, nachdem wir schon früher, als wir nach dem Lob-nor aufbrachen, deren sieben bekommen hatten. Die Kamele waren über alle Begriffe schlecht und crepirten sämmtlich in zwei Tagen, sowie wir nur die Felsschlucht des Balgantai-gol betreten hatten. Unsere Lage war dadurch überaus schwierig. An Umkehr war nicht zu denken, und dabei hatten wir nur noch zehn Kamele [1]) und sechs Packpferde. Indem wir diese bepackten und alle überflüssigen Dinge, über deren Verlust man sich beruhigen konnte, verbrannten, stiegen wir zu Fuß nach dem Juldus-Plateau hinauf. Von dort schickte ich einen Kazaken und den Dolmetscher nach Kuldscha, um unsere mißliche Lage zu melden und Hülfe herbeizuholen. Drei Wochen später langten denn auch Packthiere und Proviant an. An letzterm hatten wir besonders Mangel gelitten, weil die geringen Vorräthe, die wir von Korla mitgenommen hatten, bald erschöpft und wir genöthigt waren, uns ausschließlich von der Jagd zu nähren.

* * *

Rückreise über das Juldus-Plateau. Ankunft in Kuldscha. Als wir Mitte Mai nach Juldus kamen, war das Pflanzenleben dort noch sehr wenig entwickelt. Es kostete der Sonne viel Mühe den tiefen Winterschnee zu schmelzen und den gefrorenen Erdboden aufzuthauen [2]). Nur langsam wich die ertödtende Kälte einer wohlthätigen Wärme. Nicht nur den Mai hindurch sondern sogar noch Anfang Juni dauerte hier der Kampf an zwischen jenen beiden Mächten — Ahriman und Ormuzd. Nachtfröste (bis — 2 und 3° C. zu Anfang Juni), kalte West- und Nordwestwinde, zeitweilig sogar Schnee (im letz-

[1]) Im Ganzen sind uns während der Lob-nor-Expedition von Kuldscha an bis zur Rückkehr dorthin 32 Kamele gefallen.

[2]) Im Winter fällt auf Juldus der Schnee angeblich 2 bis 4 Fuß tief und in den Bergen noch mehr. Die Fröste sind sehr stark. Noch Mitte Mai fanden wir am Flusse Chorogty-got in einer absoluten Höhe von 8500 Fuß sehr große Eisschollen von 2 bis 3 Fuß Dicke.

ten Drittel des Mai fiel ziemlich hoher Schnee in den Bergen bis herab zu 9000 Fuß absol. Höhe) hinderten aufs Aeußerste die Entwickelung der Frühlingsvegetation. Doch sind die dortigen Gräser und Blumen an solches Ungemach gewöhnt. Aber laßt sie am Tage nur wenige Stunden Wärme haben, so zögern diese Kinder des Frühlings nicht länger, ihr kurzlebiges Dasein zu beginnen. Das ist, wie auf Gebirgen im Allgemeinen, so auf den asiatischen im Besondern der Fall. Sowie wir über die zweite Hälfte des Mai hinaus waren, kamen täglich neue Arten blühender Pflanzen zum Vorschein. Ueberall an den feuchten Abhängen der Berge und in den Thälern zeigten sich die gelben Köpfchen des wilden Knoblauch und niedriger Hahnenfuß, in geringerer Menge Pedicularis und Viola. Trockenere Stellen erschienen ganz bunt von den blauen Blüthen des Eisenhutes (Pulsatilla), und über die Abhänge der Hügel waren die kleinen röthlichen Blumen der Primula ausgestreut. Später entfaltete sich auf trockenen, felsigen Abhängen der Steinbrech (Saxifraga) und zuletzt fing der niedrige Dornstrauch Caragana (Art Hülsengewächs) zu blühen an. In den Thälern des Gebirges zeigten sich an den Quellen und besonders an sonnigen Stellen gegen Ende Mai Vergißmeinnicht (Myosotis), Drosera, Sternkraut (Gallium), weißer und gelber Löwenzahn (Leontodon), ebenda an den Abhängen Wicken, Gänsefuß (Potentilla), Sternkraut (Stellaria) u. s. w.

In der Steppenebene von Juldus ist die Vegetation nicht reich, obwohl das Gras für Viehweide meist geeignet ist. Hier zeigen sich Blumen nur auf feuchten Stellen, nahe den Bächen und auch dort nicht in Menge. Außer zwei Arten Küchenschelle blühten stellenweise die blaue Schwertlilie (Iris) und „Kuckuckthränen" (Knabenwurz), während sich an trockenen lehmigen Stellen in Menge die kleinen weißen Blumen des Steinbrech zeigten. Auf den Seen und Sümpfen längs des Baga-Juldus-gol sah es noch dürftiger aus; blühende Pflanzen gab es dort überhaupt nicht.

Das Thierleben auf Juldus war im Frühling reicher, als wir es im Herbste angetroffen hatten. Die Säugethiere waren zwar dieselben wie früher; jetzt aber waren noch die Murmelthiere aus ihrem Winterschlafe erwacht, und ihr Pfeifen ließ sich in den Thälern des Gebirges überaus häufig hören. Merklicher noch war der Zuwachs unter den Vögeln, namentlich den kleinen, welche, wie überall im Frühjahr, munter waren, sangen und den ganzen Tag sich belustigten. Auf den finsteren Abhängen der alpinen Gebiete vernahm man jetzt den schönen Gesang einer Grasmücke (Accentor altaicus), das Gluchzen und Pfeifen des Ullar (Megaloperdix Nigellii?); dort fand man auch Gebirgsschwalben (Chelidon lagopoda), Flüge von Leucosticte Brandtii?, die sich noch nicht paarweise getrennt hatten, und zuweilen ertönte auch die Stimme eines Mauerläufers (Tichodroma muraria). Etwas weiter unten, in der Wiesenzone, fanden sich häufig Montifringilla nivalis und Anthus aquaticus; an den Bächen nisteten Budytes citreoloides? und Actitis hypoleucos und an den nächsten Abhängen Casarca rutila und Anser indicus. Noch niedriger, an den Ausgängen der Gebirgsthäler und auf der Steppe hielten sich Lerchen (Alauda arvensis) und der prächtige Sänger Saxicola isabellina. An den Sümpfen und Seen nisteten Enten (Anas boschas, A. crecca, A. clypeata), Kraniche (Grus cinerea, G. virgo), Schnepfen (Totanus calidris), Möven (Larus brunneicephalus) und Schwalben (Sterna hirundo).

Insecten gab es im Mai nur wenig. Am meisten kamen Hummeln auf den Alpenwiesen vor; Fliegen und Mücken giebt es bei dem kalten Klima von Juldus überhaupt nicht, ebenso weder Schlangen noch Eidechsen, und nur selten sieht man in einer sumpfigen Quelle eine Kröte oder einen Frosch.

Anfang Juni stiegen wir über das Narat-Gebirge, auf dessen Südseite die Frühlingsflora noch mannigfaltiger als auf Juldus war, und erreichten das Quellgebiet des Zanma, wo sich mit einem Male der Charakter des Klimas und der Vegetation änderte. Es erschienen Fichtenwälder, und im Thale wie auf den Bergabhängen erreichte das dichte Gras schon eine Höhe von zwei Fuß. Tag für Tag regnete es, und die Dammerde des Bodens war wie ein Schwamm mit Wasser getränkt. Denselben Reichthum an Feuchtigkeit fanden wir auch im benachbarten Kunges-Thale. Nur war hier bei der geringern Höhe die Kräutervegetation noch entwickelter und reicher an blühenden Arten.

Unser Herbarium wurde durch eine beträchtliche Ausbeute ergänzt. Dafür aber fand sich wider Erwarten am Zanma sowohl wie am Kunges eine überaus geringe Menge nistender Vögel. Der Grund davon ist wahrscheinlich in der sehr wilden Vegetation zu suchen, welche besonders die kleinen Vögel scheuen. Am häufigsten fanden wir am Zanma Carpodacus erythrinus, Sylvia superciliosa, Cuculus canorus, Scolopax rusticola, Turdus viscivorus im Walde, und Crex pratensis, Sylvia cinerea, Salicaria sphenura?, Pratincola indica auf den Wiesen. Am Kunges kamen noch Scops zorca, Oriolus galbula, Stunus vulgaris, Columba oenas, Columba sp., Columba palumbus, Salicaria locustella und andere vor. Zugleich erschienen aber auch Wolken von Mücken und Fliegen, vor welchen man sich bei solchem Wetter weder Tag noch Nacht retten konnte. Bei unseren Excursionen verfolgten uns die abscheulichen Insecten in unerträglicher Weise. Zudem war der plötzliche Uebergang aus einem trockenen und kalten in ein feuchtes warmes Klima unserer Gesundheit nicht zuträglich, besonders zu Anfang unseres Aufenthaltes am Kunges. Wir schlossen also unsere Untersuchungen ab und eilten nach Kuldscha, wo wir im Anfang Juli anlangten, ermüdet und abgerissen freilich, dafür aber mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute.

Und wenn ich zurückblicke, so kann ich nicht umhin zu gestehen, daß mir das Glück wiederum in wunderbarer Weise günstig gewesen ist. Denn mit großer Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß die Erforschung des Lob-nor weder ein Jahr früher noch ein Jahr später möglich gewesen wäre. Vorher fürchtete sich Jakub-beg noch nicht vor den Chinesen, wäre in Folge dessen gegen die Russen nicht willfährig gewesen und hätte uns schwerlich über den Tian-schan gelassen. Augenblicklich aber darf man bei den Unruhen, welche nach dem kürzlich erfolgten Tode des Badaulet ganz Ostturkestan in Aufregung versetzt haben, an solche Reise gar nicht einmal denken.

Kuldscha, 18. August 1877.

Skizzen aus Mexico.

II.

Reise von Veracruz nach der Hacienda „el Mirador".

C. L. Fünf Tage lang mußte ich in Veracruz warten. Sie wurden mir lang genug. Denn wenn auch Alles in der Stadt mir neu war, so glaubte ich doch von der Gebirgswelt des Mirador, von deren Wundern mein Wirth manches erzählte, mehr erwarten zu dürfen. Als daher Arrieros (Maulthiertreiber) nach Veracruz kamen, welche im Dienste des Mirador standen, entschloß ich mich, die Reise dahin mit ihnen zu machen.

Wir machten uns bei Sonnenaufgang auf den Weg. Die Karawane bestand aus etwa vierzig Maulthieren mit sieben Arrieros. Die Thiere hatten Kaffee nach Veracruz hinuntergebracht und gingen jetzt größtentheils leer zurück. Die Leute gehörten, nach ihrem Typus und ihrer Farbe zu urtheilen, der indianischen Race an, doch verrieth der schwache Bart, daß sie etwas spanisches Blut in ihren Adern hatten. Auch sprachen sie keinen indianischen Dialekt, sondern nur Spanisch, und äußerten auf meine Frage, ob in der Sierra noch Indianer lebten, welche ihre eigene noch nicht mit der spanischen Sprache vertauscht hätten, daß es allerdings noch gente sin razon („vernunftlose Leute" wurden früher die Indianer allgemein in Mexico genannt, jetzt kommt dieser Ausdruck immer mehr ab) gäbe. Sie selbst zählten sich also offenbar zu den vernünftigen, d. h. weißen Leuten (gente de razon).

Uebrigens ist die gente sin razon in Mexico in rascher Abnahme begriffen. Damit soll nicht gesagt werden, daß die indianische Race als solche ausstirbt. Im Gegentheil, sie besitzt, in Mexico wenigstens, eine zähe Lebenskraft und hat diese dadurch bewiesen, daß sie einen Mann wie Juarez hervorbrachte. Aber sie giebt mehr und mehr ihre Stammessitten und Sprachen auf und nimmt dafür die national mexicanischen Sitten und die spanische Sprache an. Dieser Proceß geht namentlich seit der im Jahre 1857 erfolgten Umwandlung des Communaleigenthums der indianischen Dörfer in Privateigenthum des Einzelnen sehr rasch vor sich. Vor dieser Revolution waren die Interessen des Indianers in seinem Dorf beschlossen; seitdem er aber freier Eigenthümer geworden ist, hat er ganz andere Interessen und einen freiern Blick erlangt: er ist jetzt Bürger (ciudadano) der mexicanischen Republik und fühlt sich als solcher.

Doch kehren wir zu unseren Arrieros zurück. Alle sieben waren beritten, sechs auf kleinen, aber ausdauernden Kleppern, einer, welcher mir sein Pferd abgetreten hatte, auf einem Esel.

Die Maulthiere waren gemeinschaftliches Eigenthum von vier Halbbrüdern, welche mit unter den Arrieros arbeiteten. Sie stammten alle von Einem Vater, aber jeder einzelne von einer andern Mutter. Die unteren Stände des mexicanischen Volks führen in geschlechtlicher Beziehung ein unglaublich lüderliches Leben. Wilde Ehen bilden nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Folglich sind auch die Kinder meistens unehelichen Ursprungs. Welche traurigen Folgen dies für die Erziehung des Nachwuchses haben muß, kann man sich leicht denken. Der Beobachter kann sich die Verderblichkeit dieses Zustandes nicht verhehlen; er verurtheilt aber darum nicht unbedingt das Volk. Bei solcher Beurtheilung ist es nicht genug zu sehen, wie seine Zustände sind, man muß auch zu ergründen suchen, warum sie sich so und nicht anders gestaltet haben. Die Spanier, welche Mexico erobert hatten, sahen auf sein geknechtetes braunes Volk mit allem Stolz des Siegers und des Weißen herunter. Mit dem aztekischen Adel verschwägerten sie sich wohl, aber die Eingeborenen der niederen Stände verachteten sie zu sehr, als daß sie mit deren Töchtern legitime Ehebündnisse hätten eingehen wollen, verschmähten jedoch darum nicht, auf außergesetzlichem Wege sich mit ihnen zu mischen. So entstand die Mestizenclasse, welcher jetzt die große Mehrzahl der Mexicaner angehört. Was ihre abenteuernden und sittenlosen Väter übten, das üben noch jetzt die Kinder. Wenn eine Unsitte einmal Gewohnheit geworden ist, läßt sie sich schwer ausrotten. Dazu kommt, daß die Diener der katholischen Kirche vor dem Reformkriege des Juarez für eine Trauung sehr hohe dem Armen unerschwingliche Gebühren forderten.

Wir benutzten den alten Weg, welcher von Veracruz über Jalapa nach Mexico geht. Er führt zuerst eine kurze Strecke am Ufer des Meeres entlang nach Norden und biegt dann nach Westen, nach links, ab. Der Küstensaum ist theils flach, theils von Reihen sandiger Hügel (médanos) durchzogen. Diesen Medanos legt man das gelbe Fieber zur Last. Hinter ihnen sammelt sich in der Regenzeit das Wasser, bleibt stehen, weil es keinen Abfluß findet, und wird ein Herd todtbringender Miasmen. Die schmale Strandebene ist neptunischer Bildung, wahrscheinlich durch den Golfstrom angeschwemmtes Land. Sie besitzt aber nicht die üppige Fruchtbarkeit, welche die Marschen Norddeutschlands auszeichnet, sondern ist öde, sandig und zeigt nur da, wo Wasser fließt, eine üppige Vegetation.

Nachdem wir einige Leguas (eine spanische légua beträgt $^{5}/_{8}$ einer deutschen Meile) zurückgelegt hatten, traten wir in die Region der Savannen ein. Diese sind sanft gegen das Gebirge ansteigende Grasflächen. Niederes Gebüsch und einzeln stehende Gruppen hoher prachtvoller Bäume, von deren Kronen wunderschöne Schlingpflanzen herunterhängen, geben ihnen ein parkartiges Ansehen. Furchtbare Schluchten (barrancas) durchschneiden sie. Diese ist man versucht ihrer Tiefe und der steilen, oft senkrechten Wände wegen für Hervorbringungen vulcanischer Kräfte zu halten. Sie sind es aber nicht. Vielmehr ist es die Kraft des Wassers gewesen, welche sich im Laufe der Jahrtausende diese riesigen Rinnen gebildet hat. Schon der Umstand, daß sie alle in der senkrechten Richtung vom Gebirge zum Meere gehen, beweist dies. Freilich, wer nicht gesehen hat, wie die Gewalt tropischer Regengüsse tiefe Löcher in den Boden reißt und sie in wenigen Monaten zu Ravins ausweitet, wird jener Annahme schwerlich Glauben beimessen.

Das hohe Gras der Savannen giebt eine vorzügliche Weide ab. Die Ostküste hat den ungeheuern Vortheil vor der Hochebene und der Westküste voraus, daß ihr nie das Wasser fehlt. Während es in den übrigen Theilen Mexicos 7 bis 8 Monate lang fast gar nicht regnet und das verdorrte

Land einer Wüste gleicht, schlägt sich an der Ostküste die Feuchtigkeit nieder, welche im Winter von den Nordwinden herbeigeführt wird. Daher sind die Weiden hier stets grün und bildet die Rindviehzucht eine der hauptsächlichsten Quellen des Erwerbs. So geeignet auch die Savannen für den Anbau der Colonialproducte sein mögen, so findet der Betrieb der Viehzucht auf ihnen doch mehr seine Rechnung; das Vieh vermehrt sich ohne Pflege und die Kosten der Hütung sind gering, denn Ein Hirt (vaquero) ist im Stande, 500 Stück zu beaufsichtigen. Die Hirten und kleinen Pächter der Ostküste werden im übrigen Mexico allgemein Jarochos genannt. Sie sind stark mit afrikanischem Blut gemischt und ein lebenslustiger Menschenschlag, stets zu Tanz und Gesang aufgelegt. Der Säbel (machete) verläßt sie nie und dient ihnen sowohl dazu, sich einen Weg durch das oft undurchdringliche Gebüsch der Sabana zu bahnen, als auch als Waffe bei den Streitigkeiten, zu welchen sie ihr leicht aufbrausendes Blut nur zu häufig treibt. Aus der Ermordung eines Menschen machen sie sich nicht viel, dennoch traut man ihnen nachhaltigen Muth nicht zu. Ihre Hütten sind aus eingerammten Pfählen, durch deren Zwischenräume man in das Innere sehen kann, hergestellt, die spitz zulaufenden Dächer mit getrocknetem Gras gedeckt; das ganze Mobiliar besteht aus einigen niedrigen Schemeln, dem Küchengeschirr und einem nie fehlenden Heiligenbilde.

Uebrigens hat man an der Ostküste, mit Ausnahme von Veracruz, überall für die Bedachungen die spitzen Dächer annehmen müssen, weil die flachen Azoteas den heftigen Regengüssen nicht hinlängliche Widerstandskraft entgegensetzen.

Am zweiten Tage machten wir Halt in Paso de ovejas, einem größern Dorf. Hier zweigt sich der Weg nach dem Mirador, nach Huatusco und anderen Ortschaften des Gebirgs links von der großen Straße ab, welche Veracruz mit Jalapa verbindet. Der Ort hat darum viel Verkehr und ist ein beliebter Ruhepunkt für die Arrieros, in Zeiten der Revolution aber von großer Wichtigkeit für die streitenden Parteien. In Mexico nämlich ist der Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, längst ein Glaubensartikel geworden. Die am Ruder befindliche Partei schafft sich das nöthige Geld durch Zwangssteuern, durch Auflagen von 1 Proc. auf das Capital, welche in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Die Pronunciados bleiben hinter den Regierungsmännern nicht zurück. Das Erste, was sie thun, wenn sie eine Ortschaft in Besitz nehmen oder über eine Hacienda herfallen, ist, eine Steuer auszuschreiben. Hält sich der Besitzer selbst auf seinem Gut auf, um so schlimmer für ihn, denn seine Person muß als Geißel dienen, bis das Geforderte herbeigeschafft ist. Doch die Pronunciados verstehen sich nicht bloß auf die directe Besteuerungsmethode, auch durch die indirecte plündern sie das Volk aus. An Punkten, welche an großen Verkehrsstraßen dicht vor den Thoren der großen Städte liegen, aber durch Lage und Umgebung doch vor den ersten Stößen des Feindes gesichert erscheinen, nisten sich die Pronunciados ein und erheben von den durchgehenden Waaren Wegezoll (peaje). Rücken Truppen heran, so entweichen die Aufständischen in das Gebirge, um wiederzukommen, sobald jene den Ort wieder verlassen haben. Das Land ist zu groß, als daß es von den geringen Streitkräften der Regierung in Schach gehalten werden könnte.

Paso de ovejas ist einer der Orte, von welchen wir sprachen. Es war auch jetzt von einer Abtheilung Aufständischer besetzt. Man ließ uns ungeschoren, weil wir keine Waaren mit uns brachten.

Am nächsten Tage kamen wir nach einem Dorf Namens Cantaranas, wo wir die Nacht über bleiben wollten. Die Ortschaft muß schon in bedeutender absoluter Höhe liegen, wenigstens war es in der Nacht recht kühl; auch relativ ist sie höher gelegen als das sie umgebende Savannenland und gestattet einen freien Blick auf den schneeigen Gipfel des Orizava und den dunkelblauen Cofre de Perote. Ich hatte eben meine Mahlzeit, bestehend aus frijoles (Bohnen) und tortillas (Maiskuchen), genossen und mich unter dem Vordach des Hauses auf der Ochsenhaut, welche als Bettstelle (catre) diente, ausgestreckt, als plötzlich der Ruf erscholl: ahi vienen los pronunciados (die Aufständischen kommen). Ich erhob mich schnell und sah, daß ein Reitertrupp von etwa 100 Pferden auf demselben Wege, welchen wir eben zurückgelegt hatten, auf uns zukam. Die Leute waren zum Theil in Uniform, Deserteure der regulären Regierungscavallerie, wie sich später auswies, zum Theil in die Landestracht gekleidet, den breitgeränderten Hut und die kurze Jacke. Selbst einige modern gekleidete Männer befanden sich unter ihnen, welche nur durch den umgeschnallten Revolver als Kämpfer kenntlich gemacht wurden. Dies mochten Männer aus den besseren Ständen der Städte sein, welche sich in die Revolution gemischt hatten, weil sie von deren Sieg Aemter für sich als Belohnungen erhofften. Die Uebrigen gehörten zu der Classe von Menschen, welchen jede Revolution, weil sie ihnen ohne Arbeit Lebensunterhalt giebt, recht kommt. Ich brachte meinen Koffer, welcher draußen lag, in Sicherheit, und ging dann zu der Truppe. Der Anführer fragte mich scharf über den Zweck meiner Reise, auch über die Anzahl der lerdistischen Truppen in Veracruz aus und entließ mich dann mit dem Versprechen, mir eine Sicherheitskarte (carta de seguridad) mit auf den Weg zu geben. Nicht so gut kamen die Arrieros davon. Sie wurden angewiesen, mit ihren Thieren und einer Begleitmannschaft nach San Carlos, einem kleinen nördlich von Veracruz gelegenen Hafen, zu gehen, um von dort aus Kriegscontrebande, welche ein amerikanisches Schiff gelandet hatte, in das Innere zu schaffen. Durch einen glücklichen Zufall behielt wenigstens ich die Möglichkeit, am nächsten Tage nach dem Mirador zu kommen. Um den Befehlshaber hatte sich eine Anzahl seiner Untergebenen gesammelt. Ich trat dreist hinzu und mischte mich unter die Gruppe. Der Mann las eine Proclamation vor, welche, so viel ich verstand, blühende Phrasen über Volksrecht, Unterdrückung, Tyrannen u. s. w. enthielt. Als sie zu Ende war, ließ er seine eigene Beredtsamkeit über dieselben Themata leuchten und fand an mir, während die Anderen sich verliefen, einen aufmerksamen Zuhörer. Es war in der That interessant, ihn zu hören, denn er wollte offenbar nicht bloß mich, sondern auch sich selbst an das glauben machen, was er sprach. Nirgends herrscht unumschränkter die politische Phrase als in Mexico; selbst der Bandit glaubt in diesem Lande mit volltönenden Phrasen seinen Mitbürgern (conciudanos) und Waffengefährten (compañeros de armas) erklären zu müssen, daß er bereit sei, sein Blut für sein Vaterland zu vergießen.

Dem Redner gefiel meine Aufmerksamkeit und als Beweis des Wohlwollens (so sagte er), welches er gegen mich hegte, nahm er drei Thiere von der Requisition aus, nämlich eins, welches mich selbst, ein anderes, welches einen der Arrieros als meinen Begleiter, und ein drittes, das mein Gepäck nach dem Mirador bringen sollte [1]).

[1]) Fortsetzung folgt später, da der Verfasser augenblicklich behufs naturwissenschaftlicher Sammlungen in Patagonien weilt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Prof. Abich, der berühmte jetzt in Wien lebende Geologe, bereitet unter dem Titel „Forschungen in den Kaukasus-Ländern" eine vollständige, mit einzelnen neuen Abhandlungen vermehrte Ausgabe seiner zahlreichen und wohlbekannten Arbeiten über jenes Gebirge vor.

— Verschiedene Kaufleute in Moskau und Bremen haben eine Gesellschaft für Seehandel mit Sibirien gebildet. Ein großer Dampfer, mit zwei Lichterschiffen und einem kleinen Flußdampfer an Bord, soll im kommenden Juli von Bremen nach der Mündung des Ob oder Jenisei gehen, die kleinen Schiffe dort zum Zwecke der Communication auf dem Flusse zurücklassen und dann selbst mit sibirischen Waaren zurückkehren.

— Trotz der Kriegszeiten nehmen die russischen Forschungsreisen in Asien ihren ungestörten Fortgang, wie Prschewalski's großartige Unternehmungen, Miklucho-Maclay's Untersuchungen im hinterindischen Archipel und die eben vollendete Pamir-Expedition beweisen. Zwei Mitglieder derselben, die Herren Skassi und Schwarz, sind schon nach Taschkend zurückgekehrt, während der Leiter, Herr Sjäwertzow, noch einige Zeit in Osch (im frühern Chanate Chokand) verweilt, um seine Sammlungen zu ordnen. Die Expedition, welche im September vorigen Jahres nach der Pamir aufbrach, hat von dem tiefen Schnee und der Kälte (bis — 31° C.) sehr zu leiden gehabt; da jene Hochebenen absolut waldlos sind, mußte sie neben ihrem Proviant auch Brennholz mit sich führen. Weder auf Pamir noch selbst im Alai-Thal wurden Menschen angetroffen; die dort weidenden Kirghisen waren schon in wärmere Regionen hinabgezogen. Die Dünne der Luft in Höhen von oft 15 000 Fuß verursachte nicht nur den russischen Gelehrten, sondern auch ihren Kasaken und kirghizischen Begleitern manche Leiden (Athembeschwerden und Kopfweh). Ihre Route führte über den Schart-Paß, der dem Terek-dawan am nächsten liegt, folgte dann dem Wege der Skobelew-Kostenko'schen Expedition von 1876 (s. „Globus" XXXI, S. 30) und reichte bis an den Fluß Kok-sai, der nach Angabe der Eingeborenen als Tarim-gol in den Lob-nor fließt. Der tiefe Schnee hinderte die Gesellschaft am weitern Vordringen. Schwarz hat die Länge und Breite von sechs Punkten astronomisch bestimmt und zahlreiche magnetische Beobachtungen gemacht; die Topographen haben die Route vollständig aufgenommen und an 100 Höhen barometrisch und geodätisch bestimmt und Dr. Sjäwertzow bringt eine große ornithologische Sammlung heim.

— Zu Beginn dieses Jahres sind zwei englische Offiziere gestorben, welche um die Kenntniß Indiens sich hohe Verdienste erworben haben, Generalmajor Sir Andrew Scott Waugh und Oberst Thomas George Montgomerie, beide Inhaber der goldenen Medaille der Londoner Geographischen Gesellschaft. Waugh wurde 1810 in Madras geboren, trat 1827 unter die bengalischen Ingenieure und 1832 in den großen Trigonometrical Survey ein. Er arbeitete in letzterer Stellung in verschiedenen Theilen Ostindiens und wurde schon 1843 Surveyor-General und Superintendent der großen trigonometrischen Aufnahme von Indien. Als solcher maß er an 80 Gipfel des Himalaya, deren höchsten (29 002 Fuß) er nach seinem Vorgänger Mount Everest benannte, und begann die Vermessung von Sindh, Pandschab und Kaschmir. 1861 trat er zurück und ging nach England, wo er ein eifriges Mitglied der Geographischen Gesellschaft wurde. Er starb am 21. Februar 1878. — Zu seinen Schülern zählte Thomas George Montgomerie, geboren 23. April 1830 in Ayr, seit Juni 1849 Lieutenant der bengalischen Ingenieure, von 1852 an beim Trigonometrical Survey thätig, zuerst bei den Basismessungen von Cutsch und Karatschi, dann bei der Aufnahme von Kaschmir. Zehn Jahre lang arbeitete er an letzterer, oft unter den größten Widerwärtigkeiten, wie Schneestürmen, Nebel u. s. w., und in Höhen von 13 000 bis 20 000 Fuß über dem Meere. 1865 ging er nach England und erhielt als verdiente Belohnung die goldene Medaille der Londoner Gesellschaft. Im Mai 1867 nahm er seine Arbeiten in Indien, und zwar in Kumaon und Garhwal wieder auf. Am bekanntesten wurde er jedoch dadurch, daß er indische Eingeborene zu Entdeckungsreisen gleichsam abrichtete und zur Erforschung der den Europäern verschlossenen Gebiete Inner-Asiens aussandte. Für die westlicheren Gegenden, wie Hindukusch, Ostturkestan und den obern Oxus, benutzte er Pathans, für Tibet Bhutiyas, und lehrte ihnen mit nie ermüdender Ausdauer den Gebrauch des Kompaß, des Sextanten und Kochpunkt-Thermometers. Worin er sie nicht unterwies, das war die Berechnung der Beobachtungen und der Gebrauch astronomischer Tafeln, um vor etwaigen erdichteten Routen sicher zu sein. Seine Panditen drangen denn auch an den Brahmaputra, nach Lhassa und an die Seen des innern Tibet, wie an den obern Oxus vor, und ihren Karten lassen sich nur diejenigen Prschewalski's oder Stanley's an die Seite stellen, was die Menge neuer großer topographischer Züge anlangt. 1875 zog Montgomerie sich vom Dienste zurück; noch im selben Jahre fungirte er als englischer Kommissär bei dem Pariser geographischen Kongresse. Wer ihn dort mit seiner Zuvorkommenheit kennen lernte in dem großen Saale der Tuilerien, dessen Wände neben den Riesenkarten der Londoner Gesellschaft und den Arbeiten der „Palestine Exploration Society" seine eigenen Aufnahmen im Himalaya zierten, wird den frühen Tod des hochverdienten Mannes erst recht schmerzlich empfinden. Er starb am 31. Januar 1878 in Bath.

— Jute (sprich Dschut), die Faser mehrerer indischen Corchorus-Arten, war bis 1830 in Europa praktisch unbekannt; jetzt sind Säcke aus Geweben dieser haltbaren Gespinnstfaser allen civilisirten Nationen der ganzen Erde zur Verpackung ihrer Naturproducte unentbehrlich. 1828 exportirte Britisch-Indien 364 Ctr. im Werthe von 1004 M., 1873 aber 7,1 Mill. Ctr., Werth 82 Mill. M.; in England zählt man 115 156 Spindeln für Jutegarne, 4044 Maschinenstühle für Jutegewebe, in Deutschland 17 050 Spindeln und 546 Kraftstühle. In Algerien und dem südlichen Nordamerika wurden Versuche mit Pflanzungen gemacht; Hauptproductionsgebiet bleibt aber das östliche Bengalen; die Veränderungen, welche hier mit der Nachfrage aus Europa und Amerika entstanden, beschreiben amtliche Erhebungen wie folgt: „Vor zwanzig Jahren verhielt es sich mit dem Anbau von Jute wie heute noch mit Taback: hatte der Bauer noch eine Ecke übrig, so besamte er sie für den Hausgebrauch mit Jute. Die größere Nachfrage ließ ihn das zusagendste Land kennen lernen und öffnete ihm die Augen über den Werth des Erzeugnisses; heute ist Jute nach Reis die wichtigste Pflanze; sie gedeiht auf jedem Boden, macht wenig Mühe und hilft dem Landmann über schlechte Zeiten hinweg. Der beste Standort sind die Niederungen am Brahmaputra, nordöstlich von Calcutta, man pflanzt sie auch noch westlicher bis zum Ganges hin; aber die Cultur hört auf, sobald man aus dem Ganges-Delta emporsteigt. Jute spielt

im Haushalte dieser Gegenden eine große Rolle, roh gearbeitete Seile sind der Mörtel, mit welchem Bambushäuser gebunden sind. Der Handel damit liegt in den Händen zahlreicher Zwischenhändler; ein Unterhändler kauft die Waare auf mit den Vorschüssen eines Großhändlers; dieser sortirt sie und packt sie in unförmig große Ballen; als solche verfrachtet sie der Exporteur nach Europa. Früher wurde alles in Indien benöthigte Gewebe im Inlande gefertigt; seit der Eröffnung des Suez-Canals geht das Rohmaterial nach England und kommt als sauber gearbeitetes Sacktuch nach sechs Monaten wieder zum Ursprungslande zurück." (E. S.)

— Die in Bombay erscheinende „Times of India" versprach in ihrer Ausgabe vom 17. December vorigen Jahres genauere Auskunft über **Lieutenant Gill's Reise durch China** nach Birma, wobei er der von Magary, später vom englischen Gesandtschafts-Secretär Grosvenor eingeschlagenen Route folgte, um zu erproben, ob das Versprechen der chinesischen Behörden, einen harmlosen Reisenden auch in ihren innersten Provinzen zu schützen, gehalten werde. Wir verdanken der „Times of India" schon manchen werthvollen geographischen Bericht — so ist der Reisebericht des Ungarn Berceneey in den Jahren 1873 bis 1874 von Rußland quer durch Centralasien über Kaschgar nach Indien nur durch diese Tageszeitung bekannt geworden — und so sah man mit Spannung dem angekündigten Berichte entgegen. In ihrer neuesten Wochenausgabe muß jedoch die Redaction leider mittheilen, daß ihr über diese Reise, „die in ihren Details so viel Aufsehen erregen werde als Stanley's Marsch quer über Afrika," kein Bericht zur Veröffentlichung zugesandt wurde; ihr Rangun-Correspondent, der mit Gill während seiner Ruhe dort im Hause des obersten englischen Beamten oft verkehrte, habe nur über Gill's Vorleben Einiges mittheilen können. Darnach verdankt Gill ein großes Vermögen, das ihm auch die Mittel zu dieser Reise gewährte, einer Aufmerksamkeit gegen einen alten Herrn; diesem war vom Wind sein Hut entrissen worden, als Gill in der Pall-Mall-Straße in London eben aus dem Portale seines Clubs heraustrat; Gill lief dem Hute nach, fing ihn und überreichte ihn dem Besitzer. Es stellte sich heraus, daß Beide denselben Namen trugen; der alte Herr war kinderlos, zog den jungen Mann an sich und hinterließ ihm ein Vermögen mit einer Jahresrente von 1/2 Million Mark. Der junge Gill bemühte sich vergebens um einen liberalen Sitz im Unterhause; durchgefallen wandte er sich nach China. „Alles in Allem genommen, sind die Leute, welche die Stufen ihres Clubs herabstolpern, um eines Fremden Hut aufzulesen, ebenso selten wie die Männer, welche China quer durchreisen." (E. S.)

— Ueber die von uns auf S. 336 des vorigen Bandes erwähnten Reisen des englischen Consular-Residenten, **Mr. Colborne Baber in Sze-tschwan**, berichtet jetzt der Schang-haier Correspondent der „Times" wie folgt: Mr. Baber scheint große Reisen durch interessante Gebiete gemacht zu haben und durchaus nicht gewillt zu sein, sobald nach den Sitzen der Civilisation zurückzukehren. Folgender Auszug aus einem Privatbriefe von ihm ist des Abdruckes wohl werth:

„Mein letzter Bericht datirt aus der Nähe des Berges Omi. Von dort ging ich nordwestlich und von Ja-tschou (im nordwestlichen Sze-tschwan) an südlich über Ning-yuan nach Hwei-li-tschou (in dem großen südlichen Bogen des Jang-tse-kiang gelegen), dann östlich und über den Jang-tse hinüber nach Jün-nan. Dann zog ich von Tung-tschuan aus durch die denkbar wildeste und ärmste Gegend, ein weites Gebiet für Sklavenjagden, von welchem die Lolos sich ihre chinesischen Leibeigenen wegholen, ein Land mit Schafhirten, Kartoffeln, giftigem Honig, einsamen Ebenen, hohen Schneebergen, Silberminen und fast unterbrochenen Regengüssen hinab am obern Jang-tse nach Ping-schan. Kein Europäer, selbst nicht die Jesuiten, haben je vor mir dies Land betreten. Der Lauf des Jang-tse, welcher dort „Goldfluß" heißt, ist auf den Karten der Jesuiten durchaus falsch niedergelegt. Eine Linie, welche man von einem Punkte etwa 1 oder 2 Miles oberhalb Ping-schan nach Südwesten zieht, giebt seinen Lauf im Großen und Ganzen an; doch windet er sich mit der höchsten Verachtung der Jesuitenkarten durch jene mächtigen Schluchten hindurch."

Mr. Baber — fügt der Correspondent hinzu — ist eines der tüchtigsten Mitglieder des Consularcorps und Meister im launigen, beschreibenden Stil. Ich erwarte einen seltenen Genuß, wenn sein Bericht über diese Reisen einmal veröffentlicht wird.

— Freiherr v. Richthofen berechnet in einer Mittheilung an die „Oesterr. Monatsschrift f. d. Orient" die Steinkohlenproduction Chinas auf jährlich gegen 3 Mill. Tonnen. Die Anthracitlager von Schansi werden mit 1 Mill., die bituminösen Kohlen derselben Provinz mit 700 000, die Provinz Hunan mit 600 000, Schantung mit 200 000, Tschili mit 150 000 aufgeführt. Eine genauere Statistik würde wahrscheinlich die Gesammtsumme erhöhen. Alle 18 Provinzen des Reiches sowie die Süd-Mandschurei sind mit Steinkohlen gesegnet, und wenn auch Größe der Kohlenfelder, Alter und Güte der Kohlen sehr verschieden sind, so kann doch schon jetzt China als eines der ersten Steinkohlenländer der Welt bezeichnet werden. Wahrscheinlich übertrifft das Areal der Kohlenfelder in China noch die viel angestaunte Ausbreitung der nordamerikanischen, und mit dem größten, dem von Schansi, kann sich „in der Vereinigung der günstigsten Bedingungen in Hinsicht auf Lagerung, Qualität und Quantität" kein anderes Kohlengebiet messen, um so weniger als hier in Verbindung mit der Kohle ausgezeichnetes Brauneisenerz sich in großer Menge findet. Bei einer jährlichen Kohlenausbeute von 300 Mill. Tonnen könnte dieses vortreffliche Anthracitlager allein den ganzen gegenwärtigen Bedarf der Welt für 2400 Jahre decken. Die Ausbeutung der chinesischen Kohlenfelder ist aber noch so sehr in der Kindheit, daß sie gegenwärtig, trotz so günstiger Bedingungen, nur erst ungefähr 1/15 der Kohlenproduction in Deutschland oder den Vereinigten Staaten beträgt. Richthofen zweifelt indessen nicht, daß sie sich schon in der nächsten Zukunft erheblich steigern wird, und da „nirgends so billiges Brennmaterial mit einer so unerschöpflichen Fülle billiger und zugleich intelligenter und effectiver Arbeitskraft vereinigt ist wie in China, so können sich, falls die Chinesen nur wollen, in kurzer Zeit Productionscentren ersten Ranges bei den Kohlenfeldern bilden." Die bisher so günstige Handelsbilanz mit China droht dadurch erheblich gestört zu werden; Opium und Baumwollgewebe, die Hauptgegenstände des europäischen Imports, drohen beide mit einem Rückgang, welcher in nicht ferner Zeit Europa die Frage vorlegen wird, womit Thee und Seide bezahlt werden sollen, von denen wir schon jetzt für nahezu 400 Mill. Mark im Jahre einführen. (Allgem. Zeitung.)

— **Miklucho-Maclay** ist von seinem dritten Aufenthalte auf Neu-Guinea (s. oben S. 40) glücklich in Singapore wieder eingetroffen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I [1]).

Patras, seine Burg und seine Vergangenheit. Die Küsten von Aetolien und Elis. Zakynthos. Leukas. Ankunft in Korfu.

Wir hatten unsern Reisenden bei seiner Ankunft in Patras, des hellenischen Königreiches drittgrößter Stadt, verlassen. Bei Patras giebt es, wie fast bei allen griechischen Städten der Levante, einen Hügel, hier Skatovuni genannt, der nach einander antike Akropolis, Frankenschloß und türkische Festung gewesen ist und jetzt unter griechischer Herrschaft eine Ruine trägt. Ein steiler, steiniger Pfad führt hinauf, und unterwegs bei einer Quelle vorbei, deren Wasser sich in ein kleines Marmorbecken ergießt. Eine große Platane streckt ihre Aeste über dieselbe aus und schafft so ein Plätzchen, wo einstmals mit Vorliebe die türkischen Bimbaschis und Yüzbaschis ihre Teppiche ausbreiten ließen und, in träumerischer Faulheit versunken, hinabschauten auf die weinumrankten Häuser der Stadt, die große fruchtbare Ebene von Achaia und das weite blaue Meer. Die alte Festung dient heutigen Tages als Gefängniß für Angeklagte und für Galeerensklaven, welche durch den vergitterten Thorweg dem Besucher Blicke zuwerfen, die an eingesperrte wilde Thiere erinnern. Und dennoch stoßen sie ihn nicht so ab und erfüllen ihn mit solchem Widerwillen wie die Sträflinge civilisirter Länder, auf deren Gesichtern Laster und Ausschweifungen ihre Spuren zurückgelassen haben. Neun Male unter zehnen ist es eine Mordthat gewesen, die sie hierhergeführt hat; aber nur sehr selten ist damit ein Raub verbunden gewesen. Die Messer stecken so locker im breiten Ledergürtel und fliegen bei Streitigkeiten, sei deren Grund nun das Spiel, die Liebe oder politische Wahlen, so leicht aus ihrer Scheide. Ein unglücklicher Stoß folgt dann so leicht; aber daß das ein Unrecht sei, wollen die Leute nicht glauben, weil sie es schon mit der Muttermilch eingesogen haben, daß der Palikare so und nicht anders handelt. Lange wird es noch dauern, ehe hier durch Volksbildung Wandel geschaffen sein wird; nur werden dann möglicherweise weniger Mordthaten aus verletztem Ehrgefühle und mehr aus niedrigeren Motiven vorkommen.

Patras ist eine jener Küstenstädte Griechenlands, wo in Urzeiten, von denen keine sichere Geschichtstradition erzählt, und die sich nur durch Schlüsse reconstruiren lassen, orientalische, speciell semitische, Fremdlinge sich niedergelassen hatten. Noch zu Pausanias' Zeiten, im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, bestand dort am Meeresstrande vor dem Demetertempel ein Orakel: neben einer Quelle konnten sich Leidende mittelst eines Spiegels Raths erholen. Es ist das „offenbar die noch jetzt mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete Quelle bei der verfallenen Kirche des heiligen Andreas südlich von der jetzigen Stadt, welche in ein überwölbtes Bassin, zu dem man auf vier Stufen hinabsteigt, gefaßt ist“ (Bursian). Da sich ein ähnliches Spiegelorakel in Patara in Lykien befand, so liegt es nahe, beide einander ähnlichen Namen

[1]) S. den Anfang dieser Reise in Bd. XXXI, S. 33, 49, 65, 81 und 97; und Bd. XXXII, S. 1, 17, 33, 49, 65 und 81.

mit dem semitischen Verbum patar (d. i. wahrsagen) in Verbindung zu bringen. Von Orientalen hatten die Griechen auch den Anbau des Byssos, Weberei und Färberei überkommen, welche noch in später Zeit dort blühten. Noch Pausanias berichtet davon wie folgt: „Frauen giebt es in Paträ an Zahl doppelt so viel wie Männer, und wenn irgendwo auf Erden, so huldigen dieselben hier der Aphrodite. Viele gewinnen ihren Lebensunterhalt von dem in Elis wachsenden Byssos, von dem sie Haarnetze und Gewänder weben." Diese Industrie ist nun heutigen Tages wohl verschwunden; aber wie im Alterthume die Ebene von Ost-Achaia weinberühmt war und ihre eigenen Dionysossagen ausbildete, so erheben sich heute wieder in Patras die Magazine der Weinbaugesellschaft „Achaia", welche mit Hülfe französischer Winzer Weine der verschiedensten Art erzeugt, denen Belle seine Anerkennung nicht versagen kann. Seit den Zeiten des Augustus hat Patras nicht aufgehört, eine der bedeutendsten Rollen in der Peloponnes zu spielen. Von dort aus wurde das Christenthum auf der Halbinsel verbreitet und wiederum im 9. Jahrhundert die eingedrungenen Slaven bekehrt. Das ganze Mittelalter hindurch war es unter Byzantinern, Franken, Venetianern und Türken eine der festesten, bevölkertsten und gewerbreichsten Städte des Landes, und obwohl es im April 1821 durch Jussuf Pascha vollständig niedergebrannt wurde, so hat es sich doch als einziger Hafen an jenen Gestaden wie mit Naturnothwendigkeit aus der Asche erhoben und ist heute nächst Athen (circa 45 000 Einwohner) und Syra (circa 21 000) die volkreichste und bedeutendste Stadt des kleinen Königreiches (1871 zählte sie 19 641 Einwohner).

Das Dampfboot, welches von Patras aus nach den Jonischen Inseln fährt und welches Belle bestiegen hatte, fährt westwärts an der Südküste von Aetolien und Akarnanien



Das Frankenschloß Chlemutsi. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

hin, dem wildesten Nomos des ganzen Landes, der aber mit seinen alluvialen Ebenen, seinen Kalkplateaus, dem Holzreichthum seiner Thäler und Berge und seinen Häfen an der Meeresküste zu den wohlhabendsten zählen könnte, wenn nicht die Faulheit der dünngesäeten Bevölkerung und ihre Abneigung gegen den Ackerbau und ein gesetzlich geregeltes Leben jeden raschern Fortschritt vereitelte. Wie in der Urzeit griechischen Volkslebens dienen hier die Früchte der weit verbreiteten Knoppereichen sowohl den Menschen als den kleinen, struppigen Schweinen zur Nahrung; die Näpfchen der Eicheln (Valonien) werden von Weibern und Kindern gesammelt und als gesuchtes Gerbemittel den Bewohnern der Küste und durch diese nach Patras oder Zakynthos verhandelt.

Dem Cap Kalogria, der nordwestlichsten Spitze der Peloponnes, gegenüber versteckt sich hinter einem niedrigen, sumpfigen Küstenstreifen zwischen ungesunden Lagunen das berühmte Mesolongion (Missolonghi), denkwürdig durch seinen heldenmüthigen Widerstand gegen Ibrahim Pascha's Heer im Jahr 1825 und durch Lord Byron's Tod. Von jenem Vorgebirge an nimmt der Dampfer die Richtung nach Südwesten, an der einförmigen peloponnesischen Küste hin. Dahinter dehnt sich die weite für Korn- und Weinbau geeignete Ebene von Elis aus, in deren Mitte der Flecken Andravida liegt, einst der Sitz der fränkischen Herrschaft Guillaume's de Champlitte; die von ihm dort errichtete jetzt in Trümmern liegende gothische Kirche war bis ins 15. Jahrhundert die Metropole der lateinischen Bischöfe, welche der Herzog von Montferrat bald nach der vollständigen Eroberung von Elis eingesetzt hatte. Westlich von Andravida liegt gleichfalls ein beredter Zeuge jener Feudalzeiten: dort springt als westlichste Spitze von ganz Morea ein Bergrücken weit in das Jonische Meer vor, der von den Alten wegen seiner breiten der Schale einer Schildkröte ähnlichen Gestalt Chelonatas genannt wurde und heute nach einem mittelalterlichen Castell, das gerade westlich unter dem 246 Meter hohen Gipfel liegt, Chlemutsi heißt. Geoffroy de Villehardouin ließ dasselbe errichten und nahm



Zákynthos (Zante). (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

die Mittel dazu der reich begüterten lateinischen Geistlichkeit Moreas mit Gewalt weg, als sie, der fast ein Drittheil des ganzen Landes eignete, sich nicht gutwillig dazu verstand, etwas zur Vertheidigung desselben beizutragen. Die Prälaten thaten ihn dafür in Bann, aber der Papst hob denselben auf. Das Schloß ist noch heute wohl erhalten und bietet, vom Meere aus gesehen, mit seinen mächtigen Thürmen, massiven Courtinen und dicken Mauern einen imposanten Anblick dar. Zu seinen Füßen liegt der versandete Hafen Glarentsa, den eine Meerenge von nur 20 Kilometer Breite von der Insel Zakynthos trennt. Bald lag der Dampfer vor dem gleichnamigen Städtchen vor Anker.

Der erste Anblick dieser „Blume der Levante" (Zante fior di Levante sagen die Italiener) ist überaus anziehend: ein kleines italienisches Städtchen, voll Anmuth und Heiterkeit, mit hohen venetianischen Glockenthürmen und blumen- und baumreichen Gärten; ringsum reiche Felder und darüber auf einem mit blühenden Sträuchern bedeckten Felsen eine moderne Befestigung mit Bastionen und Courtinen, wo im Alterthume die Burg Psophis gestanden hatte. Man merkt sofort den Einfluß einer höhern Civilisation, eine Folge der Jahrhunderte langen Besetzung der Insel durch Venetianer, Franzosen, Russen und Engländer. In den Straßen der Stadt begegnet man Typen, die an die Gemälde Bellini's und Veronese's erinnern, und an den Fenstern alter Paläste, deren hohe Façaden mit Bildhauerwerk und den Wappenschilden alter Patricierfamilien geziert sind, zeigen sich reizende blonde Köpfe. In den Läden wird Italienisch gesprochen und nichts erinnert an den Orient oder das so nahe Land der Palikaren.

Eine breite, vortreffliche, mit einer Brüstung versehene und von Bäumen beschattete Straße, deren geschickte Anlage man den Engländern verdankt, führt auf den Felsen hinauf, von dessen Gipfel der Blick den von Grün umgebenen Hafen umfaßt. In Laub und Blüthen versteckte Villen, an deren Umzäunungen sich Schlingpflanzen emporwinden, dienten



Südspitze von Levkas. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

einst den englischen Beamten, die ihren Comfort und ihre Sauberkeit überall auf Erden mit hinnehmen, zur Wohnung; aber seitdem sie die sieben Inseln verlassen haben, sind orientalische Sorglosigkeit und Vernachlässigung fleißig dabei, Mauern, Straßen, Pflaster und Festung verfallen zu lassen.

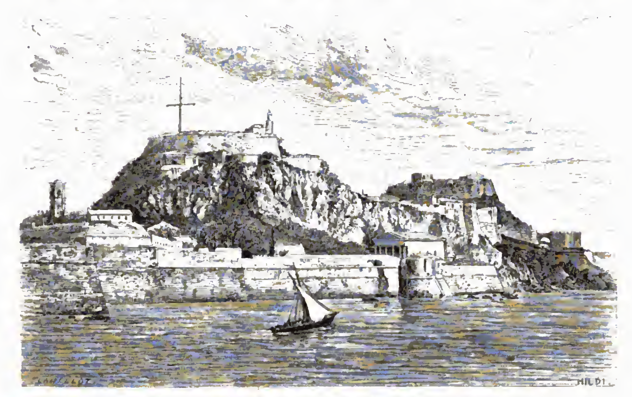
Geht man um den Berg westlich herum, so führt der Weg in die Ebene hinab, welche, rings von Bergen umgeben, einen Theil des Innern der Insel einnimmt und durch Weinpflanzungen unter Olivenbäumen und von Orangen- und Granatenbäumen umgebene Lusthäuser einen reich belebten Anblick darbietet. Nach allen Richtungen wird das Gefilde von Bewässerungsgräben durchschnitten. Auch bei der Rückkehr nach der Stadt folgt man einer Straße, die noch heute so glatt ist wie eine Parkallee, obwohl seit dem Abzuge der Engländer die jetzige Verwaltung nicht einen einzigen Stein dazu gethan hat. Freilich reichen diese Fahrstraßen, welche die Verwunderung des Reisenden erregen, niemals weit, und deutlich sieht man, daß sie einstmals weniger zum Besten des Landes als zum Vergnügen der Spaziergänger angelegt worden sind. In hundert reizenden Biegungen führen sie wohl auf irgend einen schönen Aussichtspunkt, lassen aber die Bevölkerungscentren vollständig seitwärts liegen. Im Innern der Insel sind dagegen die Dörfer durch schmalere Wege verbunden, welche die Franzosen unter General Donzelot während ihrer Besetzung der Ionischen Inseln angelegt haben.

Ob die Ionischen Inseln durch ihre Abtretung an Griechenland verloren oder gewonnen haben, ist eine durchaus nicht übereinstimmend beantwortete Frage. Unter englischer Oberhoheit genossen sie wenigstens Sicherheit des Lebens und Eigenthums, während es damit jetzt, namentlich zur Zeit der Wahlen, oft schlecht bestellt sein soll. Die Kaufleute und kleinen Producenten aber sind mit dem Wechsel der Dinge sehr zufrieden. Denn in Folge der Unification der Zollabgaben kann die Insel nicht nur ihre Producte den Exporteuren mit Vortheil verkaufen, sondern ist auch eine Sammelstelle für die ganze Ausfuhr der peloponnesischen Küste und ein ebenso wichtiger Platz wie Patras für den Korinthenhandel, der für Zante eine Summe von 12 Millionen Francs repräsentirt, geworden. Ehe aber an eine bessere Ausbeutung des Ackerbaues und der Mineralproducte der Insel zu denken ist — dieselbe erzeugt z. B. vortreffliches Oel und ihr Wein kann sich den besten Gewächsen Spaniens an die Seite stel-

len —, müssen die Wirren in der innern Verwaltung ein Ende nehmen und geordneteren Zuständen Platz machen. Dann werden auch die in manchen Dörfern des Innern verfertigten Seidengewebe, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit und Haltbarkeit gesucht sind, zu Ehren kommen, ebenso wie die noch wenig bekannten Schwefel- und Anthracitlager im Süden der Insel und die schon früher von einer englischen Gesellschaft ausgebeuteten Erdharzquellen.

Hauptgottheit der Stadt Zakynthos war in alter Zeit, wie die Münzen bezeugen, Apollon; es sieht darum wie ein Spiel des Zufalls aus, wenn es auch wohl richtiger auf eine glückliche Mischung italienischen und griechischen Blutes zurückzuführen ist, daß Zante im Laufe des letzten Jahrhunderts zwei Dichtern das Leben geschenkt hat: dem Italiener Ugo Foscolo, welcher hier 1772 als Sohn eines venetianischen Provedittores geboren wurde, und Solomos, einem der vorzüglichsten unter den modernen Poeten Griechenlands. Einbildungskraft, Enthusiasmus und vor Allem musikalisches Gefühl zeichnet die Zantioten überhaupt aus, und der Reisende ist entzückt über die leichten gefälligen Barcarolen, welche die dortigen Schiffer mit voller, sympathischer Stimme durch die mit Orangen- und Jasmindüften erfüllte Sommernacht erklingen lassen.

Von Zante fährt das Dampfschiff gerade nördlich und durchmißt in kaum zwei Stunden die kleine Strecke bis Kephalonia, der größten der Ionischen Inseln, wo es die Nacht über bei dem durch seine Meermühlen bekannten Argostoli anlegte, um am folgenden Tage auf hoher See, westlich von den Inseln, seine Reise nach Norden fortzusetzen. Bald zeigen sich rechter Hand die weißschimmernden Klippen der davon ihren Namen tragenden Insel Levkas (oder Hagia Mavra) und die senkrechten Marmorwände ihres südlichsten



Citadelle von Korfu. (Nach einer Photographie.)

Vorgebirges Leukatas (heute Cap Dukato), dessen glänzende weiße Farbe zu dem in den Spalten wachsenden dunkeln Immergrün im schönsten Gegensatze steht. Das Cap trägt noch Reste eines Tempels des Apollon Leukatas, welchem die Leukadier alljährlich, wie Strabon erzählt, „offenbar zum Ersatze für ehemalige Menschenopfer, einen Verbrecher als Sühnopfer vom Vorgebirge ins Meer hinabstürzten, freilich nicht ohne durch Federn, die sie an den Körper des armen Sünders anfügten, und durch Kähne, die bestimmt waren, ihn aus dem Meere aufzufischen und dann aus dem Lande fortzuschaffen, das Gefährliche des Sprunges zu mildern" (Bursian). Poetisch verklärt aber erscheint der kahle Fels durch die Sage, daß Sappho zuerst von ihm sich hinabgestürzt habe, um ihrer hoffnungslosen Liebe zu Phaon ein Ende zu bereiten, und daß so Mancher im Alterthume ihr aus gleichem Grunde nachgefolgt sei.

Die Küste der Insel, an welcher das Schiff nun mehrere Stunden entlang fährt, ist wild und felsig und aus dem Innern ragen hohe Berggipfel empor. Dann öffnet sich rechts der Meerbusen von Arta, an dessen Einfahrt, bei Actium, das Schicksal einer Welt sich einst entschied. Nördlich von seiner Mündung gründete dann Augustus seine „Siegesstadt", an deren Stelle heute die weißgetünchten, ärmlichen Häuser von Prevesa getreten sind. Das ist die erste türkische Stadt; Griechenland liegt hinter uns und Albanien beginnt.

Vor einer langen Sandzunge, die an den Lido erinnert, und auf welcher sich das Fort Hagio Mavro erhebt, läßt das Schiff seinen Anker fallen. Von dort aus bedarf es noch einer langen Bootfahrt, um Hamaxiki, die Hauptstadt von Levkas, zu erreichen. Es ist ein stiller Ort, der von den nicht seltenen Erdbeben und den Miasmen der nahen Sümpfe viel zu leiden scheint. Denn es ist keine tiefe Meeresstraße, welche Hamaxiki und ganz Levkas vom gegenüberliegenden



Korfu. (Nach einer Photographie.)

Festlande trennt, sondern nur ein zu den verschiedensten Zeiten von den Korinthern, den Römern und zuletzt den Engländern, gegrabener künstlicher Canal, welcher jetzt wieder bei Ebbe nur noch 60 Centimeter Tiefe besitzt. Das Innere der Insel enthält einige größere Ortschaften und ein paar fruchtbare Thäler, wo man Wein, Mandel- und Oelbäume und Baumwolle zieht. Die Landleute, welche Belle auf dem Hafendamme sah, zeigten jenen reinen Typus, wie man ihn nur noch in Akarnanien findet, und schienen kräftige, intelligente Leute zu sein. Sie gingen, wie alljährlich, nach Xeromeros, der gegenüberliegenden Provinz des Festlandes, um sich als Feldarbeiter zu vermiethen. Solche periodischen Auswanderungen sind stets ein unfehlbares Anzeichen, daß der Boden der Heimath unfruchtbar oder die Bevölkerung dort zu stark geworden ist.

Am Abend setzte der Dampfer seine Fahrt fort und befand sich bei Tagesanbruch vor Paxos, einer wasserlosen, armen, nur durch ihre Oliven ausgezeichneten Felsinsel, deren 3500 Bewohner aus irgend einem weiter nicht bekannten Grunde für aller Vernunft bar gelten. Nur kurze Zeit hielt das Schiff bei dem Hauptorte der Insel, Gaïon, an und lief dann in den Meeresarm ein, welcher Korfu vom Festlande trennt: zur Rechten gewaltige, von finsteren Schluchten durchzogene Felsabhänge, ein trauriges, verlassenes Land, zur Linken lachende Buchten, schattige Landestellen, blüthenreiche Villen, mit Geranien und Rosen bewachsene Wege, dort Barbarei, hier Civilisation. Ein mächtiger Felsen ragt in das Meer vor, von Bastionen gekrönt, mit kasemattirten Batterien umgeben, mit Kanonen gespickt und ringsum von Vertheidigungswerken umlagert, die sich hinter Cactushecken verbergen. Es ist die Citadelle von Korfu. Eine Flaggenstange auf der Spitze des Felsens dient dazu, um die Ankunft von Schiffen zu signalisiren.

Der Dampfer ankerte zwischen der Stadt und dem Felseneilande Vido, dessen Fort die Engländer bei der Abtretung der Inseln an Hellas geschleift haben, was ihnen — mit vieler Uebertreibung — als arger Vandalismus angerechnet worden ist. Denn nach der Ansicht sachverständiger Leute hatte es den heutigen Zerstörungsmitteln gegenüber durchaus keine Bedeutung mehr, und alle übrigen Befestigungen lassen sich mit einer Ausnahme im Nothfalle leicht wieder in vertheidigungsfähigen Zustand bringen. Korfu besitzt die drei wichtigsten Forts zur Vertheidigung und Beherrschung der Stadt noch heute, und das ist schon mehr als Griechenland vorläufig armiren kann. Die prachtvollen Casernen und sonstigen militärischen Bauten existiren noch heute und könnten leicht 8000 Mann aufnehmen; aber die griechische Regierung hat mit vieler Mühe nur 400 Soldaten dorthin legen können.

Der Theebau in Indien.

F. R. Als im Jahre 1826 ein gewisser C. A. Bruce, Befehlshaber einiger Kanonenboote während des Birmanenkriegs, Thee und Theesamen aus Oberassam nach Bengalen brachte, wurde er zwar von der English Society of Arts mit einer Medaille, nirgends aber mit dem Verständniß für die große praktische Bedeutung seiner Entdeckung belohnt, das so nahe zu liegen schien. Es dauerte eine Reihe von Jahren, bis dieses kam. 1834 ernannte die Regierung eine Commission, die die Möglichkeit der Theecultur in Indien näher studiren und begutachten sollte, und durch die Arbeiten dieser Commission wurde es erst allgemein bekannt, daß der Theestrauch in Assam von Suddyah bis zur chinesischen Grenze wild wachse. Darauf hin richtete die Regierung 1835 einen Versuchsgarten in Luckimpore ein, der später nach Joypur (beides Orte in Assam) verlegt und 1839 an die Assam-Compagnie, eine Gesellschaft, verkauft wurde, die sich zum Zweck der Theecultur in Indien gebildet hatte. Lange Jahre war das Schicksal des indischen Theebaues mit dem dieser Gesellschaft verknüpft, und die zwei Hauptthatsachen ihrer Geschichte bezeichnen gleichzeitig die wichtigsten Punkte in der Geschichte dieser Cultur: 1846 und 1847 waren ihre Actien nahezu unverkäuflich, und 1859 besaß sie 4000 Acres Theegärten und erntete 760 000 Pfund Thee. Zwischen diesen beiden Daten liegt die Zeit des Aufblühens des indischen Theebaues. Bis 1850 beschäftigte sich nur die Assam-Compagnie mit dem Theebau in nennenswerthem Maße. 1855 und 1856 wurde wilder Thee in Cachar und Silhet gefunden, und von diesen Jahren datirt die Einführung der Theecultur in den genannten Districten sowie in dem von Darjiling; man kann sagen, daß die Grundlage dieser Cultur in Indien in den Jahren 1856 bis 1859 gelegt wurde. Die Erfolge, die sie erzielte, machten sie darauf zu einem Gegenstand der Speculation, und im Anfang der sechsziger Jahre wurden zwar mehr Theegärten angelegt als je, die meisten aber nicht um dauernden Nutzen aus ihnen zu ziehen, sondern um sie sobald als möglich an eine der Gesellschaften zu verkaufen, die sich damals auf nicht immer soliden Grundlagen zum Zweck des Theebaues in England und Indien bildeten. 1866 bis 1868 waren dann Jahre des Krachs, in denen die Folgen der Ueberspeculation noch verschärft wurden durch die Schwierigkeiten, die aus der Beschaffung und Behandlung der Arbeiter entsprangen. Man hatte Tausende von Arbeitern, sogenannte Kulis, aus den volkreichen Tieflanden Indiens nach den Hügel- und Gebirgsgegenden eingeführt, wo der größte Theil der Theegärten sich findet, und bei dieser Einfuhr sowie auch in der fernern Behandlung der Einwanderer war man nicht immer sorgsam und menschlich verfahren. Zahlreiche Klagen, verursacht in erster Reihe durch die erstaunliche Sterblichkeit unter diesen Arbeitern, veranlaßten die Regierung zur Untersuchung ihrer Lage und zu Maßregeln, welche bestimmt waren, sie gegen Uebervortheilung und Mißhandlung zu schützen. Alles dies hielt indessen den Theebau nicht ab, sich immer mehr auszubreiten und zu immer größerer Bedeutung unter den übrigen Culturen Indiens vorzurücken. In Assam, dem Haupterzeugungsgebiete, war der Ertrag 1859 1 205 689, 1869 4 714 769 und 1871 6 251 143; in den übrigen Districten nahm er in ähnlicher, theilweise in noch rascherer Progression zu, und man schätzte im letztgenannten Jahr den Ertrag in ganz Bengalen — der einzigen Provinz Indiens, wo gegenwärtig Thee im Großen erzeugt wird — auf 15 Mill. Pfund. Bei einem Durchschnittsertrag von 208 Pfund pro Acre werden 57 000 Acres Theegärten mit ertragfähigen und 13 000 mit jungen Pflanzen angegeben. Für 1877 bis 1878 wird die Theeernte von ganz Indien auf 25 Mill. Pfund veranschlagt.

Die Pflanzen, welche in den indischen Theegärten gezogen werden, sind theils chinesische, theils indische, theils eine Bastardform von beiden. Die chinesische hat starrere Blätter als die indische, welche eben wegen dieser Starrheit schwerer in die Form zu bringen sind, die man am Thee liebt, und es wird behauptet, daß der von chinesischen Pflanzen in Indien gezogene Thee schwächer sei als der echte indische. In allen Berichten wird als eines der Hindernisse, die der raschern Entwickelung des indischen Theebaues entgegenstehen, die große Zahl chinesischer Pflanzen genannt, welche in den Gärten zu finden sind. In Cachar z. B., das 1872 4 832 000 Pfund lieferte, wird die Procentzahl, in der sich die verschiedenen Pflanzen in den Theegärten finden, auf 70 für die chinesischen, 20 für die Bastarde und 10 für die indischen angegeben. Von der chinesischen wird nur der eine Vorzug größerer Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse gerühmt. Im Vergleich zu der immer niedrigen Strauchform der chinesischen Pflanze ist die einheimische indische ein Baum und unter den indischen Pflanzern ist die Meinung verbreitet, daß die chinesische Theepflanze derselben Art angehöre wie die indische, aber eine der künstlich verzwergten Formen sei, wie die Chinesen sie auch aus anderen Bäumen darzustellen lieben.

In Bezug auf die Klima- und Bodenverhältnisse, unter denen der Theebau mit Vortheil zu betreiben ist, hat man in Indien nicht alles bestätigt gefunden, was man von China als festgestellte Erfahrung herübernahm. Wie von den chinesischen Arbeitern, die man früher für schweres Geld kommen ließ, ist man auch von manchen chinesischen Praktiken zurückgekommen. Man findet z. B., daß die Meereshöhe keinen merklichen Einfluß auf die Menge und Güte der Erträge übt. In Cachar liegen die Theegärten 20 bis 300 Fuß über der Ebene oder 90 bis 370 Fuß über dem Meeresspiegel, keiner geht über 500 Fuß Meereshöhe hinaus. Im District von Darjiling sind die zwei ertragreichsten Pflanzungen bei 2500 bis 4800 Fuß gelegen. In Assam liegen die meisten Theegärten zwischen 300 und 400 Fuß, manche auch bei 1000 Fuß; im District Chittagong steigt keiner über 200 Fuß. Man glaubte früher, daß die Abhänge von Hügeln und Bergen der beste Boden für Theepflanzungen seien, aber man findet immer mehr, daß diese Lagen viel zu sehr der Abspülung ausgesetzt sind, und dies um so mehr, als die Theepflanzungen mit in den regenreichsten Gegenden liegen, die man kennt. Auch sind diese Abhänge meist steinig. Man pflanzt jetzt mit Vorliebe auf den niedrigen Plateaus, in welche sich die Gebirge und Hügel des Himalayasystems nach Süden gegen die Tiefländer (Terai) zu ausbreiten, und in den letzteren selbst. Der Theestrauch bedarf nicht des reichsten Bodens, sondern es scheint, daß ein leichter, humusreicher Lehmboden mit Sand gemischt oder von Sand unterlagert, ihm die besten Wachsthumsbedingungen bietet. Allzu feuchter Boden ist nicht günstig. Von klimatischen Bedingungen sind feuchte Luft und Hitze die ersten und von der erstern ist es nothwendig, daß sie über einen möglichst großen Theil des Jahres vertheilt ist. Als Förderer der Feuchtigkeit ist auch Schatten nützlich und man legt deshalb gern die Theepflanzungen in halbgelichteten Wäldern an. Bekanntlich gehören Süd- und Mittelchina ebenso wie Assam und Nordostindien zu den regenreichsten Gegenden, und in Indien selbst wieder ist nach allen Berichten Nordassam, dieser abnorm regenreiche Bezirk, derjenige, welcher für die Theecultur die günstigsten Bedingungen zu bieten scheint.

Man ist noch verschiedener Meinung über die Zeit, in der man anfangen kann, die Theeblätter zu pflücken, aber im Allgemeinen betrachtet man das dritte Jahr als dasjenige, in welchem dieselben ohne Schaden gepflückt werden können. In der Zubereitung des Thees für den Handel wird in großer Ausdehnung die Maschinenarbeit benutzt und zwar vorzüglich beim Rollen der Theeblätter, dieser zeitraubenden Arbeit, die während der Ernte so viel Arbeitskraft absorbirt. Die Rollmaschinen mit Dampf getrieben sind schon in großer Zahl in Thätigkeit gesetzt, wiewohl man die Handarbeit noch immer vorzieht, wo man sie billig genug haben kann. Maschinen zum Trocknen und Sortiren der Blätter sind gleichfalls in Gebrauch. Grüner Thee wird nur in verschwindend geringer Menge erzeugt.

Die Arbeiterfrage war, wie schon hervorgehoben, von Anfang an eine sehr wichtige in den Theedistricten, denn da diese allgemein in dünnbevölkerten Gegenden liegen, konnte nur zur Zeit der allerersten Anfänge die nöthige Zahl von Arbeitern aus dem Lande selbst beschafft werden. Die Einfuhr fremder Arbeitskräfte wurde von dem Augenblicke an nothwendig, daß der Theebau in Indien aus dem Stadium des Experimentes heraustrat und sich zur großen Cultur entwickelte. Man führte vom Ende der fünfziger Jahre an Scharen von Arbeitern aus dem bengalischen Tiefland nach den Theedistricten und zwar die Mehrzahl unter sogenannten Kuli-Contracten. Die Arbeiter verpflichteten sich, eine bestimmte Anzahl von Jahren, meistens 3 bis 5, auf einer Pflanzung zu arbeiten, und wurden von Contractoren in Calcutta, Benares und an anderen Orten zusammengebracht, oft unter täuschenden Vorspiegelungen, und dann scharenweis nach den Pflanzungen gebracht und unter einem Zwange festgehalten, der manchmal wenig besser war als Sklaverei. Die erschreckliche Sterblichkeit unter diesen Arbeitern lenkte zuerst die Augen der Regierung auf die Mißstände, die in der Beschaffung und Behandlung derselben Platz gegriffen hatten; man suchte durch verschiedene Gesetze die Arbeiter zu schützen, bestellte ihnen regierungsseitig eigene Inspectoren und dergleichen und hat dadurch wenigstens bis zu einem gewissen Grade ihr Loos erträglich gemacht. Es ist unnöthig, hier auf das Detail der Theearbeiterfrage einzugehen, da es so ziemlich dieselbe Geschichte ist, die in allen Ländern, wohin Kulis gebracht wurden, anfänglich das Kulisystem entstellte. Das Beste ist, daß zahlreiche Kulis, die ihre Termine abgearbeitet haben, als freie Arbeiter in den Theedistricten geblieben sind und nun anfangen, den Grundstock einer Arbeiterclasse zu bilden, die mit der Zeit wohl die Kulieinfuhr überflüssig machen wird. Bis dahin ist die Frage der Beschaffung und zweckmäßigen Behandlung der Arbeitskräfte immer eine der wichtigsten, die mit der Theecultur in Indien verknüpft sind. Die mittleren Lohnsätze sind: 10 Mark monatlich für Männer, 8 für Frauen, 6 für Kinder.

Als äußere Schwierigkeiten, die der Entwickelung der Theecultur in Indien noch entgegenstehen, werden die vorwiegende Verwendung des indischen Thees zur Verbesserung schlechterer chinesischer Sorten, mit denen er gemischt wird, sowie die schwere Zugänglichkeit des innerasiatischen Marktes genannt. Nur langsam bricht der indische Thee sich gerade in denjenigen theeconsumirenden Ländern Bahn, die wie Tibet, Kaschgar und die Westmongolei das vortheilhafteste gelegene Absatzgebiet der indischen Theeproducenten sein könnten. Die Gewinnung dieses Marktes ist einer der Gründe, die die indische Regierung in ihren Anstrengungen nicht müde werden ließen, gute Beziehungen mit jenen kleinen innerasiatischen Staaten zu suchen, welche mit dem politischen auch das wirthschaftliche Monopol Chinas in diesen Gegenden zu brechen im Stande sein würden.

Die heidnischen Eskimos an Grönlands Ostküste.

α. So viel bis jetzt bekannt geworden ist, wohnten an der grönländischen Ostküste die nördlichsten Eskimos in 74° 10′ nördl. Br., wo Sabine-Clavering's Expedition sie 1823 antraf; als 1869 die zweite deutsche Nordpolarexpedition unter Koldewey dieselbe Gegend besuchte, fand sie nur noch dürftige Spuren dieser einstigen Bewohner, aber keinen lebenden Menschen mehr.

Weiter südlich zwischen 70 und 72°, wohin im Jahr 1822 Scoresby vorgedrungen war, sah dieser zahlreiche frische Spuren von Menschen, Dörfer und Wohnungen, Schlitten und Geräthe, aber keine lebenden Eskimos.

Noch weiter südlich, zwischen 60 und 65°, an „König Friedrich VI. Küste", kam 1829 Capitän Graah mit 536 Eskimos zusammen, die nach Norden zu immer dichter wurden, ja er sah sie sogar ein großes Fest, ein Fischfest, feiern, bei dem über 200 Leute versammelt waren. Graah schildert die Eskimos von Ostgrönland als eine in jeder Beziehung bessere und höher stehende Race als diejenigen in Westgrönland, groß und stark gebaut, die Frauen von guten Formen und angenehmen Gesichtszügen, darunter sogar Schönheiten; ihrem Charakter nach durchweg als die harmlosesten, gutmüthigsten, ehrlichsten und tugendhaftesten Menschen, die es nur geben kann [1]).

Die auf der Scholle an Ostgrönlands Küste nach Süden treibende Mannschaft des Schiffes „Hansa" berührte diese Küste bei 61°, an der Insel Iluidlek, fand hier aber „von Menschen nirgends eine Spur" [2]), während Graah dort noch eine aus sechs Mitgliedern bestehende Familie angetroffen hatte.

Nach alle diesem ist es sicher, daß die Standorte der Eskimos an der grönländischen Ostküste großen Veränderungen unterworfen sind, was bei diesen Fischernomaden ohnehin nicht auffallen kann. Wir sind über sie, auf welche die Missionäre ihren Einfluß nicht erstrecken und die im alten Heidenthume verharren, überhaupt noch sehr dürftig unterrichtet; ein Weißer hat wohl nie unter ihnen gelebt, und so ist denn jede, auch die kleinste Nachricht, die wir über sie erhalten, willkommen.

Es ist daher sehr schätzbar, was uns jetzt Dr. H. Rink in seinem Werke „Danish Greenland" (London 1877, S. 321 bis 323) über die Ostküste mittheilt, wenn es auch nur wenig ist. Eingeborene von derselben, sagt er, kommen noch in jedem Jahre nach Pamiagdluk (zwischen Friedrichsthal und Cap Farewell), um dort Handel zu treiben. Zwischen 1848 und 1854 brachten jährlich zwei bis drei Umiaks (Weiberboote) 1000 Pfund Robbenspeck, 6 Eisbärenfelle, 12 Fuchspelze und 200 Seehundsfelle zum Verkauf, wofür sie Taback und Eisenwaaren eintauschten. Ein Beamter Namens Rosing, welcher mehrere Jahre an den südlichsten Plätzen Grönlands angestellt war und die Landessprache gut verstand, sammelte unter diesen Ostländern Nachrichten. Sein aus dem Jahre 1861 stammender von Dr. Rink mitgetheilter Bericht besagt das Folgende: Die Insel, auf welcher Cap Farewell liegt, hat zwei Buchten, an welchen Hausruinen und Stellen mit reicher Vegetation gefunden werden. Auf derselben Insel oder ganz in deren Nähe liegen die ersten Wohnsitze der Ostländer. Die Insel Aluk liegt da, wo die Ostküste des Hauptlandes sich nach Norden wendet; hier treffen die Leute von der Westküste zuweilen mit ihren heidnischen Landsleuten zusammen, um Tauschhandel zu treiben. Von da aus braucht man mit dem Kajak 17 Tage, um den nördlichsten bewohnten Platz, Angmagsalik, zu erreichen (65° 30′ auf Rink's Karte).

Von dieser entfernten Station kam nur einmal (1860) ein Umiak in Pamiagdluk an, doch hielten dessen Insassen sich nur so kurze Zeit dort auf, daß nur wenig Nachrichten von ihnen eingezogen werden konnten. Der Bootseigenthümer, mit Namen Samik, schien ein geriebener, intelligenter Bursch zu sein. Ihm fehlten die Zehen und meisten Fingerspitzen; nach dem Ansehen der Stümpfe schien diese Verstümmelung durch Verwundung herbeigeführt worden zu sein. Er war ein guter Kajakruderer, warf mit der Linken seinen Speer und konnte mit seinen Stümpfen das Ruder gerade noch fassen. Sie sagten, Angmagsalik sei sehr bevölkert; einige Jahre vorher waren von dort 13 Umiaks nach Norden gefahren, doch kehrten nur drei zurück; von den anderen glaubte man, daß sie verunglückt seien, da die Küste weiter nördlich sehr steil und gefährlich ist. Der nächste Weiler ist Umivik (64° 30′ auf Rink's Karte), vier Tagereisen weiter südlich; er besitzt 10 Häuser, und Igdlutuarsuk (zwischen 63° und 64° nördl. Br.) noch südlicher hat 13 Häuser. Dieser Ort liegt an einem Fjord, aus dessen Innerm viele Eisberge kommen. Von hier bis Cap Farewell trifft man 15 bewohnte Plätze an, von welchen die meisten aber nur 1 bis 2 Häuser enthalten. Ausgenommen Angmagsalik beträgt die ganze Zahl der bewohnten Häuser am östlichen Küstenstriche nur 53. Nach diesen Angaben schätzt Rosing die Gesammtzahl der Eingeborenen, Angmagsalik eingerechnet, auf 800 bis 1000. Sie jagen den Bären mit Hülfe ihrer Hunde und erstechen ihn zuweilen in seinen Schneehöhlen. Hundeschlitten sind gerade so im Gebrauche wie im nördlichen Theile der Westküste. Auch die alte Art des Seehundsfanges, fast ganz aufgegeben an der Westküste, ist dort noch im Gebrauch, und in Angmagsalik werden noch, aus Mangel an Eisen, Harpunen aus Knochen hergestellt. Die Kajakfischer sind dort nicht sehr erfahren in der Kunst, sich im Wasser aufzurichten oder mit Hülfe des Ruders, wenn sie umgeschlagen, wieder an die Oberfläche zu gelangen, doch schwimmen sie in solchen Fällen, um sich zu retten. Niemand weiß dort etwas von Ruinen, welche von früheren Einwohnern oder einem fremden Volke herrühren sollen. Verschiedene Erzählungen von gescheiterten Schiffen im Eise sind bekannt, und früher trieben nicht selten todte Wale ans Gestade, aus deren Fischbein Fischleinen gemacht wurden. Nach allen diesen Nachrichten kann man annehmen, daß Angmagsalik nicht weit von dem nördlichsten durch Graah erreichten Punkt liegt. Im Jahre 1871 kam eine Gesellschaft Ostländer, wahrscheinlich aus Umivik stammend, nach Pamiagdluk; bei ihrer Rückkehr waren sie genöthigt, Winterquartier an der Ostküste zu machen, bevor sie noch ihre Heimath erreichten. Im Frühjahr kamen sie dann wieder nach Pamiagdluk, wo sie erkrankten und 11 von ihnen starben, so daß nur zwei erwachsene Frauen und vier Kinder übrig blieben.

[1]) Petermann's Mittheilungen 1868, 219. Zweite deutsche Nordpolarfahrt I, 284.

[2]) Zweite deutsche Nordpolarfahrt I, 120.

Wir glauben, daß eine Expedition an der Ostküste von Cap Farewell nach Norden hin, Graah's Bahn folgend, nicht schwer sein und in ethnographischer Beziehung noch reiche Früchte tragen würde. Eine Dampferfahrt im Sommer würde hierzu genügen.

Der öffentliche Unterricht in Britisch-Birma und Assam.

F. R. Die Regierung von Britisch-Indien hat sich durch die großartigen Verhältnisse des Gebietes und der Menschenmasse, die sie beherrscht, durch die Ausdehnung ihres Reiches, durch die Zahl und Mannigfaltigkeit ihrer Völker, zu manchen Abweichungen von der herkömmlichen Colonialpolitik gezwungen gesehen. Schon weil die indischen Colonien für Großbritannien eine viel tiefergreifende Bedeutung erlangt haben als der Colonialbesitz für irgend ein anderes Volk, hat man sich zu einem eingehendern Studium der Bedingungen aufgefordert gefühlt, unter denen die möglichste Befestigung des Zusammenhangs der Colonien mit dem Mutterland und gleichzeitig die erfolgreichste Ausbeutung der Hülfsquellen jener erzielt werden kann. Neben der militärischen Behauptung und neben der materiellen Ausnutzung gehört daher die Schaffung einer gewissen Interessenverwandtschaft, welche zu den aufgezwungenen Banden des Zusammenhangs ein freiwilliges Fügen würde, seit einigen Jahrzehnten zu den Hauptzielpunkten der britischen Politik in Indien. Dieses ist ein neuer Zug, den man bis jetzt in der Colonialpolitik keines andern Volkes wahrgenommen hat. Er führt unter andern zu einer Schonung der einheimischen Sitten, Einrichtungen und Meinungen, die früher im Verkehr der Europäer mit fremden Racen unbekannt war, und zu einem Bestreben nach Besserung des geistigen und moralischen Zustandes dieser Völker, welches manchmal so uninteressant erscheint, daß man es kaum für ernst gemeint halten möchte, zumal es mit weniger anmuthenden Zügen, wie sie z. B. in der Opiumfrage hervortreten, schwer zu vereinigen ist. Aber man kann bei näherm Zusehen an dem Ernst dieses Bestrebens nicht zweifeln. Man hat im Auslande diesen sehr bemerkenswerthen Zug der britisch-indischen Colonialpolitik noch nicht genügend gewürdigt, und doch ist die wirthschaftliche und politische Bedeutung Indiens in einem Wachsthum begriffen, das alle seine Zustände auch dem außerbritischen Europa mehr als nur theoretisch interessant machen muß.

Unter den langen Reihen amtlicher und privater Berichte über Indien und seine Nebenländer, die in der Bibliothek der India Office (für deren liberale Zugänglichmachung dem Bibliothekar, Herrn Dr. Rost, bester Dank gesagt sei) an meinem geographisch forschenden Auge vorübergingen, schienen mir keine einer größern Aufmerksamkeit werth als die, welche die Fortschritte des öffentlichen Unterrichts und im Besondern der Volksschule für Einheimische besprachen. Tiefer auf die Anfänge und Fortschritte der bezüglichen Einrichtungen einzugehen, ist hier nicht der Ort, aber ich möchte wenigstens aus zwei erst kürzlich erschienenen Berichten, welche den öffentlichen Unterricht in zwei der wenigst bekannten Provinzen des indischen Reiches, Assam und Britisch-Birma, besprechen, einige Thatsachen hervorheben, welche ungefähr den Geist bezeichnen, in dem die dortigen Behörden die Volksbildung zu fördern streben, und einige der Erfolge, die sie dabei erzielen.

In Britisch-Birma mit seinen nahezu 3 Mill. Einwohnern gab es 1874/75 24 Schulen, die von der Regierung gegründet (gegen 7 in 1872/73), 27 Missions- und 1143 einheimische Schulen (gegen 24 und 936 in 1873/74), die von ihr unterstützt wurden. Die Zahl der Schüler in diesen Schulen, die 1873/74 26 618 betragen hatte, war auf 33 027 gestiegen, also auf etwas mehr als 1,2 Proc. der Bevölkerung. Zahlreiche einheimische Schulen, die noch nicht in den Kreis der unterstützten eingetreten waren, sind hier nicht mitgezählt, so daß man vielleicht annehmen kann, daß 1,5 Proc. der Bevölkerung irgend einen Unterricht, wenn auch oft sehr beschränkter Art, empfangen. Im Allgemeinen ist dieses kein ungünstiger Zustand, denn eine ähnliche Verhältnißzahl der Schüler zu den ohne Unterricht bleibenden ist gewiß nur in wenigen Theilen von Indien zu finden. Aber allerdings besteht in vielen einheimischen Schulen der Unterricht bloß darin, daß man die Schüler die hervorragendsten Stellen aus den heiligen Schriften auswendig lernen läßt. Zu einem fertigen Lesen oder Schreiben bringen es in vielen von diesen Schulen nur wenige Schüler, und gegen das Rechnen haben besonders die buddhistischen Mönche, welche die meisten Schulen in ihren Klöstern haben, einen unüberwindlichen Widerwillen. Höhere Schulen als diese Klosterschulen kannte man früher in Birma nicht, denn selbst die Wissenschaft der Mönche geht selten über die Elemente hinaus, welche sie selber lehren.

Die Behörden suchten im Einklang mit dem Plan, der für die Hebung des Unterrichts in ganz Indien entworfen wurde, vorzüglich auf zwei Wegen die Volksbildung in Birma zu fördern, und zwar 1. durch Gründung von Schulen, die theils als höhere Schulen fungiren, theils den anderen zum Muster dienen sollten, und 2. durch Unterstützung der besseren schon vorhandenen Anstalten, seien es Missions-, Kloster- oder Laienschulen. Sie hat 3 sogenannte höhere Schulen in den Hauptorten der Provinz (Rangun, Akyab und Mulmein), 5 Mittelschulen, 15 höhere Volksschulen (sogenannte Cess Schools) und 1 Mädchenschule gegründet. Von den Schulen der Missionen, Klöster und einheimischen Laien wurden 36 durch Zuweisung von tüchtigen Lehrern, die anderen durch Preise unterstützt, die bei den Prüfungen an die besten Schüler vertheilt werden; daß nicht weniger als 8 buddhistische Klosterschulen die Unterstützung durch regierungsseitig ernannte und bezahlte Hülfslehrer angenommen haben, scheint anzudeuten, daß in der gerade in Erziehungssachen einflußreichen Classe der Mönche wenigstens stellenweise ein Verständniß für die guten Absichten der Regierung zu finden ist.

Die höhere Schule von Rangun kann als die beste Unterrichtsanstalt des Landes betrachtet werden. Sie besteht gegenwärtig aus einer Vorschule und einer untern und mittlern Abtheilung, denen mit der Zeit eine höhere sich anschließen wird und denen bereits einige Specialclassen angegliedert sind. Sie ist bestimmt, für den mittlern und höhern allgemeinen Unterricht zu sorgen, und dürfte mit der Zeit zu einer Universität auswachsen, wie sie an einigen Orten des eigentlichen Indien bereits blühen. Sie wurde 1874/75 von 29 Christen, 7 Mohammedanern, 10 Hindus und 107 Buddhisten besucht. 36 von diesen erhielten für eine monat-

liche Vergütung von 12 Mark Kost und Wohnung in der Schule, aber man wird mit der Zeit für die Unterkunft einer bedeutend größern Zahl sorgen, da begreiflicherweise gerade bei den dortigen Zuständen, wo die häusliche Erziehung Null ist, der Unterricht kaum mit Erfolg zu ertheilen sein wird, wenn nicht der Schüler längere Zeit ganz von seinen halbbarbarischen Umgebungen ferngehalten wird. Der Vorstand und der größte Theil der Lehrer sind Europäer. Unter den Specialclassen werden solche für Zeichnen, Medicin und Rechtskunde erwähnt. Bemerkenswerth ist aber besonders die neugegründete Madarassah, die Specialclasse für Arabisch und Persisch, welche für die Kinder von Mohammedanern bestimmt ist. In einer Versammlung leitender Mohammedaner, die 1874 berufen wurde, um die Seitens der Regierung beabsichtigte Gründung einer mohammedanischen Specialclasse kundzugeben und zu besprechen, wurde diese Absicht mit Sympathie aufgenommen, und 1875 waren bereits 50 mohammedanische Schüler, darunter selbst Panthays aus Jünnan, vorhanden.

In dieser wie auch in den mittleren Schulen und höheren Volksschulen, welche die Regierung gegründet hat, wird als Hauptsprache das Birmanische behandelt; daneben wird in den höheren Schulen auch Pali gelehrt. Das Englische ist es aber, welches von den einheimischen Schülern mit dem größten Eifer und im Ganzen mit Erfolg gelernt wird, während sie ihre eigene Sprache gut genug zu kennen meinen, um sie nicht auch in der Schule noch einmal lernen zu müssen. Es fällt ihnen schwer, zu begreifen, daß eine genaue Kenntniß ihrer Muttersprache unentbehrlich ist, um irgend eine andere Sprache gründlich lernen zu können. Sie wollen Englisch lernen, noch ehe sie birmanische Schrift zu lesen verstehen. Bis zu einem gewissen Grade haben die Schulbehörden sich veranlaßt gesehen, diesem Wunsche nach rascherer Aneignung der englischen Sprache nachzugeben.

Natürlicherweise ruht eine große, vielleicht die größte Schwierigkeit, der die Hebung der Volksbildung in diesem fernen und so weit hinter Europa zurückgebliebenen Lande begegnet, in der Frage der Beschaffung guter Lehrkräfte. Die Gehalte schwanken zwischen 40 und 100 Mark (monatlich) für die unteren, zwischen 80 und 500 für die mittleren und erheben sich bis zu 800 in den höheren Schulen. Es ist seit April 1875, daß sie auf diese Höhe gebracht sind, und man hofft nun in der Lage zu sein, fähige Männer für die Schulen jedes Grades gewinnen zu können. Unwissende Europäer-Mischlinge oder durchgefallene einheimische Candidaten irgend einer niedern Regierungsbeamtung bildeten früher einen bedeutenden Theil in dem Lehrkörper der indo-europäischen Schulen, selbst der höheren, aber man ist seit Jahren bemüht, theils aus Europa tüchtige Lehrer heranzuziehen, theils fähige Eingeborene zu Lehrstellungen eigens heranzubilden. Die Missionäre, und unter ihnen besonders die katholischen, die sich der Schulen mit besonderm Eifer annehmen, werden wohl noch für lange Zeit die unentbehrlichsten Gehülfen der Unterrichtsbehörden sein. Die einzigen Schulen, welche bis jetzt für den Unterricht der Karen, eines im Innern wohnenden, von den Birmanen verachteten Volksstammes, sorgen, sind sechs Schulen der amerikanischen Missionsgesellschaft.

Weniger schwierig, wiewohl gleichfalls mit viel Arbeit und Unkosten verknüpft, war die Schaffung eines genügenden Unterrichtsmaterials. Lehrbücher der englischen Sprache, der Arithmetik, der Geographie, Atlanten, eine Pali-Grammatik und dergleichen waren erst zu drucken. 1874 und 1875 wurden gegen 60 000 Exemplare Schulbücher gedruckt.

Eine interessante und vielversprechende Unternehmung, die zwar über die Grenze des Elementarunterrichts hinausgeht, aber doch denselben in manchen Richtungen zu ergänzen und fortzuführen strebt, ist die Schaffung einer Zeitung, welche als „Educational Gazette" zunächst den Unterrichtsinteressen gewidmet ist, sowohl die Lehrer als den lesenden Theil der Bevölkerung über denselben aufzuklären strebt, gleichzeitig aber allgemeine Kenntnisse zu verbreiten und, soweit es möglich, die Lücke auszufüllen strebt, welche der Mangel an guten einheimischen Zeitungen in den Bildungsmitteln der birmanischen Bevölkerung offen läßt. Die Zeitung erscheint zweiwöchentlich und hatte nach sechsmonatlichem Erscheinen Mitte 1875 nahezu 1000 Subscribenten, wovon die Mehrzahl Birmanen, einige auch Chinesen und Indier sind. Der beliebteste Theil des Blattes sind noch immer die Auszüge aus buddhistischen Schriften, deren Palmblatt-Abschriften für die Meisten schwer zu erlangen sind; sie bilden gewissermaßen das Feuilleton des Blattes. Am wenigsten Interesse erregen die politischen Nachrichten aus dem Auslande, viel eifriger werden rein belehrende Artikel gelesen.

Der Bericht über Assam giebt die Zahl der Schulen auf 1191 und die der Schüler auf 29 925 bei einer Bevölkerung von etwas über 4 Mill. an, so daß nur 0,7 Proc. der Bevölkerung Unterricht genießen. Dieses ist eine geringe Zahl, aber ihre Zunahme von Jahr zu Jahr zeigt eine fortschreitende Besserung an. Nach den Bekenntnissen unterscheidet man unter den Schülern 22 160 Hindus, 4071 Mohammedaner und 102 Christen. Von Elementarschulen waren 1875 1010, von Mittelschulen 87, von höheren Schulen 8, von Anstalten für Bildung von Lehrern 11 vorhanden. Eigene Mädchenschulen giebt es bis jetzt nur an wenigen Orten in Assam, aber die Zahl der schulbesuchenden Mädchen hat von 1874 bis 1875 sich von 711 auf 852 gehoben. Das Unterrichtsbudget für Assam beziffert 122 000 Mark, wovon 91 000 die Regierung trägt. Einige wohlhabende Assamesen haben dem Schulfonds Stiftungen zugewendet, die nicht unbeträchtlich sind. Durchschnittlich kostet jeder Schüler hier die Regierung fast 6 Mark. In Britisch-Birma, wo die Gesammtausgaben für Unterrichtszwecke sich 1875 auf 665 000 Mark beliefen, giebt sie etwas über 10 Mark für jeden Schüler aus.

Aus allen Erdtheilen.

Der Akhund von Swat.

Der Akhund von Swat, der so oft todtgesagt wurde, wie man Papst Pius IX. der Altersschwäche hatte erliegen lassen, ist nach den letzten Nachrichten Ende des Vorjahres wirklich verstorben. Ein Greis hoch in den Achtzigern, ohne weltliche Macht oder großes Vermögen, der sich mit Recht einen armen Fakir oder büßenden Asceten nennen konnte, da er keinerlei Geschenke annahm, sie durften von wem immer kommen, genoß wegen seiner Frömmigkeit und seines Scharfblickes in politischen wie Privatangelegenheiten unter den mohammedanischen Bekennern aller Stände in dem weiten Raume zwischen Persien und der Ganges-Ebene königliches, ja fast göttliches Ansehen. Seinen Sitz hatte der Akhund

im Swat-Thale, einem der äußern Thäler, die vom Hindukusch nach dem Kabulthale dem Indusflusse parallel sich herabziehen, nahe der englischen Grenze. Ein im obern Theile von Berggipfeln bis zu 5200, tiefer hinab bis 2700 Meter Höhe gekrönter Bergrücken schließt das Thal vom englischen Kaiserreich in Indien ab. Das Klima ist verglichen mit dem indischen gemäßigt; im untern Theile gedeiht noch Reis, selbst Zuckerrohr, Olivenbäume bedecken die Abhänge, höher hinauf treten an den dicht bewaldeten Abhängen mächtige Nadelholzwaldungen auf. Die Einwohner des Thales zählen 100000; sie sind wie der Akhund Afghanen vom Jusufzai-Stamme, die hier im 16. Jahrhundert in Folge der Züge Baber's nach Indien einwanderten; die älteren Bewohner waren Arier, es haben sich aber von ihren älteren Ansiedelungen nur in zahlreichen Ruinen Spuren erhalten. Alexander der Große zog vom Kabulflusse aus das Thal aufwärts und überschritt die dasselbe von Indien abschließende Bergkette unter $72^1/_4{}^0$ östl. L. v. G. auf dem 1800 Meter hohen Malakand oder (weniger wahrscheinlich) dem Schah-kot-Passe. Beide liegen hart bei einander; ersterer ist ein breiter Einschnitt im Bergrücken und der noch heutzutage wegsamste und meist benutzte Paßübergang, im letztern Passe wurden jüngst Spuren einer Kunststraße entdeckt. Alexander der Große berührte dabei das heute Allah-dand genannte Dorf, Hauptort des Thales, von 300 Häusern, in welchem der Akhund lebte und wirkte. Politisch stehen die Swati unter ihren Stammesfürsten; sie spalten sich wie alle Afghanen in viele Stämme, deren jeder eifersüchtig eine gewisse Selbständigkeit überwacht; am meisten Ansehen genießt der Ranazai-Stamm, dessen gegenwärtiger Führer mit dem Titel Khan Scher Dil heißt. Der Akhund war der religiöse Rathgeber der Swati, zugleich aber der geistige Führer aller sunnitischen Moslims im ganzen Alpenlande und in Afghanistan. Eine Wallfahrt zu ihm ersetzte die kostspielige Reise nach Mekka, selbst der Sultan der Türkei beehrte ihn mit Gesandtschaften; zuletzt geschah dies 1877 gelegentlich der Abordnung eines außerordentlichen Gesandten an den Amir von Afghanistan. Die Eingeborenen trugen mit Vorliebe Privatstreitigkeiten dem Akhund zur Entscheidung vor; dies war auch nicht selten im englischen Pandschab der Fall und nach seinem auf den Koran gegründeten Ausspruche wurde selbst dann verfahren, wenn der Unterliegende vor englischen Gerichten nach indischem Verfahren eines ihm günstigen Urtheiles sicher sein konnte. In den Engländern sah er gefährliche Nachbarn, er war stets dagegen, Europäer, selbst Indier zuzulassen; nur unter Verkleidung gelang einzelnen Indiern der Eintritt, mehrere davon fielen dem Fanatismus zum Opfer. Früher hatte man angenommen, der Akhund predige den kleinen Krieg gegen die Engländer und sei die Ursache der steten Einfälle der Bergbewohner in das englische Gebiet; diese Ansicht wurde aber durch die Ereignisse widerlegt. Es zeigte sich, daß er eher einen wohlthätigen Einfluß insbesondere auf den Amir von Afghanistan äußerte. Vom Amir war der Akhund allerdings viel umworben; er sprach sich jedoch jederzeit dagegen aus, wenn gegen die Engländer der Religionskrieg gepredigt werden sollte; von der Ueberzeugung der Erfolglosigkeit eines solchen Schrittes ließ er selbst 1872 nicht ab, als die Zusammenziehung eines zahlreichen Uebungslagers aus englischen und indischen Truppen in Hassan Abdul seinen Argwohn erregt hatte; auch 1877 im russisch-türkischen Kriege erklärte er solchen Religionskrieg für zwecklos. Die türkischen Gesandten hatten den Auftrag, ihm klar zu machen, daß die zahlreichen sunnitischen Moslims in Südasien der Sache des Islam in der Türkei großen Vorschub leisten könnten; der Akhund erwiderte, daß er sich für einen Krieg, um dem Islam neue Provinzen im russischen Asien wieder zu gewinnen, nicht zu erwärmen vermöge, aber ein Krieg zur Vertheidigung des Glaubens und Gebietes einer Nation habe seine Sympathien; deswegen werde er Sammlungen zu Gunsten des Sultans und seiner Armee in Gang bringen, so arm auch seine Landsleute seien. — So wenig der Akhund um eine weltliche Herrschaft für sich gegeben hatte, so eifrig zeigte er sich doch bemüht, sie seinen Nachkommen zu sichern und das errungene Ansehen auf seinen Sohn Miankul übergehen zu lassen; seine Anstrengungen waren nicht von Erfolg gekrönt, der Führer des einflußreichsten der Swatstämme widersetzte sich den Forderungen des Akhund, das Volk hielt zu seinem weltlichen Führer und die Ansicht, daß der Einfluß des Akhund an seiner Person hafte und mit seinem Tode verloren gehe, scheint sich zu bewahrheiten. Religiösen Fanatismus und die dem Afghanen wie jedem Volke im Naturzustande eigene Befriedigung in Blutrache gegen die Engländer hat der verstorbene Akhund nicht hervorgerufen; sie werden ihn überdauern, mag er einen Nachfolger erhalten oder kein ihm ebenbürtiger „Heiliger" erstehen, bis eine starke Hand solche Regungen unterdrückt oder Gesittung einen Wechsel in den Anschauungen bringt; beide Ereignisse sind für diese Berggegenden noch fern. (E. S.)

Die Negersterblichkeit im Süden der Vereinigten Staaten.

Die Negerfrage hat den Vereinigten Staaten schon viel zu schaffen gemacht, und wenn auch das Schwert endlich den gordischen Knoten durchhauen, wenn das scharfe Messer jenes häßliche Geschwür der menschlichen Sklaverei aus ihrem Staatskörper glücklich entfernt hat und der Patient auf dem besten Wege ist, sich von der schweren Operation zu erholen, so sind damit die Schwierigkeiten der Negerfrage noch lange nicht beseitigt. Bald in der einen, bald in der andern Form tritt sie uns immer wieder entgegen, und äußert sie sich auch im Allgemeinen nicht mehr in so bedenklicher, den Bestand des Staates und die Wohlfahrt aller seiner Bürger berührender Weise wie ehemals, so walten doch hinsichtlich des eigenen Gedeihens und der Zukunft der schwarzen Race auf diesem Boden, den sie nicht freiwillig betrat, noch immer die gewichtigsten Zweifel ob, und es bleibt für Staatsmänner und Ethnologen eine offene Frage, ob beide Racen, die weiße und schwarze, hier wirklich für die Dauer neben einander zu leben und zu gedeihen vermögen.

Die Berichte über den gegenwärtigen Zustand der südlichen Negerbevölkerung lauten sehr verschieden. Von manchen Seiten wird derselbe als höchst befriedigend und für die Zukunft das Beste verheißend geschildert, von anderen erhalten wir traurige Berichte ihrer hoffnungslosen Verkommenheit, ihrer Unfähigkeit, sich zu einer höhern Stufe des physischen und moralischen Gedeihens emporzuschwingen. Der Correspondent eines englischen Blattes, der kürzlich den gesammten Süden bereiste und der Negerbevölkerung seine specielle Aufmerksamkeit zuwendete, äußert sich in folgender Weise: „Es wäre wohl an der Zeit, daß irgend ein mit den benöthigten Kenntnissen und Fähigkeiten begabter, zugleich aber von politischen Parteivorurtheilen gänzlich freier Mann der Negerfrage der Vereinigten Staaten, wie sie sich in diesem Augenblick darstellt, sein gewissenhaftes Studium widmen und dann seine Ansicht darüber aussprechen wollte. Dem bloß oberflächlichen Beobachter hat sie etwas Räthselhaftes. Wenn ich die Negerschulen besuchte und die darin vorwaltende Ordnung, Reinlichkeit und Aufmerksamkeit beobachtete, wenn ich sah, wie die bessere Classe der schwarzen Bevölkerung so ernsthaft vorwärts strebt und sich bemüht, ihren Kindern eine gute Ausbildung zu verschaffen, und wie diese Kinder selber so viel Eifer an den Tag legen, so war ich geneigt, das Beste für die Race zu hoffen. Wenn ich aber dann wieder einen Blick warf auf die elende Existenz der niedern Classe dieser Bevölkerung, ihre Verkommenheit, ihren Schmutz, ihren Mangel an Energie, ihre Unsittlichkeit und ihre gänzliche Unfähigkeit, sich neben der weißen Bevölkerung nur eine annähernd menschenwürdige Existenz zu erringen, dann wurde ich wieder irre in meinen Ueberzeugungen. Die schlimmste Erscheinung von allen ist aber jedenfalls das unter ihnen herr-

schende schreckliche Sterblichkeitsverhältniß, welches, wenn es in derselben Weise andauern sollte, bereits den Zeitpunkt berechnen läßt, wann die ganze Race auf diesem Continent ausgestorben sein würde."

Diese ganz unverhältnißmäßige Sterblichkeit der Negerbevölkerung ist es, die auch schon von anderer Seite mehrfach Beachtung gefunden, und für die es bis jetzt an einer genügenden Erklärung zu mangeln scheint, es sei denn eben, daß man denen recht geben wollte, die da behaupten, daß zwei ungleichartig ausgebildete Menschenracen nicht im Zustande der Gleichberechtigung und der Concurrenz neben einander bestehen können, ohne daß die niedriger entwickelte dem gänzlichen Verfall, der Ausrottung entgegen gehe. Um eine Erklärung des Phänomens zu versuchen, handelt es sich zunächst um Herbeischaffung eines möglichst reichen und zuverlässigen statistischen Materials, und hierzu dürften die nachstehenden Angaben einen schätzenswerthen Beitrag liefern.

Geht man von St. Louis aus den Mississippi abwärts, so findet man zunächst, daß in den Städten Memphis und Nashville der Zustand der schwarzen Bevölkerung meist ein sehr elender ist. In Nashville ist die Sterblichkeit derselben nahezu doppelt so groß, als die der weißen, und in Memphis gar $2^{1}/_{2}$ Mal so groß. In beiden Städten ist die Negerbevölkerung sehr arm, sehr ungebildet und verkommen. Die Chickasaw-Bluffs, die den Fluß bei Memphis berühren, bilden in ihrer ganzen Ausdehnung, von Columbus (Kentucky) bis Springfield (Louisiana), gewiß eine der gesundesten Regionen des ganzen Südens. Die weiße Bevölkerung des Höhenzugs beweist denn auch fast durchgehends durch ihr frisches, kräftiges Aussehen, daß sie sich einer vorzüglichen Gesundheit erfreut. Unterhalb Memphis wenden sich die Bluffs, die bis dahin so ziemlich dem Laufe des Mississippi folgten, mehr östlich, während der Fluß ebenso weit westlich abbiegt. Zwischen beiden dehnt sich eine flache, sumpfige Landstrecke aus, das sogenannte Delta oder „Mississippi Bottom". Hier ist das Land von wunderbarer Fruchtbarkeit; aber die schwarzen Sümpfe, die weiche, moorige Beschaffenheit des Bodens, das langsam dahinschleichende Gewässer, dem es an jedem Fall gebricht, zumeist aber die abgezehrten Gestalten der Bewohner, die eine gelbe Hautfärbung zeigen — alle diese Erscheinungen warnen den Fremden, sich hier nicht lange aufzuhalten, wenn er nicht der tödtlichen Malaria zum Opfer fallen will. In den neun Counties dieser sumpfigen Niederungen verhält sich die schwarze Bevölkerung zur weißen wie 3:1. In der Gegend von Grenada nähern sich die Bluffs wieder dem Flusse, den sie bei Vicksburgh scharf berühren. Warrenton, Grand Gulf, Rodny und Natchez haben eine etwas höhere und gesundere Lage. Aber zwischen diesen Punkten und weiter zurück ins Innere des Staates dehnen sich wieder flache, sumpfige Strecken, die von den Weißen gänzlich gemieden werden und auf denen, als die Sklaverei noch bestand, nur Sklavencolonien mit ihren Aufsehern zu finden waren. Die reichen Eigenthümer verließen diese Gegenden spätestens bei Beginn des Sommers und zogen sich in die höher gelegenen Regionen des Innern zurück. Man sollte nun wohl annehmen, daß in diesen fast ausschließlich von Schwarzen besiedelten Niederungen eine beträchtlich größere Sterblichkeit herrsche, als unter der schwarzen Bevölkerung jener mehr gesunden Höhenzüge. Seien ihre Wohnsitze hoch oder tief gelegen, auf den von der Malaria heimgesuchten „Bottom"-Ländern, oder auf den gesunden, tannenbewachsenen Höhenzügen — bei der schwarzen Bevölkerung macht das Alles keinen erheblichen Unterschied: das Sterblichkeitsverhältniß ist bei ihr überall ein gleich hohes. Am verderblichsten aber ist ihr das Zusammenleben in den Städten. Sei die Lage einer Stadt, wie sie wolle: die Sterblichkeit der schwarzen Bevölkerung überwiegt bei Weitem diejenige der weißen.

Und ein ähnliches Resultat ergiebt sich für den gesammten Süden. Giebt es da irgend eine Stadt, wo die Lage der Schwarzen eine in jeder Hinsicht günstige, so ist es sicher Washington; sie bilden dort die dienende Classe und bewohnen die Häuser der reichen Weißen. Nun ergiebt sich aber aus den mit großer Sorgfalt geführten Todtenregistern des Districts, daß im Jahre 1875 von 1000 Weißen 19,220 starben, von 1000 Schwarzen aber 47,600. Fast noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß im Jahre 1876, wo die Sterblichkeitsrate der Weißen 26,537, die der Schwarzen aber 49,294 beträgt. Die Bevölkerung Washingtons besteht aus 115 000 Weißen und 45 000 Schwarzen; gleichwohl starben in einem oder zwei der verwichenen Sommermonate fast ebenso viele schwarze wie weiße Personen.

Baltimore zählt 350 000 Einwohner: 305 000 Weiße und 45 000 Schwarze. Die Sterblichkeitsrate der Weißen ist eine sehr geringe; sie beträgt nur 19,81 und läßt Baltimore als eine der gesundesten Städte erscheinen. Dagegen erhebt sie sich unter den Schwarzen bis auf 32,42, wodurch das Gesammtverhältniß sich als ein ungleich ungünstigeres herausstellt.

Es giebt wohl kaum eine gesundere Lage für eine Stadt, als Chattanooga sie besitzt. Unter der weißen Bevölkerung erhebt sich die Sterblichkeitsrate nur selten über 18 bis 19 auf je 1000 Einwohner; gleichwohl stellt sich für die Gesammtbevölkerung ein ganz anderes Resultat heraus. Die Bevölkerung der Stadt beträgt 12 000, darunter 7500 Weiße und 5500 Schwarze. Vor uns liegt folgende Tabelle, welche die Sterblichkeit auf je 1000 Einwohner für die letzten fünf Jahre, endigend mit dem 31. Juli, angiebt:

1873 . . .	22,1	Weiße,	56	Schwarze,	34	Gesammt.
1874 . . .	21	„	41,3	„	28,6	„
1875 . . .	17,8	„	31,8	„	24	„
1876 . . .	26,1	„	30	„	23,9	„
1877 . . .	18,6	„	29,5	„	22,5	„
Durchschnitt	19,9	Weiße,	37	Schwarze,	26,6	Gesammt.

Knoxville zählt 8000 weiße und 5000 schwarze Bewohner. Die Durchschnittssterblichkeit ist 23 per 1000. Hiervon kommen auf die Weißen 18,00, auf die Schwarzen aber 31,20.

Etwas günstiger stellen sich die Verhältnisse in Richmond für beide Racen, gleichwohl tritt auch da ein großer Unterschied in ihrer Sterblichkeit hervor. Die Bevölkerung betrug 1876 75 000, hiervon sind 42 830 weiße und 32 170 schwarze Personen. Die Durchschnittsrate der Sterblichkeit betrug per 1000 21,38, wovon auf die Weißen 17,36, auf die Schwarzen 28,13 kommen.

Mobile zählte nach dem letzten Census 28 000 weiße und 12 000 schwarze Bewohner. Letztere bilden drei Siebentel der Bevölkerung. 1875 starben nun aber 341 Weiße und 278 Schwarze.

Selma in Alabama hat für Weiße wie Schwarze die niedrigste Sterblichkeitsrate unter allen Städten des Südens aufzuweisen. Die Bevölkerung bestand 1876 aus 3500 Weißen und 4500 Schwarzen. Es starben per 1000: Weiße 14,28, Schwarze 18,88. Jedenfalls muß die Lage des Orts eine ganz ungewöhnlich gesunde sein. Immerhin verdiente es aber eine genauere Untersuchung, woher es eigentlich kommen mag, daß sich hier auch die Sterblichkeit der Schwarzen in so mäßigen Schranken hält, während sie doch an anderen, gleichfalls gesund gelegenen Plätzen des Südens im Verhältniß viel höher steigt. Es ist dies um so merkwürdiger, da in Selma die schwarze Bevölkerung sogar zahlreicher ist, als die weiße.

Die klimatischen Verhältnisse von New-Orleans erfreuen sich im Norden eines so wenig günstigen Rufes, daß man wohl kaum annehmen möchte, daß dort die Weißen erheblich günstiger gestellt seien, als die Schwarzen, und doch ist dies ganz entschieden der Fall. Im Jahre 1875 betrug die Gesammtbevölkerung 210 000: Weiße 155 000, Schwarze 55 000. Die Sterblichkeit der Weißen betrug per 1000: 25,45, die der Schwarzen 39,59 — im Durchschnitt: 29,13.

Sehr zuverlässige Berichte besitzen wir über die Sterblichkeitsverhältnisse Charlestons; aber die Berechnungen sind nicht nach Procenten, sondern nach der durchschnittlichen Lebensdauer angestellt. Im Jahre 1873 starb dort von Weißen 1 unter 43,58; von Schwarzen 1 unter 26,63; 1874 von Weißen 1 unter 33,43, von Schwarzen 1 unter 21,14; 1875 von Weißen 1 unter 39,30, von Schwarzen 1 unter 25,84; 1876 von Weißen 1 unter 36,71, von Schwarzen 1 unter 23,83. Das durchschnittliche Lebensalter der weißen Bevölkerung beträgt mithin in Charleston 38 Jahre 3 Monate, das der schwarzen nur 24 Jahre und 4 Monate.

Insofern die städtischen Bevölkerungen des Südens in Betracht kommen, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die schwarze Race — und zwar sogar in sehr reißenden Proportionen — ihrem Erlöschen entgegengehen würde, wenn die jetzige Sterblichkeit derselben noch länger andauern sollte. Es fragt sich nur: wie ist das Verhältniß unter der schwarzen ländlichen Bevölkerung? Stellt es sich da günstiger oder werden vielleicht gar, wie Manche behaupten, die in den Städten erlittenen schweren Einbußen durch eine um so stärkere Vermehrung der ländlichen Bevölkerung ausgeglichen? Hierüber scheint es noch an allen zuverlässigen Angaben zu fehlen. Einige behaupten, die Negerbevölkerung sterbe auch auf dem Lande so reißend aus, Andere wollen Beweise für das Gegentheil besitzen. Allerdings wäre es gewiß sehr wichtig und interessant, dem Gegenstand einmal eine recht sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung zu Theil werden zu lassen, wäre es auch nur, um vielleicht übertriebenen Gerüchten ein für alle Mal ein Ziel zu setzen. Einige der von uns gemachten Angaben scheinen darauf hinzudeuten, daß das Sterblichkeitsverhältniß der Neger im Lauf der letzten Jahre eine Verminderung erfahren hat. Vielleicht möchte es in gleichem Maße auch ferner abnehmen. Daß die Negersterblichkeit im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung der Sklaverei eine große war, darf uns nicht Wunder nehmen. Ihre gesammten Lebensverhältnisse hatten dadurch eine radicale Veränderung erlitten. Der ganze Süden war durch den Krieg verarmt und seiner gewohnten Erwerbsquellen beraubt. Die Freigelassenen waren unbeholfene Kinder und mußten erst auf eigenen Füßen stehen lernen. Jetzt, da die Erwerbsverhältnisse des Südens im Allgemeinen einen so erfreulichen Aufschwung zu nehmen beginnen, muß sich auch die materielle Lage der Schwarzen verbessern. Das Gesundheitsverhältniß einer Bevölkerung hält aber, wie wir wissen, immer gleichen Schritt mit dem materiellen Wohlstand. Vielleicht, daß das Mißverhältniß zwischen der Sterblichkeit der weißen und schwarzen Bevölkerung noch eine Weile fortbesteht, so daß sich letztere bis auf einen gewissen Punkt vermindert, bis sie eben in ihrer Stellung der weißen gleichgekommen ist und die durchschnittlichen Lebensverhältnisse dieselben geworden sind. Von da an möchte das Mißverhältniß vielleicht schwinden und die Weiterentwickelung beider Racen sich zu einer völlig gleichartigen gestalten.

Afrika.

— Am 7. März dieses Jahres starb im kaum begonnenen 33. Lebensjahre zu Baden-Baden der Professor der classischen Alterthumskunde an der Universität Straßburg, Dr. Gustav Wilmanns. Derselbe hat 1873 und 1874 im Interesse des Corpus inscriptionum latinarum ausgedehnte Reisen in Tunesien und Algerien ausgeführt und namentlich in dem erstern Lande viele noch unbekannte Wege zurückgelegt. Seine Notizen und Skizzen sind von Professor Heinrich Kiepert zu einer großen Karte Tunesiens in zwei Blatt verarbeitet worden, welche demnächst von der königlichen Akademie in Berlin herausgegeben werden soll.

— Eine neue geographische Gesellschaft hat sich in Oran in Algerien gebildet.

— Am Sonntag den 3. März 1878 starb nach kurzer Krankheit zu London der um die Kunde Aegyptens verdiente Joseph Bonomi in dem hohen Alter von 82 Jahren. 1796 in London, wohin sein Vater, ein italienischer Architekt, eingewandert war, geboren, erlernte er die Bildhauerei, ging 1822 nach Rom und von dort 1824 nach Syrien und Aegypten, wo er acht Jahre lebte. Dort zeichnete und studirte er die alten Tempel und ihre Sculpturen, nahm arabische Tracht und Lebensweise an und erlernte die Sprache, so daß er mit seinen beschränkten Mitteln ruhig seine Studien fortsetzen konnte. Dann lebte er etwa zehn Jahre wieder in England, bis er die große Lepsius'sche Expedition 1842 als Künstler begleitete. In England war er der erste im Zeichnen der so schwer wiederzugebenden Hieroglyphen, schrieb mancherlei über den Orient, Aegypten und ägyptische Denkmäler (z. B. über diejenigen am Nahr-el-Kelb nördlich von Beirut, über Obelisken &c.), richtete den ägyptischen Hof im Crystal Palace ein und war bei der Aufstellung der ägyptischen Alterthümer des British Museum beschäftigt. Er war Vicepräsident der Gesellschaft für biblische Archäologie und hinterläßt eine große Menge von Notizen und Skizzen von Hieroglyphen, die vielleicht für die Aegyptologie von großem Werthe sind.

— Ueber die libyschen Oasen sind unlängst von zwei der ersten Aegyptologen werthvolle Beiträge veröffentlicht worden. Prof. H. Brugsch-Bey giebt in der „Reise nach der großen Oase el Khargeh" (27 Tafeln. Leipzig 1877) die Resultate eines Besuches, den er im Frühjahr 1875 in Begleitung des Erbgroßherzogs von Oldenburg der großen Oase abstattete. Sein Fleiß während der wenigen Tage seines Aufenthaltes war bewundernswerth; denn er nahm die Pläne der Tempel von Hibe (aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert) und von Nadurah (aus der Zeit der Antonine) auf und copirte sämmtliche Inschriften auf ihren Wänden, deren Uebersetzung und Erklärung den größern Theil seines Werkes einnehmen. Mehrere Capitel handeln von den Stellen, wo die altägyptischen Denkmäler der Oasen erwähnen. Brugsch-Bey bedauert, daß Rohlfs' Expedition in die Libysche Wüste nicht von einem Aegyptologen begleitet war; denn eine genaue Erforschung der dort noch vorhandenen ägyptischen Monumente dürfte bedeutende Resultate ergeben und über die Geschichte der ältesten Bewohner Libyens viel neues Licht verbreiten.

Die zweite Arbeit ist Prof. J. Dümichen's „Die Oasen der Libyschen Wüste. Ihre alten Namen und ihre Lage, ihre vorzüglichsten Erzeugnisse und die in ihren Tempeln verehrten Gottheiten. Nach den Berichten der Altägyptischen Denkmäler" (Straßburg 1877. 4. 44 Seiten mit 19 Tafeln hieroglyphischer Inschriften und bildlichen Darstellungen). Sie kommt zu den Resultaten, „daß diese Oasengebiete zum großen Theil von Fremden bewohnt gewesen; daß zum wenigsten schon unter Thuthmosis III. (16. Jahrh. v. Chr.) die südliche Oase Kenem (Chargeh), auch Uit-res, die Südoase, genannt, und ebenso Uit-meh, die Nordoase (Uah-el-Baherieh), in einem tributpflichtigen Abhängigkeitsverhältniß zu Aegypten gestanden; daß unter Ramses II. (19. Dynastie, 14. Jahrh. v. Chr.) in einzelnen Oasen ägyptische Observationstruppen stationirt gewesen; daß unter des großen Ramses Nachfolger Menephtah von den Libyern und deren Bundesgenossen ein Einfall in das Aegyptische Reich von den Oasen her ausgeführt worden; daß unter Ramses III. (20. Dynastie, 13. Jahrh. v. Chr.) bedeutende Weinpflanzungen in der nördlichen und südlichen Oase angelegt worden; daß unter Pinatem I. (21. Dynastie, 11. Jahrh. v. Chr.) die nach den Oasen verbannten Anhänger der gestürzten Ramses-Dynastie, wie Brugsch in seiner „Geschichte Aegyptens" annimmt, wieder zurückberufen worden; daß schon in alter Zeit zwischen den Oasen und einzelnen Städten Ober-, Mittel- und Unter-Aegyptens Verkehrsstraßen bestanden, auf denen verschiedene von den Aegyptern besonders geschätzte Producte der Oasen, wie der vorzügliche Wein von Kenem (Chargeh) und Testes (Dachel), die Datteln von Sexet-am

(Sivah), Salz aus Sexet-hemam (Wadi-el-Natrun), Oliven und Limonen, medicinische Kräuter, Färbestoffe und anderes mehr ins Nilthal eingeführt wurden; daß die Bewohner der Oasen, wenn auch Fremde, den ägyptischen Cult angenommen hatten, und daß es in sämmtlichen Oasen Tempel gegeben, in denen ganz so wie in den Tempeln im Nilthale die Götter Aegyptens verehrt wurden."

— Mit unvergleichlicher Energie ist Stanley, wie „Nature" meldet, sofort daran gegangen, seine Reise zu beschreiben; schon befindet sich ein großer Theil des Manuscripts in den Händen des Setzers, und das Werk soll schon im Mai erscheinen. Wir erfahren jetzt auch, daß er auf seiner ganzen beschwerlichen Fahrt einen schweren photographischen Apparat mit sich geführt und eine ganze Reihe sehr guter Negative (Ansichten und Gruppen) von den großen Seen und vom Kongo angefertigt hat, deren Werth man kaum zu hoch anschlagen kann. Dieselben sollen als ganzseitige Holzschnitte neben einer großer Anzahl Darstellungen von Abenteuern und dergleichen (nach seinen eigenen Skizzen) das Werk schmücken, welches außerdem eine große, aufs Sorgfältigste ausgearbeitete Karte in zwei Blatt enthalten wird. Letztere ist um so erwünschter, als die bisher veröffentlichten Skizzen an Genauigkeit bekanntlich noch viel zu wünschen übrig gelassen haben. Das Werk wird zu gleicher oder wenigstens annähernd gleicher Zeit in London, Neuyork, Paris, Leipzig (bei F. A. Brockhaus) und Christiania erscheinen; die Unterhandlungen wegen einer Uebersetzung in andere Sprachen Europas, als die durch die obigen Städte repräsentirten, schweben noch.

— Zwölf Missionäre der vor zehn Jahren von Mgr. Lavigerie in Algier gegründeten Congregation zur Bekehrung Afrikas gehen von Algier, wie dem „Univers" geschrieben wird, mit dem nächsten Paketboot über Suez nach Inner-Afrika. In Zanzibar wird eine Karawane vorbereitet, und sofort nach Aufhören der Regenzeit, Ende April, beginnt der Zug ins Innere, wo apostolische Vicariate gegründet werden sollen, von denen das eine an Tanganjika, das andere an den Victoria- und Albert-Seen angelegt wird. Später sollen diese zwölf Missionsapostel für Afrika Nachschub erhalten und dann weiter nach Westen vordringen, wo in den Staaten des Muata-Yamwo ein drittes Vicariat, das bis zu der Grenze der portugiesischen Besitzungen reichen soll, angelegt werden wird. Dieser Plan zur „bleibenden Besitzergreifung des äquatorialen Afrikas durch die katholischen Missionäre" wurde unter Pius IX. angebahnt und von Leo XIII. endgültig beschlossen. Cardinal Franchi, damals noch Präfect von Propaganda, machte den Entwurf, und der Erzbischof von Algier erhielt Weisung mit Hülfe seines Missionsvereins die Bekehrung Binnen-Afrikas auszuführen. Bereits haben andere apostolische Vereine, so die Congregation des heiligen Geistes und des heiligen Herzens Mariä, das Bekehrungswerk in den Küstenländern des äquatorialen Afrikas begonnen; die algerische Mission hat es nur mit dem Innern zu thun, Pater Livinsac ist für die Missionen am Nyanza, Pater Pascal für die am Tanganjika nebst Kabebe zum Superior ernannt worden. Die Missionäre werden mit den nöthigen Instrumenten versehen, damit ihr Aufenthalt im Innern auch der Wissenschaft Früchte trage; besonders werden sie ihr Augenmerk auf die Geographie und Geschichte (?) der betreffenden Länder richten.

(Allgem. Zeitung.)

— Ueber den Abbé Debaize (s. oben S. 208), welcher auf Kosten der französischen Regierung eine große Entdeckungsreise nach Central-Afrika antreten soll, sind in der französischen Abgeordnetenkammer folgende Angaben gemacht worden. Trotz seines geistlichen Titels wird er sich nicht im geringsten mit Mission und Propaganda befassen, vielmehr durchaus wissenschaftliche und speciell geographische Zwecke im Auge haben und er empfängt seine Befehle nur von der Regierung, nicht von irgend welchen geistlichen Vorgesetzten. Als Reisender hat er noch keine Erfahrungen aufzuweisen; aber seit neun Jahren hat er sich dazu unter Leitung des Senators Krantz mit Ausdauer und Energie vorbereitet: mit philologischen Studien (Arabisch und Koptisch) machte er den Anfang und ersteres spricht er; er hat sich im Anlegen eines Herbariums, im Abbalgen und Präpariren von Thieren geübt und in der Ausführung astronomischer Beobachtungen eine große Geschicklichkeit erworben. Seine Reiseroute soll in Bagamoyo beginnen und bei der Kongomündung endigen, so daß er in Cameron's und Stanley's Fußtapfen tritt; fünf Monate lang wird er in Bagamoyo verweilen oder kurze Ausflüge in die Nachbarschaft machen, um sich an das Klima zu gewöhnen. Seine Reiseroute wird etwa 5000 Kilometer lang sein; da der Kilometer Afrikareise nach Berechnungen der Engländer etwa 23 Francs kostet, so ist die Forderung von 100000 Francs für diese Expedition immerhin bescheiden. — Man muß gestehen, daß Frankreich jetzt mit allen Kräften bestrebt ist, so wie früher in der Unterstützung wissenschaftlicher Reisender mit in die erste Linie zu treten. Schon ein Blick in das „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft genügt, um diesen regen Eifer zu erkennen: seit lange hat dasselbe nicht so viele werthvolle Originalkarten und -Berichte enthalten wie in letzter Zeit, und man darf wohl sagen, daß darin das „Bulletin" neben den „Iswjestija" der russischen Gesellschaft jetzt die zweite Stelle nach dem Londoner „Journal" unter den Publicationen von Gesellschaften einnimmt. Möge diese Blüthe recht lange andauern!

— Don Marcos de la Espada wird in Madrid ein für die Geschichte der Geographie wichtiges Buch veröffentlichen, enthaltend verschiedene bisher unbekannte Reisen in Afrika, welche ein Missionär zwischen den Jahren 1320 und 1330 längs der Küste von Marokko bis Sierra Leone und von dort bis Dahomey (?), ferner vom Senegal landeinwärts, im Sudan bis Dongola u. s. w. ausgeführt hat oder haben soll.

— Capitän Frederic Elton, dessen Tod wir auf S. 224 meldeten, wurde in der geographischen Welt zuerst durch seine Erforschung des untern Limpopo im Jahr 1870 bekannt; er verfolgte denselben bis zur Einmündung des Lipalule und ging dann quer über Land nach der portugiesischen Ansiedelung Lourenço Marques an der Delagoa-Bay. 1873 veröffentlichte er in Durban einen interessanten Bericht über die Küstenstädte Mozambique, Zanzibar, Mombas und Kilwa sowie 1874 einen solchen in dem Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft über dieselben Gegenden, über die Royal-Districte südlich von Dar-es-Salam und den Rufidschi-Fluß. Er wurde dann erster Assistent des politischen Agenten in Zanzibar und englischer Consul in Mozambique. Die begründeten Hoffnungen, daß er von dort aus für die Erforschung Afrikas noch viel leisten werde, hat sein früher Tod zu Schanden gemacht. Die Tagebücher, Zeichnungen und Kartenskizzen von seiner letzten Reise sind bereits in England eingetroffen. — Elton war, als er das Nordende des Nyassa-Sees verließ, von vier Engländern, den Herren Cotterill, Hoste, Rhodes und Downie, begleitet. Der lange und gefährliche Marsch ging fast genau nach Norden, also durchweg über noch unerforschtes Gebiet, das von kriegerischen, ungastlichen Stämmen bewohnt war, und erreichte erst in Useche an der großen Karawanenstraße zwischen Udschidschi und der Küste bekanntes Terrain. Hierdurch erfahren wir zum ersten Male von der Existenz eines hohen Gebirges nördlich vom Nyassa-See, Kondi genannt, von 12000 bis 14000 Fuß hoch und von Westen nach Osten verlaufend, an dessen Nordseite sich ein Plateau von 7000 Fuß Höhe ausdehnt, welches schroff zum Thale des Rufidschi abfällt. Elton starb in Usehe in Folge eines Sonnenstiches, und Hoste, den dasselbe Mißgeschick betroffen hatte, kam nur mit genauer Noth davon. Man darf auf den Bericht der Ueberlebenden sehr gespannt sein; Cotterill, einer der-

selben, ist bereits in England eingetroffen und hat der Londoner Geographischen Gesellschaft einen solchen abgestattet.

— Am 6. Januar dieses Jahres starb in Lourenço Marques an der Bay Delagoa Joachim John Monteiro, der unter den Schriftstellern über Afrika einen ehrenvollen Platz einnimmt. Trotz seines portugiesischen Namens war er Engländer von Geburt und Erziehung und erhielt seine Bildung als Bergmann in der School of Mines in London. Von 1858 bis 1873 lebte er fast ununterbrochen in der portugiesischen Colonie Angola, zuerst als Leiter von Kupferbergwerken bei Bembe, Benguela und Cuio, dann seit 1865 als Kaufmann in Ambriz, in dessen Umgebung er verschiedene Factoreien errichtete, um die innere Faserrinde des Baobab zu sammeln, deren Verwendbarkeit zur Papierfabrikation er 1858 entdeckt hatte. Seine Mußestunden widmete er naturwissenschaftlichen Studien und seine Ferien kurzen geographischen Forschungen in jenen Küstenländern, als deren Resultat er 1875 in London sein zweibändiges Buch „Angola and the River Congo" herausgab, das an genauen Daten über Land und Volk, physische Geographie und Naturgeschichte der betreffenden Gebiete sehr reich ist (s. „Globus" XXX, S. 305). Im Herbst 1876 verließ er von Neuem mit seiner Gattin England, um einige Jahre in der Umgebung der Bay Delagoa zoologischen und botanischen Studien obzuliegen, die aber schon nach Jahresfrist durch seinen Tod beendet worden sind.

— Die Bevölkerung von Natal betrug 1876 21 521 Weiße, 10 300 Indier, 272 298 Kaffern und 2500 Angehörige verschiedener Racen. Von den größten Plätzen zählt Durban 10 488, Maritzburg 7039 Seelen.

— Aus dem Caplande kommen Klagen über ungewöhnliche Trockenheit und in Folge dessen große Verluste an Vieh. Trotz kleiner Erfolge, welche die Engländer ab und zu erringen, dauert der Kaffernkrieg dort noch immer fort.

— Ueber einen Theil Afrikas, welcher seit Jahren nichts von sich hat hören lassen, die Länder der Damara und Namaqua, haben einige Reisen in den beiden letzten Jahren mehr Licht verbreitet. Mr. W. Coates Palgrave's Bericht über seine Mission von 1876 als Specialgesandter zu den Stämmen, welche an der Westküste zwischen Cunene und Orange-Fluß sitzen, ist in der Capstadt als Parlamentspapier erschienen. Seine Reise erstreckte sich über fast 8 Breitengrade und verschaffte ihm eingehende Kenntniß der dortigen Völker, welche angeblich fast alle den dringenden Wunsch ausgesprochen haben, unter englische Oberhoheit zu gelangen (vergl. „Globus" XXXII, S. 96). Die beigegebene Karte, welche alles zwischen den portugiesischen und englischen Colonien liegende Land umfaßt, ist die neueste und soll die vollständigste sein.

Den nordwestlichsten Kaoko genannten Theil des Hererolandes zwischen dem Cunene, der Südgrenze des portugiesischen Besitzes, und dem 21. Grade südlicher Breite haben im Juni und Juli 1877 die Missionäre J. Böhm und F. Bernsmann bereist und aufgenommen, und ihre Karte bezeichnet E. Behm in seinem geographischen Monatsbericht pro März als einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß jener Küstenländer.

* * *

— Am Montag den 3. März 1878 ist die Eisenbahn von Perm nach Jekaterinburg eröffnet und damit zum erste Male der Ural von einem Bahnzuge überschritten worden.

— Am 4. März fand in Peschawar in Gegenwart der gesammten Garnison und zahlreicher Häuptlinge ein Darbar statt, um die öffentliche Unterwerfung der Dschowakis entgegenzunehmen. Dieselben bezahlten die ihnen von den Engländern auferlegte Buße und gaben die geraubten Gewehre heraus; von einer völligen Annexion ihres Landes wurde Abstand genommen (vergl. oben S. 125).

— Nach dem Jahresbericht des Statistischen Bureau in Washington betrug die Gesammtzahl der in den Vereinigten Staaten während des am 30. Juni 1877 beendeten Fiscaljahres eingetroffenen Einwanderer 141 857, und zwar 92 033 männlichen und 49 824 weiblichen Geschlechts.

Hiervon kamen 38 150 aus Großbritannien, 29 298 aus Deutschland, 22 116 aus Britisch-Nordamerika, 10 594 aus China, 6579 aus Rußland, 5856 aus Frankreich, 5003 aus Oesterreich, 4991 aus Schweden, 4588 aus Norwegen, 3143 aus Italien. Die übrigen Länder der Erde sind mit unbedeutenden Ziffern betheiligt. Abgesehen von den Kaufleuten (4239) und Commis (1253) waren unter den höheren Ständen am meisten vertreten die Geistlichen (373), Musiker beiderlei Geschlechts (320), Studenten (224), Lehrer und Lehrerinnen (185), Bildhauer (103). Unter den Frauen zeichnen sich die 216 Nonnen und 86 Schauspielerinnen aus. Unter den Handwerkern (76 656) nehmen die erste Stelle die Tagelöhner mit 25 482 und die Farmer mit 16 850 ein. Ihnen folgen die weiblichen Dienstboten (4704), Matrosen (1820), Bergleute (1670), Maurer (1303) und Schreiner (1300). Alle anderen Gewerbe waren nur mit Zahlen unter 1000 vertreten.

— Der wohlbekannte Reisende Prof. W. M. Gabb tritt in einer Zuschrift aus Puerto Plato in San Domingo an die „Nature" für die Ansicht ein, daß Columbus' Leiche doch in San Domingo sich befinde. Gründe dafür führt er freilich nicht an, so daß es nun für Fernstehende unmöglich ist, sich für eine der beiden schnurstracks sich widersprechenden Behauptungen zu entscheiden (vergl. oben S. 32 und 144).

— Die Colonie Tasmanien zählte am Schlusse des Jahres 1876 eine Bevölkerung von 105 484 (55 633 Männer und 49 851 Frauen) gegen 103 663 im Vorjahre. Der Import des Jahres 1876 bewerthete sich auf 1 133 003 Pf. St. gegen 1 185 942 Pf. St. und der Export auf 1 130 983 Pf. St. gegen 1 085 976 Pf. St. An Gold wurden 10 278 Unzen und an Zinn 1616 Tonnen gewonnen und exportirt.

— Der britische Consul auf den Samoa-Inseln, Mr. Liardet, hat unter Vorbehalt der Bestätigung von Seiten der englischen Regierung die Regierung dieser Inseln mit folgenden Geldstrafen belegt: 10 000 Doll. wegen Collision mit dem britischen Kriegsschiffe Barracouta; 10 000 Doll. wegen Beleidigung des Commodore Hoskins, und 10 000 Doll. wegen Bedrohung des britischen Consulats. Bis die Entscheidung der englischen Regierung in dieser Angelegenheit eingetroffen ist, sollen die Inseln das Unterpfand abgeben.

— Im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig ist soeben die dritte Auflage von Oscar Peschel's „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde" erschienen, ein Beweis, wie fest sich diese geistreichen und vortrefflichen Abhandlungen zur Morphologie der Erdoberfläche bereits in der Gunst nicht nur der Geographen von Fach eingebürgert haben. Die im selben Verlage unlängst erschienenen Peschel'schen „Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde" (enthaltend 1. Der Ursprung und die Verbreitung einiger geographischer Mythen im Mittelalter. 2. Zur Geschichte der Geographie. 3. Ueber Alexander von Humboldt. 4. Ueber Carl Ritter. 5. Die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand. 6. Ueber die Bedeutung der Erdkunde für die Culturgeschichte. 7. Darwinisches) hoffen wir bald ausführlicher besprechen zu können.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

II.

Die Stadt Korfu und ihre Bevölkerung. Die Korfiotinnen. Die Katholiken und Juden. Kirchen. Die agrarischen Verhältnisse. Ausflug in das Innere von Korfu. Rückkehr nach Athen und Fahrt nach Marathon.

Die Stadt Korfu zieht sich stufenweise ein Vorgebirge hinauf, welches in eine runde, unendlich mannigfaltige Meeresbucht vorspringt, und ist von Mauern umgeben, die an der Seeseite zu Hafendämmen umgewandelt worden sind. Tritt der Reisende durch das Hafenthor ein, so merkt er alsbald, daß er sich an einem viel von Fremden besuchten Orte, an der großen Straße zwischen Abend- und Morgenland, befindet: maltesische Gepäckträger, Führer und Hôtelbedienstete bestürmen ihn, quälen ihn mit ihren Anerbietungen und stopfen ihm die Taschen voll Ankündigungen und Prospecte. Mit Mühe entkam Belle ihrem Ungestüm und erreichte das Hôtel S. Georg auf der Esplanade. Letztere ist eine Schöpfung des schon erwähnten General Donzelot, ein großer Platz zwischen der Citadelle, die wie ein Adlernest auf ihrem steilen Felsen thront, und den hohen mit Bogengängen versehenen Häusern der Stadt. Ringsum laufen mehrere Reihen schöner Platanen und Rüstern, und gegen Süden endet der Platz in eine Terrasse, welche freien Ausblick auf das Meer und die mit Villen und Gärten bedeckten Hügel gewährt. An seiner Nordseite steht der Gouverneurspalast, ein Gebäude von strengem, aber reinem Stile, davor zwischen immergrünen Sträuchern ein Statue von Sir Frederic Adams und gegenüber ein kleiner runder Tempel zum Gedächtniß des ersten englischen Lord Commissioner, Sir Thomas Maitland, der bei den Korfioten in keinem guten Andenken steht. Vor der Zugbrücke der Citadelle aber erhebt sich eine Bildsäule von kriegerischem, heldenhaftem Aussehen: es ist Graf Schulenburg, der 1716 die Stadt gegen 30000 Türken hielt, und sie zum Abzuge zwang, nachdem er ihnen die Hälfte ihrer Leute getödtet hatte.

Die Straßen im Innern der Stadt sind abschüssig und krumm, wie in allen von Festungsmauern umschlossenen Orten, und haben einen durchaus italienischen Charakter in ihren Namen, ihren Bogengängen, in der Erscheinung des dort sich drängenden Volkes, in den Läden, in der Sprache, die an die Ohren des Fremden schlägt, und nicht minder in der auf ihnen herrschenden Unordnung und Unreinlichkeit, so daß man sich in ein Quartier von Neapel versetzt glauben möchte. Frauen mit mattem Teint, Adlernasen und schwarzen Haaren schwatzen auf der Hausschwelle oder sitzen vor den Thüren und spinnen. Kleine Bürgerfrauen, mit mächtigem Chignon und Schleppe ausstaffirt, ziehen langsam unter den Bogengängen umher und feilschen in den Läden, kurzum, die Frauen haben hier andere Gewohnheiten als in Griechenland, wo Geschmack und Sitte noch etwas von dem orientalischen Harem an sich haben. Auch auf den Ionischen Inseln waren die Frauen einst, vor der venetianischen Occupation, mit ihren Dienerinnen in Zimmer mit vergitterten Fenstern, die weder Aus- noch Einblick gestatteten, eingeschlossen und lediglich auf ihre häuslichen Arbeiten angewie-



Suliotischer Schäfer und Frauen. (Nach einer Photographie.)

sen. Als dann die Venetianer sich festsetzten, änderte sich das allmälig. Die Bildung der Frauen blieb zwar, wie früher, gleich Null, aber ihre Freiheit wurde eine größere. Sie lernten den Gebrauch der Maske kennen, besuchten Theater und Bälle und haben davon bis heutigen Tages sich eine Leichtlebigkeit, ein freies Benehmen und eine gewandte, gefällige Haltung bewahrt, welche scharf gegen das schwerfällige, steife Wesen ihrer Landsmänninnen auf dem Festlande absticht.

Auf drei, vier sich kreuzenden Straßen, wo der an schönen Früchten reiche Markt abgehalten wird, drängt sich die vielsprachige Menge: die Städter sprechen Italienisch, die Landleute Griechisch, Juden Spanisch und Malteser ihren eigenthümlichen, mit italienischen Brocken gemischten Dialekt; Albanesen unterhalten sich in ihrer rauhen Sprache. Auch Sulioten vom Festlande begegnet man, welche trotz ihres Albanesenthums sich einst am Freiheitskampfe so kräftig betheiligten und dann doch unter türkischem Joche belassen wurden.

Die Zahl der Katholiken ist auf den Jonischen Inseln eine ziemlich ansehnliche und beträgt auf Korfu allein 8000, welche unter einem von Rom ernannten Bischofe stehen. Dieselben erhielten auf Ansuchen des venetianischen Senates die besondere Erlaubniß, dem orientalischen Kalender folgen zu dürfen, und feiern also ihre Feste an denselben Tagen wie ihre Landsleute griechisch-katholischer Religion, was



Meerbusen südlich von der Stadt Korfu. (Nach einer Photographie.)

durchaus zu keiner Rivalität, sondern zu echt christlicher Brüderlichkeit geführt, übrigens auch sehr sonderbare Folgen gehabt hat: so feiert am Feste des heil. Arsenius die Geistlichkeit beider Riten gemeinschaftlich in derselben Kirche ihre Liturgie, ohne daß ihre respectiven Gläubigen an dem unharmonischen Durcheinander der Gesänge irgend welchen Anstoß nähmen. Eine andere Folge dieses erfreulichen Verhältnisses sind die zahlreichen Mischheirathen zwischen den Anhängern beider Secten; und während sich die Römisch-Katholischen z. B. auf den Inseln des Archipels politisch und gesellschaftlich durchaus gesondert und abseits halten und gar keinen Einfluß haben, stehen sie auf Korfu mit den Orthodoxen in dieser Hinsicht durchaus auf gleicher Stufe.

Die Juden haben hier noch immer viel Merkmale ihrer einstigen Herabwürdigung an sich und flößen wenig Sympathie ein. Aus alter Gewohnheit und Neigung bewohnen sie noch ein gesondertes Quartier, dessen stänkerige Gassen den Fremden anwidern. Dasselbe war unter dem englischen Protectorate an jedem Ausgange mit einem wuchtigen Thore versehen, welches bei manchen religiösen Festen sorgsam durch die Polizei verschlossen wurde, wie denn überhaupt diese als freisinnig ausgegebene Regierung die dortigen Juden in völliger politischer Rechtlosigkeit hielt und die drückendsten mittelalterlichen Bestimmungen ihnen gegenüber in Kraft bestehen ließ.

Belle durchstrich die Stadt, gut gepflasterte Gassen hinan, unter massiven Bogenwölbungen hindurch und Treppen hinauf, bis er eine Plateforme erreichte, wo sich die in italienischem Stile erbaute, aber charakterlose Kathedrale erhebt. Herrlich ist die Aussicht von dort oben über die Rhede mit den Handels- und Kriegsschiffen und die Insel Vido, welche heute zwar entfestigt ist, aber noch immer als Wellenbrecher und

Damm gegen die von der Tramontana wild erregte See ihre guten Dienste leistet. Dahinter dehnt sich dann wie ein riesiges Binnenwasser die Meerenge zwischen Insel und Festland aus. Steigt man von dort zur Esplanade hinab, so kommt man bei der Kirche des heil. Spiridion vorbei, eines der orientalischen Bischöfe, welche 525 zu Nicaea die arianische Lehre verdammten. Bei den Korfioten steht er in hohem Ansehen; dreimal im Jahre wird der Ebenholzkasten, welcher seine Gebeine enthält, in Procession um den ganzen Platz herumgetragen, während die Festung und die Schiffe im Hafen ihre Kanonen lösen und die Beamten in Uniform und die ganze Bevölkerung der singenden Geistlichkeit folgen. Eine volle Woche bleibt die Stadt dann noch beflaggt, und die ganze Zeit lang werden ununterbrochen, Tag und Nacht, die Glocken geläutet, die der Lateiner aus allen Kräften, die der Orthodoxen in wiederholten Schlägen.

Gastwirthe, Kutscher und dergleichen Leute sehnen sich jetzt nach den goldenen Zeiten des englischen Protectorats zurück, und die ionische Aristokratie, welcher die wilde Demagogenwirthschaft dort zuwider ist, schließt sich ihnen an. Doch läßt sich nicht leugnen, daß sich die Verhältnisse im Ganzen und Großen zum Bessern gewendet haben, namentlich in der Zollpolitik, welche schwer auf dem Bauer lastete, während der große Grundeigenthümer leichten Kaufes davon kam. Die Landesproducte zahlten bei der Ausfuhr zwanzig Procent und ebenso hoch waren, mit Ausnahme der englischen



Das Dorf Potamos im Innern von Korfu. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

Waaren, die importirten Güter besteuert, und dabei erhoben sich selbst zwischen den einzelnen Inseln Zollschranken, so daß ein von Kephalonia nach Zante transportirtes Faß Wein 20 Proc. seines Werthes an Ausfuhrzoll auf ersterer Insel und 10 Proc. an Einfuhrzoll auf Zante erlegen mußte. An die Bildung eines Haupt- und Sammelmarktes für die Erzeugnisse der Inseln auf diesen selbst war dabei nicht zu denken, und ebenso wenig konnte sich bei dem Schutz, welchen die englischen Manufacturen genossen, die einheimische Industrie entwickeln. Auf allen Inseln zusammen gab es, von den Meermühlen bei Argostoli abgesehen, keine einzige Fabrik, und selbst die Schifffahrt gerieth in diesem Lande der Matrosen in Verfall, weil englische Fahrzeuge den ganzen Handel in Beschlag nahmen. Das alles ist nun anders geworden.

Dagegen ist noch heute die Lage der Landwirthschaft eine keineswegs befriedigende. Theils ist daran die Faulheit der Leute schuld, welche sich damit begnügen, die Früchte von den früher gepflanzten Oliven zu sammeln, theils die Sorglosigkeit der Besitzer, theils die schlechte Vertheilung und die verwickelten Eigenthumsverhältnisse in Bezug auf Grund und Boden. Letzterer gehört einer kleinen Zahl von Gutsherren, wird aber von Pächtern bebaut, welche seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn und Enkel dort ansässig sind und sich daran gewöhnt haben, das Land als ihr Eigenthum anzusehen, so daß sie sich häufig weigern, die schuldige Pachtsumme zu bezahlen. Daraus entstehen dann Processe, welche bei der Dunkelheit der rechtlichen Bestimmungen und der Langsamkeit des Gerichtswesens schier unendlich sind. Die englische Regierung hat an dieser brennenden Frage, einem Ueberbleibsel aus der venetianischen Feudalzeit und Provedittorenwirthschaft, be-

greiflicher Weise nicht gerührt, und unter griechischer Verwaltung suchen sich die Demokraten und Socialisten, welche bei den Wahlen durch die Landleute obenauf gekommen sind, der Sache zu bemächtigen und streben die radicale Lösung einer Vertheilung des Landes unter Besitzer und Pächter an. Es ist das noch ein schweres und gefährliches Stück Arbeit, welches vergangene Jahrhunderte der Regierung des Königs Georgios hinterlassen haben.

Verläßt man Korfu an der Südseite der Esplanade, so findet man eine vortreffliche Straße, die einzige, welche noch jetzt unterhalten wird, weil sie nach der königlichen Villa führt. Zur Rechten liegen kleine, von Gärten umgebene Häuser zwischen Citronenbäumen und Brustbeerbäumen, links spült das Meer gegen die Untermauerung der Straße. Nach einer kurzen Steigung erreicht man die Höhe eines Vorgebirges, welches zahlreiche Villen trägt, deren Rosen- und Jasminhecken einen wahren Regen duftiger Blüthen auf die Straße streuen. Südwärts aber erblickt das Auge zwischen hundertjährigen Oelbäumen hindurch einen schmalen Meerbusen, welcher sich unmittelbar südlich von der Stadt tief in das Land hineinzieht. In einer halben Stunde erreicht man an dem Ende des Vorgebirges einen runden, mit Aloen und Agaven umgebenen Platz, il Canone genannt. Von dort aus übersieht man mit Wohlgefallen die Bucht, die sie umgebenden, zum Theil mit Wald bedeckten Berge und die beiden Inselchen, deren eine eine kleine ländliche Capelle trägt, und darum war diese jetzt öde Straße und dieser Platz in früheren Zeiten das bevorzugte allabendliche Stelldichein der englischen Colonie, welche vom untersten Beamten und Lieutenant bis hinauf zum Lord Commissioner zu Fuß, zu Pferde,



Das Kloster der Hagiōn Asomatōn bei Athen. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

in Miethswagen und in eleganter Equipage in correcter Haltung und etwas steifem Phlegma sich hier sehen ließ.

Das Innere der Insel bietet Gelegenheit zu reizenden Ausflügen, und das um so mehr, als man fast jedes wichtigere Dorf zu Wagen erreichen kann. Dies für jene Gegenden bedeutende Wegenetz verdankt man dem französischen Protectorate und speciell dem General Donzelot; bedauernswerth aber ist es, wie sehr die griechische Regierung dasselbe verfallen läßt. Zu Maulesel wird man bald nicht mehr erreichen können, wohin man vor mehr als 60 Jahren in zweispännigem Wagen gefahren ist. Wohin man sich auch wenden mag, nachdem man den Gürtel von Gemüsegärten, der rings die Stadt umgiebt, überschritten hat, überall findet man eine malerische Gegend mit grünen Thälern und wilden Schluchten. Ein wahrer Wald von Oelbäumen bedeckt die ganze Insel; bis 25 Fuß Höhe erreichen diese herrlichen, nie verschnittenen Bäume, die schon mehrere Jahrhunderte überdauert haben. Der Boden unter ihnen ist dicht mit Farrenkräutern bewachsen; sie selbst erscheinen mit ihrem majestätischen, stolzen Wuchse und den kühnen Krümmungen wie Kinder der Natur, und beides trägt dazu bei, den unbebauten wilsten Eindruck der Insel zu heben. Hier und da erhebt sich auf einem Hügel aus dieser üppigen Vegetation ein Dorf, dessen hohe mit Bogenstellungen und steinernen Gallerien geschmückte Häuser denen eines italienischen Dorfes gleichen und dessen ganz venetianischer Campanile die höchsten Pinien und Cypressen überragt. Zuweilen führt ein Kreuzweg durch einige vernachlässigte Felder zu einem Gehöft, das sich an ein altes verfallenes Schloß anlehnt, dessen verwitterte Wappenschilder an die schöne Zeit erinnern, wo die Vorfahren der korfiotischen Edelen auf ihren Landsitzen den venetianischen Beamten glänzende Feste veranstalteten.

Die beiden Ausflüge auf Korfu, welche unserm Reisenden die angenehmste Erinnerung hinterlassen haben, sind die Besteigung des Berges Pantokratoras und der Spaziergang nach Gasturi. Ersterer erhebt sich im Norden der Insel zu 945 Meter und bietet bei klarem Himmel von seinem Gipfel eine ausgedehnte Rundsicht über das Adriatische



Frauen von Chalandri. (Nach einer Photographie.)

Meer bis zu den Gestaden Italiens und nordwärts über die kleinen Inseln Erikusa, Othonus und Salmastraki, welche nach dieser Richtung hin das Ende griechischer Herrschaft bezeichnen. Der Berg von Gasturi ist nur 9 Kilometer südlich von der Stadt Korfu entfernt und ist leicht zu erreichen. Der Weg schlängelt sich zuerst durch ein Gehölz von finsterm, melancholischem Charakter und steigt dann in Windungen zu einem Felsgipfel, der das Meer überragt, empor. Von dort überschaut man die ganze Meerenge zwischen der Insel und dem Festlande und die in tausend Buchten und bewaldete Vorsprünge zerschnittene Küste, welche nach Süden hin sich senkt und in goldigem Dufte verschwimmt, während gegenüber grau und trübe die hohen Berge Albaniens aufsteigen. In der Ferne erblickt man auf schroffem Felsen die fahlen Mauern mancher Stadt, wo jetzt noch, aber vielleicht nicht auf lange mehr, das Türkenbanner weht; das sind Parga, bekannt durch sein Unglück im Freiheitskampfe, Philiataes und hoch oben im Gebirge die berühmte Festung der Sulioten, Kakosuli.

* * *

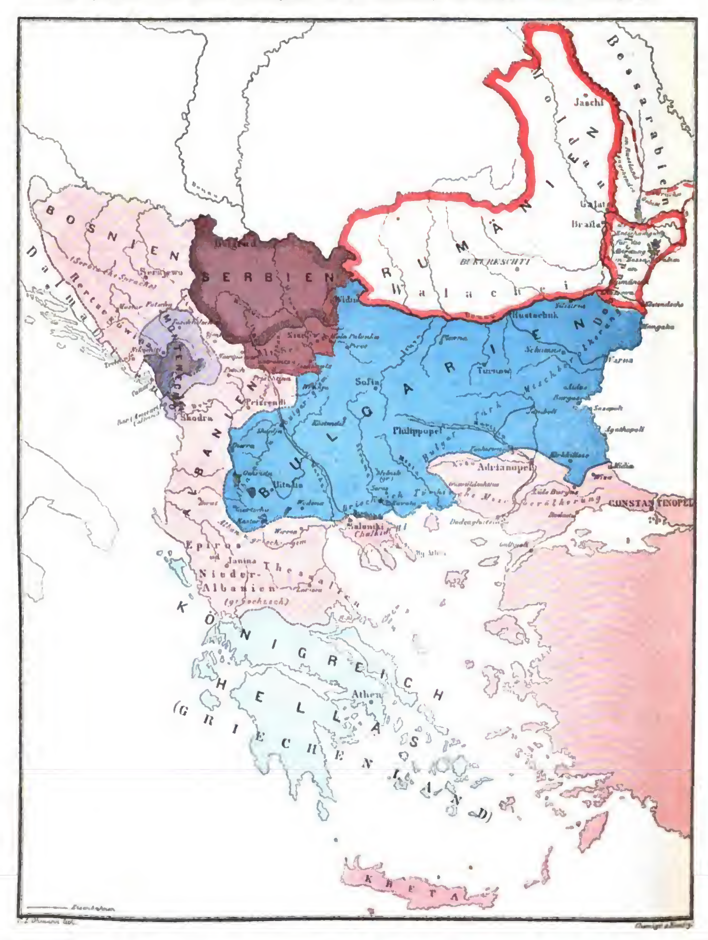
Seit kaum zwei Monaten war Belle nach Athen zurückgekehrt, so dachte er schon wieder an neue Reisen. Die Februarsonne hatte überall die Anemonen hervorgelockt, der Himmel war klar, die Luft köstlich milde und die Sehnsucht nach den Bergen ergriff ihn, so oft er durch den Staub, der von der Stadion- oder Universitätsstraße aufstieg, die violetten Gipfel des Parnes oder Pentelikon erblickte. So beschloß er denn, sich durch einige kleinere Ausflüge auf eine beschwerlichere Reise durch die Peloponnes vorzubereiten, und befand sich eines Morgens in einem bequemen Wagen auf der Straße nach Marathon. Die Sonne war schon über dem Horizonte emporgestiegen und beleuchtete den Parnassos, während der Hymettos ihre Strahlen noch von der kleinen Hauptstadt Griechenlands abhielt, und tiefer Schatten dieselbe bedeckte. Die Straße führt zwischen dem königlichen Palaste und einer Reihe prächtiger Häuser mit korinthischen Säulenstellungen und Marmorgiebeln hin; letztere gehören griechischen Banquiers in Marseille, London und Konstantinopel, welche hier den Winter verleben. Dann läßt sie den spitzen Felsen des Lykabettos zur Linken, welcher, vom Peiraieus aus gesehen, so bestimmend ist für den Charakter der athenischen Landschaft. Sein Gipfel trägt eine kleine Capelle, welche ein alter halb blödsinniger Mönch bedient, und seine Abhänge sind von Steinbrüchen durchsetzt, welche für die ganzen neuen Stadttheile Athens einen festen, graurothen Kalkstein liefern. Dann bleibt rechts das von Bizaris gegründete Seminar, welches die fanatischesten Priester und freisinnigsten Zeitungsschreiber in die Welt schickt. Die Zöglinge sind junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren; ihre niemals von der Scheere berührten Haare werden hinten hinaufgekämmt und zu einem kleinen Chignon zusammengedreht, den ein schwarzes Sammetkäppchen halb bedeckt. Dazu tragen sie eine weite Robe von schwarzem Wollenstoffe mit weiten Aermeln und an Stelle der vorschriftsmäßigen kurzen Hosen und blauwollenen Strümpfe das gewöhnliche moderne Beinkleid. Alle haben sie intelligente Gesichter und sehen ganz so aus, als wollten sie demnächst ihre ehrwürdige Robe von sich werfen.

Dann erscheint links auf dem untersten Abhange des Lykabettos zwischen Oelbäumen und Cypressen ein Gebäude mit italienischen Arkaden und einer weiß und roth gestreiften byzantinischen Kuppel, das Kloster der Hagiôn Asomatôn (der Heiligen Körperlosen), wo einige alte Fresken zu sehen sind nebst etwa zwanzig Mönchen, welche nichts zu thun haben, als vor den Heiligenbildern kleine Wachskerzen anzuzünden, ihre Gesänge herzuleiern und die Bäume ihres Gartens, der eine herrliche Aussicht bis zum Meere hin gewährt, zu beschneiden. Die Straße durchschneidet darauf das von Obstbaumpflanzungen und Gärten umgebene Dorf Ambelokipos, das antike Alopeke, die Heimath des Sokrates und Aristides, und etwas weiter hin zweigt rechts der Weg durch Weingärten nach dem großen Orte Chalandri ab, wo einst des Alkibiades' Wiege gestanden haben soll.

Die neuen Territorialgrenzen auf der Balkanhalbinsel vom Gesichtspunkte der Nationalgrenzen.

Von **H. Kiepert.**

Man kann schon jetzt, nachdem die speciellen Bestimmungen des am 3. März abgeschlossenen Friedensvertrages bekannt geworden sind, die Ueberzeugung aussprechen, daß die dadurch bewirkte Umgestaltung der politischen Landkarte nicht einmal die nächstbetheiligten slavischen Volksstämme befriedigt hat, während sie von deren Glaubensgenossen anderer Nationalität, unter denen nur das Häuflein der christlichen Albanesen politisch kaum mitzählt, namentlich von Griechen und Rumänen, geradezu als das Grab ihrer Zukunftsträume perhorrescirt wird. So wenig deckt sich die zur Rechtfertigung der russischen Kriegserklärung etwas zu allgemein ausgesprochene Phrase des Schutzes der bisherigen christlichen Unterthanen der Pforte, welche diese so wenig wie das von ihr aus dem Wege geräumte abgestorbene Byzantinerthum in vielhundertjähriger Herrschaft zu einer homogenen Masse umzugestalten im Stande gewesen ist, mit den unter einander im heftigsten Streite liegenden Interessen der einzelnen Volksstämme dieses ebenso unglücklichen wie von der Natur reich gesegneten Landes. Denn nicht neben einander in geschlossenen Massen, wie im ganzen in Mittel- und Westeuropa (wo gleichwohl schon die Ansprüche unseres Jahrhunderts auf eine möglichst der Sprachgleichheit entsprechende Auseinandersetzung der großen Nationalstaaten auf schwer zu bewältigende Hindernisse stoßen), sondern durch mehr als ein Jahrtausend hin und her wogender Eroberungen und Colonisationen durch einander geschoben und zersprengt wohnen bei weitem die meisten Völkerstämme in der Osthälfte unseres Erdtheils. In dieser Weise sind ihre Sitze auf altpolnischen, russischen, österreichisch-ungarischen, serbischen Gebieten durch die erst seit wenigen Decennien ernstlich betriebenen statistischen Erhebungen im Detail constatirt worden, während in der bisher sogenannten Türkei nach allen phrasenreichen Versprechungen die Arbeit officieller Statistik ein frommer Wunsch geblieben ist. Hier hat nur der Fleiß und die Umsicht einzelner privater Forscher, eines Boué, Viquesnel, Lejean, Sax, Kanitz, v. Hahn, Barth, Pressel


BOSNIEN
Dalmatien
SERBIEN
Belgrad
RUMÄNIEN
Walachei
Bessarabien
Jaschi
Galatz
Braila
BUKURESCHTI
Widin
Rustschuk
BULGARIEN
Sofia
Turnow
Varna
Philippopel
Adrianopel
Skodra
Prizrendi
Salonik
Epiros
Janina
Nieder-Albanien
(griechisch)
Thessalien
KÖNIGREICH HELLAS
(GRIECHENLAND)
Athen
KRETA

und Anderer, uns über das bunte Durcheinander jener Verhältnisse belehrt, zu deren graphischer Darstellung das von ihnen gesammelte, natürlich dem Grade der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit nach sehr ungleichartige Material noch kaum ausreicht. Alle bisher gemachten Versuche einer Veranschaulichung, um der Wißbegier des europäischen Publicums entgegenzukommen, die ethnographischen Karten von Schafarik, Boué, Lejean, Sax, wenngleich von Schritt zu Schritt durch Gewinn neuerkannter Thatsachen dem Endziele möglichster Richtigkeit genähert, mußten doch selbst in der letzten vom Verfasser dieser Abhandlung ausgeführten Bearbeitung [1]) zahlreiche Unsicherheiten und der demnächstigen Berichtigung bedürftige Stellen zugestehen. Diese Unsicherheit verliert indeß für den uns hier beschäftigenden Zweck an Bedeutung dadurch, daß sie meist geringfügige Details betrifft, während in den Hauptsachen unter den Angaben jener gewissenhaften und unparteiischen Forscher Uebereinstimmung herrscht. Freilich haben sie sich sämmtlich eben dadurch den Vorwurf panslavistischer Neigungen neuerdings von denjenigen Seiten her müssen gefallen lassen, deren Wünschen und Hoffnungen jene Thatsachen längst unbequem geworden waren, von Griechen sowohl wie von Türken: wie wenig Gewicht aber diesen tendenziösen Berichtigungen und vorgeblich authentischen Kartenpublicationen der Herren Synvet-Effendi, Bianconi und eines anonymen Griechen in englischem Gewande (wie jetzt verlautet, eines Herrn Gennadios) beizulegen ist, glaube ich im Nachwort zur zweiten Auflage meiner ethnographischen Karte genügend erwiesen zu haben [2]).

Es ist der Zweck dieser Zeilen, die in dem kleinen Maßstabe der beifolgenden Kartenskizze nur in den Hauptzügen angedeuteten Abweichungen der außerordentlich complicirten Sprach- und Nationalitätsgrenzen von der durch den Friedensschluß den neugebildeten oder erweiterten politischen Gebieten gegebenen geographischen Abrundung im einzelnen zu verfolgen. Der Leser wird daraus wahrscheinlich die Ueberzeugung gewinnen, daß zwar manche der neuen Festsetzungen einen bedenklichen Keim nationaler Streitfragen und möglicherweise selbst europäischer Verwickelungen in sich schließen, daß aber andererseits die Auffindung von Grenzlinien, welche allen berechtigten Ansprüchen, namentlich auch denjenigen des österreichisch-ungarischen Grenznachbars, zu entsprechen im Stande wären, zu den unmöglichen Dingen gehört.

Beginnen wir mit den nach Sprache und Abstammung altserbischen Gebieten im äußersten Nordwesten, so finden wir durch eine seltsame Ironie des Schicksals gerade diejenige Landschaft, in welcher die unerträgliche Bedrückung durch türkische Besteuerungstyrannei vor bald drei Jahren das Signal zum Ausbruche des Kampfes gab, die Hertzegowina und ganz Bosnien, der directen türkischen Verwaltung erhalten. Allerdings nur in einer Weise, die es als fast zur demnächstigen vollständigen Ablösung von dem ohnehin schon zerrissenen Hauptkörper vorausbestimmt erscheinen läßt. Serbien freilich, welches seit dem Beginn des bosnischen Aufstandes auf Vergrößerung bei der stamm- und glaubensverwandten Bevölkerung jenseit der Drina stark gerechnet, sich

[1]) Ethnographische Uebersichtskarte des europäischen Orients, von H. Kiepert, mit Text. Berlin, D. Reimer. Dritte Ausgabe 1878.

[2]) Natürlich nicht für Jedermann, z. B. nicht für die gräcomanische Tendenz des „Messager d'Athènes", der in einem von der Kölner und Augsburger Allgemeinen Zeitung reproducirten Artikel meiner unschuldigen Arbeit, die übrigens durch Bianconi's und Synvet's Leistungen längst widerlegt sei, Schuld giebt, sogar einen Fürsten Bismarck hinters Licht geführt und ihn zur Vertheidigung des den hellenischen Zukunftsträumen auf Konstantinopel allerdings etwas unbequemen russischen Zuschnitts von Neu-Bulgarien verleitet zu haben.

aber dann längs dieser Grenze in fruchtlosen Kämpfen erschöpft hatte, geht wenigstens auf dieser Seite jetzt leer aus [1]) in offenbarer Berücksichtigung österreichischer Interessen. Die Ostgrenze Bosniens also bleibt vorläufig intact, nicht so die südliche: hier soll der zweite serbische Staat, jenes Hochalpenland der „schwarzen Berge" (Tzernagora oder, wie wir es gewöhnlich in venetianischer Uebersetzung nennen, Montenegro), welches nach dem Falle des altserbischen Reiches (1389) die letzte unbezwungene Zuflucht der Reste seiner nationalen Kriegsmacht gebildet und Jahrhunderte lang allein serbisches Volksthum am reinsten repräsentirt hat, um mehr als das dreifache seiner bisherigen Ausdehnung (von beiläufig 80 auf 280 deutsche Quadratmeilen) vergrößert werden. Auf dieser seiner nördlichen Grenze hatte Montenegro schon 1861 nach Jahrzehnte langen Kämpfen den Besitz des bis dahin von den Türken occupirten Gebirgscantons Grahowo (5 Quadratmeilen) zugesprochen erhalten: es kommen dazu jetzt die gleichfalls seit Jahrzehnten in selten unterbrochener Rebellion gegen die Türkenherrschaft befindlichen Cantone Banjani, Duga, Gatzko, Piwa, Drobnjak, Scharantzi, Kolaschin, sämmtlich von orthodoxen serbischen Christen bewohnt [2]); außerdem der von denselben umschlossene Canton Nikschitj und nördlicher, zwischen den Flüssen Tara und Lim, die von der alten großen bosnischen Heerstraße durchschnittenen Nahien (Bezirke) von Tschainitj, Plewle oder Taschlidscha und Prijepolje, in welchen die christliche Bevölkerung von einer an Zahl viel geringern, hauptsächlich in den kleinen Städten angesessenen mohammedanischen durchsetzt ist. Durchaus aber herrscht ausschließlich serbische, also dem montenegrinischen Hauptlande gleichartige Sprache und Sitte in diesem Landstriche von circa 150 Quadratmeilen, welcher bisher das östliche Drittheil der sogenannten Hertzegowina bildete. Nicht ganz dasselbe ist der Fall in dem schmalen Streifen längs der neuen bosnischen Heerstraße über Nowawarosch und Sjenitza, auf welchen das so weit gegen die serbische Grenze hin vorgerückte Montenegro den türkischen Besitz, behufs ungehinderter Communication mit der abgelegenen Provinz, eingeschränkt hat, da hier seit einigen Jahrzehnten starke mohammedanisch-albanesische Colonien bestehen, — ein Streifen künstlichster politischer Schöpfung, in so scharfem Widerspruch zu der nationalen Gleichartigkeit auf beiden Seiten, daß ihn bei erster Gelegenheit die längst von beiden serbischen Volksmassen ersehnte Vereinigung zu einem Ganzen wegzuschwemmen droht.

Dagegen liegt die gegen Süden und Südosten für Montenegro in Anspruch genommene Vergrößerung um etwa 50 Quadratmeilen ganz auf dem Gebiete des bisherigen Albaniens; es finden sich darin nur in der sogenannten Zetta, der von der Moratscha von der bisherigen Grenze bei Podgoritza zum See von Scutari herab durchflossenen Ebene, und außerdem im obern Hochthale des Lim um Plawa und Gusinje serbische Ortschaften oder Bevölkerungsantheile; die Mehrzahl der Serben (von deren früherer weiter Ausbreitung zahlreiche noch erhaltene slavische Dorfnamen Zeugniß geben) hat dort seit den letzten Jahrhunderten wieder den ursprünglichen Herren des Landes, den Albanesen, weichen müssen. Die Mehrzahl dieser Nachbarstämme — namentlich diejeni-

[1]) Nämlich bis auf den ganz unbedeutenden, ja für unser Kärtchen geradezu mikroskopischen Zuwachs durch das kleine Stückchen bosnischen Gebietes auf dem rechten Drina-Ufer gegenüber der Stadt Zwornik.

[2]) Der Ausschluß der beiden völlig gleichartigen Cantone Korjenitji und Zubtzi, welche längs der montenegrinischen Westgrenze und zwischen österreichischem (ehemals im Westen ragusanischem, im Osten venetianischem) Gebiete hindurch, in dem schmalen Streifen der Suttorina bis an den Golf von Cattaro reichen, ist wieder eine unverkennbare Concession an Oesterreich.

gen, welche aus der Periode der italienischen Eroberungen auf dieser Seite der Adria, durch die Normannenfürsten von Apulien und Calabrien, den römischen Katholicismus bewahrt haben — hat bis jetzt keineswegs ein freundliches Verhalten zu den Montenegrinern bewiesen, so daß die Assimilation dieses neuen Erwerbs zu einer politischen Einheit die schwierigste Aufgabe für das noch sehr unentwickelte Staatswesen dieses neuen Mitgliedes der europäischen Familie sein würde [1]).

Im ganzen wird auch durch den so erheblich über die bisherigen engen Grenzpfähle des wegen seiner Rauhheit fast berüchtigten Gebirgsländchens hinausgerückten Zuwachs dessen Charakter nicht wesentlich verändert, denn der weit größte Theil des neuen Gebietes gehört derselben Formation des überaus zerrissenen, nackten, wasserarmen, unfruchtbaren Kalkgebirges an; selbst die etwas wasserreicheren Hochthäler der Piwa, der Tara, des Lim sind zu eng, um ausgedehntern Anbau zu erlauben. Eine günstige Ausnahme, eine werthvolle Erweiterung des einzigen im bisherigen Montenegro enthaltenen reichen Ackerbodens in der Thalweite der Zetta machen nur die kleinen, hochgelegenen, alluvialen Beckenebenen von Nikschitj, Taschlidscha, Bjelopolje mit ihren der Größe nach entsprechenden Städtchen, das tiefere Drina-Thal um die Stadt Fotscha, vor allem aber die 6 Quadratmeilen große reiche, von der Moratscha bis zum See durchflossene nur an dessen Rande versumpfte Alluvialebene. Gleichwohl ist es nicht diese, sondern das ziemlich enge Thal der Drina an der Nordgrenze gegen Bosnien, welches in dem über 12 000 meist mohammedanische Bewohner fassenden Fotscha die größte Stadt des nunmehrigen Montenegro enthält; daß dagegen Podgoritza an der Moratscha bei aller Fruchtbarkeit seiner Umgebung bisher auf eine Bevölkerungszahl von 6000 bis 7000, gemischt aus Albanesen und Serben, beschränkt blieb, verschuldete natürlich die unmittelbare Nähe der in fast unablässigem Kriegszustand befindlichen Grenze. Kaum ein anderer Ort aber würde sich hinfort in gleichem Maße wie dieser statt des abgelegenen, schwer erreichbaren, ärmlichen Felsennestes Cettinje mit seinen 50 Häusern zur Hauptstadt des vergrößerten Staates eignen und dann gewiß bald einen der Gunst seiner Lage entsprechenden schnellen Aufschwung nehmen.

Der für die neue Entwickelung des Landes werthvollste Besitz besteht indeß zweifellos in dem Dutzend Quadratmeilen an sich wenig ergiebigen rauhen Kalkbodens, welches, von dem Hauptkörper der neuen Erwerbungen durch den breiten See von Scutari getrennt, zwischen diesem und der adriatischen Küste sich hinzieht, weil dadurch endlich der langersehnte directe Zugang zum maritimen Verkehr, statt des bisherigen Durchganges durch österreichisches Gebiet, dem strebsamen Bergvolke eröffnet wird. Obwohl Antivari [2]) so wenig wie Dulcigno (Olgun) einen guten Hafen, sondern nur eine offene Rhede besitzt, hat es doch seit ein paar Jahrzehnten als bester Landungsplatz für die landein gelegene größte Stadt Albaniens, den Paschasitz Skodra (Scutari), Aufnahme in die regelmäßigen Fahrten der österreichischen Lloyddampfboote erlangt. Der Anlage einer Fahrstraße aber von Antivari nördlich über den niedrigen Grenzpaß nach dem alten Montenegro, längs der Nordwestseite des Sees und das Thal der Moratscha und Zetta aufwärts, stehen, wenigstens bis Nikschitj, kaum irgend welche Terrainhindernisse im Wege; der Aufschließung dieses Binnenlandes für den europäischen großen Verkehr darf man somit zuversichtlich schon in nächster Zeit entgegensehen.

Dem Gesammtareal an festem Boden wäre endlich noch, gemäß der längs der Bojana, dem Ausflusse des Sees von Skodra, also dicht an den Thoren dieser Stadt, vorbeigezogenen Grenzlinie, der weitgrößte Theil des Sees selbst mit etwa 5 Quadratmeilen zuzurechnen: ein nicht gering anzuschlagender Besitz in Anbetracht seines Fischreichthums, dessen Ausnutzung den bisher nur auf eine kleine Uferstrecke angrenzenden Montenegrinern durch die türkische Besatzung der vorliegenden Inselchen erschwert wurde.

Serbien würde durch die Ausführung der Friedensbestimmungen immer nur einen circa 160 Quadratmeilen großen Theil derjenigen Landschaft wiedererlangen, welche von seiner jetzigen Südgrenze sich bis an die Wasserscheide des Morawa-Gebietes gegen das des Wardar und bis in das obere Drin-Gebiet hinein erstreckend, immer noch mit dem volksthümlichen Namen Alt-Serbiens bezeichnet wird, ein Name, dem allerdings Sprache und Abstammung der sehr gemischten Bevölkerung nur zum geringsten Theile entspricht. Denn im Gegensatze zu der weiten nördlichen und westlichen Ausdehnung des serbischen Sprachgebietes bis an die Drau und Adria, findet es sich jenseit der bisherigen Südgrenze des Fürstenthums gegenwärtig auf zwei größere Thalebenen beschränkt [1]), von denen nur die eine, um Nisch, von der neuen Grenze umschlossen wird, die südlichere, um Prischtina, das sogenannte Kossowopolje oder Amselfeld, berühmt durch die Schlacht von 1389, in welcher das serbische Königthum dem Islam erlag, vorläufig in türkischem Besitze zu bleiben bestimmt ist. Schon bei jenem ersten Eindringen der Fremdherrschaft, noch mehr nach dem unglücklichen Ausgange der österreichischen Türkenkriege des vorigen Jahrhunderts, hat der größte Theil der serbischen Bevölkerung diesen Boden verlassen und eine neue Heimath nördlich der Donau gesucht. An ihre Stelle sind, natürlich begünstigt durch die damals noch weiterschauende Politik der Sultane, mohammedanische Albanesen eingerückt, welche, durch neue Colonien noch in unserm Jahrhundert verstärkt, fast die ganze Westhälfte der Serbien zugedachten Gebietsvergrößerung inne haben, während die östlichen Grenzstriche, namentlich die Kreise von Leskowatz und Bela-Palanka (türkisch Ak-Palanka), zum Theil auch der von Nisch, zwar von slavischen Christen, aber mit bulgarischer Sprache, bewohnt sind, daher noch in dem vorjährigen Vorschlag der europäischen Conferenz dieses Gebiet dem neu zu bildenden Bulgarien zugewiesen war. Die Aufgabe der Assimilation so heterogener, ja sogar feindlicher Volkstheile wird demnach für den schwachen serbischen Staat eine wenn nicht unmögliche, jedenfalls höchst schwierige sei.

---

[1]) Nach den schon 20 Jahre alten, aber durch keine neueren gleich speciellen ersetzten Ermittelungen des französischen Consuls zu Scutari, Hecquard, konnte man damals die Gesammtzahl der Bewohner dieses gemischten neuen Grenzlandes auf wenig über 70 000 schätzen, darunter 30 000 Mohammedaner und 22 000 römische Katholiken, sämmtlich albanesischer Nationalität, die Katholiken besonders überwiegend unter den Gebirgsstämmen der Hotti und Klementi, schwächer als die Moslims im Küstenlande; der sich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekennende Rest von etwa 21 000 Serben und Albanesen gehört besonders der Moratscha-Ebene und dem Thale des Lim an, wo ihm eine durchschnittlich halb so starke, nur im Quellgebiet des Lim um Gusinje eine stärkere mohammedanische Fraction gegenübersteht.

[2]) Die Stadt, welche von den albanesischen Bewohnern einfach Bári (d. i. Grasfleck), also mit demselben Namen wie Bari an der italienischen Gegenküste der Adria, genannt wird, verdankt nur diesem Umstande und dem Bedürfnisse der leichtern Unterscheidung bei den italienischen Schiffern jene Bezeichnung als „Gegen-Bari", unter welcher sie auch den übrigen Europäern bekannt ist.

[1]) Die einzige ins Gebirgsland gehörige Ausnahme bilden die 17 von Serben bewohnten Dörfer im obern Thale der Topliza längs der bisherigen serbischen Südgrenze (mitten zwischen Nisch und Novibazar); sie können außer Acht gelassen werden, da nach Herrn v. Hahn's Erkundigungen ihre Gesammteinwohnerzahl sich nur auf 700 bis 800 Seelen beläuft.

Größere Schwierigkeiten noch stellten sich der Aufgabe einer sowohl nationalen als praktisch-geographischen Abgrenzung des erst zu schaffenden Staatsgebietes von **Bulgarien** entgegen. Allerdings hat auch dieser am weitesten südwärts auf europäischem Boden dauernd vorgedrungene Slavenstamm [1]) ein ziemlich geschlossenes Gebiet besetzt, welches nördlich durch den breiten, inselreichen Donaustrom und seine jetzigen Uferſümpfe scharf genug von dem rumänischen abgegrenzt ist. Dagegen sind seine übrigen Volksgrenzen desto weniger bestimmt und den Bedingungen staatlichen Lebens angemessen: gegen Westen vermischen sich die Bulgaren überall, ähnlich wie die Serben, mit den Albanesen, ohne durch auffällige Naturformen, wie Gebirgskämme, geschieden zu werden, gegen Süden und Osten sind sie, nahe bis an die einzige natürliche Grenze, die Meeresküste, vorgedrungen, ohne dieselbe irgendwo in größerer Ausdehnung zu erreichen. Hier hat sich ihnen überall, in größerer Breite im südlichen Macedonien und Thracien, in schmalem, doch zusammenhängenden Streifen längs der Küste des Schwarzen Meeres die seit dem hohen Alterthume fest ansässige und durch wiederholten Zuzug zur See stets erneute und verstärkte **griechische** Bevölkerung als unüberwindliches Hinderniß entgegengestellt. Von einem vorzugsweise dem Ackerbau ergebenen, dem Schifferleben fremden Volke, wie es die Bulgaren seit einem Jahrtausend sind, mochte im Besitz der schönen weiten Fruchtebenen des Binnenlandes jener Mangel weniger empfunden werden, da der größere Theil jener Küstenstriche bergigen, wenig ergiebigen Boden hat; zumal so lange die Bulgaren als frohnende Ackerknechte einer nach Sprache, Sitte, Glauben ihnen fremden, an Zahl außerordentlich viel geringern, herrschenden Nation gegenüberstanden. Eine völlig andere wird ihre Lage mit dem Augenblick der Erlangung politischer Autonomie, deren Gedeihen an den Besitz einer gesicherten geographischen Grundlage geknüpft ist. Dazu gehört unzweifelhaft für ein Land, dessen Hauptreichthum in seinen Rohproducten des Ackerbaues, der Viehzucht, des bei reichem Natursegen nur unter türkischer Mißwirthschaft zum Stillstand gekommenen Bergbaues besteht, der Besitz von Ausfuhrhäfen, wie sie solche in größter Nähe der äußersten von Bulgaren bewohnten Ortschaften beide Meere, der Pontus im Osten, das Aegäische im Süden, darbieten. Die Verschiedenartigkeit dieser beiden Küstenstriche liegt in der Stellung, welche auf ihnen die griechische Bevölkerung inne hat. Auch am schwarzen Meere sind, abgesehen von der größern Stadt **Warna**, welche als Haupthandelsplatz dieser Küste eine sehr gemischte, auch starke mohammedanische Elemente enthaltende Bevölkerung hat, die kleineren Hafenstädte fast rein griechisch geblieben, in Folge dessen sie auch ihre Namen aus byzantinischer Zeit (Agathopolis, Sozopolis, Anchialos, Mesembria) mit geringer Veränderung der Aussprache conservirt haben. Sie sind ferner längs der ganzen Küste verbunden durch eine Reihe griechischer Dörfer, die sich aber nur ausnahmsweise weiter als ein paar Stunden landeinwärts erstreckt. Dieser ganz auf den Verkehr mit dem bulgarischen Hinterlande angewiesene schmale Streifen wird sich niemals politisch von demselben trennen können, wenn er auch weit davon entfernt ist, sich ihm jemals sprachlich zu assimiliren: mit dem Aufhören der directen osmanischen Herrschaft bleibt ihm keine andere Wahl als Anschluß an Bulgarien. Allein die russische Politik hat geglaubt, ihrem Schützling außer dem Verkehr auf diesem geschlossenen Meere auch die freiere maritime Bewegung gewähren zu müssen, welche allein durch Häfen an der ägäischen Küste (natürlich zugleich künftige russische Häfen!) zu erlangen war, und sie hat dieses von Europa mit Recht argwöhnisch angesehene Bedürfniß durch die Bestimmungen des Friedensvertrags in ausgiebigster Weise befriedigt. Es wird für das zukünftige Bulgarien Besitz der Südküste an zwei Stellen in Anspruch genommen: im Golf von Saloniki zwar nur auf die kaum 2 Meilen lange sumpfige und sandige, zu einer Hafenanlage absolut unbrauchbare Strecke zwischen den Mündungen des Wardar und seines östlichen Parallelflüßchens Galliko, dagegen im östlichen Meerestheile auf mehr als 20 Meilen Länge. Erreicht würde damit einmal die völlige Zerreißung des im unmittelbaren Besitze der Türkei bleibenden Gebietes in drei, nur auf dem Seewege unter einander in Verbindung stehende Stücke und der Gewinn des nächst Saloniki besten und bequemsten, auch bereits, auf türkische Veranlassung, für ein Eisenbahnproject recognoscirten Weges aus dem innern Bulgarien längs des Strymon-Thales; der Hafen der alten athenischen Colonie Amphipolis an der Flußmündung selbst, wenn nicht der durch einen leichten Bergübergang zu erreichende des Städtchens Kawalla, würde damit einem neuen Aufschwung entgegengehen. Erreicht kann dies aber nur werden auf Kosten anderer und wenigstens ebenso begründeter Ansprüche als es bisher die türkischen waren: durch einen starken Eingriff in ein größeres fast zusammenhängend von **Griechen** bewohntes Gebiet. Die Ebenen von Seres und Drama am untern Strymon sind allerdings auch einmal, wie die größtentheils slavischen Dorfnamen beweisen, von Bulgaren bewohnt gewesen, aber schon unter dem byzantinischen Reiche dem Griechenthum, das in den größeren Städten (zumal **Seres** mit 40 000 bis 50 000 Einwohnern) stets lebendig geblieben ist, wiedergewonnen worden. Weiter landeinwärts am Strymon-Thal bildet die außerordentlich naturfest gelegene Stadt **Melnik**, schon unter den Byzantinern eine der wichtigsten Reichsfestungen, trotz ihres slavischen Namens (bekanntlich lautet er genau so im Tschechischen, an der Elbe und Moldau) eine fast rein griechische Enclave von etwa 15 000 Seelen mitten unter bulgarischer Landbevölkerung, eine ähnliche die nahezu ebenso große Bevölkerung von Stanimaka (griechisch Stenimachos) bei Philippopel und der starke griechische Volksantheil dieser Stadt selbst; außerdem finden sich Griechen in allen größeren Orten Thraciens und Macedoniens als Kaufleute und Handwerker, zwar nirgend in der Mehrzahl, aber durch Intelligenz und Wohlhabenheit überall ein starkes Gewicht ausübend. Vor allen Dingen ist es der dieser Nation innwohnende Lerntrieb, die hohe Schätzung des Wissens als Macht, welche ihr durch Gründung und Unterhaltung zahlreicher Schulen auch auf die lernbegierigen Bulgaren einen weitreichenden Einfluß verschafft hat, während im centralen und nördlichen Bulgarien erst neuerdings entstandene nationale, also slavische Schulen ein gleich ehrendes Zeugniß für dieses Volk ablegen. Begreiflich nun müssen die von beiden auf diesen Boden historische Ansprüche erhebenden Nationen zur Belehrung des ferner stehenden europäischen Publicums beigebrachten statistischen Details schon durch die absoluten Widersprüche, welche sie enthalten, Zweifel erwecken; als eine arge Ueber-

[1]) Dauernd sage ich, weil die serbischen Scharen, welche im 6. bis 7. Jahrhundert die griechische Halbinsel bis zu ihren Südspitzen erfüllten, noch erheblich weiter südlich gelangten, ohne sich freilich in diesem Besitze gegen die griechische Rückeroberung behaupten zu können. Daß übrigens die bulgarischen Slaven einen Namen führen, welcher ihnen selbst erst von ihren längst völlig aufgesogenen Besiegern finnischen Stammes aufgedrängt worden ist, macht sie darum so wenig zu einer finnischen Nation (eine Behauptung, der man noch täglich selbst in deutschen Büchern und Zeitschriften begegnet), als etwa die unter dem politischen Namen Preußens geeinigten deutschen Stämme dadurch zu näheren Stammverwandten der Litauer, wie es die alten Preußen zur Zeit der deutschen Eroberung waren, oder die Angelsachsen durch den mißbräuchlich auf sie angewendeten britischen Namen zu einem keltischen Volke werden.

treibung aber muß es bezeichnet werden, wenn griechische Stimmen jene Schulstatistik, in welcher natürlich für die südlichen Theile des projectirten Bulgariens die Frequenz der griechischen Schulen in ein helles Licht tritt, benutzen, um fast ganz Macedonien und Thracien als ein nach der Richtung des geistigen Lebens überwiegend *griechisches* Land in Anspruch zu nehmen, wenn sie von Millionen angeblicher Hellenen, „legitimer Herren des Landes", sprechen, welche nunmehr verurtheilt werden sollten, einer geistig weit unter ihnen stehenden Race politisch untergeordnet zu werden. Als ob nicht schon im Alterthum griechische Handelsstädte sehr wohl ihr Interesse darin gefunden hätten, sich der Politik von illyrischen, thracischen, skythischen und anderen barbarischen Fürsten zu accommodiren, und als ob das wenigstens bildungsfähige und gleichem Glauben anhängende Bulgarenvolk seiner Entwickelung gar hinderlicher sein werde, als der bisherige Herrscher, der stupide türkische Moslim!

Im Gegensatze zu den gerügten nationalen Uebertreibungen lassen die Angaben unparteiischer westeuropäischer, zumal auch deutscher Beobachter, so unvollständig sie immer sein mögen, daran keinen Zweifel, daß das Landvolk und der größte Theil der städtischen Bevölkerung des innern Macedoniens und Thraciens bis nahe vor die Thore der Hauptstadt [1]) *Bulgarisch* spricht und nur die Gebildeten unter ihnen zugleich des Griechischen kundig sind, daß die unter ihnen zerstreut und in einzelnen größeren Gemeinden wohnenden wirklichen Griechen bestenfalls sich auf einige Hunderttausende belaufen, deren Zusammenwachsen zu einer ihre slavischen Umgebungen dominirenden und allmälig assimilirenden Masse, wie eifrig auch immer von griechischen Patrioten gewünscht, für den unparteiischen Zuschauer keine Wahrscheinlichkeit hat.

Allerdings sind es stolze Zukunftsträume, denen der leichtbewegliche und die ihm innewohnende Kraft leicht überschätzende Geist des modernen Griechenthums entsagen müßte, falls in der That die vorläufig noch auf dem Papiere stehende Südgrenze Neu-Bulgariens unter halb widerwilliger Zustimmung der europäischen Mächte in das Stadium wirklicher Geltung übergeführt würde. Nicht die dürftigen, vorläufig noch der osmanischen Mißverwaltung überlassenen Gebietsreste allein zerschneidet unbarmherzig jene Vorschiebung des neuen Slavenstaates ans Aegäische Meer: ebenso bestimmt durchbricht sie die erhoffte Expansion griechischen Staatsgebietes nach Osten hin und vernichtet die uns wohl phantastisch erscheinenden, aber dem griechischen Volke geradezu zum Glaubensartikel gewordenen Zukunftsträume von der einstigen Wiedererlangung Konstantinopels. Die der Bevölkerung nach (abgesehen von den verschiedenen Heimathländern der Mönche vom heiligen Berge Athos) rein griechische, dreigespaltene Halbinsel an der Südküste Macedoniens (die Chalcidische Halbinsel des Alterthums) sammt der wenigstens halbgriechischen Handelsstadt Saloniki mochte man immerhin hoffen, auch nachdem sie durch bulgarisches Gebiet vom Zusammenhang mit dem übrigen griechischen Küstenlande abgeschnitten war, auf Grund der leichten Verbindung zur See, so gut wie irgend eine Insel für den künftigen Zuwachs des griechischen Staates zu erlangen: der Besitz der Meerengen dagegen, der Hauptstadt selbst und der in so ausgedehntem Maße von Griechen umwohnten Ufer des Marmora-Meeres wäre für Griechenland undenkbar ohne ein ausgedehntes, die nationale Verbreitungsgrenze weit überschreitendes Hinterland längs der ägäischen Nordküsten. Diesen in so schroffer Weise getäuschten nationalen Hoffnungen läßt sich immerhin einige Uebertreibung in der Betonung der jetzigen Bedeutung des Griechenthums in jenen macedonisch-thracischen Gegenden zu gute halten.

Gewissermaßen als Ersatz für den starken Uebergriff des neubulgarischen Gebietes nach der Küste zu sehen wir die neue Grenze nach Südosten hin hinter der nationalen etwas zurückbleiben. Innerhalb der bunt durcheinander gemischten Bevölkerung der Landschaft zwischen Adrianopel und der Küste ist freilich eine den verschiedenartigen Ansprüchen gleichmäßig Rechnung tragende Abgrenzung kaum denkbar: an einer Stelle, bei Lüle-Bergas auf der alten Heerstraße zwischen Adrianopel und Konstantinopel, greift hier die durch den Frieden festgestellte Grenze, was nicht einmal dessen Text, sondern erst die ihm beigefügte officielle Kartenskizze erkennen ließ, so weit südlich aus, daß sie sogar die Eisenbahnlinie auf mehrere Meilen Länge der Controle der künftigen bulgarischen Behörden anheimgiebt. Eine für das türkische Interesse der ungehinderten Verbindung beider Hauptstädte schwer verständliche Concession, die doch nur durch eine, aus den bisherigen nicht ganz zuverlässigen Angaben nicht ersichtliche, also wohl durch allerneueste Erhebungen erst constatirte massenhafte Verbreitung der Bulgaren in diesem Striche motivirt sein kann. Andererseits ist der weitgrößte Theil des Flußgebietes der bei Adrianopel der Maritza zuströmenden *Arda* innerhalb des Rhodope-Gebirges, welchen die neue Grenze auf türkischer Seite läßt, nach den Ergebnissen neuester Localuntersuchungen noch von Bulgaren, stellenweise selbst von Wlachen bewohnt, deren Mehrzahl nur zwangsweise zur Annahme des Islam sich hat bestimmen lassen.

Ueber die wahrscheinlichen gegenseitigen Verhältnisse der Mischbevölkerung von christlichen und mohammedanischen Bulgaren, osmanischen Türken und von Norden her eingewanderten Tataren, welche fast die ganze Osthälfte Bulgariens einnimmt, wird es um so richtiger sein, sich augenblicklich jedes Urtheils zu enthalten, als die massenhaften Bewegungen durch Auswanderung und in Folge der Zerstörung vieler Ortschaften während des Krieges Veränderungen hervorgebracht haben müssen, welchen die uns allein zu Gebote stehenden, recht unvollständigen älteren Berichte nicht entsprechen können.

Ebenso können für die nordöstliche Abgrenzung gegen den zur Entschädigung für Rumänien bestimmten Theil der Dobrudscha mit seiner überaus gemischten, sogar ein paar deutsche Colonien enthaltenden Bevölkerung keinerlei ethnographische, sondern ausschließlich politische Erwägungen maßgebend gewesen sein.

Auch gegen Westen wird die Grenze des neuen Staates mit der nationalen sich kaum irgendwo vollkommen decken. Wenn nach neueren Ermittelungen bulgarische Volkssprache, deren Verwandtschaft mit der serbischen wenigstens immer noch einen weiten Spielraum der Verschiedenheit läßt, einen noch innerhalb des bisherigen serbischen Fürstenthums gelegenen Grenzstrich beherrscht, so wird das innerhalb der demselben zugedachten südlichen Erweiterung im Thale der östlichen Morawa, welche eben deshalb von alter Zeit her den unterscheidenden Namen der *bulgarischen* Morawa trägt, noch mehr der Fall sein: daher auch in den Vorschlägen der vor einem Jahre in Konstantinopel versammelten europäischen Conferenz dieser ganze Landstrich dem damals projectirten bulgarischen Verwaltungsbezirke zugetheilt war. Weiter südlich folgt die Grenzlinie dann allerdings den weitestgehenden Ansprüchen der nach dieser Seite hin stark mit mohammedanischen Albanesen durchsetzten Bulgaren, ja sie schneidet über dieselben hinaus im obern Drin-Thale in rein albane-

[1]) Also selbst noch in weiterer Ausdehnung, als ich sie auf meiner wegen panslavistischer Tendenz vielgeschmähten ethnographischen Karte angegeben hatte, wie ich schon in den Begleitworten zur zweiten Ausgabe berichtigend bemerkt habe.

sisches Gebiet ein[1]) und nähert sich damit in fast bedenklicher Weise bis auf 10 bis 12 Meilen Entfernung dem Adriatischen Meere; indem sie den großen Quellsee des Schwarzen Drin einschließt, giebt sie in der daran gelegenen Stadt Ochrida den Bulgaren ihren mittelalterlichen Königssitz, eine ihrer theuersten nationalen Erinnerungen, zurück. In dem Grenzstriche südlich des See von Ochrida, namentlich um Gjortscha (Koritza), würden sich, wie es nach älteren Ermittelungen scheinen will, die Bulgaren gegenüber den Albanesen in entschiedener Minorität befinden: hier, wenn irgendwo, sind genauere und zwar nicht nur ethnographische, sondern, in einem bisher von europäischen Forschern noch fast unbetretenen, daher noch in den neuesten Karten durchaus unsicher dargestellten Gebiete, zunächst topographische Erhebungen im Interesse einer nicht allzu ungerechten Vertheilung nothwendig.

Der Rest der Bulgarien nach Süden abgrenzenden Linie bis zur Wardar-Mündung folgt wenigstens so nahe als möglich der Sprachgrenze zwischen Bulgaren und Griechen und läßt auch die in dieser Gegend schon in der Zeit der ersten Eroberung angesiedelten Türken, welche als directe Ankömmlinge aus dem innern Kleinasien noch jetzt den Beinamen der Koniariten (ikonischen Türken) führen, so gut wie unberührt.

Es wäre eine ziemlich unfruchtbare Aufgabe, über die äußerlichen statistischen Maße des durch den Friedensschluß mehr projectirten als schon festgestellten neuen Vasallenstaates schon jetzt Berechnungen anzustellen, von denen selbst die des Flächeninhalts um so weniger genau ausfallen kann, als nach dem eben gesagten längere Stellen der Grenzlinie noch nicht einmal kartographisch fixirt sind und noch weit größere Strecken baldigen Veränderungen entgegensehen. Für jetzt wird daher das Resultat einer vorläufigen Abschätzung auf 3300 deutsche Quadratmeilen genügen; noch weniger ist es möglich, zu einem einigermaßen gesicherten Ergebniß hinsichtlich der Volkszahl zu gelangen, da die Summe der bestbeglaubigten Angaben über die einzelnen in diesem Neu-Bulgarien vereinigten Gebiete zwischen 5 und 8 Millionen Seelen schwankt und bis zur Ausführung eines wirklichen Census nach europäischem Muster leicht noch Jahre vergehen können.

[1]) Daß jedoch bis Dibbre oder Diwra hinab im Thal des kleinen Drin-Zuflusses Radika noch fast ausschließlich Bulgaren wohnen, habe ich erst ganz neuerdings durch gefällige Mittheilung noch unveröffentlichter localer Untersuchungen gelernt und danach die betreffende Stelle meiner ethnographischen Karte, welche diesen ganzen Strich als albanesisch bezeichnete, berichtigt.

Meine zweite Reise in Ostafrika.

Von **J. M. Hildebrandt.**

I.

Auf meinen bisherigen Wanderungen in Ostafrika, welche ich von Anfang 1872 bis vor Kurzem ausführte und die mich in die Länder am Rothen Meere, in die nordabessinisch-ägyptischen Grenzgebiete, zu den Danakil, wiederholte Male ins Somalland, auf die Comoren-Inseln, nach Zanzibar und letzthin binnenlandwärts bis nahe dem Schneeberge Kenia brachten, war es mir nicht vergönnt, durch tiefeinschneidende Forschungszüge die gordischen Knoten geographischer Cardinalfragen zu zerhauen; meine Aufgabe war vielmehr, das Natur- und Völkerleben zu erkunden und durch Beischaffen von möglichst vielartigem Sammel- und Beobachtungsmaterial den von früheren Reisenden größtentheils bereits in den Grundzügen entworfenen topographischen Aufriß detaillirter auszumalen. Die Ergebnisse meiner Unternehmungen lassen sich jetzt noch nicht überblicken, da selbst eine oberflächliche Sichtung der heimgebrachten Objecte längere Zeit beanspruchen wird. Ich beschränke mich daher in Nachfolgendem auf eine kurze Angabe meiner Route und Erwähnung einzelner Erlebnisse, wie sie das Vagabundenleben des Afrikareisenden mit sich bringt.

Zur Verfolgung meiner Zwecke mußte ich wesentlich andere Mittel benutzen, als sie der rastlos weiterziehende „Entdeckungsreisende“ braucht. Meine Karawane mußte derart ausgerüstet sein, daß sie an jeder beliebigen, für meine Arbeiten günstigen Stelle eine gewisse Zeit aufgehalten werden konnte; auch war streng der friedliche Charakter der Expedition zu wahren, denn nur im intimsten Zusammenleben mit der Natur wie mit einem Volke kann man das Leben und Weben, Thun und Trachten richtig beobachten. Stellt man sich durch Machtentfaltung schroff entgegen, so weist sich einem auch nur die schroffe Außenseite dar. Wenn ich in lauschiger Tropennacht im Kreise der Schwarzen am gemüthlichen Lagerfeuer kauerte, mit ihnen ihre Lieder sang und ihren Erzählungen zuhörte, dann konnte ich manche Blicke bis in ihr innerstes Seelenleben thun, dann erfuhr ich gar Vieles, was ich durch offenes Fragen oder gar vermittelst eines Dolmetsch nimmer vermocht hätte.

Uebrigens müßten auch, um im Somal-, Gala- und Masailande das Durchdringen einer Karawane von vornherein garantiren zu können, schon relativ bedeutende Streitkräfte zusammen sein. Sind doch, ganz abgesehen von den vielen, oft bis 2000 Flintenmänner zählenden arabischen Handelskarawanen, selbst Expeditionen, wie die reich bemittelte Burton's in Berberah, die v. d. Decken'sche in Bardera, die militärische Munzinger's dem ungestümen Anprall dieser wilden Horden unterlegen. Diese Gebiete liegen abseits der uralten ostafrikanischen Verkehrsstraßen, von denen die eine den Nil aufwärts, eine über Kiloa zum Nyassa, eine von Pagamójo — Pag a mójo heißt wörtlich: bis in das Herz (Afrikas) — hineinführt.

Das östlich vorgestreckte halbinselartige Somalland mußte als „scharfe Ecke“ vom Reisenden angesehen werden. In den letzten Jahren haben nun aber die Aegypter, in richtiger Erkenntniß seines Productenreichthums und lüstern auf das fruchtbare Südabessinien, Theile des Somallandes an sich genommen. So haben sie die Hafenstädte Zeila und Tédjurra, die früher direct der Türkei gehörten, von der Pforte gepachtet und die uralten Märkte Berberah und Bulhar sowie das mehr im Innern gelegene Härrär militärisch occupirt.

Die vorher nie gefährdete Freiheit und Gleichheit der Somal war dort durch Bakschisch und Qurbátsch gebändigt, dagegen herrschte in anderen Theilen des Landes der ärgste

Aufruhr. So hatte ich nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, als ich im Februar 1875 in Meit im Gebiete der Habr-Gehärdyis anlangte und Erlaubniß erbat ihr Land durchreisen und beschauen zu dürfen. Man hielt mich für einen verkappten Aegypter, der unter dem Lammskleide des Kräutersammlers das blutdürstigste Herz berge. Endlich gelang es mir dennoch, sie von meinen friedlichen Absichten zu überzeugen, und mit nur wenigen Begleitern trat ich meinen Zug ins Gebirge, welches parallel der Küste von Ras Asir (Cap. Guardafui) bis nahe Berberah verläuft und eine Kammhöhe von etwa 2000 Meter besitzt, an. Im März 1873 drang ich von Lásgori bis zum Yafir-Passe in dieses Gebirge vor, konnte aber damals die mir gestellte Aufgabe, die Mutterpflanze des Weihrauchs und der Myrrhe aufzusuchen, nicht lösen. Dies gelang mir auf der letzten Tour, so daß nunmehr diese alten mysteriösen Fragen aufgeklärt sind.

Der Weihrauch, der seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag als Rauchopfer den diversen Göttern dargebracht wurde und wird, ist das Harz eines Baumes aus der botanischen Familie der Burberaceen vom Genus Boswellia. Sein mittelhoher, weichholziger, saftstrotzender Stamm mit wenigen fingerdicken Zweigen, an deren Spitzen Büschel von gefiederten, einigermaßen den unserer Ebereschen ähnlichen, unten graufilzigen Blättern stehen, wächst aus Rissen der Kalksteinfelswände hervor, die in malerischer Zerklüftung blendend weiß gegen den tiefblauen Tropenhimmel abstechen. Auf Katzenpfaden klimmen die Somal zu ihm empor, ritzen mit dem Messer die weiche Rinde ein und sammeln nach einigen Tagen das ausgeflossene und an der Luft getrocknete Harz ab. Die erste Ernte liefert die beste Qualität, die sogenannten Thränen, die folgenden Ausfließungen geringere Sorten. Eine andere Boswellia-Art bringt ein stets weich bleibendes Harz hervor, welches im Orient zum Kauen wie Mastix verwendet wird. Es kommt nicht eigentlich in den europäischen Handel, sondern wird nur zuweilen über Aegypten nach Marseille gebracht, um dort gereinigt und parfümirt zu werden, und beschließt seinen Lebenslauf zwischen den Zähnen der Schönen im orientalischen Harem. Myrrhe, dies aromatische Bitterharz, wird von den krüppligen Balsamodendron-Bäumen, aus deren Aesten es ohne Anritzen hervorquillt, abgelesen.

Auch der Drachenblutbaum und die medicinische Aloë wachsen hier wie auf dem Sócotra. Ihre Producte wurden jedoch nicht gesammelt, und obgleich ich die Eingeborenen auf deren Werth aufmerksam gemacht habe, so glaube ich doch kaum, daß die besonders in der Bedürfnißlosigkeit — oder wenn man will Faulheit — so conservativen Afrikaner sich der neuen Arbeit unterziehen werden. Dieses Gebirgsland bringt außerdem eine große Anzahl farb- und gerbstoffhaltiger Pflanzen hervor, abgesehen von ungemein interessanten „botanischen Unkräutern“. Die Flora und mit ihr auch die Fauna weicht wesentlich von der des nahen Abessiniens ab und neigt mehr nach Südarabien hinüber, was wohl seine Ursache im Detritus, hier Kalkstein, in Abessinien Granit, findet.

Der Somali steht anthropologisch wie ethnographisch zwischen den „Ariern“ und Afrikanern, er gehört zu jener Völkergruppe, die man Hamiten, Nigritier und auch anders genannt hat. So wenig scharf sind die Grenzen der einzelnen Völkerschaften ausgedrückt, daß man, wie bei den Farben im Prisma, nicht weiß, wo die eine endet und die andere beginnt. Obgleich ich mehrere Jahre mit diesem Völkercomplex verkehrte, blieb es für mich doch immer schwierig, einem Individuum auf den ersten Blick anzusehen, ob es z. B. ein dunkeler Hadrami-Araber, Somali, Gála, Dánkali, Bédja oder gar Másai, Kikámba oder M'djágga sei. Auch in den Sitten und sogar der Sprache finden sich bei allen diesen Stämmen manche Anklänge an die der Asiaten einerseits, an die der echten Neger andererseits.

Vom Somallande begab ich mich über Aden zunächst wieder in das Standquartier meiner früheren Reisen, nach Zanzibar, hinterließ dort den größten Theil meiner Reiseausrüstung und begab mich nach den Comoro-Inseln, und zwar nach Johanna, N'zuáni der Eingeborenen, um diese naturhistorisch zu durchforschen. Besonders lag mir die Frage vor, ob nicht die Comoren, die räumlich zwischen Madagaskar und dem afrikanischen Festlande gelegen, gleichsam ein Brückenpfeiler zwischen hüben und drüben, auch in ihren Naturerzeugnissen Anklänge an hier und dort böten. Die Frage entschied sich derart, daß von Afrika kaum irgend welche Organismen ohne Zuthun des Menschen auf die Comoren gekommen sind, was wohl seinen Grund hat in der starken sogenannten Aequatorial-Meeresströmung, die den Indischen Ocean von Australien aus durchzieht, das Gebiet der Comoren trifft und sich bei Cap Delgado an der afrikanischen Küste bricht, um in starkem, permanentem Strom durch den Canal von Mosambik zu fließen, mit den Comoren zugleich Madagaskar von afrikanischen Einflüssen fern rückend. Aber auch von Madagaskar weicht der Floren- und Faunentypus der Comoren wesentlich ab, z. B. gehören nur 7 der von mir gesammelten 54 Comoro-Moose auch dieser großen Insel an. 49 Species waren durchaus neu[1]). Dies läßt also auf eine sehr eigenartige Vegetations-Provinz, wie sie sonst nur auf oceanischen Inseln zu finden ist, schließen. Dagegen sind die Bewohner der Comoren, speciell Johannas, von Malagaschen-, also Malayentypus, was sich besonders an dem dieser Race eigenthümlichen Rundschädel kenntlich giebt. Die Herrscherfamilie rühmt sich aber, vom Persischen Meerbusen eingewandert zu sein. Afrikaner von den Stämmen um den Nyassa bilden eine numerisch sehr vorragende Sklavenbevölkerung, welche in den Zucker- und Kaffeepflanzungen der Ebenen und Thalschluchten beschäftigt werden. Johanna gehört gewiß zu den lieblichsten Eilanden der Erde. In kühnen Linien ist der Tingidyn-Peak, ein erloschener Vulcan, bis 1577 Meter aus dem Meere erhoben. Die Feuchtigkeit der Seewinde verdichtet sich an seinen bis zum Gipfel bewaldeten Gehängen zu fast beständigem Regen. Hier hat noch nicht, wie auf Mauritius und Réunion, die frevelnde Hand des kurzsichtigen Menschen durch Entwaldung die Wechselwirkung zwischen Vegetation und Niederschlägen gestört. Mächtig entfaltet sich der Baumwuchs. Durch tief in den Fels gesenkte, oder ihn umklammernde Wurzeln, oder von brettartig geflügelter Basis gestützt, erhebt sich Stamm an Stamm und trägt in schwindelnder Höhe das dichtverwebte Laubdach. Schenkelstarke Lianen spannen wie riesiges Takelwerk von Baum zu Baum und streben den höchsten Gipfeln zu, um im Verein mit Orchideen und vielerlei anderen Epiphyten die Blüthen am Lichte zu entwickeln. Gleichsam ein Wald unter dem Walde, entrollen mannigfache Farnbäume ihre weit ausladenden Wedel. Kein Windstoß zerzaust dies zierlichste aller Pflanzengebilde, kein greller Sonnenstrahl versengt es, dafür sorgen die dichten Baumkronen hoch oben. Nur ein leichter Hauch, gleichsam im Bergwalde selbst erzeugt, bewegt das Farnlaub zuweilen in graciösen Wellenschwingungen, grünliche Lichtreflexe fallen darauf und vermehren den magischen Effect seines freundlichen Hellgrüns in der düstern Urwalddämmerung, mit wel-

[1]) Vergl. C. Müller v. Halle: Musci Hildebrandtiani in Linnaea Vol. XL. fasc. 4.

cher dagegen die braunschwarzen Stämme sonderbar harmoniren.

Ich hatte dort eine mir höchst angenehme Robinsonade von drei Monaten auszuhalten, da wegen ausgebrochener Blatternepidemie kein Schiff dort anlaufen wollte. Im September 1875 begab ich mich wieder nach Zanzibar und von hier nördlich weiter längs der Küste nach Pangani, Malindi und Lamu, um zu erkundigen, von welchem Punkte ein Vordringen zum Innern ausführbar sei. Mir schwebte als Ziel die Region der Schneeberge, speciell der Kenia, vor. Von Lamu den Tana-Fluß hinauf wäre die kürzeste und auch wohl interessanteste Route gewesen; es war aber unmöglich, eine Karawane zu formiren, da kurz vorher die Somal von Nord her in die dort hausenden Gala eingebrochen waren, diese vertrieben, sie ihres Viehs beraubt hatten und nun in ihrem Siegestaumel jedem Fremdlinge Tod und Verderben drohten. Ich sah mich daher genöthigt, bei Mombassa wiederum südlich zu gehen, besonders da ich durch Fieber und Scorbut sowie sehr bösartig fressende Geschwüre an den Beinen am Reisen verhindert war.

In Mombassa erkundete ich die Verhältnisse des Innern, erlernte die nöthigen Sprachen und traf Vorbereitungen zur Binnenlandsreise, hoffte ich doch von Tag zu Tag, daß sich mein unleidlicher Krankheitszustand bessern würde. Aber ich hoffte vergebens. Ich wurde kranker und kranker und war endlich gezwungen, mich nach Zanzibar zurückzubegeben, um dort Heilung zu suchen. Ich fand dort auf dem englischen Stationsschiff „London" Aufnahme und freundlichste Pflege, durch welche ich, im Verein mit der langentbehrten guten Kost und der frischen, reinen Seeluft nach allerdings erst drei Monate langer Cour vollkommen gesundete, so daß ich im November 1876 abermals den Wanderstab ergreifen konnte.

Aus allen Erdtheilen.

Australien und die Inseln des Stillen Oceans.

— Nach dem „Statistical Register" für 1876 hatte Neu-Seeland die größte Culturfläche von allen australischen Colonien, nämlich 2 682 755 Acres, von denen jedoch eigentliches Ackerland nur 480 000 sind, während der Rest aus künstlichen Wiesen besteht. Das eigentliche Ackerbauland unter den australischen Colonien ist Südaustralien mit 1 514 916 Acres, wovon ungefähr 1 000 000 mit Weizen bebaut sind, dessen Durchschnittserträgniß 1876 $11\frac{1}{2}$ Bushel per Acre betrug. Victoria hat 1 231 105 Acre Ackerland, davon circa 500 000 mit Getreide bebaut, Neu-Süd-Wales hat 513 840, wovon 133 000 Weizen- und 127 000 Maisland. Queensland hat 85 569 Acre unter Cultur, wovon 40 000 mit Mais und 6000 mit Weizen. Tasmaniens Culturfläche beträgt 332 558, wovon 127 282 künstliche Wiesen, 39 000 Weizen, 23 000 Haferland. Westaustralien bebaut 45 933 Acre, wovon 19 000 mit Weizen. Von den 63 590 135 Schafen, welche man 1876 in Australien zählte, besitzt Neu-Süd-Wales mehr als ein Drittel (24 500 000); es folgen Neu-Seeland mit 11 647 863, Victoria mit 11 278 893, Queensland mit 7 241 810, Südaustralien mit 6 133 291, Tasmanien mit 4 750 000, Westaustralien mit 900,000. Die gesammte Wollausfuhr betrug 1876 19 234 232 Pf. St. (Queensland ist hier noch mit 1 336 030, seinem Betrag von 1875, aufgeführt, da neuere Angaben fehlen).

— Das „Victorian Year Book" für 1876/77 giebt die Zahl der in diesem Zeitraum gerichtlich Bestraften geordnet nach ihren Geburtsorten. Es kommen auf je 10 000 13,16 Engländer, 12,84 Australier, 9,07 Schotten, 8,93 Chinesen und 8,43 Irländer. Derselben Quelle entnehmen wir, daß die Colonie 1829 öffentliche und 1089 Privatlehrer und -Lehrerinnen, 503 Aerzte (wovon 28 Chinesen) und 664 Geistliche besitzt (157 Presbyterianer, 138 Wesleyaner, 135 Episcopale, 96 Römisch-Katholische), die 2602 Kirchen zu ihrer Verfügung haben.

— Die Eingeborenen der Colonie Victoria. Als Port Phillip im Jahre 1836 zuerst colonisirt wurde, schätzte man die Eingeborenen auf 5000. Als es 1851 von Neu-Süd-Wales getrennt und unter dem Namen Victoria zur selbständigen Colonie erhoben ward, belief sich ihre Anzahl in der ganzen Colonie nach officiellen Angaben, so weit sich dies feststellen ließ, auf 2693. Nach dem Census vom 15. Mai 1875 zählten sie 1553 (915 Männer und 638 Weiber). Von den Männern im Alter von 14 Jahren und darüber waren 43 Proc. verheirathet und 12 Proc. Wittwer, von den Frauen dagegen im gleichen Alter 73 Proc. verheirathet und 12 Proc. Wittwen, der Rest war unverheirathet. Von den Eingeborenen, älter als fünf Jahre, konnten 159 lesen und 114 schreiben, und von 179 Schulkindern 70 lesen und 50 schreiben. Als zum Christenthum bekehrt wurden ihrer 311 angegeben, und zwar 122 als zur englischen Kirche gehörig, 111 als Presbyterianer, 41 als Methodisten, 28 als mährische Brüder und 9 als Katholiken. Der letzte Census vom 15. März 1877 ergab nur 774 Eingeborene reines Blutes (636 Erwachsene und 138 Kinder) und 293 Mischlinge (134 Erwachsene und 159 Kinder), welche von eingeborenen Müttern und weißen Vätern abstammten, in Summa also 1067. Die Zahl derer, welche sich im letzten Jahre auf den sogenannten Aboriginal Stations, den Erziehungsanstalten für Eingeborene, befanden oder dieselben doch häufig besuchten, belief sich auf 527 gegen 557 und 500 in den beiden Vorjahren. Diese Anstalten stehen unter der Controle der Colonialregierung, welche zu deren Unterhaltung einen jährlichen Beitrag liefert (im Jahre 1875 im Ganzen 7797 Pf. St., wovon 4900 Pf. St. auf Kleidung und Kost verwendet wurden). Die Eingeborenen werden hier zu regelmäßiger nützlicher Arbeit angehalten, und die Kinder in Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Aus den auf den Stationen gewonnenen Erzeugnissen wurde im Jahre 1874 ein Gewinn von 2644 Pf. St. erzielt. Der Hopfenbau allein warf für $8\frac{1}{4}$ Tonnen 1780 Pf. St. ab. Noch ein Menschenalter und die Eingeborenen werden auch in der Colonie Victoria ausgestorben sein, wie sie es schon in Tasmanien sind. Und ihr Untergang wird um so schneller eintreten, als das für Pastoral- und Agriculturzwecke geeignete Areal der Colonie jetzt von den Weißen occupirt ist und die Eingeborenen davon verdrängt sind.

— Ende letzten Jahres traf in Sydney ein Telegramm aus Nord-Queensland ein des Inhalts, daß ein Missionär Lawes und ein Naturforscher Godie in Neu-Guinea Gold entdeckt hätten. Reiche Quarzproben sollen in Sydney untersucht worden sein. Ueber die Lage der Goldfelder ist nichts Näheres bekannt, doch scheinen sie nicht sehr weit von Port Moresby zu liegen.

— D'Albertis (s. „Globus" XXXII, S. 207) verließ am 3. Mai 1877 in seinem kleinen Dampfboot „Neva" Port Somerset und fuhr am 21. in die Mündung des Fly River

auf Neu-Guinea ein, wo ihn die Eingeborenen gut empfingen. Weiter stromaufwärts jedoch griffen sie ihn am 1. Juni unversehens an, verwundeten einen seiner chinesischen Schiffsleute und wiederholten diese Feindseligkeiten in der nächsten Zeit, zum Glück ohne Erfolg. Im Juli und August, wo sie sich weit im Innern befanden, blieb das Boot unbelästigt, war aber auf der Rückkehr wieder vielen Angriffen ausgesetzt und verlor in Folge von Desertion fast seine ganze Bemannung, so daß es auf der schwierigen Fahrt durch die Torres-Straße nur von einem Ingenieur und einem Matrosen bedient war. Am 4. Januar 1878 erreichte es Thursday Island, wo die Postdampfer von Queensland anlaufen. Ueber die Resultate dieser langen Reise verlautet noch nichts.

— Der Pariser Geographischen Gesellschaft hat Mr. Raffray (s. Globus XXXI, S. 192) über seine Reise auf den Inseln und Küsten der Geelwink-Bay im nördlichen Neu-Guinea Bericht erstattet. Die auf den Bergen wohnenden cannibalischen Karus beschreibt er als wesentlich verschieden von den Papuas an den Küsten und auf den Inseln. Raffray und sein Begleiter Maindron haben eine große Sammlung naturwissenschaftlicher Objecte gemacht, meteorologische Beobachtungen angestellt und Sprachproben gesammelt.

— Der berühmte brennende Berg auf Neu-Seeland, Tongariro, ist jetzt von einem englischen Bildhauer, P. F. Connelly, untersucht und bis zum Gipfel bestiegen worden. Die Maoris betrachten denselben als „tapu" und haben bisher jedem Versuch Seitens der Colonisten, ihn zu erforschen, Widerstand geleistet. Er liegt etwa im Centrum der nördlichen Insel und ist, obwohl nur 6500 Fuß hoch, doch unzugänglicher, als die über 10 000 Fuß hohen Mount Edgecumbe oder Ruapehu. Connelly fand zwar keinen thätlichen, aber von Seiten mancher Eingeborenen einen sehr passiven Widerstand und büßte an sie seine Pferde, Flinten, Sättel und fast seine ganze Ausrüstung, seine Skizzen eingeschlossen, ein; doch überwand er alle Widerwärtigkeiten, erforschte mit Unterstützung einiger freundlicher gesinnten Häuptlinge den Krater, zeichnete und photographirte die Localität ab und bestimmte die Lage der wichtigsten Spitzen. Bei seiner Rückkehr waren die Eingeborenen aller Classen viel freundlicher und begrüßten ihn überall mit dem Namen des Berges: „Guten Morgen, Tongariro!"

(The Colonies and India.)

— Der Vertrag der Samoa-Inseln mit den Vereinigten Staaten ist von dem Senate der letzteren bestätigt worden. Derselbe bestimmt im Wesentlichen das Folgende: Der Hafenplatz Pago-Pago auf den Schiffer-Inseln wird an die Vereinigten Staaten abgetreten; alle Waaren und Schiffe aus den Vereinigten Staaten haben freien unentgeltlichen Eingang auf den Schiffer-Inseln. Ueber amerikanische Bürger daselbst soll wegen etwaiger Verbrechen oder Vergehen der Consul der Vereinigten Staaten zu Gericht sitzen, und sie sollen nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten bestraft werden. Falls die Schiffer-Inseln mit einer Nation, mit welcher die Vereinigten Staaten in Frieden leben, in Streit gerathen, sollen die Vereinigten Staaten ihre guten Dienste zu Gunsten der Schiffer-Inseln leisten. Der Vertrag führt thatsächlich eine Schutzherrschaft der Vereinigten Staaten über die Inseln ein.

Amerika.

— Demnächst giebt der U. S. Geological Survey of the Territories unter Professor F. V. Hayden einen Atlas von Colorado heraus, welcher die Resultate der geographischen und geologischen Aufnahmen aus den Jahren 1873 bis 1876 umfaßt und enthalten wird: 1. eine Karte des Flußnetzes von Colorado (Maßstab 12 Miles auf den Zoll), 2. eine ökonomische Karte mit der Darstellung des Ackerlandes, der Weiden, Wälder, Kohlenfelder, Verbreitung der Mineralien und Wüsten, 3. ein geologisches Blatt, 4. eine Darstellung der primären Triangulation des Staates, 5. sechs topographische Blätter in größerm Detail, als die vorigen (Maßstab 4 Miles auf den Zoll; mit Höhenschichten in Abständen von je 200 Fuß) und 6. sechs geologische Detailblätter. Colorado wird dann unter allen Staaten der Republik der in topographischer und geologischer Hinsicht am besten bekannte sein.

— Crevaux hat seine Reise durch Französisch-Guayana (s. oben S. 159) glücklich beendet. Es ist ihm gelungen, die Wasserscheide zum Amazonenstrome hin zu überschreiten und auf einem nördlichen Zuflusse desselben, dem Rio Jary, von welchem bisher nur die Mündung bekannt war, das Delta des Amazonenstromes und den Atlantischen Ocean zu erreichen.

* * *

— Eine sehr gefällige, vollständige und richtige Darstellung des schwarzen Continentes ist Dr. Josef Chavanne's „Physikalische Wandkarte von Afrika" (Maßstab 1 : 8 000 000. Wien, Ed. Hölzel). Der Verfasser, Redacteur der „Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien", hat sich neben den Polarregionen (die erwähnte Gesellschaft hat soeben auch die von ihm, Dr. A. Kraps und F. Ritter v. Le Monnier zusammengestellte „Literatur über die Polarregionen der Erde", ein sehr dankenswerthes, brauchbares und wohlgeordnetes Verzeichniß aller einschlägigen Bücher, Aufsätze und Karten, herausgegeben) namentlich Afrika zum Felde seiner sammelnden und sichtenden Thätigkeit erwählt. Die oben erwähnte Wandkarte hat alle bis Ende 1877 veröffentlichten Karten, die neuesten von Stanley und Brazza eingeschlossen, zur Herstellung der topographischen Grundlage benutzt, und auch die Bodenplastik ist an der Hand zahlreicher Höhenmessungen, wie wir nach eingehender Prüfung bezeugen können, in vier Stufen gewissenhaft dargestellt, so daß das Werk augenblicklich das vollständigste seiner Art ist. Fachmänner werden mit Vergnügen hören, daß Dr. Chavanne noch im Laufe dieses Jahres in den von ihm redigirten Mittheilungen ein circa 1600 astronomische Positionen aus Afrika und 2000 Höhenzahlen umfassendes Verzeichniß mit Quellenangaben und Noten veröffentlichen wird. An ein größeres Publicum wendet sich desselben Verfassers „Die Sahara oder Von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste" (A. Hartleben's Verlag), ein Lieferungswerk, über welches der unserer heutigen Nummer beiliegende Prospect ausführlichern Aufschluß giebt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

III.

Eine baierische Colonie. Kephisia und Tatoy. Kloster Mendeli. Die Steinbrüche des Pentelikon. Das Schlachtfeld von Marathon. Längs der Ostküste Attika's nach Laurion. Das Vorgebirge Sunion.

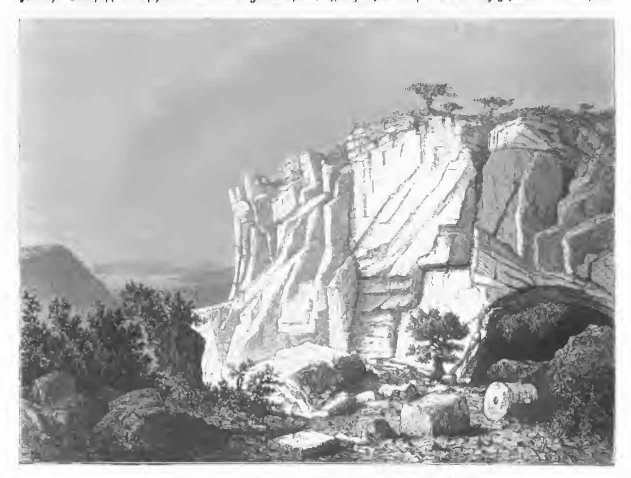
Die Landschaft, durch welche die Straße nach Marathon führt, ist überall angebaut, und weite Felder schon grünenden Getreides wechseln mit wohlgepflegten Weingärten und Oelbaumgehölzen. Allmälig steigt man über dem Kephisosthale, das sich in der Ferne durch einen Streifen grüner Vegetation auszeichnet, empor und bemerkt plötzlich auf einem Hügel einen schiefergedeckten Kirchthurm mit spitzem Dache und großen Schalllöchern, welcher sich in seiner südländischen Umgebung so fremdartig ausnimmt und heimische Erinnerungen wachruft. Die Bewohner des zugehörigen Dorfes, Herakli, sind auch in der That keine Griechen; ihre Wiege stand in Baiern und sie selbst sind im Jahre 1840 auf Veranlassung der Königin Amalie herübergewandert. Durch ihre großen, stämmigen Leiber, ihre hellblauen Augen, blonden Wimpern und breiten Schultern stechen sie scharf von ihren hageren, nervigen, beweglichen griechischen Nachbarn ab. Sie sind hier aber nicht gediehen; ihre Zahl hat sich vermindert, die meisten Häuser des Dorfes stehen leer und das deutsche Blut siecht unter dem heißen Himmelsstriche dahin.

Bald verschwindet der Thurm von Herakli hinter Oelbäumen; man durchfährt das freundlich zwischen Grün versteckte Marusi und erreicht die ersten Häuser von Kephisia, wo wohlhabende Athener ihre Landhäuser mit blumengeschmückten Höfen und fließenden Wasserläufen haben. Belle's Wagen hielt auf einem kleinen Platze, dessen größter Theil von einer riesigen Platane, deren Stamm sechs Männer nicht zu umspannen vermögen, beschattet wird. Herrlich steht das Grün ihrer Zweige zu dem Roth der Mützen und Westen derjenigen, welche in ihrem Schatten rauchend Siesta halten. Im Sommer dagegen tummelt sich hier die feine Gesellschaft; man sieht dann elegante Toiletten, hört mehr Französisch als Griechisch reden, sieht Gesandtschafts-Attachés mit der ihnen eigenen Ungezwungenheit umherschwärmen und kann sich mit Hülfe einiger Phantasie in einen kleinen Badeort versetzt glauben.

Von Kephisia braucht man nur eine Stunde, um das Thal des Kephisos zu durchschreiten und den Fuß des Parnes — heutigen Tages Ozea genannt —, der dem Pentelikon gegenüber liegt, zu erreichen. Dort liegt in einem bewaldeten, von hohen Felsen überragten Thale Tatoy, wo der König eine Villa besitzt, welche er im Sommer bewohnt, wenn er nicht in Korfu ist. Früher war es ein Landgut und gehörte einer politischen Persönlichkeit in Athen, die aber nur unter sehr starker militärischer Bedeckung ihr Besitzthum zu betreten wagen durfte, weil Räuber dort herum nur all zu häufig waren. In dem zierlichen Landhause, welches sich jetzt neben dem alten Wohngebäude erhebt, und dem anstoßenden Blumengarten lebt König Georgios augenblicklich in völliger Sicherheit, und man behauptet sogar, daß die Räuber so viel Respect vor der Majestät besitzen, daß sie ihr den Paletotzipfel küssen würden, wenn sie ihr allein in dem nahen 1000 Hec-

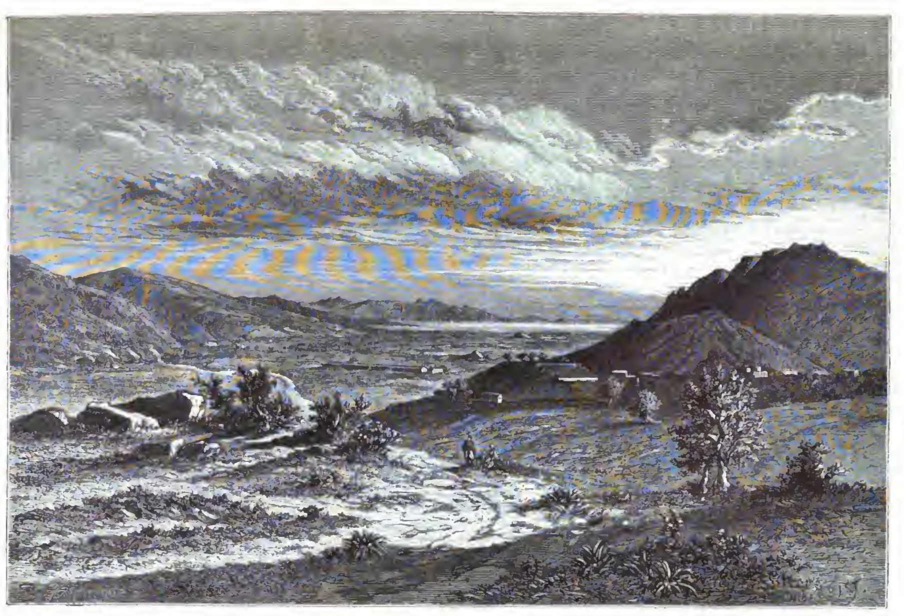
taren großen Pinien- und Eichenwalde begegneten — doch glaubt Belle, daß der Polizeimeister es darauf nicht ankommen läßt und stets seine Maßregeln demgemäß trifft.

Hinter Kephisia führt die Straße quer über die westlichen Ausläufer des Pentelikon hinweg, überschreitet während einer starken Stunde eine Reihe dürftig bewachsener Hügel und erreicht dann das Kloster Mendeli (ein Name, der höchst wahrscheinlich aus dem des alten attischen Demos Pentele entstellt ist, und den heutigen Tages auch der Pentelikon selbst führt). Dies nicht besonders bedeutende Kloster liegt auf einem Vorsprunge des Berges über einer romantischen Schlucht, welche gerade aus sich in die Ebene hinabzieht. Herrliche Graupappeln beschatten dort einen grünberasten Vorplatz und eine klare Quelle sprudelt dort in Fülle, speist einen Fischweiher und wird dann durch eine von Kaiser Hadrian erbaute bedeckte Leitung nach Athen geführt, wo sie die Brunnen und vor Allem den königlichen Park mit Wasser versieht. Mendeli gleicht mit seinen hohen Mauern und seinem eisenbeschlagenen Thore von außen einem befestigten Wachposten; solche Vertheidigungsmaßregeln waren wohl früher gegen die irregulären türkischen Soldaten nöthig — heute aber genügt den Mönchen ein Topf Honig und ein frommer Segen, um etwa erscheinenden Räuberbanden beruhigt entgegentreten zu können; ja, unter den Aebten soll es manchen gegeben haben, der den Gesetzlosen sein unverletzliches Kloster offen hielt, wenn sie einen Raubzug planten. Das Pentelikon-Kloster ist heutigen Tages für viele Athener das Ziel, wohin sie ihren Ausflug am ersten Sonntag nach Ostern richten. Unter freiem Himmel, im Schatten der Pappeln braten und verzehren sie ihr Lamm und trinken dazu beim Klang der Guitarren oder Harfen den leichten Weißwein von Kephisia. Auch Reihentänze werden aufgeführt; aber wenn nicht etwa eine neugierige Bauernfamilie sich herzudrängt, sieht man keine einzige Nationaltracht und könnte sich nach dem Occident versetzt glauben. Ueberall herrscht die ungebundenste Lustigkeit; aber nie hört man einen Schrei oder ein Getöse oder sieht gar einen Betrunkenen.



Die Steinbrüche des Pentelikon. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

Ein Weg von drei Viertel Stunden, anfangs gut gebahnt, bringt uns vom Kloster zu den alten Marmorbrüchen oben am Gebirge. Bald aber verwandelt er sich in einen schmalen Steg, der in gerader Linie zum Berge hinaufführt und mit Marmortrümmern übersäet ist. Glühend heiß und blendend werden die Sonnenstrahlen von diesen weißen Wänden zurückgeworfen. In dieser Rinne ließ man einst die von Stricken gehaltenen Blöcke hinabgleiten; noch heute sieht man an Einschnitten die Stellen, wo Querbalken angebracht waren, um die Steine aufzuhalten. Mit Anstrengung erreichte Belle endlich den Hauptsteinbruch, der im Alterthum die Bausteine für den Parthenon geliefert hat. Die Bergwand ist dort senkrecht abgeschnitten und man sieht noch heute die Spuren des Meißels, welcher die Größe der Werkstücke bestimmte, die gleich an Ort und Stelle roh zugehauen wurden. Noch heute liegt dort ein runder Block von 2,1 Meter Durchmesser, welcher anscheinend zu einer Säulentrommel bestimmt war, den aber der sorgsame Architekt wohl wegen einer gefärbten Ader im Steine als unbrauchbar verworfen

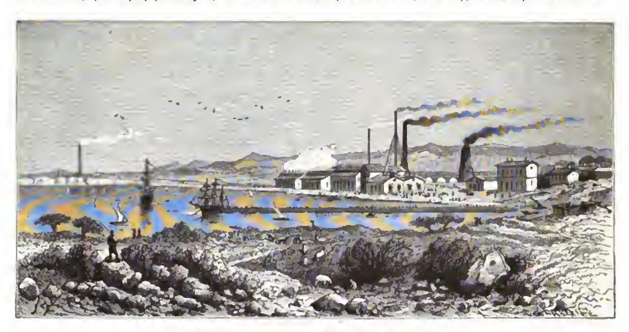


Die Ebene von Marathon. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

hat. Andere Stücke des feinkörnigen, reinen und glänzenden Steines, welche dort herumliegen, mögen für Statuen bestimmt gewesen sein, aber wer weiß, welche Katastrophe einst ihre Vollendung gehindert hat?

Unweit des großen Steinbruchs zieht sich am Fuße des Felsens eine 30 Meter tiefe und halb so hohe Stalaktitenhöhle in den Berg hinein. An ihrem Eingange liegt eine kleine halb zerstörte Capelle mit groben Wandmalereien, die wahrscheinlich an der Stelle eines antiken den Nymphen geweihten Heiligthums steht. Im Hintergrunde der Grotte führt ein niedriger und schmaler, vielfach gewundener Spalt noch weiter in das Innere der Erde hinein, welchen Belle unter Fackellicht zu drei verschiedenen Malen eine Strecke weit verfolgt hat, bis er zu einer stark geneigten und sehr schlüpferigen Stelle gelangte, wo er es jedesmal wegen dieser Beschaffenheit des Bodens, der großen Kälte und der dicker werdenden Luft für räthlich hielt umzukehren. Ein dort vernehmliches fernes Geräusch rührt von dem tropfenden und sickernden Wasser her, welches vielleicht in Gestalt der Quelle in der Nähe des Klosters an das Tageslicht tritt.

Von den Marmorbrüchen steigt der Pfad über öde Abhänge zum Gipfel des 1110 Meter hohen Berges empor, wo fast beständig ein heftiger Wind von Norden weht, welcher den vom Steigen erhitzten Wanderer zwingt, hinter einer von Hirten aus losen Steinen aufgehäuften Mauer Schutz zu suchen. Hier oben stand einst ein Bild der Athene, unter deren Schutz der ganze Brilettos — das war der eigentliche Name; Berg von Pentele hieß er nur im Volksmunde — gestellt war. Von dort überschaut man einen großen Theil von Ostgriechenland, den Parnassos, Euböa mit dem Delphi-Gebirge, den Euripos-Canal und die weißen Häuser von Chalkis, ganz Attika bis zum Vorgebirge Sunion mit all seinen Vorgebirgen und Buchten, dann das Meer mit den Kykladen und die fernen Gipfel der Peloponnes. Der nordöstliche Abhang des Berges ist mit Pinien und Eichengebüsch bedeckt und darüber hinaus erblickt man eine kahle, von Licht überstrahlte Ebene am Meere, das Schlachtfeld von Marathon, wo 10 000 Athener und 1000 Platäer die vielfache Uebermacht der Barbaren schlugen.



Hüttenwerk von Laurion. (Nach einer Photographie.)

Auf Ziegenpfaden und durch Gestrüpp stieg Belle in anderthalb Stunden nach Nordosten zum Dorfe Vrana hinab; dasselbe liegt in einer engen Schlucht, welche sich nach der Ebene von Marathon hin öffnet. An ihrem Ausgange liegt ein von den Türken zerstörtes Kloster, neben welchem sich noch drei Cypressen melancholisch in den Lüften wiegen. Von dort ist der Anblick der von hohen und kahlen Felsbergen umschlossenen, im Hintergrunde vom Meere und den Bergen Euböas begrenzten Ebene ein ergreifender. Kein Baum schmückt sie; dafür nehmen ihren nordöstlichen und ihren südlichen Theil große unter den glühenden Strahlen der Sonne Verderben hauchende Sümpfe ein und ein steiniges Bachbett (die antike Charadra) mit einigen Rhododendren durchzieht sie. Das Einzige, was in dieser traurigen Strandebene die Blicke sofort auf sich zieht, ist ein in ihrem südlichern Theile zwischen binsenbewachsenen Wasserflächen gelegener künstlicher Erdaufwurf von etwa 10 Meter Höhe und 200 Schritt Umfang, der beim Volke noch heute ὁ σωρός (d. i. das Grab) heißt und aller Wahrscheinlichkeit nach die Gebeine der 192 in der Schlacht gefallenen Athener umschließt. Zwei kleinere Hügel daneben bergen wahrscheinlich die Reste der gefallenen Sklaven [1]).

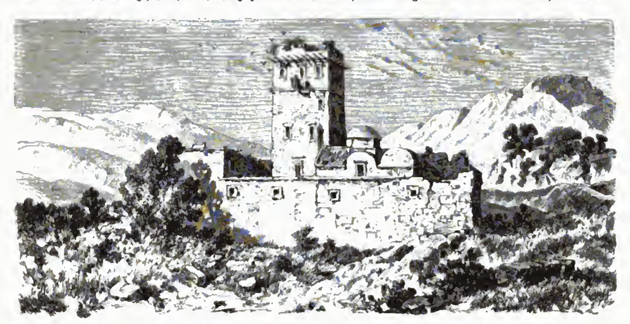
Noch heute kann man an der Hand der Beschreibung des Pausanias an Ort und Stelle den Gang der Schlacht genau verfolgen. Zur Linken, am Ostrande der Ebene, standen die Griechen, welche sich im Laufschritte auf die Perser stürzten; rechts, vom Meere nur durch einen breiten Sandstreifen getrennt, der Sumpf, in welchem die Barbaren auf der Flucht nach den Schiffen in Massen ihren Tod fanden, und dort

[1]) Anders Bursian, Geographie von Griechenland I, S. 338: „Ein anderer jedenfalls weit kleinerer Grabhügel, welcher die Gebeine der in der Schlacht gefallenen Platäer und Sklaven umschloß, ist jetzt spurlos verschwunden: einige Trümmerhaufen neben einem viereckten Unterbau aus großen Marmorblöcken, einige hundert Schritt nordwestlich von dem großen Hügel, bezeichnen wahrscheinlich die Stelle des dem Miltiades auf dem Schauplatze seiner größten That errichteten Denkmals und auch des zum Andenken an den Sieg erbauten Tropäon aus weißem Marmor."

im Norden der Ebene die Quelle Makaria (beim heutigen Unter-Suli), wo die größte Schlächterei stattfand.

Mit Sonnenuntergang wurde es kalt in der Ebene, immer dichterer Nebel stieg aus den Sümpfen empor, hüllte die umliegenden Berge allmälig ein und zwang Belle, in dem einzigen bewohnbaren Hause von Brana Unterkunft zu suchen. Dorthin hatte er sich Pferde von Athen bestellt, so daß er am nächsten Tage schon bei guter Zeit an der Ostküste Attikas südwärts traben konnte. Der Weg führt über die letzten östlichen Ausläufer des Pentelikon, ein bewaldetes, rauhes Terrain mit felsigen Abhängen und trockenen Bachbetten, stets mit der wechselndsten Aussicht auf das Meer und seine zerrissenen Ufer. Nach zwei Stunden war das zerstörte Kloster Daû erreicht, früher das Mutterkloster von Mendeli, welches nur ein Metochi oder Zweiganstalt war. Allzuhäufige Besuche der Land- und Seeräuber veranlaßten dann die Mönche, ihre gefährliche Behausung zu räumen. Die in einem Thale gelegenen und von Bäumen umgebenen Ruinen bieten mit ihrer hohen Umwallung und ihren Vertheidigungsthürmen einen malerischen Anblick dar. Seine inneren Arcaden zeigen in ihren Spitzbogen fränkischen Einfluß. Die Kirche springt nach außen vor und bildet gleichsam einen Theil der Mauer; an ihrer Außenseite ist ein viereckiger Thurm mit Kuppeldach angeklebt. Die Säulen im Innern sind romanisch, die Zickzackornamente erinnern an byzantinische Motive.

Weiter geht der Weg in einem Thale entlang, das der Meeresküste fast parallel zieht und von derselben nur durch den schmalen Zug des Berges Rapentosa geschieden ist. Von dort aus sieht man auf dem Südabhange des Hymettos ein großes Landgut, welches einem wohlhabenden Franzosen, de R., gehört hatte. Derselbe hatte dort ein ganzes Dorf erbaut, gegen 2000 Hectaren Landes unter Cultur gebracht, Geräthe und Saatgetreide an die Bauern vertheilt und den-



Frankenschloß auf Keos (Tzia). (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

selben mit Rath und That beizustehen versucht. Aber wie bei dem oben erzählten Falle auf Euböa war auch hier europäische Intelligenz und europäisches Capital an der Trägheit der Leute, der Feindseligkeit der Notabeln und der Gleichgültigkeit der Regierung gescheitert und zu Grunde gegangen. Man zerstörte dem Franken die Ernten und verwüstete seine Weingärten, ohne daß er bei den Gerichten den geringsten Beistand fand. Selbst nach seinem Leben trachtete man, und von den Bauern benachrichtigte Räuberbanden hatten ihm wiederholt nachgestellt, so daß er zuletzt nur noch mit bewaffneter Begleitung sein Gut zu besuchen wagte, schließlich ganz in Athen lebte und dort als armer Mann gestorben ist.

Immer in südlicher Richtung ging der Ritt durch das kleine Dorf **Braona** und bei den Ruinen von Brauron vorbei, dessen Einwohner im Alterthume neben der taurischen Artemis besonders den Dionysos mit ausgelassenen Festen feierten, zu welchem die Courtisanen Athens in ihren mit rothseidenen Vorhängen geschmückten Wagen herbeikamen. Dann ging es an der Küste des **Porto Raphti** entlang, des schönsten und größten Hafens der Ostküste Attikas, von wo alljährlich die heilige Festgesandtschaft nach Delos ihre Meerfahrt antrat. An seinem Eingange liegt eine kleine Insel, welche ihn gegen die Südwestwinde schützt und auf ihrer Spitze eine auf einem Felsblocke sitzende kolossale, lang bekleidete Statue von pentelischem Marmor, offenbar ein Werk der römischen Kaiserzeit, trägt. Dieselbe heißt beim Volke „der Schneider" (ὁ ῥάφτης) und hat dem Hafen seinen Namen gegeben. In dem vom Porto Raphti ansteigenden Hügellande liegen beim Dörfchen **Markopulo** Braunkohlengruben, welche eine hellenische Gesellschaft ausbeutet. Das Material gilt für besser als das von Kumi auf Euböa und wird in allen Fabriken des Piräus und auf Syra sowie auch auf den Dampfschiffen der hellenischen Compagnie gebraucht; an Ort und Stelle kostet die Tonne 22, im Piräus 28 Francs, Newcastle-Kohlen dagegen 75, so daß sich die Braunkohle noch empfiehlt, auch wenn sie nur die halbe Heizkraft wie englische Kohlen haben sollte. Hinter Porto Raphti verläßt der Weg die schroff in das Meer abfallende Küste, geht durch bewaldetes Bergland und senkt sich dann zu dem wichtigen Flecken **Keratia** hinab, der, von Gärten und Feldern umgeben, in einer kleinen rings von Hügeln umschlossenen Ebene liegt. In einem von lautem Treiben erfüllten Kaffeehause stieg Belle ab und verbrachte dort auf den Dielen eines Zimmers eine unruhige Nacht, weil die Thiere mit dem Gepäck

an diesem Tage Keratia nicht erreicht hatten, und er sich nicht entschließen konnte, die von seinem Wirthe angebotene Matratze zu benutzen. Am nächsten Tage führte der Weg über eine wellige, angebaute Ebene nach Metropisi und fällt dann auf ein rothbraunes Land, welches Eisenoxyd enthält. Hier und da zeigen sich Hügel schwarzer Schlacken, die aus dem Alterthume herrühren. Die Gegend macht einen durchaus wüsten und verlassenen Eindruck; plötzlich aber umreitet man einen Hügel und erblickt das Meer mit seinen Inseln; am Ufer, in wohlgeschützter Bucht, liegen mehrere Schiffe vor Anker und aus mehreren hohen Fabrikschornsteinen steigen Rauchwolken in die Luft. Unten im Thale läuft eine Eisenbahn hin, auf welcher eine Locomotive ein Dutzend mit Schlacken beladener Waggons schleppt: nichts Packenderes giebt es als solche rege menschliche Thätigkeit in solch wüster Umgebung. Es hat damit aber folgende Bewandtniß. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren wurde ein italienisches Handelsfahrzeug im Archipel von einem so heftigen Sturm überfallen, daß der Capitän, um sich über Wasser zu halten, seinen ganzen Ballast und ein gut Theil der Ladung über Bord werfen ließ. Mühsam fand er hinter der langgestreckten Insel Makronisi (Helena) an der attischen Küste Schutz und ließ, während er auf das Aufhören des Sturmes wartete, seinen Ballast durch Steine von vulcanischem Ansehen, welche sich dort in Menge fanden, ergänzen. In seinem Bestimmungshafen, Cagliari, angelangt, ließ er die Steine an das Land schaffen, wo sie ein hüttenkundiger Kaufmann liegen sah, auf sie aufmerksam wurde, nach ihrer Herkunft forschte und, als er dieselbe und den Metallgehalt der Schlacken — denn das waren sie — festgestellt hatte, deren Ausbeutung in Verbindung mit einer Marseiller Compagnie in die Hand nahm. Die hinausgeschickten Ingenieure fanden in dem Laurischen Gebirge ganze Berge solcher von den alten Athenern hinterlassenen Schlacken und in denselben noch



Das Vorgebirge Sunion. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

8 bis 12 Proc. silberhaltigen Bleies, so daß ihre Compagnie das Recht zu deren Ausbeutung nachsuchte, erhielt, Arbeiter und Maschinen nach dem südlichen Attika schickte und dort ein großes Hüttenwerk in das Leben rief. Etwa gegen das Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts war die Hauptausbeutung der Laurischen Silbergruben allmälig eingeschlafen und nur zu Strabon's Zeit hatte man die Schlacken nochmals ausgeschmolzen. Länger als 18 Jahrhunderte dauerte es dann, bis im Jahre 1865 jene Marseiller Gesellschaft ihre Hütte errichtete, 3 Kilometer Eisenbahn und 30 Kilometer Steinstraßen baute, den Hafen regulirte und einen 150 Meter langen Molo aufführte, von welchem aus die Bleibarren in Schiffe verladen werden. Heutigen Tages werden alle 24 Stunden aus 400 Tonnen Schlacken 25 Tonnen Blei, d. h. jährlich 8 Millionen Kilo, gewonnen, aus welchen man noch für 750 000 Francs Silber auszieht. Neuerdings hat man noch Frischöfen erbaut, ein Dampfschiff für den Verkehr mit dem Piräus angeschafft und weitläufige Anstalten zur Condensation der bleihaltigen Dämpfe ausgeführt. Fünfzehnhundert fast ausschließlich griechische Arbeiter finden dort Beschäftigung, und um sie unterzubringen, hat man ein eigenes Dorf mit einem Krankenhause auf einem nahen Hügel gebaut. Die Compagnie beschäftigt außerdem 200 Zugpferde. Neuerdings aber haben die Sachen eine Wendung zum Schlechtern genommen: die ursprüngliche Compagnie hat für 12 Millionen Francs ihre Rechte an eine griechische Gesellschaft verkauft, in Folge dessen die Leitung in ungeschicktere Hände übergegangen ist — und ferner tragen die drückenden Steuern, welche die griechische Regierung auf die Producte der Gesellschaft gelegt hat, das Ihrige dazu bei, um dieser Industrie nach Kräften zu schaden.

Ein gutes Abendessen bei dem Director der Hütte, zur Nachtruhe weiche Betten, am folgenden Tage unter kundiger Leitung ein Besuch der oft beschriebenen Gänge und Stollen der alten Athener bezeichneten in Belle's griechischen Reisen den Besuch Laurions.

Ueber felsige durch schmale Thäler von einander getrennte Hügel setzte er dann seine Reise nach Süden fort und erreichte bald die Reste der Befestigungen, welche die Athener im Jahr 413 rings um das ganze Vorgebirge Sunion aufführten und welche den nach dem Piräus segelnden Getreideschiffen zum Schutze dienen sollten. Noch sieht man dort einige in den Fels gehauene Cisternen in Gestalt riesiger

Wasserflaschen, welche im Kriegsfalle von um so größerer Bedeutung waren, als die nächste Quelle etwa 8 Kilometer entfernt ist. Von dort aus noch wenige Schritte, und man erblickt die letzten dreizehn Säulen und den einen Pfeiler des berühmten Athene-Tempels, welche den höchsten Punkt des Vorgebirges Sunion krönen und demselben seinen modernen Namen „Cap Kolonnäs“ (Säulenvorgebirge) verschafft haben. Unvergleichlich ist die Aussicht von dem Gipfel des Caps über das Meer, das nach Süden hin geschmolzenem Metalle gleicht und nordwärts von tief dunkelblauer Farbe ist, auf den reichen Kranz von Inseln, Euboia, Andros, Tzia oder Kea [1]), Seriphos, Milos, auf den Golf von Aegina und die ausgezackten Küsten der Peloponnes, ja bis hin zu den schneebedeckten Gipfeln von Kreta. Kein erhabenerer Platz ist weit und breit zu finden, um einen Tempel hinzustellen für die Göttin, unter deren Schutz das ganze Land sich befand. Er wurde etwa in der Zeit des Perikles oder wenig später im dorischen Stile erbaut, und zwar aus dem an verschiedenen Punkten des Laurischen Gebirges anstehenden weißen Marmor. Noch heute schimmern die Säulen, so stark sie auch von der Seeluft angegriffen sind, glänzend weiß.

Ein ermüdender Nachmittagsritt auf schlechten Wegen und über menschenleeres, interesseloses, unfruchtbares, stellenweise sumpfiges Land brachte Belle nach dem Weiler Vari an der Westküste Attikas, wo ein Wagen seiner wartete und ihn nach Athen zurückbrachte.

[1]) Kea, das antike Keos, bildet in geographischer wie geologischer Hinsicht die Fortsetzung Attikas und enthält dasselbe silberhaltige Blei wie Laurion; doch wurde dasselbe im Alterthume nicht ausgebeutet, wie das Fehlen von Schlacken beweist. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts setzten sich dort vier venetianische Freibeuter fest und theilten unter dem Schutze ihrer Heimathstadt die Insel; aus jener Zeit stammt das Frankenschloß, welches unsere Abbildung zeigt.

Meine zweite Reise in Ostafrika.

Von J. M. Hildebrandt.

II.

Nicht lange litt es mich nach meiner Genesung in der Stadt Zanzibar. Ich warb Leute an und vervollständigte die Ausrüstung einer Karawane zur Binnenlandreise. In wenigen Tagen war ich hiermit fertig, denn ich hatte auf früheren Touren genau kennen gelernt, was hierzu nöthig, nützlich, angenehm, auch was überflüssig und dadurch hinderlich ist. Am schwierigsten bleibt die Beschaffung der Tauschartikel, welche bekanntlich an Stelle des Geldes treten. Goldstücke und Banknoten werden durch Baumwollenstoffe repräsentirt, die entweder einfach ungebleicht, mit Indigo gefärbt oder in bestimmten, gewöhnlich schwarz-roth-weißen Mustern bedruckt sind; an Stelle der Silbermünzen treten Messing- und Kupferdraht und feinere Porcellanperlsorten; statt Nickel und Kupfer schleppt man Eisendraht und billigere Perlsorten mit umher. Alle diese und viele andere Schmuck- und Bekleidungsgegenstände werden in Europa eigens für den afrikanischen Markt fabricirt und sind vor Antritt einer Inlandreise in den Küstenstädten — in meinem Gebiete also in Zanzibar — zu erstehen. Man muß aber ja nicht denken, daß das am meisten Glitzernde von den sogenannten Wilden vornehmlich begehrt würde. Man könnte dadurch leicht zu der originellen Annahme eines gewissen frisch aus Europa nach Masana gekommenen Kaufmannes gelangen, der glaubte, die Neger seien Kinder und deshalb große Kisten Pariser Spielwaaren, Wollschäfchen mit rothem Bändchen und Glöckchen um den Hals, trommelnde Wattepudelhündchen und dergleichen, zum Eintausch der Schätze Afrikas mitbrachte. Die Eingeborenen sind weniger Kinder, als so recht eigentlich in den Flegeljahren. Die Aufgabe, die sich der Reisende beim Einkauf des „afrikanischen Geldes“ zu stellen hat, ist etwa folgende: Welche Zeuge und welche unter den etwa 200 Sorten venetianischer Perlen sind bei dem oder jenem Stamme im Innern, bei welchem man eine so und so große Karawane eine gewisse Anzahl Tage mit Proviant zu versehen hat und welche Tributgeschenke sind dort zur Zeit Mode? Hat man das Falsche bei sich, so sind die Waarenballen gerade so wenig werth wie so viele Portefeuilles voll courslosser Actien. Dann weisen die afrikanischen Schönen, die mit Proviant zu Markt gekommen, die Sachen ebenso indignirt zurück wie etwa unsere Damen, wenn man ihnen einen wenn auch noch so theuern Artikel aus früherer Saison anböte.

Nach einer lustigen Fahrt auf einer plumpen, aber ungemein schnellsegelnden Dau (Barke) langte ich im December 1876 mit meinen schwarzen Dienern, von denen einige bereits mehrere Jahre lang Freud und Leid mit mir getheilt hatten, durch den schmalen Eingang zwischen schäumenden Korallenriffen im sichern Hafen von Mombassa [1]) an. Ich miethete ein arabisches Haus, und bald waren wir bei der Arbeit, Alles für den Marsch ins Innere in Bereitschaft zu setzen. Stundenlang saß ich mit dem Karawanenführer und den erfahrensten der Träger im stillen Kämmerlein, wo wir die besten Routen überlegten, die Waaren für die einzelnen zu passirenden Stämme aussonderten und dergleichen mehr. Andere der Träger waren mit dem mühsamen Aufziehen der Perlen auf Fumwäle [2]) beschäftigt. Die Stränge der einzelnen Perlsorten erhalten ganz bestimmte Längen, der bleistiftdicke Metalldraht wird in Rollen von etwa ein Fuß Durchmesser gewunden, die Zeugarten in eigenthümlicher Weise gefaltet u. s. w. Jedes Waarenbündel, die Trägerlast, wird nun zu 2 Frasila (etwa 72 engl. Pfund) abgewogen und mit Mattengeflecht aus den Blättern der Hyphaene-Palme umnäht, mehr zum Schutze gegen Dornen als gegen Nässe. Beim Schnüren des ersten Bündels, in das von jeder mitzuführenden Waarenart eine Probe hineinkommt, wird gebetet und Weihrauch verbrannt, dann getanzt und ein Festochse verzehrt.

Ich hatte im Ganzen etwa 50 Schwarze unter meinem Commando, welche Träger, Diener und Soldaten zugleich waren — eine schwarze Auflage der Falstaff'schen Compagnie, nur war der Luxus des berühmten halben Hemdes bei den

[1]) Mombassa ist wohl von Muámba, Riff, und Ku passúa, zerbrechen, durchschneiden (mit dem Schiffe), abzuleiten.

[2]) Fumwäle ist die zähe, leicht in Fäden spaltbare Epidermis der jungen Blätter der Weinpalme, welche ja auch in letzter Zeit nach Europa gebracht wird und als Raphia-Faser wie Lindenbast zum Anheften der Topfpflanzen an ihre Stäbe und anderweitig benutzt wird.

meinigen nicht vorhanden. Sie wurden täglich in der Handhabung des Zündnadelgewehrs eingeübt. Anfangs hatten die meisten große Furcht, ein solches loszudrücken, glaubten sie doch, es seien ebenso elende Dinger wie die in Zanzibar für $1^1/_2$ Thaler käuflichen Luntenflinten, bei denen man allerdings sicherer vor dem Rohre als hinter demselben steht. Schließlich feuerten sie aber doch sehr brav nach der Scheibe, trafen zwar nicht ins Schwarze, aber stets sehr genau ins Blaue. Einzelne wollten überhaupt von Feuergewehren nichts wissen und führten ihre Bogen und Giftpfeile, sie waren jedenfalls die Vernünftigsten und im Falle der Noth die Zuverlässigsten.

Um meine eigene Kraft und den Werth der neugeworbenen Leute zu proben, machte ich von Mombassa einen kleinen mehrtägigen Ausflug nach Duruma, wo verlassene Antimonerzgruben sein sollten. Ich fand zwar weder Gruben noch Antimon, wohl aber Bleiglanz, auch schienen meine Leute nicht schlechter als gewöhnlich die Karawanenträger zu sein. Der allerschlimmste Abschaum entfernte sich von selbst, Gewehr und Handgeld — der Sitte nach die Hälfte des Lohnes für die ganze projectirte Reise — mitnehmend. Solche und ähnliche Verluste muß man von vornherein bei der Anlage einer Karawane in Rechnung bringen, ich nahm hierzu 20 Proc. an und habe nicht geirrt, indem vorher und während des Verlaufes der Reise 10 Mann desertirten.

Der 10. Januar 1877 war der langersehnte Tag der Abreise in das Innere. Vor der Karawane wehte die weiße mit Koransprüchen beschriebene Flagge. Verwandte, Freunde und Freundinnen gaben den Trägern das Abschiedsgeleit und trugen deren Lasten ein Stück Weges, während diese unter tollstem Tanz und Gesang die Büchsen abfeuerten. Als aber der schmale Meeresarm überschritten war, der das Festland von der Insel, auf welcher die Stadt Mombassa liegt, trennt, und die Freunde zurückgekehrt, wurde es still in unserer Reihe, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Wie viele von ihren alten Reisecameraden waren ebenso lärmend ausgezogen, nicht alle waren sie zurückgekehrt.

Die ersten Tagemärsche waren kurz. Wir mußten erst unsere Reiseschuhe resp. Sandalen austreten. Auch war in den schönen Pflanzungen Speise in Fülle zu haben, um Vorrath zu essen und die Proviantbeutel zu füllen. Das Vieh war jedoch kurz vorher von den Masai, jenem wilden Kriegerstamme, von dem ich noch unten zu reden haben werde, geraubt.

Sobald jedoch hinter den von feuchten Seewinden befruchteten Küstenhügeln das Terrain sich senkt und in die unabsehbare Binnenebene übergeht, nimmt die Landschaft den echt afrikanischen Typus an. Der grellrothe oder gelbe, hart gedörrte Boden ist mit übermannshohem dicht von Schlingpflanzen verwobenem Grase bedeckt, dessen Grannen sich durch das festeste Kleidungszeug hindurch bohren und auf der Haut unausstehlich stechen und jucken. Nur hier und da erhebt sich ein Baum meist mit Schirmkrone, welche jedoch etwa so viel Schatten giebt, wie das nicht überzogene Gestell eines Sonnenschirms. Andere Districte sind meilenweit mit dem dichtesten Buschwerk fleischiger, von giftigem Milchsafte strotzender Euphorbien, den Cacteen Afrikas, bewachsen. Sie sind untermischt und verwoben von dornigen und stachlichen Gewächsen aus den verschiedensten anderen Pflanzenfamilien. Mühsam ist der Pfad durch solche Dickichte zu hauen, selbst die Dickhaut der afrikanischen Thierkolosse trägt manche Narbe von diesen Haken und Widerhaken, selbst sie haben dem „Tyrannen der Wildniß", dem Dornbusch, ihren Tribut in Blut zu entrichten. Nur in weitesten Abständen findet sich in diesen trostlosen unbewohnbaren Einöden etwas Wasser; es ist von früherer Regenzeit in natürlichen Felsmulden aufbewahrt. Oft genug aber ist das sonst so edle Naß zu einer steifen breiartigen Schlammmasse abgedunstet, die man fast besser mit der Gabel essen, als trinken kann. Und selbst dieser karge Genuß wird manchmal den friedlichen Handelskarawanen noch verleidet, denn wenn, vom brennenden Durst gepeinigt, die sonst geschlossene Reihe der Träger sich anstößt, der eine in fieberischer Hast weiterstürzt, der andere verschmachtend am Wege zusammenbricht, dann stürzen Ariangülo, wilde Buschrangen von Gala-Verwandtschaft, raubend und mordend aus ihren Verstecken hervor.

Nach sechs forcirten Märschen durch dieses schauerliche Gebiet erreichten wir das Bergland Taita. Unvermittelt steigen die einzelnen Stöcke, der N'dära, N'dī, Kadiäro u. s. w., aus der Ebene empor. Sie verdichten an ihren Gehängen die Wolken zu Niederschlägen; so werden Quellen erzeugt, mit denen die Eingeborenen ihre Pflanzungen bewässern. Auch am Fuße dieser Berge breiten sich Felder aus, sie sind radial getheilt, jeder Sector gehört einer Familie. Das ganze in bester Cultur befindliche Vorland ist von einer aus lebendem und todten Geäst verwobenen dichtesten Hecke umgeben. Nur an einer Stelle ist ein stark verrammelter Eingang gelassen. Ich hatte Boten vorausgesandt, um die Ankunft einer Karawane zu melden. Wir fanden das Thor geöffnet. Ehe wir aber eintraten, mußten die Träger ihre Sandalen ablegen, denn keiner darf mit Schuhwerk an den Füßen den heiligen Boden der Pflanzungen betreten. Ich selbst war von diesem Verbot absolvirt, da ich auf einem Esel ritt [1]), also nicht unmittelbar mit meinen Schuhen die Erde berührte.

Das übermüthige Völkchen, die Wataita, die sich auf ihren Bergen gegen jeden Feind sicher fühlen, behandelten uns anfangs sehr geringschätzend, wiesen uns einen Lagerplatz in einer feuchten Schlucht an, welche von allen Seiten auf das Bequemste mit Pfeilen beschossen werden konnte, erlaubten erst nach langen Verhandlungen, daß überhaupt Dornen zu einem Zaune gehauen werden durften und plagten uns dabei noch dadurch, daß sie Bäume bezeichneten, die möglichst weit vom Lager entfernt standen, um die nöthigen Stachelästе von ihnen zu entnehmen u. s. w. Ich spielte eben die Rolle eines handelnden Belutschen, die sich des lieben Vortheils wegen alles gefallen lassen. Diese Rolle konnte ich aber nicht lange durchführen, denn die Mähr vom kommenden Europäer war mir, wie einem Messias, vorangegangen, wie man sagte, durch die dortigen Propheten, die Zauberer. Diese hielten mich wegen meines Sammelns naturhistorischer Objecte und sonstigen geheimnißvollen Treibens für einen allgewaltigen Hexenmeister, der Gewalt hätte über Leben und Tod, Regen und Dürre. Um meine Kraft zu neutralisiren, besprengten diese Pfaffen das ganze Lager mittelst eines Kuhschwanzes mit einer braungrünen Sauce. Alles, was ich that, wurde aufs Genaueste ausspionirt, in Allem sah man die schlimmsten Absichten auf das Land und Volk der Wataita. Wohl kaum hätte ich meinen Plan, den N'dära-Berg zu besteigen, ausführen können — hatten ja auch frühere Reisende danach vergebens getrachtet —, wenn ich nicht die abergläu-

[1]) Trotz der schlimmen Erfahrungen der v. d. Decken'schen und New'schen Expeditionen, welche alle Esel durch den Stich der Dondoróbo-Fliege verloren, trotz des Abrathens der Araber an der Küste, nahm ich dennoch einen Reitesel mit, den ich bei besonders festlichen Gelegenheiten bestieg. Ich schützte ihn vollkommen gegen dieses und anderes Geschmeiß, indem ich ihn alle Tage mit Petroleum einrieb, besonders an den Weichtheilen, in den Nüstern und Ohren. Ich möchte empfehlen dieses Mittel auch gegen die Tsetsefliege zu versuchen. Man gebraucht sehr wenig des Oels, da ein einmal befeuchteter Lappen für mehrere Male ausreicht. Auch Moskitos und andere lästige Insecten fliehen vor dem Geruche.

bigen Leutchen mit ihren eigenen Waffen bekämpft hätte. Ich ließ nämlich im Lager, scheinbar hinter meinem Rücken, erzählen, daß ich Medicin machen könne, um die Felder zu verbessern, daß ich ausschauen könne, ob Feinde nahen würden und dergleichen. Dies machte sie natürlich neugierig und nun baten sie mich meine „Medicin" zu machen. Erst nach langem Zaudern ließ ich mich dazu bewegen; es mache mir zu viele Mühe den Berg zu besteigen, gab ich vor, denn nur auf der äußersten Spitze desselben könne ich die Ausschau halten; auch müsse ich von sämmtlichen Pflanzen und Thieren, die auf dem Berge vorkämen, Proben zusammenbringen, aus denen ich dann erst ersehen könne, welche „Medicin" zu machen sei. Wenn ich also absolut weissagen solle, so müßten sie mir beim Sammeln behülflich sein, was sie versprachen und auch redlich thaten. So erhielt ich für meine Sammlungen manch schönes Exemplar.

Aus Ernst Marno's Reisewerk über die ägyptische Aequatorialprovinz und Kordofan[1]).

Eine werthvolle Reisebeschreibung, welche viel positiv Neues und Exactes bringt und die Eigenschaften des Verfassers als eines Afrika-Reisenden in das beste Licht setzt. Sein eigentliches Ziel, die innerafrikanische Seenregion, erreichte er zwar, durch nicht näher dargelegte Verhältnisse daran gehindert, nicht, sondern hielt sich fast durchweg auf schon betretenen Pfaden (Straße von Suakin nach Berber, die schon Schweinfurth 1866 zurückgelegt hat, den Nil aufwärts bis wenig über Lado hinaus, von da westwärts in das Land der Makraka und zuletzt zahlreiche Routen in dem einförmigen Kordofan). So kann sein Buch nicht solches sensationelles Interesse erregen wie die Reisewerke Cameron's, Stanley's oder gar Schweinfurth's; aber Marno ersetzt dies durch Genauigkeit und Schärfe seiner Beobachtungen. Da sind im Anhang 82 Seiten meteorologischer Beobachtungen, deren Berechnungen Prof. Dr. J. Hann ausgeführt hat (S. 86 ff. Seehöhen von Suakin bis Berber, S. 91 Seehöhen bei Lado, Regaf und von der Reise nach dem Makraka-Lande, S. 95 Seehöhen der wichtigsten Punkte in Kordofan); dann folgen auf 28 Seiten 13 Itinerare, dann von S. 127 bis 137 die von Prof. Dr. Ed. Weiß berechneten astronomischen Beobachtungen; dann anthropologische Messungen an zwei weiblichen Akkas und einem Denka und zuletzt Vocabularien der Moru, Mundo, Abaka und Abu-Keia. Besondere Rücksicht nahm Marno auf Zoologie und Botanik, und ersterer zu Liebe hielt er sich fast zwei Monate an der Tura el Chadra, einem alten Nilarm südlich von Chartum mit besonders reicher Fauna, auf. Seine Kenntnisse in Botanik und Geologie sind in zahlreichen dem erzählenden Theile eingeflochtenen Bemerkungen niedergelegt; von ethnographischem Interesse (für die Stämme der Bari, Niam-Bari, Ligi, Moru, Mundo, Abu-Keia, Abaka und Makraka, der östlichsten unter den Niam-niam) sind die mit vielen Völkertypen und Abbildungen von Geräthschaften x. geschmückten Seiten 101 bis 131, welche von einem sehr gesunden, nüchternen Urtheil zeugen, und die höchst originellen sudanesischen Thierfabeln (S. 259 bis 286). Als tüchtiger Zeichner bewährt sich Marno in den zahlreichen Illustrationen und den beiden Karten; kurz er entwickelt eine Vielseitigkeit von Kenntnissen und Fähigkeiten, wie sie mehr Reisenden zu wünschen wäre, und zeigt dadurch, wie trefflich die Internationale Afrikanische Gesellschaft that, gerade ihn von Neuem nach dem Innern Afrikas zu entsenden. Wenn es ihm diesmal gelingt, wie wir von Herzen wünschen, unbetretene Pfade zu gehen, so steht für Geographie und Kartographie ein reichlicher Gewinn in Aussicht.

In Folgendem heben wir eine Anzahl interessanter Mittheilungen Marno's aus seinem umfangreichen Buche hervor, in der Hoffnung, daß dadurch manche von unseren Lesern veranlaßt werden, das ganze inhaltreiche Buch zur Hand zu nehmen.

„Bei den enormen Massen der Sumpfvegetation (am obern Nile) — heißt es S. 26 — ist es doch auffallend, daß man nirgends die Spur von Torfbildung bemerkt, was wohl daher kommen mag, daß die im Flusse selbst absterbende Vegetation gänzlich in Fäulniß übergeht, während die außerhalb desselben befindliche in der trockenen Jahreszeit verdorrt, wenn der Fluß steigt, ebenfalls gänzlich zersetzt oder, wie das auf sehr ausgedehnten Strecken während der Dürre stattfindet, abgebrannt wird. Am Einfluß des Bahr el Seraf in den Bahr el Gebel besitzt ersterer 2 und auch mehrere Meter hohe Steilufer, welche, wo sie ohne Vegetation durch die Strömung des letzten Hochwassers bloßgelegt sind, in ganz deutlicher Weise die Ablagerungen zeigen, indem schmale Aschen- und Kohlenschichten, an manchen Stellen verdorrte Vegetationsreste einschließend, abwechseln. Könnte für jedes Jahr eine solche Schicht mit Gewißheit angenommen werden, so wäre genau zu bestimmen, in wie viel Jahren das umliegende Land um eine gewisse Höhe zugenommen hat. Dieses allmälige Höherwerden des Landes und der Uferbetten sowohl durch Anschwemmung von Erdreich als durch die immer wieder über einander gelagerten jährlichen Reste der Vegetationsperioden am Lande selbst läßt wohl mit Sicherheit schließen, daß diese Verhältnisse so wie jetzt schon eine lange Reihe von Jahren obwalteten. Durch das Aufsteigen des Landes wurde aber auch der Lauf der Ströme, deren Gefälle hierdurch vermindert wird, verzögert, so daß hierdurch die ausgedehnten Sumpfstrecken entstanden sind, wie wir sie hier heute sehen. Vielleicht ist die Thatsache, daß der Nil in Nubien an manchen Stellen an den Felsen einen Hochstand zeigt, wie er ihn in der jetzigen Zeit nimmer erreicht (da ein enormes Quantum von Wasser zurückgehalten wird), eine Bestätigung dieses Umstandes, welcher in der Zukunft wohl in ganz gleicher Weise stattfinden dürfte, so daß diese Versumpfungen immer mehr und mehr an Ausdehnung gewinnen und selbst für Aegypten kaum ohne Folgen bleiben werden." Diesem Anwachsen des Landes steht weiter aufwärts am Strome ein Niedrigerwerden des Terrains gegenüber. „Am westlichen Fuße des Berges Regaf steht ein natürlicher Steintisch, dessen aus Erdreich gebildete Basis einen Umfang von 21,5 Meter hat, dessen Höhe 1,75 bis 2 Meter beträgt. Die darauf liegende im Umfang ein ziemlich regelmäßiges Pentagon bildende Steinplatte ragt über

[1]) Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz und in Kordofan in den Jahren 1874 bis 1876. Mit 30 Tafeln, 41 Textillustrationen, 4 Gebirgspanoramen nach Originalskizzen und 2 Karten. Wien, A. Hölder 1878 (286 und 160 Seiten).

den Erdfuß 1,5 bis 2 Meter vor, ihre Dicke beträgt 1 bis 2,5 Meter. Die Erklärung seiner Entstehung ist sehr einfach die, daß die Steinplatte von dem nahen Gebel Regaf einst abstürzte und, während die Regen das um sie her befindliche Erdreich abwuschen, dasjenige, auf dem sie lag, durch sie geschützt, liegen blieb. Das Terrain ist also, seitdem die Steinplatte hier liegt, um 1,75 bis 2 Meter niedriger geworden, und dürfte dieser Umstand hier im Oberlauf des Flusses, verglichen mit der früher erwähnten allmäligen Erhebung des Terrains im Mittellauf, ein weiterer Beweis für die Ausgleichung dieses Landes und in Folge dessen für den immer mehr und mehr verzögerten Flußlauf sein" (ebendaselbst S. 59).

Von großer Anschaulichkeit ist seine Schilderung des Thier- und Pflanzenlebens an den Ufern des Nil südwärts von dem „Noo-See" unserer Karten, den die Schiffer vielmehr Mogren el Bohur, d. i. Zusammenfluß der Ströme, nennen (S. 31). „Das lichte Grün des jungen Nachwuchses (der Papyrus-Bestände), das dunklere der ausgewachsenen, das gelbliche Grün der sparrigen Dolden der blühenden Pflanzen sticht scharf ab von dem Röthlichbraun der abgestorbenen und dem Wirrsal der gebrochenen und geknickten Stämme. An manchen Stellen sind diese Papyrus-Mauern mit dichten, laubenbildenden, gelbblühenden Cucurbitaceen und lilablühenden Ranken von Schlinggewächsen verwebt und durchflochten, so daß diese undurchdringliche Dickichte bilden, die nur hier und da von den sonderbar gestalteten sparrigen Ambagbüschen unterbrochen und von den schwankenden Halmen des Rohrs und Wasserkolbens überragt werden, während sich an ihren Wurzeln, auf der Wasseroberfläche, die schwimmenden Pistien zu kleinen Feldern ansammeln. So naheliegend die Vermuthung wäre, daß diese Dickichte von einer reichen Thierwelt belebt seien, so wenig bekommt man hiervon zu sehen. Die Nilpferde haben die Hinterwasser und ausgedehnten landeinwärts liegenden Sümpfe noch nicht verlassen, von woher man nur zuweilen ihr Brüllen und Schnaufen hört. Dann und wann verräth ein plötzlich die Luft erfüllender penetranter Moschusgeruch die Gegenwart eines Krokodils; zu sehen bekommt man hier aber selten eines. In den Lüften kreist manchmal ein Schreiseeadler oder ein Falke, Schwärme von Bienenfressern schweben, auf Heuschreckenjagd begriffen, über die Steppe, oder große wolkenähnliche Flüge von Finken ziehen darüber hin. Die Uferdickichte bewohnt außer dem Sporenkukuk die hochbeinige und langzehige Parra africana und die noch kleinere schwarze und rothfüßige Ortygometra. Vereinzelt steht wohl auch ein Reiher aus dem Dickichte auf, und manchmal sieht man den Walfischkopf (Balaeniceps rex), den Abu Merkub der Schiffsleute. Bei eintretender Dämmerung schwirren Fledermäuse und Nachtschwalben über den Fluß, an den Menschen und Thiere quälenden Mosquitos und den die Luft wie Feuerfunken durchziehenden Leuchtkäfern reichliche Nahrung findend. Hinter der den Fluß einsäumenden Vegetationsmauer dehnt sich unabsehbar die Grassteppe aus, da, wo noch im Wasser stehend, frisch grünend, an den ausgetrockneten Stellen fahl und dürr, häufig selbst grau und schwarz, wenn durch Steppenbrände in Asche und Kohle verwandelt, an manchen Stellen durch hoch emporragende Mauern von dunkel erscheinenden Papyrus- und Ambag-Beständen unterbrochen. Ueber diese einförmige, öde Landschaft steigen hier und da Rauchsäulen empor, die Zeichen eines Steppenbrandes oder auch die Stelle verrathend, wo die Murach der Eingeborenen liegen."

Einen drastischen Beleg für die von der unserigen oft durchaus verschiedenen Auffassung topographischer Verhältnisse durch Afrikaner, welche bei der kartographischen Darstellung von erkundeten Routen in Afrika wohl der Berücksichtigung werth ist, führt er auf S. 40 vom obern Nile an: „Um 9 Uhr Abends kamen wir an das Chor micheq el nuß. Es mündet hier ein Chor (Regenwasserlauf) von Osten in den Fluß, am westlichen Ufer fließt ein anderes von hier ab, was jedoch von den nubischen Schiffsleuten so aufgefaßt wird, daß das Chor quer durch den Fluß läuft, diesen also theilt, woher der Name „Chor, welches den Fluß halbirt"; ein Exempel der oft höchst sonderbaren Anschauungsweise dieser Leute."

Traurig sah es damals in Gondokoro (Ismailiah, wie Baker den aus einer bloßen Seribah in ein Fort verwandelten Platz nannte) aus, das inzwischen zu Gunsten des südlicher gelegenen Ladó aufgegeben worden ist. „Am nördlichen Ende der Ansiedelung lag der Garten der ehemaligen Mission mit zahlreichen Limonienbäumen und Bananen; letztere waren jedoch im Wege gewesen und theilweise umgehauen worden. Noch weiter hinaus lagen die Gräber der hier verstorbenen Missionäre und jener, welche von der Expedition Sir Samuel Baker's und Colonel Gordon's hier starben. Außer diesen traurigen Erinnerungen hat die so lange Zeit hier thätige katholische Mission keine Spuren ihres Wirkens hinterlassen; von einem Einflusse auf die Bari-Neger konnte ja nie die Rede sein. Wenn sich manche Eingeborene des Provicars Knoblecher erinnern, der hier unter dem Namen Abuna Soliman bekannt war, geschieht es immer nur mit der Bemerkung, daß dies gute Zeiten gewesen, da derselbe sie mit Taback, Perlen, Durah ꝛc. höchst freigebig bedacht hatte. Aus Dankbarkeit und weil es auch für die Folge ein gutes Geschäft war, ließen sich dann manche in den Schooß der allein seligmachenden Kirche aufnehmen und blieben darin, so lange es ihnen eben angenehm war" (S. 54). Gute Aussichten übrigens für die eben gemeldete Propaganda der katholischen Kirche in Inner-Afrika!

„Die Negervölker — heißt es auf S. 104 f. — sind die begünstigten und doch wieder vernachlässigten Stiefkinder der Mutter Natur; ihr Leben bietet zu wenig Kampf mit ungünstigen Verhältnissen, ihre Denkungsweise, Urtheilskraft ꝛc. ist wie die der Kinder überhaupt; sich selbst überlassen, konnten sie nicht anders werden, als wie wir sie heute sehen, sorglos in den Tag hineinlebend, nur auf Erhaltung der Art, Ernährung des Individuums und Befriedigung der ihnen bekannten Genüsse bedacht. Ihre Leidenschaften sind den Trieben der Thiere gleich, ohne eine diese zügelnde Moral, ihrer geistigen Entwickelungsfähigkeit sind sie sich gar nicht bewußt, aber darum einer solchen nicht unfähig. Freilich müßten hierzu andere Mittel angewendet werden als bisher versucht wurden. Auch darf eine Entwickelung und Ausbildung nicht in einer Generation möglich gedacht werden, sondern sie kann nur das Werk fortgesetzten Wirkens durch Generationen sein.

Daß die bisherigen Versuche in dieser Richtung mißlangen, ist gewiß, aber auch ganz natürlich, wenn man bedenkt, von wem und wie dieselben gemacht wurden. Statt den Negern Dinge zu lehren, deren Nützlichkeit ihnen schnell und durch den Augenschein klar wurde, kam man ihnen mit den unverstandenen Segnungen der christlichen Religion, ihnen, welche sich nicht einmal um den doch so naheliegenden, bequemen und für sie so passenden Islam viel scheren!

Sir Samuel Baker's unbestrittenes Verdienst ist es, daß den Bari wenigstens theilweise ihr Hochmuth und Eigendünkel genommen und sie doch in Etwas zur Raison gebracht wurden; an ihren Sitten jedoch haben weder die Missionäre, noch die mohammedanischen Besitzergreifer des Landes, noch die letzten Expeditionen etwas zu ändern vermocht. Man brachte die Männer nicht einmal dahin, eine Schambedeckung

zu tragen; außer einigen Kraftausdrücken der arabischen Sprache ist diese nur sehr Vereinzelten eigen, und auch die allerersten, oft rein nur äußerlichen Formen des Islam — welche bei anderen mit Mohammedanern in Berührung stehenden Negerstämmen so leicht Eingang gefunden — finden keinen fruchtbaren Boden."

Die zahlreichen „Kugur" (Zauber- oder Sympathiemittel), welche Marno im Bari-Lande an den Wegen fand, geben ebenfalls durch ihre Naivetät und Menge eine recht gute Illustration zu der jahrelangen, heilsamen Thätigkeit der katholischen Missionäre. Es hat mit diesen Kugur folgende Bewandtniß. „Fast in jedem Gehöfte sieht man einen in die Erde gerammten Baumast, auf welchen die Stirntheile mit den Hornzapfen von Rindern gesteckt sind. Von manchen Reisenden wurde dies für Grabverzierung gehalten; nach meinen häufigen Fragen ist es dies jedoch nicht, sondern einfach der Kugur des Gehöftes, eine Art Schutzpfahl oder Altar, bei welchem die Neger vielleicht Aehnliches denken wie — wenn es erlaubt ist, jene mit diesen zu vergleichen — die Römer und Griechen bei ihren Laren und Penaten. Außer diesen findet man in den Gehöften Baumäste, an welchen eine Zahl Steinchen oder Schlacken an Schnüren aufgehängt sind; Cannastangen mit Gras und Federbüschen sind ebenfalls häufige Kugur. Aber nicht nur in den Gehöften, auch im Freien, auf allen Wegen, am Felde und im Walde findet man die sonderbarsten Dinge liegen, welche „Kugur" sind. Es hat von diesen meist den Anschein, als hätten Kinder hier gespielt. Alte ausgehöhlte Mahlsteine, unter welchen zusammengedrehte Cissusranken, Grasseile, Zweige &c. gelegt sind, kleine Erhöhungen, von Erde zusammengeknetet, mit Holz, Stroh und Steinchen verziert, alte Kochtöpfe oder bloße Scherben von solchen mit durchgestecktem Stocke, Zweige und Blattbüschel, kranzförmig zusammengedreht oder geflochten, Stücken alter Matten und Flechtwerke mit kleinen Hölzern am Boden angepflöckt — Alles dieses sind: „Kugur". Einst fand ich im Walde quer über einen schmalen Pfad einen kleinen Zaun errichtet, so daß der Weg dadurch förmlich versperrt war; ein andermal sah ich bei einem Manne einen Pfeil an der Spitze ösenförmig umgebogen; beides waren „Kugur"; letzterer diente zum Regenmachen. So wenig man darüber erfahren kann, denn auf alle Fragen, die man stellt, bekommt man immer nur die eine viel- und nichtssagende Antwort „Kugur", glaube ich doch das herausgebracht zu haben, daß dieselben größtentheils Bitten um Erreichung eines Wunsches sein sollen, insbesondere bei Krankheitsfällen. Ein Gegenstand des täglichen Lebens des Erkrankten wird (unter gewissen Formeln vielleicht?) auf den Weg &c. gelegt; der ihn Berührende nimmt die Krankheit an sich und der Kranke gesundet. Ich wurde häufig selbst von Mohammedanern gewarnt, diese Kugur zu berühren, und so sonderbar dieser Gebrauch auch erscheinen mag, so ist jedenfalls etwas daran, nämlich das, daß ansteckende Krankheiten, wie z. B. die so häufig und gefährlich auftretenden Blattern, welche oft ganze Gegenden entvölkern, durch solch unsinnige Gebräuche gerade recht verbreitet werden können.

Zeigt sich der Kugur als kraftlos, so wird er zerstört und ein anderer errichtet, und nach der großen Menge, welche man täglich antrifft, kann man auf die Allgemeinheit dieses den Aberglauben der Bari-Neger charakterisirenden Gebrauches schließen. Welche Wohlthat hätte man diesen Negern z. B. erwiesen, wenn man von den riesigen Geldopfern, die gebracht wurden, einen kleinen Theil dazu angewandt hätte, sie vor der fürchterlichen Seuche der Blattern durch Impfung zu schützen. Die ersten Aufgaben würden sein, den Ackerbau zu heben, daß nicht alljährlich Hunger herrscht, Gewerbe einzuführen und Bedürfnisse anzuregen, welche sie durch geregelte Arbeit selbst befriedigen können. Gesellschaftliche Ordnung, der Begriff einer Moral würde sich dann allmälig mit geringer Nachhülfe einstellen, und von denen, welche man auf diese Art überwies, daß man nur ihr eigenes Wohl anstrebt, auch leichter aufgenommen werden als die ganz unfaßbaren Mysterien und Grundsätze der christlichen Religion, mit welcher man in der Regel Cultur zu bauen beginnt" (S. 107).

Unter seinen zoologischen Beobachtungen an der Tura el chadra möchten wir besonders auf seine Bemerkung über das in der Regenzeit dort häufige Chamäleon (S. 164) aufmerksam machen. „Der bekannte Farbenwechsel des Thieres, angeblich durch Affecte veranlaßt, dürfte nach meiner Beobachtung auch auf anderen Ursachen beruhen. Ich wurde durch die Eingeborenen zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß dasselbe die Farbe derjenigen Gegenstände annähme, auf welchen es sich eben befände, und wirklich sah ich das Thier auf dürrem Gezweig dunkel braun oder grau, auf sandigem Boden gelblich braun, auf belaubten grünen Büschen aber schön grün werden, — also eine Anpassung der Körperfarbe an die Umgebung im Sinne Darwin's, wie es dieser Forscher z. B. von einem Tintenfisch (Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 7) anführt. Es wäre gewiß sehr interessant, diese Sache näher zu untersuchen, doch sollte dies nicht an gefangenen Exemplaren in Europa, sondern an Ort und Stelle in ihrer Heimath geschehen."

Etwa 15 deutsche Meilen nordwestlich von el-Obeid in Kordofan begegnete E. Marno einer Karawane, „wie man solche wohl im östlichen Sudan öfter zu sehen Gelegenheit hat, die aber niemals verfehlen, auf den Forschungsreisenden einen interessanten Eindruck zu machen. Ein Zug von 30 Männern und 16 Weibern, ohne anderes Gepäck als einige Kürbisschalen und Kürbisflaschen und den hölzernen Schreibtafeln für Koranverse, mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und obwohl so armselig als möglich, doch frisch und munter, bewegte sich daher. Es waren Pilger aus den Fellatah-Staaten, welche nach Mekka gingen. Dies bestätigte der des Arabischen kundige Führer, indem er auf unsere Frage, was für ein Fluß dort sei, den Namen „Binnue" nannte. Auf dem Wege von Suakin und Cassala und fast auf allen nach Osten führenden Straßen findet man solche Pilger, welche, sie mögen von wo immer herkommen, mit dem Namen Takarir bezeichnet werden und die jahrelang wandern, um die heiligen Wallfahrtsstätten des Islam zu erreichen. Viele erliegen den furchtbaren Strapazen der Reise, da sie meist eben nur von dem leben, was sie sich erbetteln oder mitgehen lassen; andere siedeln sich in für den Ackerbau günstig gelegenen Gegenden an, wie z. B. in Qalabat, in Kordofan &c., wo man manche Dörfer von ihnen bevölkert findet. Obwohl ihre Nachkommen noch immer von den älter ansässigen Eingeborenen leicht zu unterscheiden sind, so bringen sie doch einen neuen und fremden Factor in das Völkerconglomerat Nordost-Afrikas, einen neuen Faden in den ohnehin schon fast unentwirrbaren Knäuel von Völkerschaften.

Man trifft zuweilen unter ihnen auch wohlhabende, gebildete Leute, wie ich einst zu Berber einen angesehenen Kaufmann aus Timbuktu traf, der vorgab, Gerhard Rohlfs in Kuka am Tschadsee gesehen zu haben. Solche Beispiele zeigen, daß eben nur für den Weißen die Schwierigkeiten existiren, den Continent zu kreuzen; sie erneuern die Bewunderung für Livingstone, Rohlfs, Nachtigal &c., die sie so erfolgreich überwunden, und erfrischen den Muth des Reisenden, welcher sieht, mit welch' geringen Mitteln es für den Eingeborenen möglich ist, ungeheuere Strecken dieses Continents unangefochten zu durchwandern. Reichlich beschenkt

schieden die Pilger, den Segen Allahs auf uns herabflehend, der ihnen eine ansehnliche Spende unverhofft zuwarf. Einen Mekkapilger zu unterstützen, wird kein Rechtgläubiger unterlassen, denn es wird ihm hoch angerechnet, und dies ist auch theilweise die Lösung des Räthsels, wie es diesen Leuten möglich wird, ihr Vorhaben auszuführen" (S. 215).

Nekrolog für das Jahr 1877.

I.

Barbot de Marny, russischer Geolog, starb am 4. April in Wien. Nach Beendigung seiner Studien (1852) untersuchte er die Steinkohlenformation des Gouvernements Tula und wurde 1853 an den uralischen Bergwerken angestellt, wo er regen Antheil an der von Hoffmann und Grunwald geleiteten Expedition nahm. 1860 begleitete er die Manytsch-Expedition, deren Resultat seine geologisch-orographische Beschreibung der Kalmückensteppe war. 1861 arbeitete er an Helmersen's geologischer Karte von Rußland mit. 1862 bereiste er im Auftrage des Bergressorts Deutschland, Frankreich, Spanien, England und Belgien und seit 1866 wirkte er an der Bergakademie als Professor der Geologie, die Sommermonate zu geologischen Ausflügen und Studien benutzend, die sich allmälig auf sämmtliche in Rußland vorkommende Formationen erstreckten. Dies angestrengte Arbeiten griff seine Gesundheit an; trotzdem aber nahm er 1874 an der aralo-kaspischen Expedition Theil und führte eine mit vielen Beschwerden und Entbehrungen verknüpfte Reise von Mangyschlak nach Alexandrowsk, Samarkand und Taschkend aus. 1875 erschien ein vorläufiger Bericht darüber in den Iswestija der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft. Seinen letzten Ausflug unternahm er 1876 längs der Orenburger Eisenbahn. Die Gründung eines geologischen Instituts in Rußland war ein Gegenstand seiner beständigen Sorge, ohne daß es ihm gelang, seine Lieblingsidee verwirklicht zu sehen.

von Bary (Erwin), geboren 1846 zu München, studirte von 1864 an in Leipzig, Zürich und München Medicin und Naturwissenschaften und promovirte 1869 in letzterer Stadt, machte 1870 den Feldzug gegen Frankreich als Unterarzt im 10. Jägerbataillon mit und war bis zum Mai 1872 Leibarzt der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen. Im August desselben Jahres siedelte er nach Malta über, wo er Gelegenheit hatte, sich die arabische Umgangssprache anzueignen und dem Ziel seiner Pläne, Afrika, nahe war. Im Herbst 1875 machte er eine vorbereitende Tour in das Gharián-Gebirge in Tripolitanien, welche ihm praktische Erfahrung im dortigen Reisen gab und seinen Eifer und seine Zuversicht erhöhte. Dann trat er, von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft ausreichend unterstützt, seine Reise nach dem interessantesten Gebiet der großen Wüste, dem Gebirgslande der Tuareg, an, welches seiner Vorliebe für Geologie einen reichen Schauplatz und der Wissenschaft die wichtigsten Aufschlüsse über Alter und Entstehung der Sahara versprach. Der Bericht von dieser Reise nach Ghat und dem Wadi Mihero, welcher unseren Lesern aus dem vorigen Bande des „Globus" (Nro. 1 bis 3) bekannt ist, ist fast das Einzige, was er geschrieben hat. Als er im Januar 1877 nach Ghat zurückkehrte und der andauernde Krieg zwischen den Stämmen Asgar und Hoggar einen Besuch des Gebirgslandes unmöglich machte, beschloß er in demselben Monat mit Kelowi-Tuareg in das Hochland von Aïr zu gehen und von da aus entweder seinem ursprünglichen Ziele zuzustreben oder sich nach dem nahen Sudan zu wenden. In Aïr in die Hände eines gewissenlosen Häuptlings gefallen, der an ihm preßte und sog, bis er nichts mehr besaß und selbst Hunger zu leiden hatte, und in der Erwartung heimathlicher Sendungen von Geld und Instrumenten kehrte er mit der nächsten Karawane nach Ghat zurück und langte dort am 1. October an, um 24 Stunden später sein erschöpftes Leben auszuhauchen. (Vergl. „Globus" XXXII, S. 384 und den ausführlichen Nekrolog von Dr. G. Nachtigal in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 14. Januar 1878.)

Belcher, Sir Edward, englischer Admiral und Nordpolfahrer, gestorben 18. März 1877. Geboren zu Roehampton 1799, trat er im Alter von 13 Jahren in die Marine, nahm an der Schlacht von Algiers Theil und diente dann bis 1820 auf der afrikanischen und drei Jahre auf der nordamerikanischen Station. 1825 bis 1828 war er Assistant Surveyor des Capitäns F. W. Beechey bei dessen Entdeckungsreise nach der Bering-Straße. Die nächsten Jahre war er in der „Sulphur" in Spanien, Afrika, Südamerika, auf der indischen Station und in China thätig, als Soldat wie als Vermessungsoffizier. Er schrieb darüber seine „Voyage Round the World". Von 1843 bis 1848 führte er Küstenaufnahmen in Indien aus und schrieb dann „Narrative of a Voyage to the East Indies in 1843 to 1848". 1852 commandirte er eine zur Aufsuchung Franklin's ausgeschickte Nordpolexpedition, wobei er sein Schiff im Eise zurücklassen mußte. Dieser Reise verdankt man die Aufnahme der Küsten von Wellington-Canal, Grinnell-Land, Cornwallis, Melville-Insel und Prinz-Patrick-Insel und sein Werk „The Last of the Arctic Voyages". Auch verfaßte er „Treatise on Nautical Surveying".

Bixio, Italiener von Geburt, und **Brooks** ein englischer Geologe († 26. Januar 1877 in Paya), Mitglieder der mehrfach erwähnten ersten Darien-Expedition des Lieutenant Wyse, sind im Verlaufe derselben gestorben.

Boselli, Mitglied der Pariser Geographischen Gesellschaft und Schwiegersohn Jomard's, dessen Werke, speciell die Monuments de la géographie du moyen âge, er fortsetzte; starb im März des Jahres 1877.

Compiègne, Victor-Louis-Alphonse Marquis de, geboren 1846 zu Paris; zuerst im Staatsdienste beschäftigt, den er bald verließ; bereiste sodann 1869 die Vereinigten Staaten, wurde 1870 bei Sedan gefangen genommen und zeichnete sich später im Kampfe gegen die Commune aus. Um sich zu größeren Reisen vorzubereiten, bereiste er dann Nicaragua und die Antillen (beschrieben in dem 1876 erschienenen Buche: Voyages, Chasses et Guerre) und unternahm 1872 zusammen mit Mr. Marche auf Kosten des französischen Naturforschers Bouvier seine bekannte zweijährige Reise auf dem Ogowe (s. „Globus" XXVI, S. 379), welche er in seinem zweibändigen Buche „L'Afrique équatoriale" (Paris 1875) beschrieb. Beim Pariser Geogra-

phischen Congresse war er Secretär der Gruppe für Erforschungsreisen, nahm dann auf Schweinfurth's Vorschlag die Stelle als Generalsecretär der Kairiner Geographischen Gesellschaft an, wurde aber, mit Plänen zu einer Reise nach Inner-Afrika beschäftigt, in einem Duelle tödtlich verwundet und starb am 28. Februar 1877 in Kairo.

Davis, J. E., englischer Capitän und Hydrograph, geboren 1815, gestorben 30. Januar zu Bristol. Er trat 1828 in die Marine, war 1839 bis 1843 „Master" auf dem „Terror" während Sir J. Roß' antarktischer Expedition. Von ihm rühren die Karten und Zeichnungen zu dieser Reise her. 1844 bis 1864 war er mit der Aufnahme der irischen Ost- und der englischen Südküste beschäftigt; 1860 ging er als Aufnahme-Offizier unter Allen Young auf der „Fox" mit nach Grönland. Seit 1863 im hydrographischen Büreau der Admiralität angestellt, gab er die „Notizen für Seefahrer" heraus, ebenso die Resultate der Tiefseelothungen des „Challenger", dessen Thermometer unter seiner Aufsicht angefertigt waren. Auch Teleskop und Sextant verbesserte er, lieferte zahlreiche Beiträge für „Athenäum", „Geographical Magazine" und „Nautical Magazine" und vollendete die „Azimuth Tables" von Burdwood, welche den Seefahrern eine leichte Berechnung der Compaßablenkungen gestatten. Zuletzt hielt er in vielen Städten Englands anregende und vielbesuchte Vorträge über arktische Themata.

Erman, Adolf, Professor der Physik, aus einer schweizerdeutschen Gelehrtenfamilie, einziger Sohn des Berliner Professors Paul Erman (1764 bis 1851), geboren 12. Mai 1806, studirte in Berlin und Königsberg Naturwissenschaften und trat schon mit 22 Jahren eine wissenschaftliche Reise um die Erde an, deren Hauptzweck die Beschaffung zuverlässigen Beobachtungsmaterials zur Ergründung der Phänomene des Erdmagnetismus war. Seine während der dreijährigen Dauer der Reise mit musterhafter Sorgfalt angestellten Beobachtungen waren es, die es Gauß und Weber in erster Linie ermöglichten, ihre classische Theorie des Erdmagnetismus zu begründen. Die weitere Förderung gerade dieser Disciplin blieb Erman's, neben zahllosen anderen Arbeiten, mit nie erkaltendem Eifer verfolgte Lebensaufgabe. Ihr ist noch sein letztes größeres im Jahre 1874 im Auftrage der kaiserlichen Admiralität und in Gemeinschaft mit seinem Schüler H. Petersen in Kiel herausgegebenes Werk: „Grundlagen der Gaußischen Theorie und die Erscheinungen des Erdmagnetismus im Jahre 1829", gewidmet. Ueber jene Reise erschien: A. Erman, Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830.

I. Abth. Historischer Bericht (die Landreise von Berlin durch Rußland, Sibirien und Kamtschatka enthaltend). Berlin 1833 bis 1848.

II. Abth. Physikalische Beobachtungen. Bd. I. Ortsbestimmungen und Declinationsbeobachtungen auf dem festen Lande (Berlin 1835). Bd. II. Inclinationen und Intensitäten-Declinationsbeobachtungen auf der See. Periodische Declinationsveränderungen (Berlin 1841). Nebst Atlas in Folio. Bd. I und II des Historischen Berichts sind von W. Desborough Cooley unter dem Titel „Travels in Siberia" ins Englische übersetzt worden (London 1848).

Ferner erschien als Frucht dieser Reise seine „Karte von Kamtschatka" (Berlin 1838), und durch sie wohl veranlaßt das „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" (Bd. I bis XXV. Berlin 1840 bis 1865). Zahlreich sind ferner seine Abhandlungen in Poggendorff's Annalen, den Astronomischen Nachrichten, dem Archiv, der Zeitschrift für Ethnologie u. s. w. Ueber den weitern Verlauf seiner Reise, deren fernere Stationen Sitcha, S. Francisco, Otaheiti und Rio de Janeiro waren, hat er Zusammenhängendes nicht veröffentlicht. Bemerkenswerth ist es, daß Erman der Erste war, welcher auf das Vorkommen von Gold in Californien hingewiesen hat. Seit 1832 wirkte er als Docent an der Berliner Universität, seit 1834 als außerordentlicher Professor: weiter hat es ein Mann nicht bringen können, der außer in seinem Hauptfache des Erdmagnetismus auch auf dem Gebiete der Astronomie, Geologie und Chemie bedeutende Werke geliefert hat, und welchem der Präsident der Londoner Geographischen Gesellschaft, Sir Roderick Murchison, sicherlich ein berufener Kritiker, bei Ueberreichung der höchsten Auszeichnung dieser Gesellschaft im Jahre 1840, nicht anstand, unter den lebenden Forschern auf geographischem Gebiet den Platz unmittelbar hinter Humboldt zuzuerkennen. Seit 1867 kränkelnd, ist Erman am 12. Juli 1877 gestorben.

v. Frantzius, Alexander, Arzt; Juni 1821 zu Danzig geboren und schon frühzeitig von C. Th. v. Siebold in die Zoologie eingeführt, studirte er seit 1842 in Heidelberg, Erlangen und Berlin Medicin, besuchte später Wien, habilitirte sich Anfangs der funfziger Jahre in Breslau, sah sich aber durch seinen stets schwächlichen Gesundheitszustand bald genöthigt, die Docentenlaufbahn aufzugeben, und siedelte 1853 in das mildere Klima von Costarica über. Dort war er in San José 15 Jahre lang als geschätzter Arzt thätig und beschäftigte sich daneben eifrig mit zoologischen, klimatologischen, kartographischen und geographischen Arbeiten (letztere z. B. in Petermann's Mittheilungen und der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erschienen). 1868 kehrte er nach Deutschland zurück und lebte erst in Heidelberg, dann in Freiburg i. B., eine Zeit lang als Generalsecretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. An letzterm Orte ist er am 18. Juli 1877 gestorben.

Glogau, Heinrich, Secretär der Handelskammer und erster Vorsitzender des Vereins für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M., in geographischen Kreisen durch seine zahlreichen Vorträge über die neuesten Fortschritte der Erdkunde und die damit zusammenhängenden Zeitereignisse bekannt. Auch an dem dritten die europäischen Staaten umfassenden Bande der neuen Auflage von Karl Andree's „Geographie des Welthandels" war er zuletzt thätig. Er starb am 17. August 1877.

Goldschmidt, Paul, geboren im December 1850 in Danzig, studirte in Heidelberg, Tübingen, Berlin und Göttingen, nahm am Kriege gegen Frankreich Theil und promovirte 1872 mit einer Arbeit über ein Gedicht in Prâkrit, „jener erst in den letzten Jahren mit Eifer studirten Gruppe von indischen Volkssprachen, welche schon vor dem Auftreten des Buddhismus und vor der Festsetzung des classischen Sanskrit sich von der gemeinsamen Mutter ablösten und in rascher Entwickelung zu den lebenden Sprachen Indiens hinabführen." Diesem Zweige der indischen Studien blieb er treu; in London studirte er vom Herbste 1873 an ein Jahr lang die betreffenden Manuscripte des India Office und übernahm dann den Auftrag Seitens der Colonialregierung, alle Inschriften auf Ceylon zu sammeln und zu veröffentlichen. Ende 1874 begab er sich dorthin und begann seine, namentlich in den Dschengeln, nicht ungefährliche Arbeit, über welche er in den nächsten Jahren zwei Berichte veröffentlichte. Von allgemeinerm Interesse ist, daß Goldschmidt in denselben das Sinhalesische (Sprache von Ceylon) bestimmt für eine indogermanische Sprache indischer Familie erklärt und daß er neue Gründe für die Ansicht beibringt, daß die Schrift in Indien erst seit dem dritten vorchristlichen

Jahrhundert bekannt und wahrscheinlich von Ceylon her entlehnt worden ist. Rücksichtslos trotzte Goldschmidt aller Warnungen ungeachtet dem tückischen Klima; gegen Ende 1877 wollte er Europa besuchen, um dann nochmals nach Ceylon zu gehen und die unerforschte Sprache der Veddas festzustellen. Da ergriff ihn das Sumpffieber und er starb am 7. Mai in Galle. „Wenn sein Werk veröffentlicht und weitergeführt wird — sagt von ihm sein Fachgenosse, Professor S. Goldschmidt —, so hat Ceylon den indischen Studien einen Schatz gewährt, den wir von Indien selbst nicht erwarten können: die vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an ununterbrochene durch echte und gleichzeitige Documente belegte Geschichte der Entwicklung einer arischen Sprache."

Guigniaut, ständiger Ehrensecretär der Académie des inscriptions et belles-lettres, Professor der Geographie an der Faculté des lettres in Paris, seit 1835 Mitglied und 1856 Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft, in deren Bulletin er eine Anzahl seiner Arbeiten, namentlich über alte Geographie, veröffentlichte.

Hanemann, F., Kartograph der Perthes'schen Anstalt in Gotha, starb am 12. April 1877 zu Obermais bei Meran. Eine ganze Reihe schöner Karten zu Petermann's Geographischen Mittheilungen, zu Stieler's Handatlas u. s. w. sind von ihm gezeichnet, autographirt oder bearbeitet worden.

Heathcote, J. A., Commander J. N., gestorben 3. Januar. Er trat 1845 in die indische Marine, begleitete 1855 die Yule'sche Mission an den Hof von Ava und nahm dort mit Commander Rennie den mittlern und untern Irawaddi auf. Seit 1857 war er bei der Aufnahme des Meerbusens von Bengalen beschäftigt, über welchen er mehrere Wind- und Strömungskarten veröffentlichte.

Hübner, Dr. Otto, Nationalökonom und Statistiker, geboren 22. Juni 1818 zu Leipzig, gestorben 4. Februar 1877 in Berlin, bekannt durch seine „Statistische Tafel aller Länder der Erde", welche seit 1851 alljährlich verbessert erschien.

James, Sir Henry, englischer General, geboren 1803 zu Rosemundi in St. Agnes, seit 1825 beim Ingenieurcorps, wo er sich durch seine Kenntnisse, namentlich in der Geologie, so auszeichnete, daß er Director der geologischen Aufnahme von Irland und 1854 Leiter der trigonometrischen Aufnahme von Großbritannien wurde. In letzterer Eigenschaft leistete er unter Heranziehung der Photographie, Elektrotypie, Photo-Zinkotypie u. s. w. Bedeutendes in der Herstellung von Kartenblättern und dergleichen. Er verfaßte auch mehrere Werke geologischen und mathematischen Inhalts, wie „Bemerkungen über die Pyramiden", „Ueber den Zinnhandel der Phönicier" und andere. Er starb, 74 Jahre alt, am 15. Juni 1877.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die aus Bulgarien flüchtenden Tscherkessen und Tataren sind nach Syrien gebracht worden, wo man große Besorgnisse wegen ihrer räuberischen Neigungen hegt und sein Vertrauen allein auf das heiße Klima setzt, das ihrem Fortkommen vielleicht im Wege steht. Die erste Ladung ist in Akka ans Land gestiegen; was nachkommt, soll auf dem Libanon und Antilibanon, bei Damaskus, auf die Berge bei Nablus u. s. w. vertheilt werden, so daß jedes Paschalik davon eine Anzahl übernimmt. Mit dem sichern Reisen in Palästina dürfte es nun vorbei sein.

— Um Material für Beantwortung der Frage zu gewinnen, ob der Jaru-dsang-po in Tibet durch den Dihong oder den Subansiri in die Ebene von Assam trete, wo er den Namen Brahmaputra erhält, hat Lieutenant Harman, R. E., Befehl erhalten, den Lauf des Subansiri bis zur ersten Hochgebirgskette zu erforschen, und Lieutenant Woodthorpe, das Land der Mischmis zwischen dem Dihong und dem Brahmakund zu bereisen. (Vergl. zu dieser Frage „Globus" XXXII, S. 336.)

— Die „Allgemeine Zeitung" vom 2. April bringt über Bombay aus Singapur die Nachricht von Gebietserweiterungen, welche England, zunächst freilich nur durch eine Handelsgesellschaft vertreten, in aller Stille im hinterindischen Archipel gemacht hat. Der englische Dampfer „America" verließ Singapur am 12. December 1877, erreichte am 16. die englische Insel Labuan und begab sich von dort südlich nach Brunei, der Hauptstadt des nördlichen Borneo, wo der Chef der Expedition, Baron Overbeck, mit dem Sultan wegen Abtretung eines bedeutenden Landstrichs, dessen einer Theil schon früher der Handelsgesellschaft überlassen worden war, in Unterhandlungen trat, welche erfolgreich waren. Die mächtige britische Compagnie, die ihren Sitz in London hat und deren Vertreter der Baron ist, ist jetzt im Besitze des ganzen nördlichen Theils von Borneo, vom Flusse Kimanis (nördlich von Labuan) an nordwärts, welcher unter anderen den prächtigen Hafen der Gaya-Bay und den von Ambong in der Malada-Bay in sich begreift. Nachdem die „America" von Brunei aus mehrere Punkte des neuerworbenen Gebietes angelaufen hatte, fuhr sie nach der Insel Sulu hinüber, wohin der englische Kriegsdampfer „Hart", der die Flagge des Gouverneurs von Labuan führte, bereits früher abgegangen war. Beide Schiffe gingen im Hafen von Meimbong, an der Südküste der Insel, im Gebiete des Sultans vor Anker, da die alte Hauptstadt, jetzt Banuwa genannt, an der Bewan-Bay auf der Nordküste, sich gegenwärtig im Besitze der Spanier befindet. Dort unterhandelte Baron Overbeck mit dem Sultan wegen Abtretung seines Besitzrechtes auf die Ostküste von Borneo; seine Bemühungen waren auch hier erfolgreich, und der betreffende Vertrag wurde mit der Sanction und in Gegenwart des Gouverneurs von Labuan und des britischen Generalconsuls für Borneo unterzeichnet. Durch diese beiden Verträge erhält die Compagnie die ganze Nordspitze von Borneo, vom Flusse Kimanis an der Nordwestküste bis zum Flusse Sibokko an der Ostküste; ein herrliches Gebiet, welches die einzigen guten Häfen der ganzen Insel Borneo besitzt; es hat außerdem ein sehr gesundes Klima, wo keine Teifuns herrschen, und bildet in mineralischer und landwirthschaftlicher Hinsicht den reichsten Theil dieser großen und schönen Insel. Von Sulu begab sich die „America" nach Sandakan auf der Ostküste von Borneo, wo eine größere Versammlung aller eingeborenen Häuptlinge und des Volkes stattfand, in welcher die Proclamation des Sultans von Sulu betreffs Abtretung des erwähnten Gebietes verlesen wurde. Hierauf wurde die Flagge von Sulu gestrichen, die neue Flagge der englischen Compagnie aufgehißt und Mr. W. B. Pryer als Resident derselben und zugleich als britischer Viceconsul für Sandakan und die östliche Küste angestellt. Endlich organisirte Baron

Overbeck in seiner Dampfbarkasse „Enterprise" eine Expedition nach dem obern Laufe des großen Flusses Kinabatangan, der schönsten Wasserstraße in das Innere des nördlichen Theiles der Insel. Sie fuhren etwa 230 engl. Meilen stromaufwärts von der Mündung an, über den Punkt hinaus, wohin je früher ein Europäer gelangt war. An der Stelle, wo man sich endlich in Folge des Mangels an Heizungsmaterial genöthigt sah umzukehren, war der Fluß noch 60 bis 70 Yards breit und zeigte eine Tiefe von 7 Faden.

— Im frühern Reiche Ostturkestan spielt jetzt die entsetzlichste Tragödie, von welcher freilich nur selten spärliche Nachrichten nach Europa gelangen. Was darüber in den letzten Monaten bekannt geworden ist, sind folgende Depeschen aus Taschkend: 1. Vom 17. December 1877. In Taschkend traf die Nachricht ein, daß die chinesischen Truppen plötzlich zum zweiten Male vor Kaschgar erschienen sind und dieses durch einen Handstreich genommen haben. Der Emir Beg-Kuli-Beg ist dem Blutbade entronnen und sucht im Ferghanagebiete, auf russischem Boden, russische Hülfe an. Das ganze kaschgarische Reich ist in den Händen der Chinesen. 2. Vom 7. Januar 1878. Die Chinesen haben Kula Bugur, Kutschaibai und Ende November auch Utsch-Turfan besetzt, wo sie sämmtliche Einwohner ermordeten. 3. Vom 24. März 1878. Wie hierher gemeldet wird, hausen die Chinesen in dem eroberten kaschgarischen Chanate in furchtbarster Weise. Der Sohn des Emir Beg-Kuli-Beg ist in einen Käfig gesperrt, der Bruder und die Frauen des Emir sind nach Peking geschickt worden.

Australien.

— In Queensland ist seit der Ausrottung der Eingeborenen das Känguruh so häufig geworden, daß es gegenwärtig geradezu eine Landplage darstellt, der man durch große organisirte Treibjagden beziehungsweise Abschlächtereien abzuhelfen sucht. Das Parlament hat eine sogenannte Marsupial Act erlassen, um die Zunahme dieser Thiere zu verhüten. In einigen Districten bezahlt man jeden Känguruhskalp mit 7 Pence. Vielleicht giebt indessen die zunehmende Verwendung der Känguruhhäute zur Lederbereitung, wozu sie sich vorzüglich eignen sollen, von selbst ein Mittel, um dem zu starken Anwachsen dieser gefräßigen, für die schafzüchtenden Districte, in denen sie die Weide verderben, allerdings sehr unangenehmen Thiere vorzubeugen, indem dieselbe die Jagd ertragreicher macht.

— Ende 1877 besaß Neu-Süd-Wales 11 700 englische Meilen Telegraphenlinien, Neu-Seeland 7500, Queensland 6000, Victoria 5000, Südaustralien 4800.

— Die am 30. März 1878 von dem Hydrographischen Bureau der Kaiserlichen Admiralität herausgegebene Nro. 13 der „Nachrichten für Seefahrer" zeigt an, daß das englische Schiff „Rosario" im November 1870 und Juli 1874 und die „Blanche" im Februar 1875 vergebens nach der angeblich am 20. Juli 1823 nordwestlich vom Fidschi-Archipel durch Capitain Hunter entdeckten Insel Onafeuse oder Hunter gesucht haben, und daß dieselbe in Folge dessen von den britischen Admiralitätskarten gestrichen worden sei. Es wird hinzugefügt, daß Hunter sehr wahrscheinlich identisch ist mit Niuafu oder Good Hope, welches unter derselben Breite und auf nahezu derselben westlichen Länge, wie Hunter auf östlicher, gelegen ist. Es verdient nun darauf hingewiesen zu werden, daß der Beweis für diese Behauptung schon vor fast einem Jahrzehnte geführt worden ist, und zwar durch den seitdem verstorbenen Dr. Carl E. Meinicke (Petermann's Mittheilungen 1869, S. 375).

Amerika.

— Herbert H. Smith ist, wie „Nature" meldet, vor Kurzem nach mehrjähriger Abwesenheit in Brasilien nach Baltimore in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. 1874 verließ er letztere und fuhr den Amazonenstrom bis Santarem hinauf, wo er zwei Jahre Insecten sammelte. Dann durchforschte er die Striche nördlich vom Amazonenstrom auch in geologischer Beziehung; auch den Süden des Landes hat er besucht und hat werthvolle Karten über die physische Geographie des untern Amazonas und seiner Nebenflüsse entworfen. Er beabsichtigt noch auf mehrere Jahre nach Brasilien zurückzukehren.

— Aus Südrußland ausgewanderte Mennoniten haben sich an verschiedenen Punkten der Argentinischen Republik niedergelassen, nämlich, 900 Seelen stark, in Diamante auf dem östlichen Ufer des Parana, in Olavarria bei Azul und in Sunchales im Gran Chaco.

— Die neueste zuverlässige Angabe über die Anzahl der Chinesen in Nordamerika setzt dieselbe für den 1. October 1877 auf 103 000 fest. Der letzte Census vom Juni 1870 gab nämlich 62 736 an; seitdem sind bis zu obigem Datum gelandet 96 154 und abgegangen 42 872, was einen Ueberschuß von 53 282 ergiebt. Die Todesfälle während dieser sieben Jahre mit 20 per 1000 jährlich angenommen, ergiebt im Ganzen 13 000, die Geburten sind gleich Null, so daß die Zahl 103 000 mit großer Sicherheit als diejenige der jetzt in Nordamerika lebenden Chinesen angenommen werden kann. Hiervon kommen 78 000 allein auf den Staat Californien, während Langley's Adreßbuch von San Francisco im März 1877 die Anzahl der Chinesen in der Stadt mit 32 000 angiebt (die Gesammteinwohnerzahl 1878 beträgt 326 244). — Das Comité des Congresses für diese Angelegenheit setzt die Zahl der Einwanderer in den Vereinigten Staaten als niedrigste Schätzung auf 150 000 an. Im Jahre 1877 starben 476 Chinesen in San Francisco (von im Ganzen 5505 Todesfällen), davon 389 an unbekannten Ursachen. Im Januar brachte ein Segelschiff 383 chinesische Einwanderer von Hongkong nach Honolulu, darunter 40 verheirathete Paare mit 20 Kindern. 90 derselben wiesen sich als Mitglieder der Baseler Mission in Hongkong aus, deren Kirche gegen 1000 Anhänger zählt. Die Auswanderung nach Atschin und anderen Häfen auf Sumatra nimmt große Ausdehnung an, da bedeutender Bedarf an chinesischen Arbeitern ist, so daß China die Errichtung einer directen Dampferlinie nach dort und Java begehrt. (San Francisco, 15. Februar 1878. F. B.)

— Die neulich von den Zeitungen gemeldeten Hiobsposten aus Guayaquil und Peru reduciren sich bei ersterm Orte auf stattgefundene Ausbrüche des Sangai ohne weitern Schaden und in Peru auf Regengüsse in Lima und Einbruch der See in Callao. Am 27. Januar dieses Jahres blieben zur Ebbezeit auf einmal alle Boote und kleinere Küstenfahrer hoch auf dem Trockenen; gleich darauf ging eine furchtbare See über den Darsena-Quai und die neuerdings für die Oroyabahnstation gemachten Erdarbeiten hinweg. Die Welle nahm Alles in ihrem Wege wie Lichterboote, zahlreiche Rohrhütten auf der Esplanade, Umzäunungen und Kohlen- und Bauholzlager mit sich fort. Die massiven Steinmauern des Quai gegenüber der Eisenbahnstation wurden zerstört und auf der Station selbst ein Frachtzug so beschädigt, daß der Verkehr nach Lima Unterbrechung erlitt. Die Folge davon waren zahlreiche Auswanderungen nach der höher gelegenen Vorstadt Bellavista. Der Verkehr mit den Schiffen im Hafen war durch das unruhige Wasser fast unmöglich gemacht, jedoch ist kein Verlust an Menschenleben zu beklagen gewesen. Die Unruhe der Bevölkerung ist gewaltig und nach dem tragischen Schicksal von Islay, Ilo, Arica und Iquique im Jahre 1868 und letzterer zwei Orte wiederum 1877 nur zu berechtigt; und bringt man auch die fatalen Regengüsse, die am letzten Tage des vorigen Jahres Lima heimsuchten, mit den anderen Naturereignissen in Verbindung. In Lima hat es im Jahre 1805 zum letzten Male gewittert, und die flachen Lehmdächer sind der beste Beweis, daß dort Niemand an Regen denkt. Die Stadt gerieth deshalb durch den Abends um 5 Uhr ausbrechenden Sturm, Blitz, Donner und Regen in die größte Aufregung, und viele, die niemals

den Donner vernommen hatten, glaubten an den Ausbruch einer der ja chronisch gewordenen Revolutionen. Andere, die sich mehr durch religiöse Gefühle beherrschen ließen, waren überzeugt, daß dies der Anbruch des jüngsten Gerichts sei, und man öffnete die Thüren vieler Kirchen, um den frommen Seelen Zuflucht zu gewähren, während die vielen Fremden eine wohlfeile Gelegenheit hatten, ihren Muth zu zeigen. Die praktischen Ergebnisse solcher Regen wären, wenn sie sich wiederholen sollten, von unberechenbaren Folgen für das Land. Jetzt dient zum Beispiel der Rimac zur künstlichen und deshalb kostspieligen Bewässerung vieler Haciendas, und an der Grenze des durch seinen massenhaften Niederschlag bekannten Ecuadors in Piura bei Paita hat die Thatsache alles Regenmangels zur Anlegung von großartigen Baumwollpflanzungen geführt, die ohne Gefahr unzeitiger Nässe mittelst genau regulirter künstlicher Bewässerung ein sicheres Resultat liefern. Im erstern Falle wird die Agricultur einen großen Aufschwung nehmen, und man bedarf dann kaum noch kostspielige Eisenbahnbauten, die ihr Entstehen in erster Linie dem Productenreichthum der östlichen Andenthäler verdanken; auf der andern Seite werden einzelne Unternehmungen dadurch in Frage gestellt und es muß die gänzlich vernachlässigte Dachconstruction an der ganzen peruanischen Küste eine nie geahnte und mehr oder weniger kostspielige Umänderung erleiden und statt der elastischen Bretter aus gespaltenem ecuatorianischen Bambus wird die Nachbarrepublik aus ihren Küstenwäldern Balken, Sparren und Latten für peruanische Dächer zu schneiden haben.

(B. Flemming.)

* * *

— Am 11. März dieses Jahres starb in Dresden Dr. Albert Forbiger, geboren 2. November 1798 zu Leipzig, 1806 bis 1815 an der dortigen Nikolaischule gebildet und von 1824 bis 1863 als Lehrer an derselben thätig. Von seinen Schriften ist besonders das „Handbuch der alten Geographie“ (Leipzig 1842 bis 1848, 3 Bde.) hervorzuheben.

— In Montpellier hat sich eine geographische Gesellschaft gebildet, soweit ein erfreuliches Ereigniß, wenn nur nicht damit wieder das Erscheinen einer neuen Zeitschrift verknüpft ist, deren Zahl stetig wächst, ohne daß sich ihr Inhalt vertieft und an Brauchbarkeit verbessert.

— Capitän Mouchez hat der Pariser Geographischen Gesellschaft ein handliches Instrument für Azimuth- und Höhenmessungen vorgelegt, welches nur ein paar Pfund wiegt und Breitenbestimmungen mit einem Fehler von nur wenigen Minuten zu machen gestattet: Ein einzelner Mensch kann den Apparat tragen und ohne viel Zeitverlust anwenden; eine vollständige Beobachtung kostet weniger als eine Viertelstunde. Mehrere französische Afrika-Reisende werden das Instrument demnächst in Gebrauch nehmen.

— Ein Russe hat der „Nature“ zufolge sämmtliche aus Anlaß des Türkenkrieges erschienenen Karten, über 150 an der Zahl, gesammelt und beabsichtigt sie in Paris auszustellen. Die meisten davon sind in Deutschland, die detaillirtesten sollen in Finland erschienen sein. Ob auch nur ein Zwanzigstel jener Zahl auf wirklicher Verarbeitung des Stoffes und auf eigenen Studien beruht? Wohl schwerlich.

— Der siebente Band der neuen Auflage von Brehm's Thierleben, welchen das Bibliographische Institut in Leipzig soeben verschickt, enthält in wesentlich erweiterter Anlage die Kriechthiere und Lurche, gerade diejenigen Geschöpfe, denen der Verfasser seit Jahren die umfassendsten Studien und eigenen Beobachtungen gewidmet hat, so daß ein Buch entstanden ist, welches in Beherrschung, Anordnung und Darlegung des Stoffes die Fortschritte in hellstem Lichte zeigt. Wie viel hat er selbst beobachten und studiren müssen, ehe er diese wahren und warmen Schilderungen hat schreiben können! Denn größer und bewunderungswürdiger noch als die Ausdauer, mit der er die Mühsale seiner Reisen in allen Zonen erträgt, sind die Gewissenhaftigkeit und der nie rastende Fleiß, welche Brehm auf seine literarischen Arbeiten und vor Allem auf seine größte, das „Thierleben“, verwendet. Aeußerlich tritt uns dieser Band in völlig neuem Gewande entgegen, an einheitlicher Durchführung des Illustrationstheiles musterhaft. Von den 174 Thierbildern sind nur wenige aus der alten Auflage mit herübergenommen, und was das Buch Neues bringt — es sei nur an die Reihe der Schlangenbilder erinnert — übertrifft an Originalität der Auffassung und künstlerischer Wiedergabe alles, was je in dieser Gattung veröffentlicht wurde.

— Jetzt soll auch der Vorstand der Londoner Geographischen Gesellschaft mit dem Gedanken umgehen, eine neue Expedition nach Afrika auszusenden und zwar speciell nach dem Gebiete zwischen Mombas, dem Berge Kenia und dem Ukerewe-See.

— Das im Jahre 1824 (also vor 50 Jahren bereits) von dem verstorbenen Lohrmann in Dresden begonnene, später von den beiden Opelt, Vater und Sohn, fortgesetzte und zuletzt von J. F. Julius Schmidt, dem Director der Sternwarte in Athen, abgeschlossene Werk, bestehend aus 27 wahrhaft künstlerisch gestochenen Kupfertafeln, 13 Bogen Text und einem Porträt Lohrmann's in Stahlstich, ist soeben im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienen, zum Preise von 50 Mark verkäuflich und wird als ein neuer Beweis echt deutschen, ausdauernden Gelehrtenfleißes der gesammten gebildeten Welt hiermit aufs Angelegentlichste empfohlen. — Die Genauigkeit und Feinheit des Kupferstiches dürfen mit Recht als einzig in ihrer Art bezeichnet werden.

— Das seit dem Jahre 1862 von Mr. Vivien de Saint-Martin alljährlich herausgegebene Handbuch „L'Année Géographique“ war zum letzten Male 1876 für das vorhergehende Jahr erschienen und im Jahre 1877 ausgeblieben. Mit seinem sehr vollständigen Literaturverzeichniß, den ausführlicheren Besprechungen der hervorragenderen Reisen, Bücher und Karten, seinem umfangreichen Nekrologe und eingehenden Berücksichtigung der Ethnographie bildete es für die Freunde dieser und der geographischen Wissenschaft ein Hülfsmittel, wie es in so handlicher, bequemer Form weder die deutsche, noch die englische Literatur aufzuweisen hat. Mit Freude begrüßen wir darum den eben erschienenen Band einer neuen Serie (Paris, Hachette & Comp. 1878), welcher sich auf das Jahr 1876 bezieht und von den Herren H. Duveyrier (Afrika) und C. Maunoir bearbeitet ist, zu denen sich in Zukunft für die Berichterstattung über alte Geographie wahrscheinlich Ernest Desjardins gesellen wird. Im Laufe des Juni soll der rückständige Band für das Jahr 1877 erscheinen, die folgenden stets bald nach Schluß des Kalenderjahres, auf welches sie sich beziehen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 4.



GLOBUS

Band XXXIII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1878.**

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

IV.

Die Insel Aegina und ihr Athene-Tempel. Das Kloster Phaneromeni auf Salamis. Ein Volksfest in Megara. Der Hafen Nisaia. Die Skironischen Felsen. Der Isthmos. Korinth und seine Burg.

Zu den genußreichsten Bootfahrten gehört die vom Piräus hinüber nach Aegina auf dem Saronischen Meerbusen. Bei ruhigem Wetter — und nur bei solchem unternimmt man ja den Ausflug — und bei Nordwind braucht man dazu nur drei Stunden; aber die fünffache Zeit kann es dauern, wenn der Wind unterwegs plötzlich umspringt, was an den ein- und ausbuchtenden Küsten Griechenlands nicht gerade selten sich ereignet. Solcher jäher Wechsel des Windes und sein stoßweises Blasen macht die Schifffahrt auf dem Golfe gefährlich, und trotz aller Erfahrung und Geschicklichkeit der griechischen Schiffer ereignen sich häufig Unglücksfälle. Darum halten sie stets die Leine des großen dreieckigen Segels in der Hand, um sie sofort, wenn beim Umsegeln eines Vorgebirges sich der Wind auf das Boot stürzt, nachlassen zu können.

Belle hatte im Piräus eine große bedeckte Barke gemiethet, mit welcher er früh am Tage abgesegelt war und nach kurzer Ueberfahrt über das glatte Meer am Ostgestade der Insel in der Bucht Hagia Marina, der einzigen an dieser sonst gänz von Klippen umsäumten Küste, landete. Von dort hatte er eine halbe Stunde durch einen lichten Wald verkrüppelter immergrüner Eichen zum Tempel der Athene emporzusteigen. Der Gipfel des 190 Meter hohen Hügels, auf welchem derselbe steht, ist zuerst geglättet und mit einer Futtermauer von 70 Meter Länge und 40 Meter Breite versehen worden. Auf diesem Unterbau, der von einer Reihe höherer Hügel überragt wird, erhob sich der Tempel, ein dorischer Hexastylos peripteros strengen Charakters, von welchem noch inmitten eines unermeßlichen Schutthaufens von Säulentrümmern, gewaltigen Architravstücken, zerbrochenen Platten und dergleichen 22 Säulen aufrecht stehen. Dieselben, 5,27 Meter hoch, bestehen aus gelblichem Kalkstein, der durchweg mit farbigem Stuck überzogen war. Denn nur in Athen hat es „Marmortempel" gegeben; überall anderswo begnügte man sich mit Tuff, Sandstein oder Kalk von oft recht grobem Korne und starker Porosität, welchen man behufs größerer Dauerhaftigkeit mit einem glatten bunt bemalten Ueberzuge versah. In Aegina waren die Cellamauern pompejanisch roth angestrichen, der Giebel blau, das Laubwerk des Architraves gelb und grün, die Triglyphen blau mit rothem Bortensims und selbst der Fußboden des Tempels war mit rothem Stucke bedeckt. Von hier stammen, wie bekannt, jene berühmten Giebelsculpturen strengen Stiles, welche aus der Zeit gleich nach den Perserkriegen herrühren und jetzt eine Hauptzierde der Münchener Sammlungen ausmachen.

Nach zweistündigem Aufenthalte bei dem Tempel, von welchem aus der Blick die ganze Küste Attikas von Sunion bis Salamis umfaßt, trat Belle den Weg nach der Stadt Aegina an. Sein Dragoman hatte sich von ihm entfernt, um Pferde zu beschaffen, und so wanderte er zu Fuß unter Führung eines Aegineten, der sich ihm als Wegweiser angeboten hatte. Die Entfernung bis zur Stadt beträgt in gerader Linie 10 Kilometer und der Weg ist abscheulich, da

die Insel durchweg steinig und bergig ist. Ihre Hauptmasse besteht aus Kalkstein, namentlich im Norden, während stellenweise und besonders im Südosten vulcanische Gesteine (Trachyt) vorkommen. Die aus Kalkmergel bestehende Ebene im Westen der Insel ausgenommen, ist der Boden arm und wasserlos, ohne Quellen und Bäche, wenn er auch stellenweise bei sorgfältigem Anbau Gerste, Oliven, Mandeln und Wein hervorbringt. So war denn auch Belle's Weg durch den Norden der Insel eine ununterbrochene Aufeinanderfolge nackter Felsen, traurig wilder Thäler und unbebauten und unbewohnten Geländes, auf welches die Sonne glühend heiß herabbrannte. Kein Mensch zeigte sich weit und breit; dem Reisenden sank schon der Muth und er begann in seinem Führer einen verkappten Räuber zu argwöhnen, als dieser freudig den Namen „Paläa Aegina" ausrief und auf ein völlig verlassenes und zerstörtes Dorf hoch oben auf einem Felsen deutete. Die Häuser waren baufällig, Fenster und Thüren herausgenommen und die Mauern klafften. Nach Westen zieht sich von dort ein breites Thal zum Meere hinab, an dessen Küste, eine kleine Wegestunde entfernt, man Aegina selbst erblickt. An Paläa Aegina ist nichts Antikes als der Name. Als die Türken die Insel in Besitz nahmen, zogen sich die Griechen vom Meeresstrande dort oben hinauf, siedelten aber, als Morosini 1654 den Ort eroberte, wieder nach dem Hafen über, worauf Paläa Aegina bis auf einige noch beständig erhaltene Kirchlein verfiel. (Belle verlegt die Rückwanderung fälschlich in dieses Jahrhundert, in die Zeit nach dem Befreiungskampfe.)

Je weiter man von dort zum Meere hinabsteigt, um so anmuthiger und grüner wird die Landschaft: einzelne weiße Häuschen mit flachem Dache schimmern aus dem Laube von Orangen- und Johannisbrotbäumen hervor. Duftende Fichtenwälder bedecken die Berghänge und am Wege ziehen sich Weingärten hin, untermischt mit Oel- und Mandelbäumen. Zuletzt durchschreitet man eine kleine ziemlich fruchtbare Ebene und erreicht Aegina, dessen zerstreute Häuser und große leerstehende Caserne den Eindruck einer unvollendeten Gründung machen. 1829 wurde der Ort die Hauptstadt



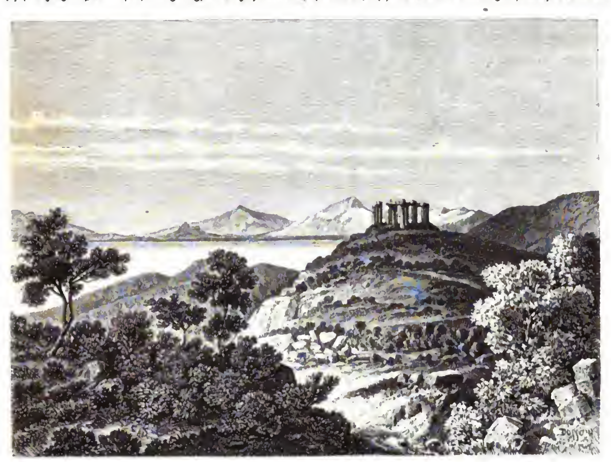
Die Insel Aegina vom Phaleros aus gesehen. (Nach einer Skizze von H. Belle.)

des befreiten Griechenlands und unter der Präsidentschaft Capo d'Istria's Sitz der Behörden und einer Garnison; aber mit einem Schlage verlor es seine ganze Bedeutung, als sich das neu errichtete Königthum in Athen niederließ. Wenig genug ist es auch, was sich aus der antiken Blüthezeit der Stadt erhalten hat: Reste der Molen, dürftige Trümmer eines angeblich der Aphrodite geweihten Tempels, dessen zwei letzte noch von Leake aufrechtstehend gefundene Säulen seitdem ein Erdbeben umgestürzt hat, während die behauenen Steine seines Unterbaues bei Capo d'Istria's Casernen- und Molenbauten Verwendung fanden, ferner Spuren der Ringmauer, Grabanlagen und eine Fülle von Thonscherben. Und doch war sie vor den Perserkriegen der seegewaltigste Staat von Hellas, der 80 Dreiruderer zur gemeinsamen Kriegsflotte stellen konnte und eine überaus zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung enthielt, wie die (vielleicht übertriebene) Zahl ihrer Sklaven, welche nach Aristoteles 470 000 betrug, beweist. Nicht nur trieben die Aegineten einen gewinnreichen Zwischenhandel besonders nach der Peloponnes, sondern auch einen ausgedehnten Export- und Importhandel nach dem Auslande, holten Getreide aus dem Pontos, hatten Colonien in Kydonia auf Kreta und in Umbrien, führten die Erzeugnisse ihrer heimischen durch Thonlager begünstigten Thon- und Erzgußindustrie, Salben und allerlei Kurz- und Galanteriewaaren aus und brachten es dahin, daß ihr Münzfuß und Maß- und Gewichtssystem in älterer Zeit fast in ganz Hellas Verbreitung fand und namentlich in der Peloponnes ihre Münzen, die nach ihrem Gepräge „Schildkröten" hießen, gang und gäbe waren. Und wie die Aegineten in Dingen des Handels und der Schifffahrt in erster Reihe standen, so zeichneten sie sich auch in den Kriegen gegen die Perser, bei den Kampfspielen der großen hellenischen Feste und in der Bildnerei aus, bis ihre Nachbarstadt Athen 456 ihre Macht im Kriege brach und ihre Blüthe für immer vernichtete.

Auf einem von Hydra kommenden Dampfboote kehrte Belle nach dem Piräus zurück, um am 10. April in Gesellschaft zweier Freunde eine größere Reise durch die Peloponnes anzutreten. Für 100 Francs täglich hatte es ihr Führer Alexandros contractlich übernommen, für Feldbetten, Kost und Pferde zu sorgen. Die Reisenden selbst versahen sich für den Nothfall mit einigen Conserven, ließen aber die Waffen daheim, weil sie gegen echte Räuber doch nichts

nützen, und ein Revolver genügt, um sich gelegentlich die bissigen Dorfhunde vom Leibe zu halten.

Von Athen bis Megara existirt eine fahrbare Straße, so daß man die Reise bis Kalamaki auf dem Isthmos, welche früher 48 Stunden in Anspruch nahm, jetzt in einem Tage zurücklegen kann; doch zogen es die Reisenden vor, in Megara zu übernachten, um vorher ein Kloster auf Salamis zu besuchen und dem Volksfest des Sonntags Quasimodo in Megara beizuwohnen. Bis Eleusis ist uns die Straße schon bekannt (s. „Globus" XXXI, S. 65 u. ff.); von dort führt sie am Abhange des Berges Urikeri entlang und gewährt freien Ueberblick über den ganzen Meerbusen von Eleusis und die Insel Salamis, auf welcher bei dem klaren Frühlingswetter — das ist die schönste Zeit, griechische Landschaften zu genießen — selbst die geringsten Einzelheiten der Höhenzüge zu erkennen waren. Der schmale Pfad, der seit alten Zeiten hier entlang gegangen ist, steigt und fällt abwechselnd, bald am Rande des Meeres, bald durch Oelbaumgehölze sich hinziehend, bis er sich dem auf einer Landspitze von Salamis in Flintenschußweite gelegenen vielbesuchten Kloster der Phaneromeni (der geoffenbarten Jungfrau) gegenüber befindet, welches, nach den vorhandenen Resten dorischer Säulen und anderer Werkstücke zu schließen, an die Stelle eines Tempels der Athene Skiras getreten ist. Als Bauwerk bietet es durchaus kein Interesse, nur daß seine Kirche eine der größten in Griechenland ist. Dagegen ist die Menge der darin enthaltenen Gemälde merkwürdig, welche nach der Tradition 150 000 einzelne Figuren enthalten sollen, während ein gewissenhafter Tourist ihrer nur 3700 gezählt hat — immerhin eine hübsche Summe. Einen eigenthümlichen Eindruck



Athene-Tempel auf Aegina. (Nach einer Skizze von H. Belle.)

bringen diese Scharen von Gestalten hervor, welche in einer Höhe von 20 Centimeter bis 4 Meter die Wände von oben bis unten bedecken, die ganze Kuppel erfüllen, wie eine lange Procession an der Wand des Schiffes hinziehen, im Dunkel der Capellen verschwinden oder, wenn ein Sonnenstrahl sie trifft, gespenstergleich auftauchen. Zur Linken hat das Alte, zur Rechten das Neue Testament seine durch betreffende Citate erläuterte Darstellung gefunden, alle Personen mit derselben Haltung, Bewegung und Physiognomie wie in allen übrigen byzantinischen Kirchen, nur durch Bandstreifen mit ihrem Namen unterschieden. Verfertiger dieser Riesenarbeit war Georgios Markos von Argos, wahrscheinlich ein Mönch, der seine Gebete, anstatt sie niederzuschreiben oder zu singen, an die Wände gemalt und sein frommes Werk mit Hülfe von vier Schülern im Jahr 1735 zu Ende geführt hat. Gegründet wurde das Kloster im 17. Jahrhundert durch einen Bauer von Megara, Lambros mit Namen, der in Folge eines Traumes dort nachgrub, ein Bild der Jungfrau fand und der erste Leiter des Klosters wurde, das heute 20 Mönche beherbergt.

Der Besuch dieser Merkwürdigkeit hatte im Ganzen drei Stunden gekostet. Als sie wieder in ihrem Wagen saßen, rollten sie rasch einen steilen Abhang hinab in eine größere mit Oelbäumen bedeckte Ebene, welche sich ostwärts zum Meere hin öffnet, während sie im Norden ein Ausläufer des Kithäron, im Süden die Geranischen Berge (Makryplagi) umschließen. Im westlichen Theile derselben liegen an und auf zwei vereinzelten Hügeln die weißgetünchten, aus Muschel-

kalt erbauten Häuser des ärmlichen Städtchens Megara, von einem venetianischen Thurme überragt. Von allen antiken Gebäuden, die Pausanias beschreibt, hat sich nichts erhalten als Reste der Stadtmauer. Die Straßen sind eng und steil; niedrige Thüren führen auf kleine oft von einem Feigenbaume beschattete Höfe, so daß man sich in ein arabisches Dorf versetzt glauben möchte, wenn nicht Frauen neugierig an den Fenstern und auf der Straße sich zeigten und in den Kaffeehäusern die Tagediebe lärmten und stritten. Im Alterthume waren die Megarer neben mancher weniger rühmlichen Eigenschaft auch wegen ihrer Lustigkeit bekannt, und sie scheinen dieselbe auf ihre Nachkommen vererbt zu haben.

Die Männer tragen sich ebenso wie in Attika; aber die verheiratheten Frauen haben ein ihnen ganz eigenthümliches anmuthiges Costüm: einen weiten Rock von schwarzem Stoffe mit unzähligen Falten, ein pralles Mieder mit engen Aermeln von hellfarbiger rother, grüner, blauer oder violetter Seide, darüber eine Art von weitausgeschnittener Weste, ohne Aermel, mit Goldstickereien, gleichfalls von lebhafter aber anderer Farbe als das Mieder, eine blaue Schürze, ein weißes dunkelroth gesticktes Hemd, welches unten unter dem Rocke hervorragt, und eine breite braune, tief sitzende Schärpe. Um das Haupt ein gelbes Tuch, an den Füßen Wochentags Schuhe von rothem Leder, Sonntags solche von rothem Sammet. Die jungen Mädchen tragen ein vorn ausgeschnittenes Gewand von dunkelblauer Wolle mit rothen Tressen und einen bunt gestreiften Gürtel; die Schöße sind weiß gefüttert und mit einem rothen Streifen verbrämt, und der linke wird stets umgeschlagen und in den Gürtel gesteckt, ein sicheres Anzeichen für das Mädchenthum der betreffenden. An Festtagen fügen sie eine kleine rothe Kappe hinzu, welche ganz mit dachziegelförmig über einander befestigten Münzen bedeckt ist.

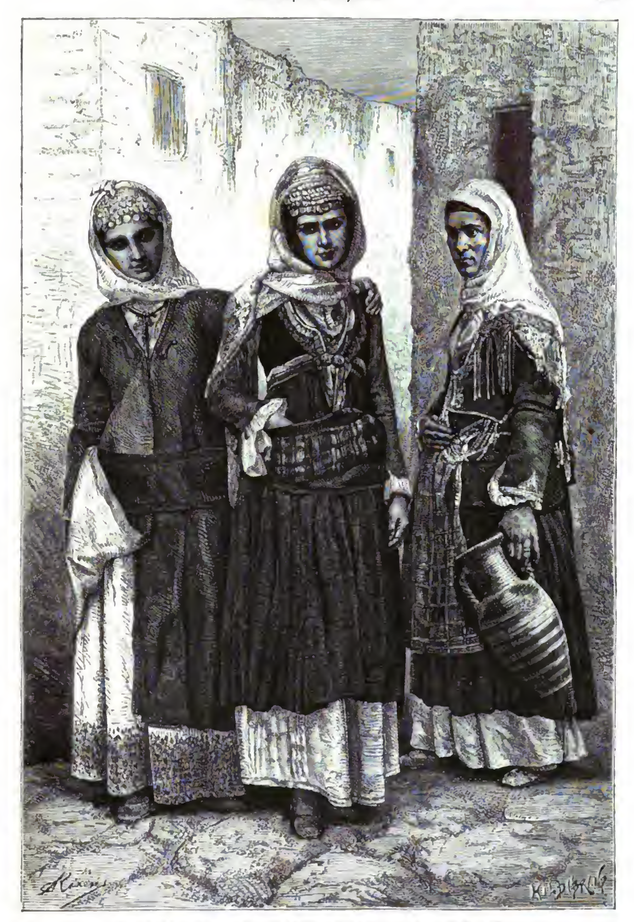


Aeginetin. (Nach einer Photographie.)

Die ganze Bevölkerung Megaras war an jenem Tage auf dem großen Platze versammelt. Während die Männer an den Wänden der Häuser entlang standen oder unter der Weinlaube vor dem Kaffeehause saßen, führten die Frauen des Dorfes, die ältesten vielleicht nur ausgenommen, in ihren anziehenden Feiertrachten Reigentänze aus; die einzelnen langen Ketten von 40 oder 50 Frauen waren derartig in einander geschlungen, daß die erste über die Schultern der zweiten hinweg der dritten die Hand reichte, die zweite ebenso der vierten und so fort, daß ein buntes, reizvolles Durcheinander entstand. Dabei sangen sie eine langsame, rhythmische Melodie und machten insgesammt drei rasche Schritte nach vorn und einen nach hinten, ein Tanz, der seinen Ursprung im Alterthume haben soll, wie wohl glaublich ist, und der in seiner keuschen Grazie und jungfräulichen Anmuth im schärfsten Gegensatze zu den wollüstigen Verdrehungen und obscönen Gesten steht, welche die Moslim in Entzücken versetzen, aber bei den Hellenen sich nie einzubürgern vermocht haben.

Unter all den Frauen giebt es viele niedliche Gesichter, welche den Ruf der Schönheit, der den einstigen Bewohnerinnen Megaras anhaftete, nicht Lügen strafen: ein längliches, regelmäßiges Oval, eine feine gerade Nase, schwarze, gut geschnittene Augen, der Mund vielleicht etwas groß, aber fest und scharf gezeichnet, ein kleines Ohr und einen wunderbar schönen Hals.

Die letzte Stunde des Tages benutzten die Reisenden zu einem Besuche des alten Hafens von Megara, der an dem heute verlassenen Strande von Tripa 3 Kilometer von der Stadt liegt und einst den Namen Nisaia führte. Die Gießbäche haben seine Gestalt durch Anschwemmungen durchaus verändert; einige formlose Trümmerhaufen und kaum sichtbare Fundamente sind alles, was davon übrig geblieben ist. Und doch ging von dort der Anstoß zur Gründung von Byzanz aus, von welchem heute kurzsichtige Zeitungsschreiber übertreibend behaupten, daß, wer dort herrsche, die Welt beherrsche, und von dort segelten die Schiffe hinaus, welche Kalchedon, Astakos, die beiden Herakleia am Pontos und Megara in Sicilien in das Leben riefen. Semitische Karer, seefahrende Leute, waren es, von denen zuerst die Geschichte an diesen Gestaden berichtet; sie gaben der Stadt selbst (Megara bedeutet „die Höhle"), der einen ihrer beiden Akropolen Karia und dem Felsinselchen Minoa (d. i. Niederlassung), welches heute durch Alluvium mit dem Festlande zusammengewachsen ist, den Namen. Ionische Griechen, dann Dorer folgten den Fremdlingen in dem Besitze des



Frauen von Megara. (Nach einer Photographie und einer Skizze von H. Belle.)

Ländchens, welches im 8. und 7. Jahrhundert unter der Tyrannis der Orthagoriden seine Blüthezeit hatte, nach den Perserkriegen sich eng an Athen anschloß und seit dem peloponnesischen Kriege rasch verfiel.

Früh am folgenden Morgen waren die Reisenden im Sattel und setzten ihre Reise nach Süden fort. Bald geht es steil einen Berg hinan, der schroff zum Meere abfällt, und nun beginnt der im Alterthume berüchtigte Pfad über die Skironischen Felsen, der sich 200 Meter über dem Meeresspiegel an dem Abfalle der Geranischen Berge durch Mastixsträuche und harziges Gestrüpp hinzieht. In jeder Schlucht, welche diesen jähen Absturz durchschneidet, zerstören die Winterwasser die Straße, und mehr als einmal müssen die Reisenden von ihren Thieren absteigen, um dieselben allein ihren Weg sich suchen zu lassen über die schlüpferigen Felsen oder das Steingeröll, welches wie eine Lawinenbahn bis hinab zum Meeresgestade reicht. Wenn auch nicht gefährlich, so ist dieser Weg doch schwierig und verdient seinen heutigen Namen, Kakiskala, d. i. böse Treppe, mit vollem Rechte. Das Schlimmste, was dem Wanderer dort zustoßen kann, ist, daß sich unter den Tritten oben weidender Ziegen oder Hirten Steine lösen und sausend den steilen Abhang herabgeflogen kommen. Zuletzt senkt sich der Weg in ein Thal mit Fichten, wilden Oelbäumen und Rhododendren, wo bei einem Brunnen die Frühstücksstation gemacht wurde; aber noch ein langer, in der Sonnenhitze doppelt beschwerlicher



Akrokorinth. (Nach einer Photographie.)

Marsch war zurückzulegen, ehe der Isthmos und Kalamaki (d. i. „Binsen", derselbe Namen, den auch der antike dort gelegene Ort, Schoinus, führte), wo der österreichische Lloyd für seine Bureaux und Magazine ein großes steinernes Gebäude errichtet hat, erreicht war. Die nur 5 Kilometer breite und bis 70 Meter Meereshöhe herabsinkende Landenge von Korinth zwischen Kalamaki und Lutraki wird von einer Fahrstraße derselben österreichischen Gesellschaft gekreuzt, auf welcher die zu Schiffe vom Piräus anlangenden Reisenden zweimal wöchentlich in einer halben Stunde nach Lutraki befördert werden, von wo sie ein anderer Dampfer nach Patras und Korfu bringt und ihnen so die weite Reise um ganz Morea herum erspart. Seitdem aber die griechische Regierung fremden Fahrzeugen die Küstenschifffahrt untersagt hat, hat der Lloyd diese Linie den viel weniger comfortabelen Schiffen der griechischen Gesellschaft überlassen.

Von der Höhe des Isthmos hat man einen schönen Blick auf den Korinthischen wie den Saronischen Meerbusen und auf den in nur zweistündiger Entfernung nach Südwesten hin aufsteigenden Felsen von Akrokorinth. Das Land ist unbestellt, unbewohnt und mit Gestrüpp und niedrigen Fichten bewachsen, zwischen denen es von rothen Rebhühnern wimmelt. Manchmal verstecken sich darin auch Räuber; und an den Posttagen wird darum die Straße sorgfältig von Gensdarmen bewacht. Quer über die Landenge hinüber lassen sich noch heute Reste alter Befestigungsmauern erkennen, welche die Korinther einst zum Schutze gegen die Perser errichteten und bei dem Einfalle der Kelten in Griechenland erneuerten, wie dieselben noch später von den byzantinischen Kaisern und den Venetianern wiederhergestellt worden sind. Noch im Frieden von Carlowitz (1699) wird diese Mauer als die Grenze venetianischen Besitzes auf Morea festgesetzt.

Die Mauer schmiegte sich, griechischen Befestigungsgrundsätzen gemäß, durchaus der Gestaltung des Terrains an und zog sich zum Theil am Rande einer steilen Schlucht hin; eine Reihe vielleicht erst von Justinian herrührender viereckiger Thürme, angeblich 150 an der Zahl, verliehen ihr größere Festigkeit. Der Rücken der Landenge, heute so öde und verlassen, war in alten Zeiten mit zahlreichen Gebäuden besetzt, welche alle dem Cultus des Poseidon und anderer Gottheiten, der Feier der Isthmischen Spiele und der Unterkunft der alsdann zahlreich zusammenströmenden Fremden zu dienen bestimmt waren. Nur dürftige Reste, Säulentrümmer, Werkstücke und die allgemeinen Umrisse eines Stadions und eines Theaters, haben sich davon erhalten. Unweit davon sieht man eine 1700 Meter lange Schlucht künstlichen Ursprungs; es ist der unter Nero angefangene Canal, der wegen des natürlichen Hindernisses, daß der über 70 Meter ansteigende Boden aus hartem Kalkfelsen besteht, unausgeführt geblieben ist und trotz aller modernen Projecte, welche stets nur den zwei und ein halbes Jahrtausend alten Gedanken Periander's von Korinth wieder aufnehmen, wohl noch auf lange hinaus ein frommer Wunsch bleiben wird, weil nicht die gesammten Mittelmeerhäfen, sondern nur die des Adriatischen Meeres und des nördlichen Aegäischen Meeres ein wirkliches Interesse an seiner Ausführung hätten. Korinth aber, das schon von der Wiederkehr der einstigen goldenen Zeiten, wo Orient und Occident hier ihre Waaren austauschten, träumte, wird bleiben, was es ist: ein Dorf, das alle Jahrzehnte von einem Erdbeben zerstört wird und einen schlechten Hafen besitzt, wo die Dampfer wegen des Westwindes sich nicht aufhalten können.

Jenseit des Isthmos ritten die Reisenden über 2 Kilometer weit an zwei mächtigen tiefen Steinbrüchen hin, welche das Material für die Bauten Korinths geliefert haben und später zum Theil in Nekropolen umgewandelt worden sind, wo Urnen, Münzen und dergleichen gefunden werden. Darum versäumen auch die Einwohner des nahen Dorfes



Der Isthmos von Akrokorinth aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Hexamilia nicht, den Fremden allerlei Antiken anzubieten, die aber insgesammt gefälscht sind und Fabriken in Athen, Italien oder Deutschland ihren Ursprung verdanken. Weiterhin erreicht man einige Gräber, welche die Sage mit der Laïs und dem Diogenes in Verbindung bringt, und Fundamente alter Tempel, Bäder und Theater zwischen modernen Ruinen. Das sind die Reste des alten und des neuen Korinth. Unter den ersteren nehmen sieben sehr alterthümliche bis zum Capitäl monolithe dorische Säulen aus Kalkstein, der mit einem röthlichen Stucke überzogen ist, die erste Stelle ein. Der Verfall der üppigen Stadt und ihres ausgedehnten Handels beginnt nach dem peloponnesischen Kriege, dauerte in der Zeit makedonischer Herrschaft fort und vollendete sich durch die barbarischen Soldaten des Römers Mummius. Durch Cäsar wieder hergestellt, erhob es sich als Hauptstadt der Provinz Achaia und durch Handel und Industrie und fristete sein Dasein durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit, wo wiederholte Erdbeben im Jahr 1858 die Regierung veranlaßten, den Sitz der Behörden und Schulen an den Meeresstrand zu verlegen, an die Stelle des alten Hafens Lechaion. Nur langsam und widerstrebend konnten sich die Einwohner von der gewohnten Scholle trennen; jetzt aber haben sie dieselbe fast vollständig mit dem sichern und gesunderen Strande vertauscht. In einem der verlassenen und zerborstenen Häuser schlugen die Reisenden ihre Feldbetten auf und suchten von dem neunstündigen Ritte in glühender Sonne Erholung und Ruhe.

Schon um 5 Uhr früh weckte sie Alexandros, denn der Weg bis Mykenae war weit und zuvor sollte noch Akrokorinth (575 Meter über dem Meere und etwa 500 Meter über den Ruinen von Korinth) besucht werden. In anderthalb Stunden erst war der Eingang zu der jetzt völlig verlassenen Burg, die Philipp von Makedonien einst eine „Fessel von Hellas“ genannt, erreicht. Die doppelten Ringmauern sind wie gewöhnlich aus fränkischen, venetianischen und türkischen Bestandtheilen, welche auf altgriechischem Fundamente ruhen, zusammengesetzt. Zwischen denselben erblickt man die Ruinen einer ganzen Stadt, in welcher die Korinther in Kriegszeiten Unterkunft finden konnten, antike Säulen, Cisternen aus den verschiedensten Epochen, byzantinische Kirchen, türkische Moscheen und zwischen alten Werkstücken ganze Haufen von Kugeln. Der Gipfel der Burg bildet keine Fläche, sondern verschiedene kleine Ebenen und zwei Erhöhungen; die niedrigere, westliche, ist mit einer venetianischen Befestigung

gekrönt, die höhere, östliche, welche einst einen Tempel der Aphrodite, einer beliebten Gottheit der genußsüchtigen Handelsstadt, trug, ist heutigen Tages wüst und nur mit duftenden Pflanzen bedeckt. Um so schöner ist von dort die Aussicht auf den Isthmos zu Füßen, den Parnassos mit schneeigem Gipfel, den Helikon, den Saronischen Meerbusen, Aegina, Salamis und im Hintergrunde Attika mit der Akropolis von Athen, dem Pentelikon und Hymettos. Unterhalb dieses Punktes steht noch heute das alte Brunnenhaus der berühmten Quelle Peirene, deren reichlich sprudelndes Wasser im Vereine mit mehreren anderen und der Steilheit des Zuganges Akrokorinth zu der starken Feste macht, als welche es jederzeit gegolten hat. Ueberall zeigt der isolirte Felsen Brunnen, Quellen und unergründliche Löcher (nach der Meinung der Landleute so viele wie Tage im Jahre), welche, durch Unkraut und Gestrüpp verdeckt, dem Unkundigen, der die gebahnten Pfade verläßt, jeden Augenblick Gefahr drohen. 1836 verschwand ein Offizier des englischen Schiffes „Portland" in einer solchen Oeffnung und es war unmöglich, ihn zu retten oder auch nur seinen Leichnam wieder zu erlangen. Eine andere Eigenthümlichkeit des Berges ist das allerdings sehr selten tödtlich verlaufende Fieber, dem selbst die aus einigen Invaliden bestehende Besatzung unterworfen ist. Man schreibt dasselbe den namentlich um Sonnenuntergang zur Herbstzeit starken Ausdünstungen der Königskerze zu, welche Gipfel und Abhänge von Akrokorinth in enormen Mengen bedeckt, die Luft inficirt und so die Krankheit hervorruft. Ihre Schädlichkeit war auch den Alten bekannt, welche alljährlich im Frühling durch Soldaten die jungen Pflanzen ausraufen ließen. Auch dem nächtlichen Dufte noch anderer Pflanzen, wie z. B. Keuschlamm, messen die griechischen Bauern böse Wirkungen zu, und die dortigen Aerzte bestätigen aus eigener Erfahrung diesen Volksglauben.

Von der Burg kehrte Belle zunächst nach der Unterstadt zurück.

Meine zweite Reise in Ostafrika.

Von J. M. Hildebrandt.

III.

Von vielem Volk begleitet bestieg ich also den N'dära-Berg. Ueber kahle Felsblöcke hinweg und in dichtbewachsenen Thalschluchten emporkletternd, erreichten wir bald die ersten Pflanzungen der Eingeborenen; Mais, verschiedene Hülsenfrüchte, Kürbisarten, hier und da einige Tabackspflanzen, vornehmlich aber das vielgeliebte Zuckerrohr und üppige Bananenstauden sind in kleineren oder größeren Feldern an den Abhängen angebaut. Das Quellwasser wird, oft von weit her geleitet, in schmalen Erdgräben, besonders aber in den Blattscheiden der Bananen, aus denen der „Stamm" dieses Gewächses zusammengesetzt ist, und die wie unsere blechernen Dachrinnen aussehen, wenn auch natürlich weniger dauerhaft sind. Bald in dieses Feld, bald in jenes läßt man so die Quelle rieseln. Dies kühle, klare Bergwasser war ein köstlicher Trank, in langen Zügen schlürfte ich es ein, denn seit Verlassen der Küste, ja selbst seit Europa hatte ich den Hochgenuß guten Trinkwassers entbehrt.

Inmitten der Pflanzungen liegen die Dörfchen der Wataita. Die Hütten sehen aus der Entfernung wie Heuschober aus, in Form sowohl wie durch das Material ihrer Bedachung; die Wände sind aus Knittelholz, Steinen und Lehm errichtet. Ein mit starken Palissaden umgebener Platz dient dem Rindvieh zum Aufenthalt. Die ganze Dorfbewohnerschaft lief mir entgegen, selbst die jungen Mädchen verließen die Getreidemühlen [1]), die alten Weiber ihr sonniges Plätzchen vor der Hütte, um mich anzustaunen und zu begrüßen. Man brachte eine Schale Milch. Ehe sie mir aber zum Trunk angeboten wurde, mußte einer ihrer Zauberer erkunden, ob ich in Frieden und mit guten Absichten käme. Er nahm einen langen dünnen Flaschenkürbisbecher, worin eine große Anzahl Steinchen sich befanden, schüttelte sie, stürzte dann den Becher in eine Hand und nahm einen Griff voll der Steinchen, zählte dieselben mit wichtiger Miene und erklärte, aus den „Würfeln" gesehen zu haben, daß mein Herz rein sei. Auch ich las von meinem Barometer und Thermometer die Gesinnungen der Wataita ab. Nachdem wir etwas geruht und einige Meter Zuckerrohr gekauet hatten, stiegen wir höher. Die Sammlungen, welche mir die Eingeborenen brachten, mehrten sich mit jedem Schritte. Auf dem Gipfel angelangt, machte ich die nöthigen Winkelmessungen für meine Karte, bestimmte die Meereshöhe mit dem Kochpunktthermometer und trieb noch viele andere Zaubereien, unter welchen den größten Effect die photographische Aufnahme eines besonders pittoresken Bergtheils hervorbrachte. Mit reicher Ausbeute erreichte ich ohne Unfall das Lager wieder.

Nach einigen Tagen ließ ich die Aeltesten der N'dära-Leute zu mir kommen und erklärte ihnen, ich hätte aus den Sammlungen und durch meine Zaubereien ersehen, ihre Felder würden sich verbessern, wenn sie — Kuhdünger darauf trügen. So sonderbar ihnen dieser Orakelspruch auch vorkam, einige befolgten ihn dennoch und hatte ich das Vergnügen und die Genugthuung, bei meiner Rückkehr im Herbst 1877 diese Felder viel besser gediehen zu finden, als die der ungläubigen Wataita.

Von N'dära wanderten wir nordnordwestlich weiter und erreichten bald den Vöi-(sprich Woi) Fluß, der vom nahen Mnāla-Theile des N'dära-Stockes kommt und als Tangayiko nördlich von Mombassa ins Meer mündet. Er war zur damaligen trockenen Zeit nur knietief und etwa 8 Meter breit; nach Regen aber überfluthet er seine flachen Ufer weithin. Außerordentlich üppig gedeihen dort die Pflanzungen, besonders das Zuckerrohr, jedoch ist nur der kleinste Theil des Landes angebauet. Der Afrikaner sorgt eben nicht für den andern Tag; nur das Bedürfniß des Augenblicks befriedigt er. Daher kam es, daß, weil die Herbstregen gering gefallen, außer Zuckerrohr selbst zu den höchsten Preisen, d. h. mit den theuersten Perlen, nur äußerst wenig Proviant für meine Karawane zu erlangen war. Auch auf dem N'di, einem andern Taita-Berge, war Hungersnoth, ich

[1]) Zum Mahlen von Mais und Negerkorn dienen hier flache, in die (horizontale) Fläche des Felsens gehauene Mulden, in denen das Getreide mittelst eines doppelt faustgroßen Steines zerrieben wird.

reiste daher, nachdem ich ihn erstiegen und vermessen, sofort weiter. Jeder Mann trug nur für acht Tage Proviant an Bohnen und Mais mit, und doch hatten wir elf Tagemärsche durch menschenleere Wildniß vor uns. Es gehört wirklich die Kamelnatur des Afrikaners dazu, um in der glühenden Sonne, auf dornigen Pfaden, mit knurrendem Magen acht bis zehn Stunden täglich eine Waarenlast von 80 bis 90 Pfund zu tragen. Er erträgt diese Strapazen meistens ohne Murren und tröstet sich mit dem bequemen: „Morgen, so Gott will, wird's besser werden."

Immer noch nordnordwestlich wandernd, erreichten wir von N'di durch dichte Dornwildniß, einem Kriegspfade der Wataita folgend, am zweiten Tage den Tsāvo, einen vom Schneewasser des Kilima-n'djāro gespeisten und deshalb auch in der trockenen Zeit Wasser haltenden Nebenfluß des Adi (d wie das weiche englische th auszusprechen). Letzterer entspringt auf dem Schneeberge Kenia in Kikuyu, umfließt Ukamba im West und Süd, wo er die Grenze zwischen Ukamba und Taita bildet. Er mündet als Sabáki bei Malindi in den Indischen Ocean. In der Regenzeit können die Eingeborenen den Adi nicht überschreiten, er schwillt dann 20 bis 25 Fuß an und überfluthet die Ufer weithin. Damals, auf der Höhe der trockenen Zeit, rieselten nur schmale Rinnsale in dem wohl 150 Schritt breiten, sandigen Bette. Immerhin aber bot er Wasser genug, um freundlich grüne Uferwiesen, Dumpalmhaine und dichtlaubige, hochstämmige Sycomoren, Tamarhinden und Akazien zu speisen. Affen und eine muntere Vogelwelt belebten sie, hohes und höchstes Wild kommt hier aus weiterm Umkreise zur Tränke.

Ich blieb mit dem Gros der Karawane mehrere Tage am Adi und sammelte sehr interessante Objecte, während Leute ausgingen, um in Kikumbúlyu Proviant zu erhandeln, denn außer den Fischen des Flusses und dem Wenigen, was meine Flinte einbrachte, hatten wir nichts mehr zu verzehren.

Später durchwateten wir den Adi und erreichten nach Ueberschreitung des N'dungu-Hügelzuges bald die ersten Dörfer der Wakamba. Malèmboa nennt sich dieser District. Trotz der weithin schallenden Salutschüsse aus einem Elephantengewehre, welche unsere Ankunft meldeten, hatten wir doch lange Zeit Angesichts der Dörfer in der Wildniß zu warten, bis die Aeltesten sich von ihrem Frühschoppen, dem sie, wie allmorgendlich, tüchtig zugesprochen, getrennt hatten und uns einen Lagerplatz anwiesen. Dann mußte noch die Tributfrage gelöst werden, was stundenlanges Feilschen und Jammern von beiden Seiten erheischte. Endlich wurde der Markt freigegeben. Zuerst war Wasser zu kaufen, denn seit Tags vorher hatten wir dursten müssen. Die Eingeborenen in Malémboa halten nämlich ihre Wasserplätze versteckt, und ist man gezwungen, von ihnen zu hohen Preisen den Bedarf an Wasser zu erhandeln. Wir blieben mehrere Tage in Malémboa, um uns nach den ausgestandenen Strapazen wieder herauszufüttern, wozu einige feiste Ziegen und fettschwänzige Schafe nicht wenig beitrugen. Rindvieh wird hier nicht gehalten, um nicht die räuberischen Másai und Wakwáfi anzulocken.

Meine Hauptbeschäftigung war außer der Marktzeit Jagd auf Vögel. Ich erlangte außerordentlich seltene und schöne Arten, Nashornvögel (Bucerotiden), Glanzstaare (Lamprothorniden), unter denen sich eine Art als neu herausstellte, und viele andere.

Von Malémboa wanderten wir, immer noch nordnordwestlich, über die Dorfschaft Kipopótnü zum Tiva, ebenfalls ein Nebenfluß des Adi, und weiter nach Ikánga am N'dēo, der, wie der Tiva, in den er fließt, in der Wildniß zwischen Kitüi und dem obern Tāna entspringt. Das flache Bett des N'dēo wird stellenweise zu Zuckerrohr-, Mais- und anderen Pflanzungen benutzt. Der größte Theil dieser außerordentlich fruchtbaren Uferebenen liegt aber sich selbst überlassen da. In üppigstem Wachsthum überwuchert und erstickt ein Unkraut das andere.

Dem N'dēo folgend, langte ich am 12. März vorigen Jahres in Kitüi, so zu sagen dem Paris der Ukámba-Republik, an, und errichtete beim Dorfe des Häuptlings Milu ein nach allen Regeln afrikanischer Kriegskunst befestigtes Lager.

In Kitüi hatte ich große Vorurtheile gegen meine Person und mein Thun zu überwinden, denn auf des Missionärs Krapf unglücklicher Tour zum Tāna, die er 1851 mit dem damaligen Häuptling Kiwöi unternahm, wurde letzterer von Räubern erschlagen [1]). Man schob die Schuld an dessen Tode auf den Missionär, der böse Zauberei mit einem schwarzen Instrument (seiner Taschenbibel nämlich) getrieben hätte. Nun sollte ich, als Bruder Europäer, nach den Gesetzen der Blutrache, die Schuld, der sich Krapf durch Flucht entzogen hätte, mit meinem Blute sühnen. Auch verfolge ich ähnliche Mordpläne wie mein Vorgänger, ich sammle Proben von Steinen, Pflanzen und Thieren, um das ganze Land zu verderben. Mein Bart sei länger als der irgend eines ihrer Ziegenböcke, das Haar hinge um meinen Kopf wie Kuhschwänze. Eine solch' ungeheuerliche Creatur könne nur die schlimmsten Absichten haben. Wenn ich aber dennoch ein Freund der Wakámba sei, so solle ich ihnen mein Herz, d. h. die Waarenballen, öffnen und es durch große Tribut-„Geschenke" beweisen.

Es gehörte nun ein gut Theil höhere und niedere Politik dazu, die Eingeborenen einigermaßen zu beruhigen, ihnen meine friedlichen Absichten klar zu machen und dabei mein „Herz" so wenig als möglich zu öffnen, denn über die Hälfte der Waarenvorräthe war zur Stillung unserer Magen auf dem Marsch hierher bereits verausgabt.

Nachdem ich mich über diese Empfangsschwierigkeiten hinweg politisirt hatte und Ukamba gegen Aufhören des Regens und andere schwere Noth, die ich anrichten könnte, von einem der vielen Zauberer gefeiet war, indem der Ehrwürdige den Mageninhalt eines geschlachteten Opferlammes auf dem ganzen Wege, den ich durch dies Land genommen, ausgestreut, für welche mühselige Weihpilgerfahrt ich natürlich einen frommen Dank in so und so vielen Ellen Zeug zu entrichten hatte, wurde ich einstweilen im Sammeln und Einziehen von Erkundigungen wenig gestört. Die inzwischen eingetretene Regenzeit gab hierzu Material in Fülle, es war nur sehr schwierig, die erlangten naturhistorischen Objecte gegen Nässe, Insectenfraß u. s. w. zu schützen. Zuerst sprießen die Zwiebelgewächse und Stauden mit fleischigem Wurzelstocke hervor. Eilends vollenden sie ihre Wachsthumsperiode, um den über sie sich erhebenden Gräsern und Kräutern den Platz zu räumen; dann treten Sträucher und Bäume, zuletzt die mit lederartigen Blättern, in Blüthe. Auch die Thierwelt ist auf der Höhe ihres Lebens. Der Wald ertönt vom Hochzeitsmarsch oder zarten Liebesgezwitscher der Vögel. Da sind die afrikanischen Colibris, die glitzernden Nectarinien, wegen ihres Zwitscherns „Tsevētseve" von den Wakamba genannt, und die wenig größeren Spermestes und Drymoica-Arten, gleichsam die Kinderstimmen im Vogelchor. Pirole und Würger flöten in langen, vollen Tönen, während andere Laniarien, wie L. lugubris, ein Duett zum Besten geben, indem das Weibchen wie in den oberen Lagen eines Claviers eine Octave herunterklimpert, woran sich das Männchen mit einem hohen Pfiff aus dem nächsten Busch anschließt. Die Glanzstaare mit ihrem prachtvoll stahlblauen, grünen oder

[1]) Vergl. Krapf's Reisen II., S. 234 ff.

violetten Gefieder, das in der Sonne wahrhaft blendet, gehören zu den besten Sängern Afrikas; die Krone aber geziemt einer Drossel, sie ist eine Lind unter den Vögeln. Auch das Concert der Webervögel, die in den Bäumen der Wakamba-Weiler ihre eigenen Nestdörfer aufgeschlagen, ist lebhaft. Der afrikanische Spatz, Passer Swainsoni, zirpt frech wie sein europäischer Bruder. Aus dichtem Walde ertönt, weit hörbar, das Lachen des Spechtes, aus dem die Wakamba, je nachdem es rechts oder links, vorn oder im Rücken des Reisenden vernehmbar, Glück oder Unglück, Blut oder Frieden des Weges erschauen. Spechte sind ihnen verhaßte Nachbarn, und hängt man, um sie aus der Nähe des Dorfes zu verbannen, irdene Töpfe in die Bäume. Noch mehr ist von ihnen Trachyphonus gefürchtet; er soll das Vieh tödten, wenn er Insecten von seinem Rücken pickt. Auch Schizorhis leucogaster ist ein Karawanenvogel. Gnóa (vorwärts?) nennen ihn die Waswaheli wegen seines ähnlich klingenden Schreies. Oftmals rafft sich der ermüdete Träger auf, dem ermunternden Gnóa folgend. Die Schleiereule gilt, wie bei uns, in ganz Ostafrika als Todtenvogel. Einsam klagend ist der Ruf der Turteltaube (Turtur senegalensis), grell pfeifend der des Falken, wenn er früh Morgens von hoher, kahler Adansonie sein Jagdgebiet überschaut. Ganz ihrer alterthümlichen Form entsprechend, haben die Nashornvögel nichts in ihrer Stimme von neueren Operntrillern; heiseres, bellendes Gekrächz dringt aus ihrem übergroßen Schnabel. Andere, echt afrikanische Laute sind auch das ohrenzerreißende Lärmen der Perlhühner und Francolinen, wenn sie Abends beim Wasser einfallen oder, wie erstere, ein Nachtquartier in den Bäumen aufschlagen. Eines Tages hörte ich aber eine Vogelstimme, die ich längere Zeit nicht vergessen konnte. Sie ahmte aufs Täuschendste das Quieken eines ungeschmierten Schiebkarrenrades nach und erweckte in mir ein Gefühl, wie ich einst in Arabien empfand, wo auf brennender Felswand einsam und trauernd ein — Kohlstrunk stand, ein Gefühl, fast schäme ich mich es zu bezeichnen, von Heimweh.

Auch der Mensch zog lustig singend und pfeifend ins Feld, voller Hoffnung, daß das gesäete und schnell erwachsende Korn reiche Ernte bringe, wie der Hirt den Euter des Viehs schwellen sieht von der saftigen Weide jungen Grases. Aber wo in der Welt gönnt Einer dem Andern Friede und Freude!

Nur drei Tagemärsche von meiner Station erhob sich der schneebedeckte Kenia. Von einem Punkte konnte ich sogar den geographisch wichtigen Winkel Kenia-Kilima-n'djaro fixiren. Aber diese letzten drei Märsche waren unausführbar. Eine Horde Wakwáfi, ein Bruderstamm der wilden Máfai, dieser Pest Ostafrikas, hatte nämlich ihre Hirten- und Räuberlager in der Wildniß zwischen Kitui und dem Kénia aufgeschlagen. Kurz vor meiner Ankunft hatten sie eine arabische Küstenkarawane von 1500 Bewaffneten bis auf den letzten Mann niedergemacht. Ich konnte also nicht daran denken, mit meinen schwachen Streitkräften den Weg durch ihr Gebiet zu forciren. Auch der Versuch, mit ihnen in friedliche Unterhandlungen zu treten, zerschlug sich. Inzwischen waren auch die Wakamba-Zauberer und die Verwandten des mit der Taschenbibel Krapf's umgebrachten Kiwoi nicht unthätig geblieben. Sie wiegelten das Volk auf und beriefen eine geheime Versammlung. Hier wurde ich, auf die Anklagepunkte hin, ich hätte Sorghumkorn (es war pilzkrank) aus den Pflanzungen genommen und grüne, junge Bohnen statt der reifen verspeist, wegen schlimmer Zauberei und als Sühne an Stelle Krapf's in contumaciam zum Tode verurtheilt.

Eines Tages rückten denn auch 400 bis 500 bewaffnete Wakamba gegen mein Lager an; als ich ihnen aber mit meiner photographischen Camera entgegenrannte, zerstäubten sie in alle Winde. Man versuchte dann, mich zu vergiften, was ihnen aber ebenfalls nicht vollständig gelang. Eben so wenig trafen verschiedene Pfeile, die mir zugedacht gewesen. Einst stellte sich mir sogar ein Enkel Kiwoi's mit gespanntem Pfeilbogen entgegen und forderte mein Leben. Ich schnitt ihm jedoch die Sehne des Bogens durch und machte ihn dadurch wehrlos.

Die Furcht meiner Leute vor den Wakwafi einerseits, den Wakamba andererseits, steigerte sich so sehr, daß sie gegen mich revoltirten. Zwar gelang es mir, sie wieder zum Gehorsam zu bringen, ich sah aber doch schließlich ein, daß ein ferneres Verbleiben in Kitui zwecklos sei, besonders da während meines dreimonatlichen Ausharrens der Waarenvorrath stark reducirt war. Schweren Herzens wandte ich meinem nahen und doch so fernen Ziele, dem Schneeberge Kenia, den Rücken zu. Unter mancherlei Schwierigkeiten erreichte ich Taita wieder. Ich trachtete von hier aus den Kilima-ndjäro zu besuchen; aber auch dieser Plan war unausführbar. Die früher relativ sichere Handelsstraße war durch Máfai-Horden verlegt. Selbst sieben vereinigte Küstenkarawanen lagen bereits vier Monate lang, von Feinden eingeschlossen, in Taveta. Krank an Geist und Körper erreichte ich im August 1877 Mombassa wieder und lohnte meine Leute ab.

Ich unternahm dann noch eine kleine geologische Excursion und segelte nach Zanzibar, um meine ziemlich reichen Sammlungen zu ordnen und zu verpacken. Mein Gesundheitszustand verschlimmerte sich immer mehr, so daß mir die Aerzte ernstlich riethen, ein kaltes Klima aufzusuchen. Im November vorigen Jahres langte ich wieder in Europa an.

Wenn mein Körper gekräftigt sein wird, gedenke ich wieder in meine zweite Heimath zurückzukehren.

Nekrolog für das Jahr 1877.

II.

von Helmersen, russischer Generalstabsoberst, geboren in St. Petersburg am 26. October 1838, gestorben daselbst am 24. Mai 1877. 1861 bis 1869 nach Ost-Sibirien commandirt, bereiste er im Interesse der Geographie und Ethnographie die Gebiete des Amur und Ussuri und die Küsten der russischen Mandschurei und Koreas. Seine Resultate sind theilweise in den Publicationen der Russischen Geographischen Gesellschaft erschienen, zum Theile aber noch unveröffentlicht. Er gehörte eine Zeit lang zum Vorstande jener Gesellschaft.

Kutzen, Prof. Dr. Joseph August, geboren in Frankenstein am 24. März 1800, studirte in Breslau, unterrichtete

am dortigen katholischen Gymnasium, promovirte 1829 und habilitirte sich daselbst 1831. 1835 wurde er außerordentlicher, 1843 ordentlicher Professor, was er bis 1849 blieb. Der historischen und geographischen Forschung gleichmäßig mit Liebe zugewandt, pflegte er besonders die wechselseitigen Beziehungen beider Wissenschaften und hat darin zum Theil Classisches geleistet. Er gehörte zu jenen nicht mehr zahlreich vorhandenen Männern, die überall bei ihren Forschungen den allgemeinen Gesichtspunkt, das Menschliche und den Culturwerth, ins Auge fassen. Dies bewirkte, daß seine Darstellungen durch lebendige Anschaulichkeit und gemüthvolle Theilnahme am Gegenstande ausgezeichnet sind; sein geographisch-culturhistorisches Werk „Das deutsche Land" (2. Aufl. 1867) ist in dieser Beziehung ein würdiges Denkmal seines Geistes. Mit Vorliebe studirte er an Ort und Stelle die Geschichte des siebenjährigen Krieges und behandelte einzelne Schlachten, wie die von Mollwitz, Hohenfriedberg, Leuthen, Liegnitz und Kollin, in Vorträgen und Monographien. Zuletzt wandte er sich der Grafschaft Glatz zu, die er gründlich kannte, und schrieb 1873 „Die Grafschaft Glatz", worin er eingehende Auskunft über Sprachverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Cultur ꝛc. giebt. Er starb am 15. October in Breslau.

von Ledebur, preuß. Geh. Reg.-Rath, geboren 2. Juli 1799 in Berlin, gestorben 17. November 1877 in Potsdam; zuerst Offizier, später Abtheilungsdirector der königlichen Museen, Mitstifter der Berliner Gesellschaft für Erdkunde im Jahr 1828. Von seinen zahlreichen Schriften haben auf historische Geographie Bezug: „Das Land und Volk der Bructerer" (1827), „Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands" (1836), „Der Maingau" (1842), „Nordthüringen und die Hermunduren" (1842), „Ueber die in den Baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient" (1840).

Luro, französischer Schiffslieutenant und Inspecteur des affaires indigènes in Cochinchina, Verfasser mehrerer Arbeiten über dieses Land (darunter Le pays d'Annam, Paris 1877). Er starb im März 1877.

Meek, F. B., amerikanischer Geologe, geboren 10. December 1817 in Madison (Indiana), gestorben 21. December 1876 in der Smithsonian Institution zu Washington. Anfangs Kaufmann, verlor er 1847 sein Vermögen und wandte sich dann ganz der schon längst von ihm betriebenen Geologie zu. 1848 und 1849 war er Assistent von Dr. Owen bei der geologischen Aufnahme von Jowa, Wisconsin und Minnesota, 1852 bis 1858 Assistent von Prof. James Hall. Seit dem Sommer 1853 erforschte er mit Dr. Hayden zusammen zuerst die „Bad Lands" von Dakota, dann andere Theile des Westens. Abgesehen von diesen sommerlichen Excursionen des U. S. Geological Survey unter Hayden, lebte er seit 1858 in Washington. Seine paläontologischen Arbeiten, theils in den Publicationen des Geological Survey, theils in amerikanischen wissenschaftlichen Zeitschriften, sind eben so zahlreich wie mustergültig.

Milton, Viscount, im Alter von 38 Jahren gestorben im Januar. Unter seinen größeren Reisen ist diejenige zu nennen, welche er 1863 mit Dr. Cheadle vom Red River (Britisch-Nordamerika) aus in nordöstlicher Richtung unternahm, um einen directen Weg nach den Goldminen von Cariboo in Britisch-Columbia aufzusuchen. Beide Reisende veröffentlichten 1865 darüber „The North-West passage by land; being the history of an expedition from the Atlantic to the Pacific through British Territory, by one of the Northern passes in the Rocky Mountains."

Morice, Dr., französischer Marinearzt, starb am 19. October 1877 im Alter von 29 Jahren in Toulon an den Nachwirkungen des Klimas von Cochinchina, wo er über vier Jahre zubrachte. Nach allen Richtungen durchreiste er das Land und entdeckte dabei die höchst interessanten Ruinen mehrerer Chmer-Monumente. Als Mitglied der geographischen, anthropologischen, ethnographischen, meteorologischen und Acclimatisationsgesellschaft veröffentlichte er in den Bulletins derselben zahlreiche Aufsätze, wie er deren viele in handschriftlichem und zum Theil unvollendetem Zustande hinterlassen hat. Eine seiner Reisen ist in Nro. 13 bis 15 des Bandes XXIX des „Globus" auszugsweise mitgetheilt.

Newton, Henry, erwählter Professor für Bergwerkskunde und Metallurgie des College in Columbus (Ohio), starb am 5. August im 32. Lebensjahre. Während er mit der geologischen Erforschung der bekannten Black Hills beschäftigt war, ergriff ihn das Bergfieber, dem er erlag. Seinen Bericht über die Aufnahmen hat er druckfertig hinterlassen.

James Orton ist 1830 am 21. April geboren. Nach theologischen Studien und zweijährigen Reisen in Europa ging er zu den Naturwissenschaften über, machte eine geologische Reise im Auftrag der Atlantischen Kabelcompagnie nach Neufundland und trat 1867 seine erste Expedition nach dem Innern Südamerikas als Sammler und Forscher für das Smithsonian Institute an. Von Guayaquil ging er nach der Hochebene von Quito und von dort zu Fuß durch die Cordilleren nach dem Flusse Napo, den er in Canoes bis Tabatinga befuhr. Von hier kehrte er, mit Sammlungen beladen, über Pará nach Nordamerika zurück und ward zum Professor der Naturgeschichte am Vassar College ernannt. Das Museum, das er als solcher in Poughkeepsie einrichtete, soll vorzüglich sein. 1873 machte er eine neue Reise den Amazonenstrom aufwärts und durch Bolivia und Peru, und im October 1876 trat er eine dritte an, deren Ziel die Erforschung des Beni und des Madre de Dios war. Auf dem Rio Chimore empörten sich seine bolivianischen Bootsleute und vereitelten den Zweck dieser Reise, indem sie mit einem Theil der Fahrzeuge und Provisionen sich entfernten. Orton kränkelte von diesem Augenblicke an und starb nach einer sehr mühsamen Rückfahrt am 25. September 1877 an Bord des Schooners Aurora auf dem See Titicaca. Seine Leiche wurde auf einer Felseninsel im See beigesetzt. Orton's Hauptwerk ist die Beschreibung seiner zwei ersten Reisen „The Andes and the Amazon" (vergl. „Nature" vom 29. November 1877, S. 90, und „Geographical Magazine" 1877, S. 326).

(Nach der „South Pacific Times".)

Pfeiffer, K. G. L., geboren 4. Juli 1805 zu Kassel, studirte Medicin, gab die ärztliche Praxis aber bald auf und wandte sich literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Medicin, Botanik und Zoologie zu. Den Winter 1838/39 verbrachte er mit E. Otto und J. Gundlach in der wissenschaftlichen Durchforschung eines Theils der Insel Cuba, wo seine Thätigkeit namentlich auf die Mollusken gerichtet war. Sein Hauptwerk ist die „Monographia Heliceorum viventium". Auch um die Kenntniß der hessischen Flora erwarb er sich Verdienste. Er starb am 2. October 1877.

Pütz, Wilhelm, Professor, gestorben in Köln am 4. Juni 1877 im 71. Lebensjahre, bekannt durch seine historischen, geographischen und literarischen Schulhandbücher (Grundriß der Geographie und Geschichte der alten, mittlern und neuern Zeit; Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung ꝛc.), welche in zahlreichen Auflagen und in den verschiedensten Uebersetzungen erschienen. Er begann seine pädagogische Thätigkeit als Candidat am Gymnasium zu Düren und beschloß sie als Oberlehrer des Marzellen-Gymnasiums zu Köln, nachdem er mehr als zwei

Generationen unter seiner Leitung hatte heranwachsen sehen. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er der weitern Ausfeilung seiner zahlreichen und vorwiegend eklektischer Weise aus den besten Quellen zusammengestellten Werke. Den Haupttheil seines ansehnlichen Vermögens hat er der Universität Bonn zu Stipendien und zur Vermehrung der Sammlungen und der Bibliothek hinterlassen.

Schythe, J. Chr., geboren zu Kopenhagen 6. Februar 1814. Nach mehreren Reisen in Island und Grönland (1838, 1839 bis 1840, 1846) ging er 1850 nach Chile, wo er in Santiago eine Professur der Naturwissenschaften erhielt, aber schon 1853 zum Gouverneur des Territoriums Magelhaens ernannt wurde. Seit 1865 lebte er in Santiago und Valparaiso, wo er am 30. Januar starb. Von ihm rührt eine ausgezeichnete ethnographische Sammlung von den Tehuelchen her, welche im Jahre 1868 von dem Berliner Museum angekauft wurde.

Swinhoe, Robert, geboren 1. September 1836 in Calcutta und in London erzogen, ging 1854 als Dolmetscher nach China, wo er, später als englischer Viceconsul und Consul, bis zum Herbst 1873 in den verschiedensten Häfen fungirt hat (Hongkong, Amoy, Schanghai, Taiwan, Ningpo, Tschifu). 1858 war er Lord Elgin's Gesandtschaft und dann dem Schiffe Inflexible bei dessen Fahrt um Formosa, 1860 den englischen Oberbefehlshabern Napier und Sir Hope Grant bei ihrer chinesischen Expedition als Dolmetscher attachirt. 1868 bereiste er die Insel Hainan und 1869 befuhr er mit Michie und Francis den Jang-tse-kiang bis Tschung-kiang-fu im Auftrage der Handelskammer von Schang-hai. 1873 zog er sich vom Dienste zurück und starb am 28. October 1877. Seine Verdienste um die Kenntniß Chinas liegen auf zoologischem Gebiete, und seine bezüglichen Arbeiten, welche in dem Zeitraume von 1861 bis 1874 in den „Proceedings" der Londoner Zoologischen Gesellschaft, in der „Ibis" und den „Annals and Magazine of Natural History" erschienen sind, haben seinen Namen wohl bekannt gemacht. Obwohl er jeglichen Beistand bei seinen Studien erkaufen mußte und denselben nur seine Mußestunden widmen konnte, verdanken wir ihm doch eine außerordentliche Bereicherung unserer Kenntnisse der Fauna der Küstenländer von Süd-China und Hainan.

Tobler, Dr. med. Titus, der berühmte Palästina-Reisende und Forscher, geboren 25. Juni 1806 in Stein (Appenzell a. Rh.). Er studirte in Zürich, Wien, Würzburg und Paris Medicin und prakticirte dann erst in Lutzenberg, von 1840 bis 1871 in Horn am Bodensee, wo er sich namentlich in den fünfziger Jahren auch lebhaft an den öffentlichen Geschäften betheiligte. 1837 erschien sein „Appenzellerischer Sprachschatz", den er aus dem Munde des Volkes gesammelt hatte. Diese Sprachstudien setzte er bis zuletzt fort und noch 1869 gab er in St. Gallen seine „Alten Dialektproben aus der deutschen Schweiz" heraus. 1835 unternahm er seine erste Reise nach Palästina, der bis 1865 drei weitere folgten; die Resultate derselben bilden eine ganze Reihe von Bänden. Dieselben sind im Wesentlichen folgende: 1839. Lustreise ins Morgenland, zwei Theile. — 1849 Bethlehem in Palästina. Grundriß von Jerusalem nach Catherwood und Robinson, mit einem neu eingezeichneten Gassennetze u. s. w. — 1851. Golgatha, seine Kirchen und Klöster. — 1852. Die Siloah-Quelle und der Oelberg. — 1853/54. Zwei Bücher Topographie von Jerusalem und seiner Umgebung. — 1853. Denkblätter aus Jerusalem. — 1855. Beitrag zur medicinischen Topographie von Jerusalem. — 1857. Planographie von Jerusalem. — 1859. Dritte Wanderung nach Palästina im Jahr 1857 (Ritt durch Philistäa. Fußreisen im Gebirge Judäas und Nachlese in Jerusalem). — 1868. Nazareth in Palästina. Nebst Anhang der vierten Wanderung. — 1870. Der große Streit der Lateiner mit den Griechen in Palästina über die heiligen Stätten im vorletzten Jahrhundert und der Neubau der Grabkuppel zu Jerusalem im letztverflossenen Jahrzehnt. — Hierzu kommen noch zerstreute Aufsätze, wie im „Ausland", kartographische Arbeiten und andere. Von größtem Werthe ist ferner seine 1867 erschienene „Bibliographia geographica Palestinae", eine Uebersicht der gesammten Literatur (Bücher, Aufsätze, Karten, Reliefs, Bilder) über das Land, wie er denn auch die reichhaltigste der existirenden Palästina-Bibliotheken zusammenbrachte. 1871 siedelte er nach München über, wo er sich besonders mit der kritischen Edition und Commentirung älterer Quellenschriften und Itinerarien über das Gelobte Land beschäftigte. 1875 erschienen seine „Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV", und in Folge dessen übertrug ihm die Pariser „Société pour la publication de textes relatifs à l'histoire et la géographie de l'Orient latin" die Bearbeitung des ersten Theils der „Itinera hierosolymitana latina" (vom Jahr 333 bis 1000), den er halb vollendet hinterlassen hat, als er am 21. Januar 1877 in München starb.

Urquhart, David, bekannter Turkophile, starb, 72 Jahre alt, im Mai 1877 zu Nizza. In ziemlich jungen Jahren war er Secretär der englischen Botschaft in Konstantinopel und machte als solcher große Reisen in allen Theilen des osmanischen Reiches, namentlich um den englischen Handel und Rußlands Einfluß zu studiren. Er schrieb „Spirits of the East" (französisch: La Turquie, Paris 1836), worin er die Hülfsmittel des Landes, seine Municipalverfassung, den Handel u. s. w. in geistvoller Weise darstellte. Er führte auch die türkischen Bäder in England ein.

Wilkes, Charles W., Viceadmiral der nordamerikanischen Marine, geboren 1805 im Staate Newyork, gestorben 8. Februar. Seit August 1838 commandirte er eine von der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschickte Erforschungsexpedition um die Erde, von welcher er am 10. Juni 1842 in Newyork wieder eintraf. Er umsegelte Cap Horn, besuchte Polynesien und Australien, drang bis 61° südl. Br. vor, wo er mehrere Tage im Eise festsaß, und besuchte dann Fidschi, Sandwich, Borneo, Singapore und das Cap der Guten Hoffnung. Sein Reisebericht (6 Bände und 1 Atlas) erschien 1845; 1848 erhielt er die goldene Medaille der Londoner Geographischen Gesellschaft. Außerdem schrieb er über das westliche Amerika (viel statistische und geographische Details über Californien und Oregon), über die Theorie der Winde u. s. w. Noch im amerikanischen Bürgerkriege activ, wurde er 1866 pensionirt.

Sagenhaftes und Mythisches aus dem Rhöngebirge.

Hp. Das Rhöngebirge, bis vor einem Jahrzehnt abseits des großen Weltverkehres gelegen, hat gerade durch seine Abgeschlossenheit nicht allein manchen alterthümlichen Brauch unter seinen Bewohnern gerettet, es hat auch einen Sagenreichthum bewahrt, den man in anderen Gegenden Deutschlands vergeblich suchen wird. Da diese Sagen zum größten Theile ein hohes Alter verrathen, theilweise sogar bis ins germanische Heidenthum zurückgehen, da sie andererseits fast gänzlich unbekannt sind — denn nur theilweise sind sie in den Werken von Bechstein, Jäger und in der Bavaria des verdienstvollen Fentsch gesammelt —, so dürfte es vielleicht auch für den Leserkreis des „Globus" nicht ganz uninteressant sein, wenn wir uns ein wenig mit diesen Sagen beschäftigen. Wir schließen bei dieser Zusammenstellung alle Sagen rein kirchlichen oder historischen Inhalts aus, und beschränken uns nur auf solche, welche einen mythologischen Hintergrund zeigen; dagegen werden wir uns erlauben, auch einzelne schon in der heidnischen Zeit entstandene Bräuche und Sitten des Rhönbewohners mit der Aufzählung der Sagen zu verbinden.

Wir beginnen unsere Zusammenstellung mit einer Sage über den Kampf des Teufels mit einem Heiligen. Der Lieblingsaufenthalt des frommen Fuldaer Abtes Gangolf war die einsame Höhe der Milseburg, die nach ihm auch den Namen „Gangolfsberg" erhalten hat. Durch ein Wunder versetzte er die Brunnenquelle aus dem Garten eines Fuldaer Einwohners auf das Gelände des Berges, eine Quelle, welche den unfruchtbaren Frauen zu Kindern, den blöden Augen zur Sehkraft verhilft. In der Nähe des Berges ist auch der Gangolfskeller; wo — weiß Niemand und so bleiben auch die großen Schätze, die er birgt, ungehoben. Als der Heilige auf der Milseburg ein Kirchlein bauen wollte, verdroß dies den Teufel und er verhieß einem Ortsnachbar, daß er ihm ein Wirthshaus bauen wolle, der Kirche zum Trotze. Dieser verschrieb seine Seele, wenn der Bau des Wirthshauses eher vollendet sein würde, als die Kirche. Da aber der Heilige bei dem Bau des Gotteshauses selbst Hand anlegte und sich auf dessen Gebet die Steine schneller fügten, als auf des Teufels Flüche, so wurde dasselbe fertig, als der böse Feind mit dem letzten Steine durch die Luft geritten kam. So hatte dieser die Wette und damit eine Seele verloren und im Grimme schleuderte er den Felsblock auf seinen eigenen Bau herab, so daß dieser in Trümmer ging. Diese Trümmer bilden den Teufelsstein, unweit der Milseburg. Wir sehen also in dieser Sage den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume — denn der Teufel ist ja nur die heidnische Gottheit —, und so bildet diese Erzählung ein schönes Pendant zu der von Grimm (Deutsche Mythologie II, 973) mitgetheilten norwegischen Sage vom heil. Olaf, der auch mit einer Riesin wettet, eine Kirche eher zu vollenden, als sie eine Brücke, und der in ähnlicher Weise den Sieg davonträgt, wie Gangolfus in unserer Sage.

Eine bestimmte germanische Gottheit, den Wuotan, treffen wir bei den Hünengräbern von Oberrode unsern Fulda. Hier geht von Zeit zu Zeit ein Mann ohne Kopf umher, und in manchen Nächten werden die Jäger dort durch das Tosen des wüthenden Heeres erschreckt. Der Umstand, daß der kopflose Mann mit dem wüthenden Heere zusammengestellt wird, weist schon darauf, daß wir in ihm den Wuotan zu sehen haben; und zu allem Ueberflusse wird auch in anderen Sagen der Führer des wüthenden Heeres als kopflos dargestellt: so erscheint beispielsweise in einer meißnischen Volkssage der Führer, Hans Jagenteufel, als ein Mann, der gestiefelt und gespornt, ein Hifthorn über den Rücken, ohne Kopf auf einem Schimmel durch den Wald reitet (s. Grimm „Deutsche Sagen" Nro 109).

Eine ähnliche Sage knüpft sich ferner an die Teufelsmühle bei Bischofsheim. Das Schwarzbacher Wasser stürzt hier von einer 80 Fuß hohen Felswand herab und bildet ein Becken, welches den eben genannten Namen trägt. Bei Gewittern sieht man oft — so erzählen sich die Landleute — einen schwarzen riesigen Mann die Felswand auf- und abklimmen und in wilden Sprüngen um die Mühle tanzen. Auch hier scheint eine Wuotanssage zu Grunde zu liegen.

Auch an die sogenannte Herrgottseiche, die am Fuße des Himmelsberges, einer schon in der frühesten Grenzbeschreibung des Fuldaer Klosters im achten Jahrhundert erwähnten Anhöhe, gelegen ist, scheint sich die Verehrung einer heidnischen Gottheit, des Wuotan oder des Donar, dem ja die Eiche geweiht war, angeheftet zu haben. An dieser Eiche hing früher ein Heiligenbild, vor wenigen Jahrzehnten wurde der Baum umgehauen und in Folge dessen das Bild an eine andere Eiche befestigt. Man könnte nun annehmen, daß erst in christlichen Zeiten diesem Baume jener eigenthümliche Name beigelegt worden sei. Aber der Umstand, daß sich gerade auch hier Hünengräber befanden, die erst bei der Erbauung der Straße geebnet wurden, weist darauf hin, daß wir eine alte heidnische Cultusstätte vor uns haben, und daß man später ein Heiligenbild an diese Eiche befestigt, um die Neubekehrten von dem alten Götterdienste abzuziehen. In nicht weiter Entfernung hiervon bei Oberbimbach treffen wir „Herrgottsbuchen", und auch hier sind Hünengräber, die zum Theil geöffnet sind, und Bronzewaffen aufzuweisen. Es hat sich also auch hier die Erinnerung an den alten Götterdienst an altheidnische Begräbnißstätten angeheftet oder umgekehrt — man hat die Hügelgräber in der Nähe eines geheiligten Waldes angelegt.

Eine ähnliche Verbindung scheint bei Buttlar unsern Geisa stattgefunden zu haben. Auf der Höhe steht eine Michaelscapelle und am Fuße des Hügels finden wir Hügelgräber und flache Beerdigungsstätten; von letzteren wurde ein Grab von Prof. Knobloch aus Jena geöffnet und ein interessanter Inhalt darin gefunden. Der drachentödtende Heilige ist hier, wie so oft (man vergl. z. B. Grimm's „Mythologie" Vorrede S. XXXIII u. 180, 798), an die Stelle eines germanischen Gottes, wahrscheinlich des Wuotan, getreten. Ob auch die von dem Abte Eigil im achten Jahrhundert erbauete Michaelskirche in Fulda an die Stelle eines dem Wuotan geheiligten Waldes getreten ist, darüber fehlt uns jeder Anhalt. Unwahrscheinlich ist dies durchaus nicht; denn erst vor Kurzem ist unsern dieser Kirche aus Urnenresten und Knochenanhäufungen eine alte Ansiedelung — im Widerspruche mit einer Mittheilung in der alten vita St. Sturmii — nachgewiesen worden.

Eine schöne Donarsage der Rhön ist folgende: Als die Flur des auf der hohen Rhön gelegenen, jetzt ausgegangenen Dorfes Lohr getheilt werden sollte, gerieth das Markgericht

bei Festsetzung der Grenze in Streit. Da geschah plötzlich bei heiterm Himmel ein gewaltiger Donnerschlag, so daß die Leute entsetzt den Markstein fallen ließen. Der rollte den Omeschelberg hinunter und da, wo er liegen blieb, wurde die Grenze gezogen. Die Gottheit hatte gesprochen, und man achtete ihre Stimme. Der Stein liegt noch heute an der Stelle und heißt „Dunnerstoi“ (Donnerstein), und in der Nähe befindet sich auch eine Donnergrube.

Bekannt ist Donar's Attribut, der berühmte Hammer Miölnir, der nicht bloß Verderben sendet, sondern auch, wie aus mehreren Stellen der alten Poesie hervorgeht, eine belebende, segenspendende Kraft besitzt. So berührt, wie in der jüngern Edda erzählt wird, Donar oder Thorr Knochen mit seinem Hammer und belebte sie dadurch, und schon in der ältern Edda, im schönen Liede von Thrym, wird mitgetheilt, daß den Bräuten bei der Hochzeit ein Hammer in den Schoß gelegt wurde, um sie dadurch, zu segnen und fruchtbar zu machen. Ein ganz ähnlicher Gebrauch findet sich noch heute in der Rhön: wenigstens fand Verfasser in dem oberhessischen Städtchen Schlitz einen schön gearbeiteten Steinhammer in einer Familie, der den Kühen bei dem Kalben aufgelegt wurde, um den Thieren das Gebären dadurch zu erleichtern und die Kälber stattlich zu machen.

Eine eigenthümliche Sitte herrscht in der Rhön am sogenannten Hutzelsonntage, d. h. am ersten Sonntage der Fasten (Invocabit). An diesem Tage, nicht am Johannistage, wie Grimm irrthümlich mittheilt, werden nämlich die Hutzellichter gebrannt. Am Tage sammelt die Dorfjugend Stroh in den Häusern, bindet es in Büscheln und verbrennt diese auf den Höhen unter fröhlichem Gejauchze hin- und herlaufend. Nachher bewegt sich der lärmende Zug ins Dorf zurück, wandert von Hütte zu Hütte und singt vor jeder die nächst folgenden Strophen, die wir im Dialekte der Gegend, aber mit Erläuterung einzelner vielleicht unverständlicher Ausdrücke wiedergeben:

Zum Rilles (?), gale Erbes (gelbe Erbsen),
Mit Huitzelbrüh geschmälzt,
Und wenn'r uns kei' Huitzel (Dürrobst) gat,
So soll der Baum kei' Frucht mehr troer (tragen).
Schäba (Büschel Stroh) hin, Schäba her —
Gat uns die beste Huitzel her!
Droba auf dem Däusa (Ofenstange)
Steht a Körb voll Eier
Gat uns die frische,
Die annere laßt'r wischa.
Schäba hin, Schäba her ꝛc.
Droba in dem Schornstein
Hange die lange Säubein
Gat uns die lange,
Laßt die kurze hange!
Schäba hin ꝛc.
Droba in dem Ferscht (First)
Hange die lange Werscht
Gat uns die lange,
Die kurze laßt'r hange!
Schäba hin ꝛc.

Ist das Lied abgesungen, so werden die Burschen mit Dürrobst, Krapfen und Eiern abgefertigt. Früher haben wir auch brennende mit Stroh umwickelte Räder auf den Höhen wahrgenommen, doch hat sich dieser Brauch in den letzten Jahren verloren. Daß das Lied mit seinen den Sängern zum Theil unverständlichen Ausdrücken uralt ist, daß die ganze Feier in das Heidenthum zurückreicht, steht außer allem Zweifel. Aber auf welche Gottheit dürfte sie sich beziehen? Wir vermuthen auf Fro (altnord. Freyr); diesem war der Eber geheiligt: daher die Schinken und Würste in dem Liede; er war der Gott der Fruchtbarkeit, daher die Erwähnung des Dürrobstes und der Eier. Während des Osterfestes und am Johannistage brennen keine Feuer; dagegen werden am letztern Tage, wie in anderen Gegenden Deutschlands und Dänemarks, so auch in der Rhön, Kränze von Johannisblumen (Chrysanthemum leucanthemum) über die Hausthüren gehängt.

Die schönsten Hünengräber der Rhön befinden sich bei Unterbimbach, die sogenannten Heidenküppel oder Igelsküppel. Sie enthalten nach den durch den Museumsdirector Dr. Pinder in Cassel veranlaßten Ausgrabungen Waffen und Schmucksachen aus Bronze und Eisen. Nach einer hier verbreiteten Sage ist dort eine große Schlacht unter einem Feldherrn Igel geschlagen worden, und die Gefallenen sollen in den sechs Hügeln beigesetzt worden sein. Wenn wir uns nun daran erinnern, daß sich in der Rhein- und Moselgegend mehrfach sogenannte Eigelsteine finden, daß uns im Angelsächsischen Ortsnamen wie Aeglesburg, Aeglesford, Aeglesthorp begegnen, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Bezeichnung „Igelküppel“, ebenso wie die angelsächsischen Ortsnamen, auf den altnord. Eigill (ahd. Eigil), den Bruder des Schmieds Wieland, und den Tell des Nordens, zurückzuführen sind.

An den Heimberg, eine Höhe in Fuldas nächster Umgebung, knüpft sich auch eine eigenthümliche Sage, nämlich die, daß dort alle alten Junggesellen und Jungfern eingeschlossen werden sollen. Da dieser Berg früher von den Resten eines Schlackenwalls gekrönt war, der entweder als Vertheidigungsmittel oder zu Cultuszwecken gedient hat, so knüpft sich auch hier die Sage an eine den Germanen wichtige oder geweihte Stätte und hat sicher einen mythologischen Hintergrund. Wie sie aber zu deuten ist, darüber möchte ich nicht einmal eine Vermuthung wagen.

Auf die Nornen dürfte nachfolgende Sage aus dem Thale der fränkischen Saale zu beziehen sein. Auf der Botenlaube bei Kissingen wohnten in uralter Zeit drei Schwestern; zwei waren kreideweiß, die dritte halb schwarz, halb weiß, gleich der halbschwarzen, halb menschenfarbigen Hel der Edda. Und ähnlich wie bei Saxo Grammaticus von der einen altnordischen Parze gesagt wird, sie sei bös gesinnt gewesen, heißt es auch hier, daß zwei der Schwestern christlich und gut gesinnt, die dritte aber böse gewesen sei, und ihr wird daher auch das Attribut des Teufels, der Geißfuß, beigelegt. Weniger deutlich ist folgende Sage. Auf der Dreistelz bei Brückenau erhob sich einstmals eine stattliche Burg; darin wohnten drei Fräulein, die man ob ihrer Pracht und Hoffahrt nur die „drei Stolzen“ hieß, und daher empfing auch ihr Schloß den Namen „Dreistolzenburg“. Eines Tages kam ein armer Pilger, bat um Obdach und Imbiß, ward aber hart angelassen, und da er nicht gleich ging, so hetzten sie die Rüden auf ihn. Da fluchte der Pilger der Burg und ihren Bewohnern und sofort versank alles in die Höhlung des Berges; ein klarer See trat an seine Stelle, aber noch hört man bisweilen in der Tiefe des Wassers den Hahn krähen.

Reich sprudelt der Sagenborn von den Wasserjungfrauen, namentlich auf der sogenannten hohen Rhön, wie dies bei dem eigenthümlichen Charakter dieser Gegend, namentlich bei dem Reichthume an einsamen Mooren, leicht erklärlich ist. Von den vielen Sagen über diesen Stoff erwähnen wir nur einige. Nach Oberelsbach kam alljährlich zum Kirchweihfeste eine schöne Maid, Niemand wußte, woher. Sie war so minniglich, daß sich alle Burschen um einen Reigen mit ihr stritten. Ihre Gunst aber wendete sie zumeist einem zu, der bereits ein Bräutlein besaß. Schlag zehn Uhr Abends verließ sie den Tanzplatz und Niemand wußte, wohin sie ging.

Als sie einstmals ihren Besuch wiederholte, richteten die Burschen, um sie länger aufzuhalten, die Uhr um eine Stunde zurück und verkündigten ihr erst, als es schon zehn Uhr geschlagen hatte, die Täuschung. Da ward die Dirne leichenblaß, nahm weinend Abschied, und bemerkte, es sei um sie geschehen. Dann ging sie von hinnen und etliche folgten ihr von Weitem nach. Sie schlug den Weg nach dem sogenannten schwarzen Moore ein; das öffnete sich bei ihrem Nahen und sie versank darin. Wenige Augenblicke darauf klang es wie ein ferner Jammerruf in der Tiefe, und am folgenden Tage fand man an der Stelle das Moorwasser vom Blute roth gefärbt, ein Zug, der, wie Grimm nachweist, sich oft bei den Sagen von den Wassernixen findet. Diese Moorjungfrauen verkehren gern mit den Menschen, aber immer erkennt man sie daran, daß der Zipfel ihres Schürztuches naß ist; es berührt sich demnach hier die deutsche Sage ganz mit der wendischen, da auch hier der Wassermann in einem linnenen Kittel erscheint, dessen unterer Saum feucht ist. Auch in dem südlichen Vorlande der Rhön spielen Sagen vom Wassernix. Leute, die unterhalb Mellrichstadt über das Flüßchen Streu gehen, werden oft durch den dort hausenden Wassergeist, der wegen seiner aufgeschlitzten Ohren den Namen „Schlitzöhrchen" führt (s. Grimm „Mythologie" I, 459), unter das Wasser getaucht und ersäuft.

Die Sagen über die Wichtelleute treten unseres Wissens nur an dem Ostabhange des Gebirges, in der Muschelkalkplatte der fränkischen Vorlande auf. Einstmals stieg ein Wichtel — so lautet eine Erzählung — auf den Speicherboden der Lindesmühle bei Kissingen und schrie beständig, obwohl er nur eine Aehre trug. Da rief der Müller zornig: „Du Blutkröt! Was kreischest du über dein Aehrlein Korn?" Auf diese rauhe Rede hin trugen die Wichtelleute alles Getreide fort und der Müller ward ein armer Mann. Ein Gehänge an der Saale, nahe bei Kissingen, heißt der Batzeleiten, und wo die Felsen zu Tage gehen, nennt man es die Eilingsburg. Da ist die Wichtelhöhle, die den Zwergen als Aufenthaltsort gedient hat.

Die Sagen über den Weltuntergang sind gleichfalls nur auf die Muschelkalkplatte der fränkischen Vorlande beschränkt, und nie ist hier vom Untergange der Welt durch Feuer, sondern immer nur von Ueberschwemmungen die Rede, ein neuer Beweis dafür, daß die vulcanischen Ausbrüche in der Rhön lange vor der Ankunft der Menschen stattgefunden haben. Der Heppberg bei Oberelsbach umfaßt nach der Sage eine gewaltige mit Wasser angefüllte Höhlung. Wer auf seinem Gipfel das Ohr zur Erde neigt, vernimmt das dumpfe Brausen der Wellen, die an die Wände des Berges schlagen; einst wird dieser seinen Schoß öffnen und mit seinen Fluthen alles Land überschwemmen. Auch von dem Frickenhäuser See bei Mellrichstadt heißt es, er sei früher eine Meerader gewesen, werde einst ausbrechen und ganz Franken überschwemmen. Zu Würzburg werde alljährlich zur Abwendung dieser Wasserfluth eine Messe gelesen.

Daß der Hexenglaube in unserm Gebiete noch sehr lebendig ist, brauchen wir nicht erst anzudeuten. Wir gehen jedoch auf dieses Feld nicht ein und wollen nur — und damit schließen wir unsere Betrachtung — dem freundlichen Leser ein sehr beliebtes Gegenmittel gegen das Verhexen der Kühe anrathen. Man räuchert nämlich den Stall aus und dazu verwendet man folgende Ingredienzen: Teufelsdreck, Todtenbein, Meerhirsen, Allermannsharnisch, Fünffingerkraut und schwarzen Kümmel, also eine Composition, die an Sonderbarlichkeit wohl kaum von dem berühmten Freikugelnrecepte im Freischütz übertroffen werden dürfte.

Aus allen Erdtheilen.

Amerika.

— Als die hervorragendste Erscheinung, welche seit langer Zeit die deutsche Literatur über die Vereinigten Staaten aufzuweisen gehabt, begrüßen wir den unlängst ausgegebenen ersten Band von Professor Dr. Friedrich Ratzel's „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" mit dem Specialtitel: „Physikalische Geographie und Naturcharakter der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (München, R. Oldenburg, 1878). Es ist kein Zweifel, daß der Mangel einer gründlichen Beschreibung der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine der auffallendsten Lücken in unserer geographischen Literatur bildete. Weder in Deutschland noch in England oder Frankreich und selbst nicht in den Vereinigten Staaten ist in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, uns das Bild des hochwichtigen Landes nach den neuen Forschungen und Entdeckungen, die sich seit drei Jahrzehnten wahrhaft gedrängt haben, in vertrauenswürdigen Zügen zu zeichnen. Wir in Deutschland haben seit Jahren auf Wappäus' Handbuch der Geographie und Statistik von Nordamerika, ein gründliches und gediegenes Werk, zurückgreifen müssen, das 1855 und seitdem nicht mehr erschienen ist; wir haben daneben Karl Andree's Nordamerika gehabt, das nun ebenfalls über zwanzig Jahre alt ist. Es genügt aber, daran zu erinnern, daß man die eingehendere Erforschung der ganzen westlichen Hälfte des weiten Gebietes, die in geographischer Hinsicht die wichtigste genannt werden darf, erst von dem Beginne der großen Wanderungen nach den Steppen und Gebirgen des Westens und nach Californien an datirt, um sich klar zu machen, wie unvollständig in den wichtigsten Abschnitten gegenwärtig diese zu ihrer Zeit vortrefflichen Arbeiten sein müssen. Ohne im Mindesten die Pflicht der Dankbarkeit zu verletzen, welche wir ihren Verfassern schulden, dürfen wir diese unsere deutschen Grundwerke über die Vereinigten Staaten als für unser heutiges Bedürfniß nicht mehr genügend erklären.

Die Vereinigten Staaten, nicht viel kleiner als Europa selbst, sind dabei das einzige größere außereuropäische Land, das nach Oberflächengestaltung, Bewässerung, geologischem Bau, Pflanzen- und Thierwelt genügend genau bekannt ist, um zu Vergleichen mit unserm Erdtheile herangezogen werden zu können, und was besonders die Geschichte der Erde anlangt, so ist es nur von ihnen beiden möglich, ein allgemeines Bild der geologischen Entwickelung und der Entwickelung ihrer Lebewelt zu entwerfen.

Sollen wir ferner daran erinnern, daß die Culturgeographie sich außer mit Rußland mit keinem gleichgroßen Staate civilisirter Völker zu beschäftigen hat? Daß die Vereinigten Staaten mit ihren nahezu 10 Mill. Quadratkilometern, ihren 45 Mill. Einwohnern, ihrem Handelsverkehr von 4 Milliarden, ihren Eisenbahnen von 120 000 Kilometern, ihren Telegraphen, Dampferlinien, Häfen, Großstädten; ihrem Racen- und Völkergemisch, welches Staats- und Gesellschaftsformen erzeugt, die wir in der Alten Welt nicht kennen; ihrer Verpflanzung altweltlicher Culturproducte in den jungen Boden, der bald zur Versuchsstation aller hohen

und niederen Erfindungen des Menschengeistes geworden scheint — daß dieses seltsame, gährende, nervöse Volk, das dem Ethnographen das nie gesehene Schauspiel eines aus bekannten Elementen zu einem vorher unbekannten Typus erwachsenden Valkes bietet, daß dieser Staat, der größte Freistaat der Neuzeit, der in 100 Jahren zu einer achtunggebietenden Weltmacht erwachsen ist, gekannt werden muß, und nicht oberflächlich van Jedem, der überhaupt die moderne Welt verstehen will?

Das Werk Ratzel's versucht, wissenschaftliche Gründlichkeit mit allgemeiner Verständlichkeit und das rein geographische und völkerkundliche Interesse mit praktischer Benutzbarkeit zu verbinden, damit es für den Geschäftsmann, den Auswanderer, den Zeitungsleser, jeden Freund der Erdkunde ebenso wie für den Gelehrten brauchbar werde und ihm Auskunft ertheile. Deshalb ist auf die Anordnung des Stoffes nach seinen natürlichen Abschnitten, die Druckökonomie, die graphische Veranschaulichung, Inhaltsverzeichniß und Register besandere Sorgfalt verwendet. Die wissenschaftliche Beschreibung und Zusammenfassung des allgemeinen Theiles ist streng von dem schildernden Theil (dieser theils nach eigener Anschauung des Verfassers, theils nach den zuverlässigsten Gewährsmännern) getrennt gehalten. Während letzterer versucht, ein Naturgemälde der Vereinigten Staaten in großen Zügen zu entwerfen, ist in den allgemeinen Abschnitten (Begrenzung und Umriß; Geologischer Bau; Oberflächengestaltung; Ströme, Flüsse und Seen; Klima; Pflanzenwelt; Thierwelt) dem genetischen und vergleichenden Element jene Beachtung gewidmet, welche die moderne (physikalische) Erdkunde erheischt. Die Betanung der gealogischen und erdgeschichtlichen Verhältnisse im ersten, der ethnographischen und geschichtlichen im zweiten Bande prägt diese genetische Auffassung aus, welche dazu dienen wird, die Erfassung mancher fremdartigen Erscheinung der amerikanischen Natur und des amerikanischen Lebens zu vertiefen, hoffentlich auch in einigen Fällen zu erleichtern.

Der zweite Band wird in ähnlichem Umfange wie der erste die natürlichen Culturbedingungen in dem Gebiete der Vereinigten Staaten, die einstige und jetzige Bevölkerung derselben nach ihrer ethnagraphischen und politischen Stellung, das Leben des Valkskörpers, wie es die Statistik darlegt, die Entwickelung und die Einrichtungen der wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse, das geistige Leben in Literatur und Kunst, Wissenschaft und Schule in einer Reihe von allgemeiner gehaltenen Capiteln behandeln und mit einer eingehenden und auf die neuesten Quellen gestützten Beschreibung der einzelnen Staaten und Territorien, der Grafschaften und Städte schließen. Eine Reihe van Karten und Tabellen wird die graphisch darstellbaren Verhältnisse (Racen und Nationalitäten, Dichtigkeit der Bevölkerung, Verbreitung gewisser Culturen, Verbreitung nutzbarer Mineralien und dergleichen) erläutern.

— Ueber das Aussterben des amerikanischen Bison (vergl. „Glabus" XXXIII, S. 7) kann ich aus eigener Anschauung einige Details hinzufügen. Bei einer zweimaligen Fahrt quer durch den Cantinent ist mir kein einziger Büffel zu Gesicht gekommen, und dies in Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren Tausende weideten, und man vom Eisenbahnzug aus auf sie schaß. Man kann sagen, daß in den Thälern des Platte, Republican, Salomon und Arkansas Millianen getödtet worden, und zwar nur des Felles wegen, welches für anderthalb Dollars verkauft wird. Die Haut liefert ein schlechtes Leder, die Knachen werden an den Stationen in Haufen gesammelt und zum Düngen nach dem Osten gesandt. Nur das Fell der im Winter erlegten Thiere eignet sich zu Pelzen, da dann das Haar dicht und fest ist. Im vergangenen Winter wurden an den Linien der Union- und Kansas-Pacific-Bahnen allein 100 000 Büffel getödtet. Auch die Indianer, speciell die Pawnee- und Omaha-Stämme, beschäftigen sich mit der Zubereitung der Felle für den Handel. Die Stadt Griffin im Staate Texas ist ein Hauptsammelpunkt für die professionellen Büffeljäger, deren oft 1500 dort zusammenkammen. Wiesen von mehreren Ackern Größe sind dort oft mit Häuten bedeckt, die in der Sanne trocknen, und hohe Haufen derselben stehen zur Versendung bereit; dieselben sind dort 1 Doll. bis 1 Doll. 60 Cents werth. Diese Leute betreiben die Jagd als Geschäft, sie brauchen das Zündnadelgewehr mit Fernrohr, kaufen ihr Pulver per Faß, ihr Blei in Barren und machen ihre Patranen und Kugeln selbst. Bei jeder Jägerabtheilung gebrauchen nur ein oder zwei die Gewehre, und es wird eine Herde von 30 bis 40 Stück gewöhnlich auf einem 2 Acker großen Platz getödtet. Sobald der erste Büffel gefallen, sammeln sich die anderen um den Körper, wittern am Blut und stampfen den Baden, während der Jäger einen nach dem andern niederschießt, so lange er verborgen bleibt ader bis der letzte gefallen, denn der Büffel achtet nicht auf den Knall, sondern flieht nur beim Anblick ader bei Witterung seines Feindes. Hierauf begeben sich die Abhäuter an das „Schälen", wabei manche so geschickt sind, daß sie in fünf Minuten einem ausgewachsenen Bullen das Fell über die Ohren ziehen. Auch das Fleisch wird oft auf den Markt geschickt. General Crook, der Indianerkämpfer, hat kürzlich gesagt, daß die Abnahme der Büffel so rasch sei, daß die Rothhäute sehr bald nach einem andern Lebensunterhalt greifen müssen. Nach seiner Meinung sind während der letzten zehn Jahre mehr als 100 000 Büffel per Jahr getödtet warden, während die natürliche Zunahme viel geringer ist, denn der größte Theil der Getödteten besteht aus Kühen, so daß ohne baldiges Einschreiten des Congresses durch Erlassen eines Jagdgesetzes der amerikanische Bison bald eine so große Seltenheit wie sein Vetter, der eurapäische Auerochs, sein wird. Jedenfalls hatte General Sheridan Recht, als er sagte, die Indianerfrage würde zugleich mit dem Schicksal der Büffel entschieden werden, — denn beide werden zu derselben Zeit verschwinden.

San Franciscea, 15. Febr. 1878. Franz Birgham.

— In Mexico wird an der Eisenbahn von der Hauptstadt des Landes nach Cuernavaca fleißig gearbeitet, welche später nach Acapulco am Stillen Ocean fortgesetzt werden sall; desgleichen wird die Bahn von Mexico nach Tolnca gebaut mit einer Abzweigung nach Tenancinga. Beide Routen haben dasselbe Ziel vor Augen: erst reiches Getreideland auf den 8000 bis 9000 Fuß hahen Plateaux, dann die Zuckerfelder von Cuantla (4000 bis 6000 Fuß hoch); alsdann kommt freilich die schwerer zu passirende Cordillera mit ihren reißenden Flüssen Mescale und Papagayo, und zuletzt die Baumwollenfelder des Staates Guerrero.

Berichtigung. Durch ein Versehen bei der Herstellung der Farbenplatten zu der Karte auf S. 264, die neuen Territorialgrenzen auf der Balkanhalbinsel darstellend, sind drei erst später bekannt gewordene Aenderungen an der Südgrenze des projectirten Fürstenthums Bulgarien nicht zur Darstellung gelangt. Nach dem Frieden van H. Stephanos sollen nämlich Lüle Burgas (südöstlich von Adrianopel), Tschirmen (nordwestlich von Adrianopel) und der Strand zwischen Saloniki und der Mündung des Wardar bulgarisch werden, hätten also mit blauer Farbe bedeckt werden müssen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

V.

Die Ruinen von Sikyon, Kleonä und Nemea. Die Schlucht H. Sosti. Die Ebene von Argos. Nauplia und seine Burg.

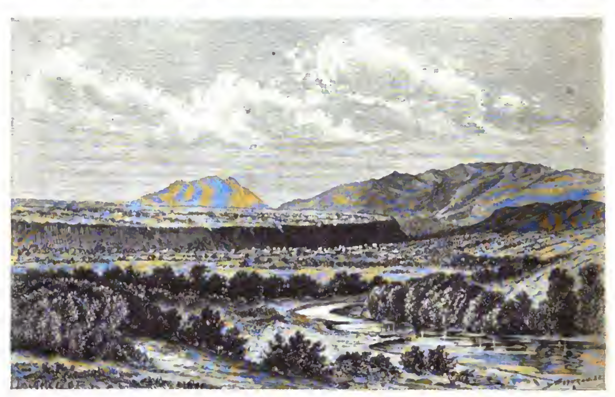
Belle's anfänglicher Plan, noch am selben Tage, wo er Akrokorinth besucht hatte, nach dem Dorfe Charvati bei den Ruinen von Mykenae zu reiten, wurde dadurch gestört, daß einer seiner beiden Begleiter, ein Mitglied des Französischen Archäologischen Instituts von Athen, durch die Strapazen des vorhergehenden Tages so angegriffen war, daß er der Ruhe bedurfte. Da ihnen zudem der in Kalamaki fällige Dampfer Briefe und Zeitungen aus der Heimath bringen konnte, so beschlossen sie, noch eine Nacht in Korinth zu verweilen. Die freie Zeit benutzte Belle, mit seinem zweiten Reisegefährten einen Ausflug nach dem nahen Sikyon zu machen, das in nordwestlicher Richtung etwa 18 Stadien von Korinth entfernt liegt. Derjenige Theil der letztern Stadt, welchen man dabei passirt, ist durch das Erdbeben derart durch einander geworfen und gleichsam zu Staub verwandelt worden, daß man sich kein ärgeres Bild der Zerstörung vorzustellen vermag.

Am Nordrande der einst von den Bauten Alt-Korinths bedeckten Fläche treten unter grottenartig überhängenden Felsen eine Anzahl reicher Quellen zu Tage und erzeugen eine üppig wuchernde Vegetation. Dort hatten sich die türkischen Beys von Korinth ihr Lustschloß angelegt, dessen Gärten bis zum Meere hinabreichten. Von dort sahen sie hinunter auf eine entzückende Landschaft und auf die Stadt mit ihren bunt angestrichenen Häusern und hoch aufragenden Minarets. Kiamil-Bey, der letzte Sproß einer Familie, in welcher diese Würde seit einem Jahrhundert erblich war, hatte den Fürstensitz noch durch Wasserbecken, Springbrunnen, Marmorbäder, Kiosks u. s. w. verschönert. Er galt für den menschlichsten, den besten Türken in Morea; aber das rettete ihn nicht, als der griechische Freiheitskampf ausbrach. Er wurde gefangen genommen und auf Akrokorinth bewacht. Als dann die Türken von Norden zum Entsatze heranrückten, erwürgte ihn der auf der Burg Commandirende, der hydriotische Priester Achilleas, ehe er den Platz aufgab, und sein Schloß wurde gegen Ende April 1821 von dem Archimandriten Dikaios, nachdem er vergeblich die Griechen zum Widerstande gegen die Türken ermuntert hatte, niedergebrannt.

Der Weg führt weiterhin durch einen stämmigen Oelbaumwald und dann geradeaus über eine fruchtbare, gut angebaute und dörferreiche Ebene. Zur Linken bleibt auf einer Felsenspitze, welche ein tiefes Thal von dem höhern Akrokorinth trennt, eine kleine von Geoffroy von Villehardouin erbaute Burg, altfranzösisch Montesquiou (d. h. steiler Berg) genannt, was sich die Griechen mit Monteskuv und später mit Penteskupe mundrecht gemacht haben. Im Jahr 1826 hat der Archon Notaras die Ruine ausbessern und das Wappen des Erbauers über dem Eingangsthore wiederherstellen lassen.

Nach einander überschritten die Reisenden drei Flüsse,

den Longo Potamo, den Kutzomaki oder Nemea des Alterthums und den träge zum Meere strömenden Asopos, der wie die meisten Wasserläufe Griechenlands im Sommer trocken liegt. Dann bogen sie links ab auf eine ziemlich hohe und breite Terrasse zu, welche schon länger als eine Stunde sichtbar war und die Stätte des alten Sikyon oder wenigstens der Oberstadt bezeichnet. Im Osten wird diese Hochfläche von dem tiefeingeschnittenen Thale des Asopos, im Westen von einem kleinern Flusse, der im Alterthume Helisson hieß, begrenzt und fällt auch nordwärts zu der an 3 Kilometer breiten Strandebene steil ab, während sie im Süden nur durch einen schmalen Rücken mit den höheren Gebirgen zusammenhängt. Am Fuße dieser Terrasse lag die untere Stadt und 3 Kilometer von dort der künstliche gegrabene Hafen, schlechtweg „Limen" genannt, das bezeichnend, wofür heute das Wort „Marina" gebraucht wird. Der Weg, auf welchem man von der Strandebene zur Hochfläche hinaufsteigt, ist heute noch derselbe wie im Alterthume und zeigt noch deutlich die antiken Geleise. Bald hatten sie so das Dorf Vasilika erreicht, welches, hart am Nordrande des Plateaus gelegen, nur aus etwa 50 von Albanesen bewohnten Häusern besteht, die Getreide und Wein bauen und in guten Verhältnissen zu leben scheinen. Der erste Blick über die Umgebung läßt den Fremden die vortreffliche Lage des alten Sikyon erkennen: nach allen Seiten hin von Natur fest und geschützt, bot die weite Fläche den Bewohnern einen viel größern Raum dar, als man sonst in griechischen Städten findet. Unterirdische Wasserleitungen, deren gewölbte Mündungen man noch sieht, führten das nöthige Naß auf die höchste Stelle, und von dort vertheilte sich das Wasser in die Brunnen und Bäder und über die Gärten und Gemüsefelder, welche in reicher Fülle die Stadt umgaben [1]). Der fette Boden namentlich am Fuße der Terrasse brachte jene als „Beeren von Sikyon" berühmten Oliven und eine Fülle von Blüthen hervor, welche, zu Kränzen gewunden, die Hetären des nahen Korinth schmückten. Auch der Rossezucht war die Ebene dienlich; sikyonische Pferde waren so gesucht, daß es in Athen fast für Verschwendung galt, auch nur ein Gespann derselben im Stalle zu haben. Durch Lager trefflichen Thons in der Ebene und Kupfergruben im Asopos-Thale gefördert, blühte hier schon in ältester Zeit die bildende Kunst und erreichte unter der hundertjährigen Herrschaft der Orthagoriden (666 bis 566) ihren Höhepunkt. Wie in Korinth, Florenz, Pisa, Venedig, Antwerpen und an anderen Orten, so hat auch hier der aufgeklärte Despotismus einer Familie oder einer oligarchischen Kaufmannschaft am meisten zur Pflege der Künste beigetragen. In Sikyon kann man, wie in Ionien und Athen, von einer wirklichen Schule sprechen, welche im Gegensatze zum Idealismus eines Phidias den realistischen Stil pflegte und nach genauer Nachahmung der Natur und materieller Vollendung strebte. Bildnerei in Marmor und Erz und Malerei überlebten den Sturz der Orthagoriden durch Sparta und das Schwinden der politischen Macht Sikyons; kolossal waren die Preise, welche kunstliebende Fürsten der Diadochenzeit den Künstlern Sikyons für Statuen und Gemälde zahlten, kolossal die Masse von Bildsäulen, welche die Stadt enthielt und welche später die Römer, namentlich M. Scaurus, entführten, um ihre Theater, Bäder und Paläste damit zu schmücken. Nicht minder blühte Sikyon aber durch Industrie und Handel, als dessen



Die Stätte des alten Sikyon. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

[1]) Ihr Name Sekyon wurde darum durch Volksetymologie zu Sikyon umgewandelt, was „ein mit Gurken bepflanzter Ort" bedeutet. Ursprünglich hieß sie Mēkōne, ein Name, welcher auch in Palästina vorkommt, mit „Haus, Wohnung" übersetzt werden kann und auf einstige semitische Niederlassung deutet.

Zeugen man in den verschiedenen Theilen der Peloponnes sikyonische Münzen in Menge findet.

Anfangs stand auf der beschriebenen Hochfläche nur die Burg, bis Demetrios Poliorketes im Jahr 303 die Stadt unterwarf und ihre Bewohner zwang, sich oben anzusiedeln. Wie alle Stadtanlagen spätgriechischer Zeit, so bestand auch Neu-Sikyon, welches nur vorübergehend den Namen seines Erbauers trug, aus lauter genau orientirten und sich rechtwinkelig schneidenden Straßen. Reste und Grundmauern der außerordentlich kleinen Häuser lassen sich noch deutlich erkennen. Durch Aratos vom makedonischen Joche befreit, gab Sikyon später den Anstoß zur Wiederherstellung des achäischen Bundes, weshalb der Name Achaïas auf ihr Gebiet und das von Korinth ausgedehnt wurde, welches man erst in römischer Kaiserzeit zu Argolis rechnete.

Westlich vom heutigen Dorfe Basilika liegt eine kleine höhere Felspartie, welche die Akropolis der demetrischen Stadt mit ihren Tempeln trug, und in die Nordostseite derselben ist das Theater hineingegraben. Nicht nur seine 40 Sitzreihen, sondern auch die Fundamente des Bühnengebäudes sind aus dem gewachsenen Felsen herausgearbeitet worden; nur hat derselbe für ein vollständiges Halbrund nicht ausgereicht, so daß man genöthigt war, an beiden Enden desselben aus riesigen Quadern je einen Flügel anzubauen, unter welchen hindurch ein gewölbter Gang Zutritt in das Innere gewährte. Die Schönheit dieses Ortes wird noch durch die großartige Umgebung gehoben, die reiche Strandebene, welche ostwärts sanft zum Felsen von Akrokorinth ansteigt, den blauen Meerbusen mit der Küste Böotiens und dahinter die Gipfel des Parnassos, Helikon und Kithäron. Nordwestlich neben dem Theater erkennt man noch deutlich die Spuren eines 220 Meter langen Stadions. Sonst aber ist nichts von all' den Tempeln, Statuen und Denkmälern, welche Pausanias so eingehend beschreibt, übrig geblieben als Säulentrümmer, zerschlagene Marmorplatten, formlose Ruinenhaufen und ein paar sculptirte Stücke in den Mauern einiger benachbarten Kirchen.

Lange genossen Belle und sein Gefährte die entzückende Aussicht von den Stufen des Theaters aus; dann stiegen sie hinab in die Ebene und langten zwei Stunden später wieder in Korinth an.



Frau aus Hagios Basilios. (Nach einer Photographie.)

Am folgenden Tage um 6 Uhr, als die Ebene noch im tiefen Schatten lag und nur erst der Gipfel von Akrokorinth von der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde, traten sie von dort ihre Weiterreise an. Bald befanden sie sich, Akrokorinth westlich umgehend, in dem tiefen Thale des von Myrten und wilden Birnbäumen beschatteten Longo Potamo und stiegen zwischen zwei kahlen Bergrücken zu einem Hügel hinan, der das große Dorf Hagios Basilios trägt. Einige Frauen waren von dem Orte bis zur Straße herabgestiegen, um die Reisenden vorbeiziehen zu sehen, was diesen Gelegenheit gab, die eigenthümliche Kopftracht jener zu bewundern: ein gesticktes Tuch wird turbanartig um den Kopf gewunden, so daß die beiden mit Fransen versehenen Enden gefällig an der Seite herabhängen. Unweit davon zeigen sich rechter Hand auf der Spitze eines niedrigen Hügels die spärlichen Reste des alten Kleonä, welches den wichtigen Paß zwischen Korinth und Argos beherrschte, aber schon früh seine Selbständigkeit an letzteres einbüßte. Feld- und Gartenbau waren seine Haupterwerbsquellen, und dazu befähigte es die verhältnißmäßig große fruchtbare Ebene ringsum, in welcher die Quellbäche des Longo Potamo zusammenströmen. — Weiter führte ihr Weg bei alten Steinbrüchen und bei dem kleinen Dorfe Kurtessa vorüber und verließ dann die alte Straße nach Argos, um rechts in eine unwegsame mit Dornen und Ginster bewachsene Schlucht abbiegend Nemea zu erreichen. In diese schluchten- und höhlenreiche Gegend verlegte die Sage des Herakles Kampf mit dem nemeischen Löwen, die erste seiner zwölf Arbeiten, in welchen die zwölf Zeichen des Thierkreises symbolisirt sind, die Herakles, der Sonnengott, zu bewältigen hat.

Plötzlich öffnen sich die Felsen und hören auf, und vor den Reisenden lag ein kleines rundes Thalbecken von melancholischem Aussehen. Keine Bäume, kein Gebüsch war zu sehen, nichts als rothes Haidekraut, so weit das Auge reichte. Auch kein Mensch weit und breit; nur die helle Stimme



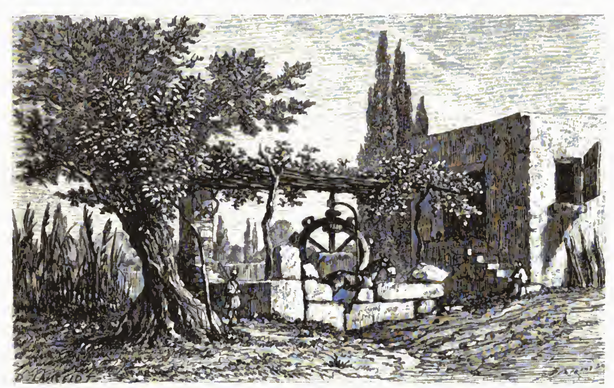
Zeus-Tempel in Nemea. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)



Die Ebene von Argos. (Nach einer Photographie.)

aufsteigender Lerchen unterbrach das tiefe Schweigen. In der Mitte des Thales, welches jetzt unbewohnt ist und auch im Alterthume nie eine städtische Ortschaft umschloß, erheben sich drei dorische Säulen, zwei davon noch durch ein Stück des Architravs verbunden, die dritte freistehend und schon wankend, die letzten Reste des wahrscheinlich erst aus makedonischer Zeit stammenden Tempels des Zeus, welcher seit alten Zeiten auf dem nahen Berge Phuka (einst Apesas) als Gewitter- und Regengott verehrt worden war und dem zu Ehren die Argiver hier seit dem vierten Jahre der 51. Olympiade alle zwei Jahre Festspiele feierten, deren höchster Preis ein Eppichkranz war. Ein heiliger Kypressenhain umschloß einst den Tempel und die Quelle Adrasteia, an welcher Belle und seine Gefährten eine kurze Rast hielten. Genau so wie dieses Heiligthum liegen noch heutigen Tages in Griechenland die Klöster, welche an die Stelle der antiken Tempel getreten sind, abseits der großen Verkehrsstraßen in einsamen Gegenden und im Schatten von Oelbäumen und Platanen.

Die Franzosen setzten ihre Reise fort, indem sie die Berge südlich von Nemea überschritten. Zwischen Haidekraut, Felsblöcken und Gestrüpp kletterten sie zu Fuße eine Schlucht hinauf und ließen die Pferde sich selbst einen Weg suchen. Schwieriger noch und steiler war auf der andern Seite der Abstieg. Um so überraschender war für sie der plötzliche Anblick des Kani von Dervenaki, der sie an die lieblichsten Gegenden der Provence erinnerte. Solche unerwartete und leider nur zu kleine Oasen in der Wüste bietet Griechenland öfters. Eine Mühle wird von dem Wasser eines Gießbaches getrieben, Pappeln und Nußbäume beschatten sie und vor



In einem Dorfe der argolischen Ebene. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

dem Wirthshause waren in einem von Maulbeer- und Olivenbäumen beschatteten und mit blühenden Rosenhecken, Hollunder und Oleander gezierten Garten albanesische Frauen in ihren malerischen Trachten beschäftigt, Weinstöcke zu beschneiden. Gleich dahinter aber tritt der Weg in ein enges felsiges Thal, dessen Bach die Reisenden wohl zwanzigmal durchkreuzen mußten. Oleander und Myrten, in denen Turteltauben nisten, wachsen an seinem Ufer und in den Keuschlammbüschen kriechen Schildkröten mit braunem, hochgewölbtem Rückenschilde umher, während auf den Bergen Ziegenherden weit zerstreut weiden, deren Hirt, auf seinen Stab gelehnt, der kleinen aus sieben Pferden bestehenden Karawane der Reisenden langsam mit den Augen folgt. Nach jedem Schritte hielten die Pferde kurz an, probirten zunächst die Steine und den Grund und setzten dann entschlossen den Fuß weiter, daß das Wasser weit herumspritzte, während die Agoyaten mit Hülfe ihrer Stöcke oder, sich an den Schwänzen der Packpferde haltend, von Stein zu Stein sprangen und dabei manch unfreiwilliges Bad nahmen.

Diese nach dem Heiligen Sosti benannte Schlucht war im Jahr 1822 der Schauplatz einer blutigen Niederlage, welche der Bandenführer Kolokotroni den Türken beibrachte. Dramali Pascha führte damals sein Heer eilends von Argos, dessen Citadelle er nicht hatte erobern können, nach Norden zurück. Das Land war von den Einwohnern selbst verwüstet worden und die Sommerhitze hatte Bäche und Quellen versiegen lassen. Und als die Türken sich in jener Schlucht befanden, griff Kolokotroni mit 1000 Palikaren an und tödtete ihnen 3000 der Ihrigen; der Rest entkam.

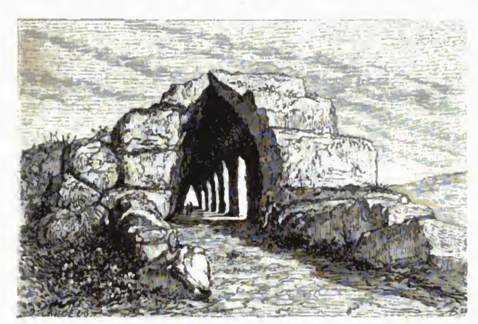
Endlich ritten unsere Reisenden auf die weite Ebene von Argos hinaus, die sich bis an das ferne im Sonnenlicht glänzende Meer erstreckt. Im Süden zeigt sich das Castel von Argos mit seinen Zinnenmauern, zur Linken die weißen Häuser von Nauplia und über ihnen der steile Fels Palamidi. Die Ebene selbst war von noch grünen Getreidefeldern, Gärten und zerstreuten Dörfern bedeckt. Zunächst aber war nicht Argos ihr Ziel, sondern das Dörfchen Charvati mit den Ruinen Mykenaes und Schliemann's Ausgrabungen, auf



Nauplia und die Festung Palamidi. (Nach einer Photographie.)

welche wir hier unter Verweisung auf Nro. 13 bis 15 dieses Bandes nicht weiter eingehen.

Nach einer in dem ärmlichen Charvati schlecht verbrachten Nacht erreichten sie von dort in einer Viertelstunde die fahrbare, aber wie immer schlecht unterhaltene Straße nach Nauplia. Rechts und links von ihr ist die Ebene mit Wein- und Tabackspflanzungen bedeckt; der argolische Taback ist berühmt und wird nach der Türkei als griechischer, nach Europa als türkischer ausgeführt. Ebenso breitet sich der Anbau der syrischen Baumwollenstaude, welche nur 80 bis 100 Centimeter hoch wird, hier von Jahr zu Jahr mehr aus; in Nauplia besteht eine Fabrik, welche das Product auskörnt, reinigt und zur Ausfuhr in Ballen preßt. Dörfer und Häusergruppen, von Gärten und hohen Pappeln umgeben, zeigen sich längs der Straße, und je näher man der Stadt kommt, um so mehr Fußgängern, Reitern, Karren und Wagen begegnet man, eine in Griechenland ungewohnte Erscheinung. Es sind Bauern, die in der Stadt ihre Producte verkauft haben, Städter, die nach den Saatarbeiten auf ihren Landgütern sehen wollen, oder Reisende, die sich in Nauplia einzuschiffen beabsichtigen. Dicht bei der Stadt wird die Straße auch breiter und besser, führt am Hafen entlang beim Fuße der Burg Palamidi vorbei, überschreitet eine Zugbrücke und passirt endlich das mit dem venetianischen Wappen geschmückte Stadtthor. Die zwischen Befestigungswerken eingeschnürte Stadt zählt nur 4000 Einwohner, macht aber mit ihren geraden, gepflasterten Straßen, ihren reinlichen, selbst eleganten Häusern und europäisch gekleideten Bürgern einen durchaus civilisirten Eindruck, der durch die großen aus der Venetianerzeit herrührenden Magazine am Fuße der Citadelle und den von Capo d'Istria erbauten Regierungspalast noch bedeutend gehoben wird. Am Hafen treiben sich in den Schänken und Läden Matrosen mit weiten bauschigen Hosen, Soldaten in europäischer Uniform, Makler und Kaufleute herum. Aber abgesehen von dem Treiben des Volkes bietet Nauplia selbst keine irgendwie nennenswerthe Merkwürdigkeit, will man nicht die Kirche H. Spiridion dahin rechnen, wo am 9. October 1831 Capo d'Istria ermordet wurde,



Gallerie von Tiryns. (Nach einer Zeichnung von H. Belle.)

oder den großen aus dem Felsen gehauenen Löwen, welchen die bayerische Brigade ihren in Griechenland gefallenen Cameraden zum Gedächtniß ausführen ließ.

Eine Treppe von etwa 1000 Stufen führt im Zickzack von der Stadt her auf den sonst unzugänglichen 216 Meter steil ansteigenden Burgfelsen, **Palamidi** genannt. In ihrem Namen hat sich der des Heros Palamedes erhalten, der hier verehrt wurde: er galt als Erfinder von Schrift, Maß, Zahlen, Wagen, Schifffahrt, Leuchtthürmen u. s. w., lauter Dingen, welche ihren Ursprung im semitischen Orient haben und durch die Phönikier den Griechen übermittelt worden sind; ein deutlicher Hinweis darauf, daß auch an diesem Küstenplatze, wie an so vielen anderen, semitische Einflüsse in vorgeschichtlicher Zeit mächtig gewesen sind.

1247 bemächtigte sich Wilhelm von Villehardouin des Felsens und richtete die Mauern der Burg nach einem neuen Vertheidigungssysteme wieder auf. 1686 fiel es den Venetianern in die Hände, die es sofort durch Morosini stärker befestigen ließen; derselbe erbaute das noch heute stehende Pentagon mit sieben einzelnen Forts und die großen Cisternen zum Auffangen von Regenwasser. Seitdem gilt das Werk für unerstürmbar, und wirklich haben sich die Griechen im Freiheitskampfe nur durch Aushungern der türkischen Besatzung in seinen Besitz setzen können. Schöner aber und interessanter als die Forts mit den Wappenschildern über den Thoren und den alten venetianischen Kanonen ist auch hier wieder der Ausblick über Meer und Land, die ihren ewig jungen Reiz in allem Wechsel der Geschichte und der Menschenwerke nicht zu verlieren vermögen.

Ein Besuch der nur 3½ Kilometer entfernten kyklopischen Ruinen und kasemattirten Gallerien des bald nach den persischen Kriegen von den Argeiern zerstörten Tiryns (s. oben S. 193) beschloß diesen Tag.

Squier über den Schauplatz der altperuanischen Cultur[1]).

„Die Hand der Eroberer," sagt Prescott, „fiel schwer auf die altehrwürdigen Denkmäler Perus; und in ihrem blinden und abergläubigen Suchen nach Schätzen richteten sie mehr Schaden an als Zeit und Erdbeben. Immerhin sind noch genug Inca-Monumente übrig, um den Forschungseifer der Archäologen zu reizen. Bis jetzt hat man nur die Ueberbleibsel der hervorragendsten Punkte geprüft. Doch viel mehr findet man nach dem Zeugniß der Reisenden in den wenig bevölkerten Theilen des Landes und wir hoffen, daß der Tag bald anbricht, der einen ähnlichen Unternehmungsgeist wachruft, wie jener, welcher die geheimnißvolle Abgeschiedenheit von Mittelamerika und Yukatan erschlossen hat."

Als Prescott diese Worte schrieb, war George Squier noch ein Jüngling und mit der Untersuchung der Alterthümer des Mississippi-Thales beschäftigt. Die Ergebnisse seiner Arbeiten führten zu einer warmen Freundschaft mit jenem Geschichtsschreiber, und es war sein Einfluß, durch den Squier zum Commissär der Vereinigten Staaten in Peru ernannt wurde, um die zwischen beiden Ländern schwebenden Streitigkeiten beizulegen, was ihm binnen kurzer Frist gelang. Dann ging Squier an seine wissenschaftliche Aufgabe, die ihn länger als anderthalb Jahr beschäftigte. Während dieser Zeit hat er ein größeres Terrain durchstreift als alle seine Vorgänger. Mit ihm wanderten Compaß, Meßkette, Bleistift und photographische Camera, denn gründlich wollte er das langersehnte Werk beenden.

Auf seinen Ausflügen kam Squier zuerst durch die Küstengegenden von Peru, die zwischen der Cordillere und dem Meere liegen, von Tumbez bis Cobija oder von 2° bis 22° südl. Br. Innerhalb dieser Region liegen die gewaltigen Ruinen von Groß-Chimu („Globus" XXXIII, S. 86), Pachacamac und Cajamarquilla, außer zahllosen anderen von gleichem Interesse in den Thälern von Santa, Nepeña, Casma, Chillon u. s. w., die nur weniger bekannt sind. Von hier wendete er sich landeinwärts, überstieg die Cordilleren und betrat Bolivia, um nach dem Titicaca-See und dessen heiligen Inseln zu gehen, von welchen die Incas ihren Ursprung herleiten. Squier befuhr dieses große 12500 Fuß über dem Meeresspiegel sich ausdehnende Wasserbecken nach allen Richtungen hin, ein schwieriges, oft lebensgefährliches Unternehmen, das in einem kleinen Boote durchgeführt wurde. Vom Titicaca-Becken pilgerte er nordwärts über die Wasserscheide bis zum Thale des Vilcanota und den bergumkränzten Bolsones oder Hochthälern, in denen die Incas die Hauptstadt ihres mächtigen Reiches erbauten. In Cuzco, dem interessantesten Orte Perus, vielleicht Südamerikas, blieb Squier mehrere Monate und verfolgte dann die große Incastraße nach Quito, von wo er nach Lima zurückkehrte. Vierhundert Pläne und Durchschnitte, ebensoviele Skizzen und Zeichnungen, eine große Anzahl von Photographien und eine beträchtliche Menge von Werken der alten Kunst und des Gewerbfleißes waren die Ergebnisse seiner mühevollen Reise.

Die von ihm gesammelten und der Oeffentlichkeit übergebenen Materialien bestätigen die Vermuthung, daß es in Peru **mehrere** von einander getrennte und sich wesentlich unterscheidende **Culturen** gegeben hat, von denen einige den Incas vorausgingen. Squier's Bemerkungen über die Geographie des Landes zeigen, wie es den Incas möglich gewesen ist, ein so ungeheures Reich zu gründen, und wie die Natur ihre Politik unterstützte und beeinflußte.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas durch Columbus, unter der Regierung von Huayna Capac, stand die Macht der Incas auf dem höchsten Gipfel. Dessen Vater hatte seine Eroberungen nach Süden zu bis über die Atacama-Wüste und zum Rio Maule in Chile ausgedehnt, während er im Norden das feincultivirte Reich der Scyris von Quito unterjochte. Von ihrem großen dominirenden Mittelplateau waren die Incas auf der einen Seite bis an die Küsten des Stillen Oceans, auf der andern bis in die dichten Urwälder der Thäler des Amazonenstroms und seiner Zuflüsse gedrungen. Ueber dieses ganze Gebiet mit allen Völkerschaften und Fürstenthümern herrschte bei Beginn des 16. Jahrhunderts Huayna Capac unumschränkt. Sein Scepter reichte von 4° nördl. des Aequators bis 34° südl. Br. In der Richtung von Ost nach West wechselte die Breite; sie ging von den Gestaden des Stillen Oceans bis in die Thäler von Paucartambo und Chuquisaca und war durchschnittlich 400 engl. Meilen breit.

Die beiden großen Bergketten, welche die Gestaltung Südamerikas bestimmen, streichen mit ihrer Hauptmasse in dem ehemaligen Incareiche. Der westliche Zug, die Cordilleren, läuft in seiner ganzen Länge beinahe der Küste parallel und zwar in so geringer Entfernung, daß der Reisende meint, die Wogen des Meeres brächen sich am Fuße des Gebirges. Selbst wo letzteres am weitesten vom Gestade zurückweicht, sendet es Ausläufer oder Sporen dorthin, die nur dann nicht mehr imposant erscheinen, wenn man sie mit den Riesenwänden des Muttergebirges vergleicht. Ein schmaler, oft durchbrochener Landstreifen zieht sich zwischen der See und der Cordillere hin, der indessen von Guayaquil aus nach Süden zu eine völlige Wüstenei ist, öde und abstoßend wie die Flanken der Berggegenden; eine Wüste von Sand und Fels, die Domäne des Todes und Schweigens — ein Schweigen, nur unterbrochen durch das Gekreisch der Seevögel, das Heulen der Seelöwen, die sich auf jenem schauerlichen Ufer tummeln. Die Conquistadoren, die entlang diesem traurigen Gestade gen Süden fuhren, waren kühne Männer. Sie hatten die herrschenden Südwinde, die antarktische Strömung gegen sich, aber die verzehrende Sucht nach Abenteuern, die unersättliche Goldgier trieb sie zu ihrer trostlosen Argonautenfahrt.

Jener öde Strich, wo der Regen nur selten und in unbestimmten Zwischenräumen fällt, ist nichtsdestoweniger hier und da von sehr schönen und fruchtbaren Thälern unterbrochen, die nicht selten eine beträchtliche Ausdehnung besitzen. Sie werden von den Wasserläufen und Gebirgsströmen gebildet, die der Schneeschmelze auf den Gebirgen oder dem Regen im Innern ihren Ursprung verdanken. Manche dieser Gewässer versiegen im Sande, bevor sie das Meer erreichen und bringen dann nur Oasen hervor. Aber sowohl Schluchten als Oasen waren in alten Zeiten dicht von Menschen bevölkert, welche die Ertragsfähigkeit des Bodens auf das Aeußerste ausnutzten und viele Denkmäler ihrer Größe und Geschicklichkeit auf unsere Zeit vererbt haben.

[1]) Nach: Peru, incidents of travel and exploration in the land of the Incas. By E. George Squier. London 1877.

Jene Thäler sind oftmals in ihren unteren Partien durch meilenlange pfadlose Wüsteneien, in ihren oberen Theilen durch unübersteigliche Berggruppen von einander getrennt. Ihre Bewohner schlossen sich daher zu isolirten Gemeinwesen ab, mit unabhängigen Regierungen und wenigem oder gar keinem Verkehr. In einzelnen Fällen indessen, wenn einige große Thalebenen, wie bei Truxillo und Lima, zusammenhingen oder einander nahe traten, da entstanden große und mächtige bürgerliche und politische Gebilde, die sich verbanden und die Form eines Staates annahmen. Im Allgemeinen jedoch waren die Besiedler der verschiedenen Thäler vereinsamt und verhältnißmäßig schwach, so daß sie ihre Sicherheit vor der Habgier oder dem Ehrgeiz ihrer mächtigeren Nachbarn nur den starren Schranken von Gebirg und Wüste zuschreiben durften.

Hinter dem schmalen Küstenstreifen erhebt sich die gigantische Masse der Cordillere wie ein plötzlich in seiner Bewegung gehemmter stürmischer Ocean, starrend von Vulcanen und schneegekrönten Piks. Obwohl wahrscheinlich von geringerer Höhe als die östliche Cordillere ist die westliche dennoch die wahre Wasserscheide des südamerikanischen Continents. Ihr Scheitel dehnt sich oft zu weiten welligen Ebenen oder Punas aus, kalten, unfruchtbaren, trostlosen Regionen, wo das Leben nur durch das kühne Vicuña und den riesigen Condor vertreten wird. Dieses unwirthliche Gebiet ist das Despoblado, der unbewohnte Theil Perus. Der Wanderer ist hier froh, wenn er für die Nacht in einer Höhle oder unter einem Felsendach ein unbehagliches Quartier findet. Mit Tagesanbruch eilt er so schnell, als es sein hungerndes Maulthier erlaubt, fort aus diesem Lande des Todes.

Jenseits des Despoblado steigen wir hinab in das niedrige, aber immer noch hoch genug gelegene Plateau zwischen den Cordilleren der Küste und den schneeschimmernden Anden des Ostens. Mit diesem Namen werden die beiden mächtigen Gebirgszüge im Lande selbst auseinander gehalten. Das Plateau ist ein gewaltiges Gebiet mit Bergen und Hügeln, Ebenen und Thälern, Seen und Flüssen, ein Mikrokosmos der Erde, emporgehoben in die kalte Luft und festgehalten durch die mächtigen Bergketten der Anden und Cordilleren. In einigen Theilen Südamerikas sind jene Gebirgszüge durch 100 bis 200 Miles von einander getrennt, in anderen nähern sie sich mehr, und an wenigen Punkten stoßen sie zusammen, einen Knoten bildend, an dem sie thatsächlich nicht zu unterscheiden sind. Südlich von einem dieser Knoten, dem Paß La Raya (14° 30′ südl. Br.), finden wir das große Becken der Seen Titicaca und Aullagas mit eigenem Stromsystem. In dem Lande, das sie umschließt, ragen Trümmer einer alten ihrem Stil nach ganz eigenthümlichen Architektonik auf, die möglicherweise in viel frühere Zeiten hinaufreicht, als jede andere vorgeschrittene Civilisation des Continentes. Auf die heiligen Inseln im Titicaca-See versetzt die Sage den Ursprung der Incas. Schauen wir von dem Cumbre oder Kamm der Cordilleren hinab, so breitet sich vor uns ein Schauspiel aus, wie es der Erdball nicht zum zweiten Male bietet. Man scheint hoch emporgehoben über das übrige Treiben der Welt und blickt auf sie herunter so kalt und ruhig, wie die Sterne des Winters. Das staunende Vicuña starrt uns hier an mit seinen großen Augen. Das Llama gleitet an uns vorüber und hoch in den Lüften kreist der Condor oder schießt wie drohend auf uns herab. Das Fehlen der Wälder, die weißen Wolken, die von den Ebenen Brasiliens aufsteigen, nur um sich zu brechen und zu zerstreuen an den Schneekämmen, die sie nicht zu übersteigen vermögen, das klare Metallblau des Himmels, die peinliche Stille — dies Alles macht auf den Reisenden den Eindruck, daß er nicht länger in der Welt mehr weilt, die er vorher kannte. Hier ist ihm nichts vertraut, hier erinnert ihn nichts an frühere Begebenheiten. Ist das nicht ein Boden wie geschaffen für die Entwickelung einer eigenartigen Civilisation, die ihre Runenschriften in hartes Gestein grub und von der kein Lied, kein Heldenbuch meldet?

Die größte Länge des Beckens beläuft sich auf ungefähr 600 Miles und streicht fast von Nord nach Süd. Seine durchschnittliche Breite wird auf fast 150 Miles geschätzt, so daß wir einen Gesammtflächenraum von ungefähr 100 000 Quadratmiles erhalten. Es neigt sich sanft gegen Süden hin.

Die Inseln und Vorgebirge des Titicaca-Sees sind meist unfruchtbar. In den Fluthen wohnen verschiedene Arten seltsamer Fische, die zur Nahrung der Bevölkerung dienen, welche nothwendigerweise in einer Gegend spärlich sein muß, wo die Gerste nicht reift, außer unter sehr günstigen Verhältnissen, wo der Mais nur zwerghafte geringe Entwickelung hat, wo die Kartoffel zur bittern Knolle zusammenschrumpft, wo das einzige Korn die Quinoa ist und wo man nur das Fleisch des Viscacha, des Llama und Vicuña genießen kann.

Auf den Inseln des Titicaca sprossen also der Ueberlieferung nach die Keime der Inca-Civilisation. Von dort, so heißt es, gingen die Gründer der Inca-Dynastie aus, überschritten die hohe Scheide, welche die Gewässer des Sees von den Zuflüssen des Amazonenstroms trennt und gründeten ihren Thron im Bolson von Cuzco.

Eine kurze Schilderung dieser Thäler, welche durch nichts besser charakterisirt werden können als durch das spanische Wort Bolson, d. h. Tasche, wird uns die ursprüngliche Lage der mannigfachen Völker und Stämme veranschaulichen, welche das Inca-Reich ausmachten wird uns verdeutlichen, wie die Bewohner des einen Thales, indem sie sich mit denjenigen eines andern vereinigten, sei es durch Politik oder den Druck der Gewalt, allmälig zu einer Macht anwuchsen, die das Despoblado auf der einen Seite und die Thäler der Anden auf der andern überflutheten, die sich nördlich bis zum Aequator und südlich bis zur Wüste Atacama ausdehnte.

Während die schmalen Küstenthäler durch pfadlose Wüsten von einander geschieden sind, werden die Bolsones durch Hügel- oder Bergketten isolirt oder durch kalte unbewohnbare Punas und von gewaltigen Flußthälern umschlossen, die, wie der Apurimac, nur durch Brücken passirbar sind, welche schwindelnd in der Luft schweben. Die Bolsones liegen auf verschiedenen Höhen und sind demnach auch im Klima und den Producten verschieden. Manche erfreuen sich einer guten Bewässerung, andere sind sumpfig und enthalten bedeutende Seen. Ihrer Wasser entledigen sie sich durch Bäche, die, dunkele und enge Schluchten hinabfluthend, sich mit den Strudeln der großen Flüsse mengen. Die Passage vom einen zum andern geht über die verbindenden Höhen von Punas, oft unter Frost und über Schnee und stets über mühsame Fußpfade.

In einem dieser Bolsones, dem Mittelpunkte einer ganzen Gruppe, zwischen den Pilcomayo- und Apurimac-Thälern, erbaueten die Incas ihre Hauptstadt. Sie ist nicht nur central gelegen, gesund und productiv, sondern die Schranken, welche sie von den benachbarten Thälern trennen, sind verhältnißmäßig niedrig, und haben ziemlich leicht übersteigbare Pässe, während sie zugleich leicht zu vertheidigen sind. Die Herrschaft des ersten Inca scheint sich auf dieses Thal beschränkt zu haben. Die in dasselbe führenden Pässe sind stark befestigt und zeigen die Richtung, von welcher her man in den letzten Zeiten des Reichs etwaige Feindseligkeiten erwartete, bevor die Fürsten von Cuzco ihre Laufbahn der Eroberung und Gebietserweiterung begannen und das Volk des

Bolson von Anta im Norden sowie dasjenige von Urcos im Süden unterjochten.

Es bleibt nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Inca-Reiches zu beschreiben übrig. Das ist die sogenannte Montaña, die durchaus verschieden von der Costa, dem Despoblado, der Sierra ist. Die Montaña umfaßt den Ostabhang der Anden oder vielmehr die Flußthäler, die nach den großen Ebenen Brasiliens führen. Nach dieser Richtung hin dehnten die Incas ihr Reich nicht sehr weit aus. Als sie zu den undurchdringlichen Wäldern und ihren wilden Bewohnern kamen, reichten ihre Mittel zur Bewältigung der Natur nicht mehr aus, und der wilde Anti, der durch das Dickicht der Lianen kroch und von sicherm Verstecke aus den vergifteten Blasrohrbolzen schoß, wurde vergeblich verfolgt. Nur der obere Theil der Flußthäler mit seinen reichen tropischen Producten, Cacao und Baumwolle, konnte dem Reiche einverleibt werden. Zwischen den Incas und den Wilden der niedriger gelegenen Thäler scheint unaufhörlicher Krieg gewüthet zu haben, aber selbst auf der Höhe ihrer Macht waren sie nicht im Stande, ihr Scepter weiter als 60 Miles östlich von der Hauptstadt zu tragen. Die massiven und complicirten Festungen von Paucartambo, Pisac und Ollantaytambo bezeichnen, theilweise wenigstens, die Grenze ihrer Macht. Sie besaßen keines der modernen Hülfsmittel zur materiellen Unterwerfung der Länder und sehnten sich vergeblich nach dem Besitze der Montaña, welche auch heute die modernen Peruaner nur nominell ihr eigen nennen.

Verzeichnet man die vorhandenen Ueberreste der alten Städte Perus, so erkennt man leicht, daß das Inca-Reich bei weitem nicht so bevölkert war, wie die Chronikenschreiber angeben; nur ein kleiner Theil des Landes war ja wirklich cultivir- und bewohnbar. Die reichen Thäler und die Bolsones sind nur kleine Oasen in einer Wüstenei, jene aber wurden völlig ausgenutzt. Die Bewohner baueten ihre Häuser zwischen die rohen Felsen, auf dürre Hügelabhänge und begruben ihre Todten in Höhlen, Spalten oder dem Sandboden. In den Wüsteneien gruben sie tiefe Höhlungen, bis sie auf hinreichende Feuchtigkeit trafen, und Guano holten sie von den Inseln, um ihre Felder damit zu düngen. Nicht einen Fuß breit ließen sie unbenutzt, auf welchem ein Kolben Mais, eine Handvoll Quinoa gedeihen konnte. Nur vielleicht noch in China und Japan ist der Boden in gleicher Weise jetzt ausgenutzt, wie derselbe im alten Peru war. Und sie hatten damals weder Rind noch Schwein, weder Ziege noch Schaf, auch nicht die mannigfachen Getreidearten, die jetzt zur Ernährung einer dichten Bevölkerung dienen. Das Llama stand in zu hohem Werthe, als daß man es geschlachtet hätte, das Huanaco und Alpaca waren selten, und das Vicuña, dessen weiches Vließ den Hermelin der Inca-Aristokratie lieferte, wurde durch königliche Edicte geschützt, und bei Todesstrafe durfte Niemand, der nicht von königlichem Blute stammte, ein Gewand aus dieser Wolle tragen. Andere Thiere, deren Fleisch man hätte genießen können, gab es fast gar nicht. Diese Verhältnisse müssen, abgesehen vom Mangel culturfähigen Landes, das Wachsthum der Bevölkerung wesentlich gehindert haben. Ermuthigt wurde das Wachsthum der Bevölkerung jedoch durch die socialen und bürgerlichen Einrichtungen der Incas, die das Recht jedes Menschenkindes nicht nur auf Licht, Wasser und Luft, sondern auch auf einen Antheil am Boden und auf den unmittelbaren Schutz und die nährende Fürsorge von Seiten des tyrannischen Staates anerkannten. Die Einwohnerzahl im heutigen Ecuador, Peru, Bolivia, welche ganz oder theilweise das Inca-Reich ausmachten, übersteigt nicht fünf Millionen, und Squier nimmt an, daß auf diesem Raume zur Inca-Zeit zehn bis zwölf Millionen wohnten, trotzdem Las Casas erzählt, wie die Spanier in Peru allein vierzig Millionen(!) Menschen tödteten.

Die alten Peruaner können in das Volk der Küste und der Sierra eingetheilt werden; ihre physische Beschaffenheit richtete sich nach der Gegend, in der sie lebten. Das Volk der Sierra schied sich auch in Stämme oder Familien, die weniger stark verschieden von einander waren. Die Küstenbewohner hatten ein vergleichsweise mildes Klima, wenngleich sie oft von der allzugroßen Sonnenhitze in ihrem sandigen, baumlosen Landstriche zu leiden hatten, in dem nur äußerst selten Regen fiel. Sie besaßen keine Hausthiere, das Cuó oder Meerschweinchen ausgenommen, und die anbaufähigen Ländereien waren sehr spärlich, so daß von Anbau der Hölzer zu Bauzwecken keine Rede sein konnte. Derartige Verhältnisse mußten natürlich auf die Architektur des Volkes, auf seine ganzen socialen und politischen Verhältnisse von wesentlichem Einflusse sein. Auf der Sierra dagegen mit ihrem rauhern Klima und häufigern Regenfall, wo das Llama zugleich Last- und Nahrungsthier war, wo die Stengel der Agave und die Thäler des Amazonenstroms Holz lieferten, ist es begreiflich, daß die Architektur von derjenigen des Küstenlandes erheblich abwich und daß sich dort auch andere Organisationen bürgerlicher, gesellschaftlicher und religiöser Art bildeten, obwohl beide Völker vermuthlich von demselben Blute und derselben Familie waren. Das gewaltige Meer, das sich donnernd an der Küste brach, erfüllte den Bewohner mit Ehrfurcht und Schrecken und führte ihn dazu, die unwiderstehliche Macht des Meeres zu personificiren und Viracocha, der Gottheit des Oceans, den ersten Rang in seinem Pantheon einzuräumen. Dem frostzitternden Bewohner schneebedeckter Berge oder kalter Hochebenen dagegen wurde die Sonne als Quell von Licht und Wärme, als sichtbare Spenderin alles dessen, was das Leben erhält, der Hauptgegenstand seiner Anbetung und sie wurde auch unter einem besondern Namen verehrt.

Die Filmanen auf der Halbinsel Kola.

Nach dem Russischen von **Albin Kohn.**

Die Filmanen oder besser „Finmanen" auf der Halbinsel Kola, in der Nähe der Grenze Finlands und Norwegens, bilden einen besondern Stamm der Lappländer, dessen größter Theil auf norwegischem Gebiete lebt, während auf russischem nur 40 Familien dieses merkwürdigen Volksstammes wohnen. Ihre ursprüngliche Heimath war Finland oder Finmarken; sie gehören den Familien an, welche nach der Theilung Finlands zwischen Norwegen und Rußland es vorzogen, unter der Herrschaft des letztern zu verbleiben. Sie führen ein Nomadenleben und befassen sich ausschließlich mit Renthierzucht. Gewöhnlich verbleiben sie auf einer Stelle, bis die Renthiere das Moos in der Gegend gänzlich abgeweidet haben; erst dann ziehen sie 10 bis 20 Werst weiter und schlagen ihre Zelte in der Nähe des Busens von

Nasretzk, Motowsk und Petschensk auf, weil es dort, in der Nähe des Oceans, im Sommer kühler ist und ihre Renthiere auch weniger von Mücken geplagt werden. Der Landstrich, den sie einnehmen, hat von Ost nach West eine Länge von 300 Werst und von Nord nach Süd eine Breite von 150 Werst. Nie leben die Filmanen in größerer Anzahl neben einander und nur selten findet man zwei Familien zusammen. Statt der festern Sommer- und Winterwohnung (Wjescha und Tupa der Loparen) erbauen sie sich einen „Kuwas“, d. h. ein Zelt aus Renthierfellen oder grobem Tuch, mit welchem ein Gerippe aus dünnen Stangen bezogen wird. In der Mitte des Kuwas dient ein Haufen Steine als Feuerherd, über welchem sich im Kuwas eine Oeffnung für den Abzug des Rauches befindet. Trotzdem ist das Innere dieses Wohnraumes wie eine Räucherkammer stets mit Rauch angefüllt. Ueber dem Herde hängt beständig ein unverzinnter Kessel, in welchem Schnee aufgethaut wird, an den Wänden auf besonderen Stangen Renthierfelle, Geschirre für Renthiere, Decken, Kleider, Stiefel, auch Stücke Renthierfleisch zum Trocknen. Wenn dies nicht zu haben ist, genießen die Filmanen Fleisch vom Walfisch oder von Seekälbern; das erstere jedoch nur dann, wenn die Wellen einen todten Walfisch ans Land werfen. Die Unreinlichkeit und der Gestank in einem Kuwas ist unerträglich. Hier leben auf einem Raume von 5 oder 6 Quadratklaftern 10 bis 12 Angehörige der Familie mit ihren Hunden. Alle Filmanen haben große Renthierherden; sie sind weit wohlhabender als die russischen Loparen. Der ärmste von ihnen besitzt nicht weniger als 100 Renthiere. Es giebt aber auch Leute, deren Herden aus 10000 und mehr Häuptern bestehen. Am Ledsowsker Busen lernte Dantschenko einen düster aussehenden Filman kennen, der in zerrissener Pelzkleidung bei einem Colonisten saß, ohne ein Wort zu sprechen. Dieser Mann war Besitzer einer Herde von 70000 Renthieren, welche, wenn man das Stück zu 7 Rubel annimmt, einen Reichthum von 490000 Rubel repräsentirten.

Die Filmanen vertauschen die Felle der wilden, häufig auch der zahmen Renthiere in Kola bei den Colonisten gegen Mehl, Pulver, Tuch, Gefäße u. s. w. Der Hauptplatz für diesen Tauschhandel ist jedoch das Ufer des Enare-Sees in Finland, wo ein regelmäßiger Jahrmarkt abgehalten wird. Hier versammeln sich die Filmanen aus allen Gegenden, selbst aus Norwegen, sowie finnische, karelische und norwegische Kaufleute. Die Filmanen bringen Felle von Renthieren, Fjälfraßen, Mardern, Fischottern und Bären.

In neuerer Zeit haben jedoch die Filmanen den Werth des Geldes kennen gelernt und tauschen nur ungern die ihnen nothwendigen Gegenstände gegen Felle ein, und deshalb sind die Kaufleute genöthigt, Geld zum Jahrmarkte mitzubringen.

„Brot wird selbst ich kaufen; Geld gieb,“ sagen sie in schlechtem Russisch auch zum russischen Kaufmanne, welcher sie besucht.

Auch in seinem Aeußern ist der Filman dem russischen Loparen nicht ähnlich. Er ist groß und schwarzhaarig. Aus seinem dunkeln Gesichte schaut ein Paar schwarzer Augen mißtrauisch in die Welt. Der blondhaarige, grauäugige Lopare ist ein Zwerg im Vergleiche mit diesen nordischen Patagoniern. Der Filman ist düster und schweigsam, rauh, wie die Natur, welche ihn umgiebt. Mißtrauisch und rachsüchtig, ist er der Schrecken der anderen lappländischen Stämme. Fälle von Uneinigkeit zwischen Mann und Frau kommen gar nicht vor; eheliche Untreue ist bei ihnen unerhört, wenngleich bei ihnen Ehebündnisse aus Neigung zu den Seltenheiten gehören. Es ereignet sich häufig, daß ein 18- bis 20jähriger Mann ein altes Weib von 50 bis 60 Jahren heirathet, wie es umgekehrt vorkommt, daß ein 16jähriges Mädchen einem abgelebten Greise ihre Hand reicht. In beiden Fällen spielt die Berechnung die Hauptrolle; es wird auf den Reichthum gesehen.

So häufig man unter den Lappländerinnen schöne Gesichter zu sehen bekommt, eben so selten sieht man eine schöne Filmanin; eine alte Filmanin aber ist ein wahres Monstrum.

Trotz aller schlechten Eigenschaften sind die Filmanen sehr gastfreundlich. Der Gast ist der Wirth im Kuwas. Für ihn wird ein Renthier geschlachtet; ihm wird der lange aufbewahrte Rum präsentirt. Außerdem lieben die Filmanen auch den Luxus. Der Kuwas eines Reichen ist im Innern mit farbigem Tuche, Teppichen oder hellfarbigen Stückchen baumwollenen Zeuges behängt. Manchmal versammeln sie ihre Herden, um sich an ihrem Anblicke zu ergötzen. Solowzow, ein anderer Reisender, der lange unter den Filmanen gelebt hat, erzählt von ihnen:

„Ich ging in Begleitung eines Filman, dem gegen zehn Hunde folgten, auf einen hohen, steilen Berg, von wo aus man einige Werst in der Runde sehen konnte. An verschiedenen Punkten sah man in weiter Ferne ungefähr zehn Renthiere. Der Filman ließ einen sonderbaren Laut vernehmen, der den Hunden galt, und diese eilten mit lautem Bellen und Heulen in allen Richtungen davon; das Bellen verstummte bald in der Ferne. Nach ungefähr einer Stunde vernahmen wir wiederum das traurige Heulen der Hunde, und bald darauf sah man von allen Seiten Renthiere herbeikommen. In kurzer Zeit hatte sich eine aus einigen Tausenden von Stücken bestehende Herde angesammelt, die sich an uns herandrängte und so dicht war, daß ein Apfel nicht hätte zu Boden fallen können. Die verzweigten Hörner schienen Sträucher zu sein, welche der Herbst ihrer Blätter beraubt hatte. Rings herum saßen die Hunde und bewachten die Herde. Wenn ein Renthier sich von der Herde entfernte, eilte ein Hund ihm nach und trieb es an seine Stelle zurück. Die Filmanen halten sehr viel von ihren Hunden. Vogt sagt, daß einige dieser Thiere auf 300 und mehr Thaler geschätzt werden. In meiner Gegenwart hat ein Lopar für einen Hund zehn Renthiere gegeben.“ Die Leute besitzen häufig so viele Renthiere, daß sie ihre Zahl nicht anzugeben vermögen; doch hat jedes Stück im Horne das Zeichen („Tawro“) seines Eigenthümers eingeschnitten.

„Bringt denn ein solcher Handel (mit Hunden) Gewinn?“ fragte Dantschenko einen Filman.

„Er wird nicht wegen des Gewinnes geführt,“ entgegnete der Gefragte, „der Filman liebt Gäste und verbringt gern mit ihnen die Zeit.“

Die Filmanen lieben es Geschenke zu nehmen und zu geben. Die russischen Küstenbewohner, welche bei ihnen zu Besuch kommen, bringen ihnen Stückchen hellfarbigen Tuches, die nicht über eine Elle lang sind, Stückchen Seidenzeug, ein baumwollenes Tuch, noch öfter ein Stück Brot oder etwas Butter und erhalten für ein solches Geschenk vom freigebigen Wirthe ein Renthier als Gegengeschenk. Häufig stehlen jedoch diese russischen Gäste den Filmanen ihre Renthiere. Wenn der Russe nicht ergriffen wird, so hat er von Glück zu sagen; der Filman geht nicht zum Richter. Wenn er jedoch auf der That ergriffen wird, hat er auf Gnade nicht zu rechnen; er wird zu Tode geprügelt.

Das Fleisch der Renthiere, Wale sowie das der Fische wird roh verzehrt; Salz kennt der Filman nicht. In Zeiten der Noth wird das Fleisch von Füchsen und Fjälfraßen genossen; der Kaffee bildet den höchsten Genuß, den man sich denken kann. Wie ihr Kuwas, so zeichnen sich auch ihre

Kleider und ihr Körper durch Schmutz aus; Hände und Gesicht kennen Seife nicht. Ihr Tischgeschirr, aus dem auch die Hunde fressen, wird nie gewaschen. Die Kleidung der Filmanen ist der Kleidung der Loparen ähnlich: ein Pjetschok (Oberrock) aus Renthierfellen, das Haar nach außen, und Jary (Stiefel) aus dem Fell, das den Renthieren von den Füßen gezogen ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine viereckige Mütze aus blauem Tuch und mit Pelzwerk verbrämt. Jeder trägt im Gürtel ein großes Messer, mit dem auch Holz gehackt, die Kereschka (Schlitten) gemacht und das Renthier geschlachtet wird.

Während die Loparen den orthodoxen Glauben angenommen haben, sind die Filmanen Lutheraner und erfüllen die Vorschriften ihres Bekenntnisses während ihrer Versammlung am Enare-See, wo ihr Pastor wohnt. In jeder Familie findet man eine Bibel und die Evangelien, und jeder Filman kann das Finnische lesen und schreiben, wie die norwegischen Loparen das Norwegische.

Russische Gebräuche und Spiele zu Frühlings- und Wintersanfang.

Von **M. Kulischer.**

In Rußland werden beim Beginn des Frühlings sogenannte Frühlingslieder (Wesnianki) gesungen, deren Inhalt die Liebe ist, die durch diese Jahreszeit in den Herzen der Mädchen und Jünglinge angezündet wird [1]). Am zweiten Ostertag begießen Jünglinge und Mädchen einander mit Wasser, als Symbol des Befruchtens, ein Proceß, der zu dieser Zeit in der ganzen Natur vor sich geht. Der Himmel befruchtet die Mutter Erde durch den Regen [2]), die Jugend ahmt diesem Naturproceß nach. Ueberhaupt erscheint in slavischen Mythen die Frühlingsgöttin nicht nur als Beschützerin der Saat, sondern auch der Ehe und des Liebesgenusses. Von jeher hat daher der Frühling als die passendste Zeit für Liebesäußerungen gedient. Der Himmel tritt in ein Ehebündniß mit der Erde, die Menschen unter einander [3]). Es ist eine brennende Liebe, die diese Jahreszeit in den Menschenherzen anfacht. Daher werden alsdann im Volke Spiele veranstaltet, die „Brände" — Gögelki — genannt werden. Unverheirathete Jünglinge und Mädchen stellen sich paarweise in einer langen Reihe auf, und einer von den Jünglingen, dem durch das Loos zu brennen bestimmt ist, stellt sich allen voran und spricht: „Ich brenne, brenne!" — „Was ist die Ursache des Brandes?" fragt eine Mädchenstimme. „Ein schmuckes Mädchen begehre ich!" — „Welches Mädchen?" — „Dich, Liebste."

Bei diesen Worten geht ein Paar aus einander und läuft nach verschiedenen Seiten. Sie suchen sich wieder zu begegnen und die Hände zu ergreifen, während der brennende Jüngling diesem zuvorzukommen und des Mädchens sich zu bemächtigen strebt. Wenn ihm dies gelingt, ehe das Mädchen mit ihrem Cavalier zusammen gekommen ist, so tritt er in die Reihe und der Ausgeschiedene an seine Stelle. Wenn aber der erste Versuch dem Jüngling nicht gelingt, so jagt er ebenso wie das erste Mal nach Frage und Antwort mit den anderen Paaren der Reihe nach um die Wette [4]). Ein anderes Spiel wird ebenfalls häufig zu dieser Zeit betrieben, dessen Sinn und Bedeutung dem eben angeführten analog ist. Ein Mädchen setzt sich abseits und klagt: „Ich sitze brennend auf einem Stein. Wer mich liebt, der löst mich ab," oder „der Beste von allen befreiet mich." Aus der Schar der Spielenden tritt ein Jüngling hervor, nimmt sie bei der Hand, hebt sie auf und küßt sie. Er setzt sich hernach auf den frei gewordenen Platz und spricht die oben angeführten Worte nur in Bezug auf ein Mädchen. Irgend eine aus denselben löst ihn ab u. s. w. [1]).

In dem Reglement des Metropolitanbischofs Kyrillos aus dem dreizehnten Jahrhundert heißt es: „Wir haben gehört, daß Samstag Abends Frauen und Männer zusammenkommen, unverschämt spielen und Unzucht treiben am Osterabend [2])." Der Abt Pamphilus erzählt in seiner Botschaft nach Pskow, daß bei Beginn der Johannfeier am 24. Juni die ganze Stadt aufgeregt ist, Musik ertönt, und Spiele, von Tanz und Gesang begleitet, beginnen. Männer und Jünglinge treiben hier Unzucht, Frauen und Mädchen werden begattet [3])". Das Statut der hundert Capitel (stoglaw) bestätigt diese Thatsache. Es kommen, heißt es dort, Männer, Frauen und Mädchen zu Nachttänzen zusammen. Unzüchtige Reden, Teufelsgesänge ertönen dort, Tanzen, Springen und allerlei verwerfliche Dinge werden dort getrieben. Jünglinge werden verunehrt und Jungfrauen begattet [4]).

Die Liebeshitze wird bei den Slaven wie bei anderen Völkern durch Feueranzünden repräsentirt. Um die Johannisfeuer am 24. Juni anzuzünden, wird in Rußland noch gegenwärtig folgendes Ceremoniell beobachtet. „Diejenigen alten Leute, die in hoher Achtung stehen, werden mit dem Feueranzünden beehrt. Sie müssen das Feuer durch Reiben von zwei Holzstücken anschaffen. So lange die Arbeit dauert, sind sie von der ehrfurchtsvoll schweigenden Menge umringt. Wenn aber das Feuer gewonnen ist, ertönen Freudenstimmen und Gesang. Mädchen in Festkleidern, bekränzt und mit wohlriechenden Pflanzen umgürtet, und Jünglinge stellen sich paarweise auf, reichen einander die Hände und springen durch das angezündete Feuer. Nach dem Sprunge wird über die bevorstehende Ehe geurtheilt, ob sie glücklich oder unglücklich ausfallen werde [5]). Das Gewinnen des Feuers durch Holzreibung beweist schon das graue Alter dieser Festlichkeiten.

Bei den Weißrussen wählen die Bauern am Frühmorgen des Johannistages das schönste Mädchen aus ihrer Mitte, ziehen sie nackt aus und bekleiden sie vom Kopf bis zur Zehe mit Blumen. Man geht hernach in den nächsten Wald, wo dies auserwählte Mädchen — Kupala genannt — zwischen den Gespielinnen Kränze vertheilt. Diese Vertheilung vollzieht sie mit verbundenen Augen, während der Mädchenrei-

---

[1]) Afanaßjew, Ansichten der Slaven über die Natur. III, S. 691. (Russisch.)
[2]) Idem III, S. 703.
[3]) Idem III, S. 707.
[4]) Idem I, S. 448 bis 449.

[1]) Idem I, S. 449.
[2]) Jakuschkin, Gewohnheitsrecht, S. 5.
[3]) Idem S. VI. Afanaßjew I, S. 446.
[4]) Jakuschkin ibid. l. c. Afanaßjew ibid. l. c.
[5]) Afanaßjew III, S. 714 bis 715.

gen sich um sie im Kreise bewegt [1]). Der Kranz dient hier wie überall als Symbol der Eheschließung.

Bis zur gegenwärtigen Zeit werden diese Frühlingsfeierlichkeiten mit den sie begleitenden Spielen in manchen Gegenden betrieben. Liebesäußerungen, Umarmungen und Küsse sind dabei gestattet und die Mütter schicken ihre Töchter sehr gern dorthin, damit sie an den Spielen sich betheiligen und einen Bräutigam erobern [2]). Die Trinitätsfeier ist sogar in vielen Städten, wo die Cultur schon viele Spuren der ältern Zeit verwischt hat, ein für die Brautschau bestimmter Termin [3]). Symbolische Handlungen, die auf eine Begrenzung der Liebesperiode in der Urzeit hindeuten, finden wir noch in diesem Jahrhundert und in manchen Gegenden noch vor Kurzem in Rußland. In der Stadt Kostroma versammelten sich die Bürger am 30. Juni, am Sonntag nach Peter und Paul auf dem Marktplatz, wählten einen Alten, den sie mit Lappen bekleideten und gaben ihm in die Hand einen Sarg, worin eine Puppe lag, die die Frühlingszeit, den Jarilo, repräsentirte. Die Puppe war mit einem Phallus von ungeheurer Größe versehen. Vom Marktplatze ging man zur Stadt hinaus: der Alte trug den Sarg. Es begleiteten ihn Frauen, die Klagelieder anstimmten und durch allerlei Bewegungen ihren Kummer und Trauer um den Leichnam äußerten. Auf dem Felde angelangt, grub man ein Grab und legte dort jammernd und weinend die Puppe hinein [4]). In Kleinrußland wurde die Puppe, die den Frühling darstellte, mit allem, was zur Figur einer Mannsperson gehört, verfertigt. Man legte sie in einen Sarg und nach Sonnenuntergang wurde sie auf einen Platz hinausgetragen. Betrunkene Weiber näherten sich dem Sarge und klagten weinend: „Gestorben ist er, gestorben!“ Die Männer hoben die Puppe auf und schüttelten sie, als ob sie den eingeschlafenen Frühling (Jarilo) wieder aufwecken wollten. Sie gaben hernach ihre Bemühungen auf und bemerkten: „Richtig, die Frauen betrügen nicht, sie sind erfahren genug in dem, was ihnen süßer als Honig ist!“ Die Frauen setzten ihre Klagen weinend fort: „Wie gut und schön war er. Er wird nicht mehr zum Leben aufwachen (wörtlich: nicht mehr sich aufrichten); wie können wir von dir scheiden, und was hat das Leben ohne dich für einen Werth? Richte dich nur auf eine Stunde auf. Er richtet sich aber nicht auf und wird sich nicht aufrichten.“ Nachdem die Frühlingspuppe genügendermaßen beklagt und beweint worden, legt man sie in ein Grab [5]). In vielen anderen Gouvernements wurde dieses Begräbniß des Frühlings (des Jarilo, auch Kostroma, Lada, — d. i. Eheleben —) ebenfalls zu derselben Zeit gefeiert mit dem Unterschied, daß anstatt einer männlichen eine weibliche Puppe fungirte. Im Muromer Kreis wurde aus Stroh eine Puppe verfertigt, der man Frauenkleider anlegte; man legte sie in eine Kiste und trug sie singend an das Fluß- oder Seeufer. Die versammelte Menge theilte sich in zwei Hälften. Die eine vertheidigte die Puppe, die andere suchte sich ihrer zu bemächtigen. Der Kampf endigte mit einem Sieg des feindlichen Theiles, der die Puppe ergreift, die Kleider von ihr abreißt, das Stroh mit Füßen stampft und hernach ins Wasser wirft, während die besiegten Vertheidiger untröstlichen Kummer bekunden und ihre Gesichter mit den Händen verbergen, als ob sie das Verscheiden des Kostroma beweinen [1]). Dieselbe Ceremonie nennt man im Saratower Gouvernement „Abschied der Frühlingszeit“ [2]). Die Bauernhochzeiten werden in Rußland meistentheils am 1. October gefeiert zur selben Zeit, wie das Erntefest (in Rußland „Bedeckungsfest der Mutter Gottes“ genannt) [3]). Die Gottesmutter wird auf folgende Art angerufen: Mutter — Pokrow (Decke)! Bekleide die Erde mit Schnee, mich Jungfrau — mit einem Tuch (oder einem Bräutigam) [4]). Dasselbe ist auch in Weißrußland gebräuchlich: die Mädchen zünden Lichter vor dem Heiligenbild an und beten: „Heilige Decke (Pokrow), du hast Erde und Wasser bedeckt, bedecke auch mich Jungfrau!“ [5]). Ein russisches Sprichwort sagt: kommt der Pokrow (Decke), so hüllt (deckt) er dem Mädchen den Kopf zu [6]). Ein arabischer Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts beschreibt auf folgende Art die Heirathsceremonie der Slaven: wenn Jemand einen Hang zu irgend einem Mädchen empfindet, so wirft er ihm eine Hülle auf den Kopf, und sie wird ohne Einrede seine Frau [7]). Nach der Meinung von Afanaßjew hat sich dieses Symbol durch die Nachahmung der Naturereignisse ausgebildet. Wenn die Frühlingssonne durch die Wolken bedeckt wurde, so hieß es, daß sie eine Ehe mit dem Donnergott eingehe. Dadurch ist das Bedecken ein Symbol bei der Eingehung irdischer Ehen geworden. Diese Ansicht wird nach Afanaßjew dadurch bestätigt, daß das Wort nubere (von nubes = Wolken) auch die andere Bedeutung = heirathen bekommen hat [8]). In entlegenen russischen Dörfern herrscht noch jetzt die Sitte, daß die Braut bei der Trauung vom Kopf bis zur Zehe bedeckt wird [9]).

[1]) Idem III, S. 723.
[2]) Jakuschkin S. VI. Afanaßjew I, S. 446.
[3]) Afanaßjew III, S. 708 Anm.
[4]) Afanaßjew I, S. 727.
[5]) Idem III, S. 727 bis 728.

[1]) Idem III, S. 725 bis 726, auch S. 724.
[2]) Idem III, S. 726.
[3]) Afanaßjew S. 289.
[4]) Ibid. S. 239 bis 240.
[5]) Idem S. 240.
[6]) Idem l. c.
[7]) Afanaßjew, Poetische Ansichten der Slaven über die Natur (Russisch). Moskau 1875, I, S. 238.
[8]) Ibid. S. 237.
[9]) Idem S. 238.

Aus allen Erdtheilen.

Religiöse Erweckungen in Grönland [1]).

Es hat über hundert Jahre gedauert, bis alle die kleinen Handelsposten und Missionsstationen an der grönländischen Westküste errichtet wurden, von denen aus allmälig die grönländischen Eskimos christianisirt und halbcivilisirt wurden. Von der dänischen Herrschaft versuchten die Eingeborenen sich niemals wieder zu befreien, wohl aber kamen eigenthümliche religiöse Rückfälle bei ihnen vor, die vom psychologischen Gesichtspunkte aus interessant sind und einiges Licht auf den Entwickelungsgang der Grönländer werfen.

Im Sommer des Jahres 1790 gab ein zu Sukkertoppen ($65\frac{1}{2}$° nördl. Br.) wohnendes Weib, Namens Maria Magda-

[1]) Nach Dr. Henry Rink, Danish Greenland, its people and its products. London 1877.

lena, vor, Visionen zu haben und warf sich zur Prophetin auf. Bald hingen ihr alle Einwohner des Ortes und der Umgegend an und wurden so abhängig, daß ein Wort von ihr genügte, daß von ihr bezeichnete Leute von der Menge getödtet wurden. Ihr Mann, mit Namen Habakkuk, war ihr so ergeben, daß sie ihm den Namen „Jesus“ beilegte; er wurde nun das eigentliche Haupt der neuen Secte, welche sich am Kangerdlugsuatsiak-Fjorde niederließ und sich vollständig von der Mission trennte. Doch dauerte Habakkuk's Reich nicht lange, da alles bei seinen Anhängern aus Rand und Band gerieth, weil sie zur Selbstbeherrschung unfähig waren. Wie es bei dieser Secte zuging, darüber berichten die in jener Gegend lebenden Grönländer, darunter Nachkommen der Sectirer, das Folgende.

Habakkuk und sein Weib, Maria Magdalena, hatten zwei Kinder verloren, worüber sie sehr traurig wurden. Im Frühjahr, als die Leute zur Renthierjagd aufbrachen, schloß sich Habakkuk diesen an und nahm ein anderes Weib mit sich, während er seine Frau daheim ließ. Während nun Maria allein war, hatte sie einen Traum, in dem sie alles sah, was den Renthierjägern passirte, die, heimgekehrt, erstaunt darüber waren, wie sie all' ihr Thun und Lassen kannte, und die nun ihre Aufmerksamkeit ihr zuwandten. Im Herbst sprach dann Habakkuk mit seiner Frau darüber, daß er gern ein zweites Weib haben möchte, worauf diese eifersüchtig wurde und die Bemerkung machte: „Ich will einen Europäer als zweiten Mann nehmen.“ Damit erhob sie sich und ging zur Hütte hinaus, während Habakkuk unfähig war sich zu bewegen. Nackt draußen angekommen, schaute sie gen Osten, wo sie zwei Leute auf einem Berge stehend sah, in denen sie Ole und sein Weib erkannte, welche beide schon lange gestorben waren. Zu diesen führten zwei helle Pfade hinauf, denen sie folgen wollte; allein die Geister wehrten dies und sagten: „Schließe deine Oeffnungen (Augen und Mund), sie sind verzerrt, du siehst schrecklich aus. Maria Magdalena, in deiner Jugend war dein Herz schön; doch jetzt bist du gebunden und gefesselt, willst du deine eigene Person denen darbringen, die nicht deine Brüder sind?“ Maria konnte nicht fassen, was die Geister sprachen, die nun fortfuhren: „Hast du nicht vor Kurzem gesagt, du wollest einen Europäer zum Liebhaber nehmen?“ Als sie dieses hörte, erinnerte sie sich daran und ging in ihr Haus zurück, wo nun Habakkuk sich wieder bewegen konnte.

Die weiteren Erzählungen und Erklärungen der Grönländer, wie Habakkuk zum Propheten wurde, sind ziemlich unklar; es genüge nur hervorzuheben, daß er zahlreichen Anhang fand. Als seine zweite Frau schwanger wurde, sagte man, dies rühre vom heiligen Geiste her, und wenn sie einen Knaben gebären würde, wollte man ihn Christus nennen; doch eine Tochter kam zur Welt. Eine weitere Aeußerung des gestörten Gleichgewichtes der Leute war der Glauben an Hexen, der nun auftauchte; einem Weibe, das man für eine Hexe hielt, zerschlug man die Hände mit Steinen und warf es dann ins Meer, was es sich auch ruhig gefallen ließ. Habakkuk befahl aber den Leuten, daß sie hierbei ausrufen sollten: „Du bittest für unsere Sünden.“ Unter diesem Geschrei flog denn auch das arme Geschöpf in die Wellen, nachdem es vorher noch eine Prise genommen hatte. Zwei Grönländer, Anangnia und Juidtle, die, während diese Hexenersäufung sich ereignete, in ihrem Kajak gerade auf dem Meere waren, wollten auch ihr Antheil an der Procedur haben und zerschmetterten nochmals die Hände des Leichnams, der unterdessen ans Ufer getrieben war. Nachdem dies geschehen, befahl Habakkuk seinen Anhängern, daß sie zu den Gräbern gehen, im Ringeltanz um dieselben herumspringen und sich dann küssen sollten.

Einst hielt der Prophet Habakkuk ein Examen mit seiner Gemeinde ab, um sie zu prüfen, worauf er Loose werfen ließ, um zu erfahren, wen Gott am meisten liebe. Wie es dann später die Königsberger Mucker machten, behandelte auch Habakkuk die Weiber separat und winkte ihnen hinter einen Vorhang zu kommen, wo er sie von ihren Sünden purificirte. Seinem Bruder Juidtle, der stotterte und der gern wissen wollte, was aus ihm würde, prophezeite er: „Du wirst die Zunge verlieren,“ worauf der arme Mensch in Thränen ausbrach. Auch Räthsel gab er auf. Z. B. „Was gleicht einem vornehmen Manne?“ Worauf einer antwortete: „Ein großes Thier,“ und Habakkuk dies mit „Ja, ja!“ bekräftigte. Als der Prophet einst athemlos dalag und die Augen verdrehte, schrien seine Anhänger: „Wehe uns, die Welt geht unter, er zeigt das Weiße des Auges.“ Oft ereignete es sich, daß die ganze fromme, schluchzende und heulende Gesellschaft in ein plötzliches Gelächter ausbrach. Auch für vergnügte Stunden sorgte der Prophet; er befahl allen, an gewissen Tagen lustig und guter Dinge zu sein, „weil Isaak's Straße zum Himmel offen war.“ Dafür ließ er sich aber auch von jedem gefangenen Seehunde sein Antheil geben. Wenn er selbst mit einem erlegten Seehunde im Schlepptau herankam, dann rief die Menge aus: „Da kommt Jesus schleppend.“

Den Bestrebungen der Missionäre gelang es endlich dem Unwesen zu steuern.

Die zweite Erweckung unter den Grönländern ist jüngern Datums. Sie spielt 1854 in Friedrichsthal, einer Station der mährischen Brüder, welche 1824 gegründet wurde und in welcher 222 Eingeborene wohnten. Die „Schafe“, wie Crantz sagte, wohnten in 22 Hürden und befanden sich unter dem milden Regimente der Brüder ganz wohl. Da wurde plötzlich ein junger Mensch, Mathäus mit Namen, schweigsam und suchte die Einsamkeit; er war ein vortrefflicher Seehundsjäger, hatte etwas gelernt und sollte später Lehrer werden. Jetzt erfuhren die Missionäre, daß er Versammlungen abhielt und daß infolge dessen die Grönländer die täglichen Gebete versäumten. Mathäus hatte sich zum Propheten aufgeworfen und unter seinen Landsleuten eine von den Europäern unabhängige Gemeinde gebildet. Nach seiner Ansicht hatte er Visionen und verkehrte mit dem Erlöser. Nun nahm er den Namen Gabriel an und erlangte immer größern Einfluß, so daß die Eingeborenen sich um ihn scharten und unbedingtes Vertrauen in seine Worte setzten. Nur wenige Grönländer blieben den Missionären treu, welche völlig beseitigt schienen, während Gabriel Ehen einsegnete, andere kirchliche Dinge besorgte und seine Sendboten in ihren Kajaks ausschickte, um Proselyten zu werben. Bald bemächtigte sich ein fieberhafter Zustand der ganzen Bevölkerung und viele Leute behaupteten Erweckungen zu haben. Einzelne verwundeten sich selbst und forderten andere auf, das Blut zu kosten, damit sie wüßten, wie süß des Heilandes Blut sei; wieder andere sperrten das Maul auf, während Gabriel hineinhauchte, um ihnen den „Geist“ einzuflößen. Auch ein großes Project tauchte auf: die ganze Schar wollte nach der Ostküste auswandern, um die dort angesessenen Heiden zu bekehren und daselbst eine Colonie zu gründen.

Nur schwer gelang es den Missionären, die fanatisirte Menge zu beruhigen und den größern Theil derselben wieder zu sich herüberzuziehen. Eine kleine Schar blieb indessen dem Gabriel noch treu und siedelte mit ihm nach einem Platze Namens Komiut über, wo sie ihr Wesen forttrieben. Einst prophezeite Gabriel dort, die Welt werde in der folgenden Nacht untergehen, worauf seine Anhänger alle ihre Habseligkeiten fortwarfen, um beim Eintritte der Katastrophe frei von weltlichen Gütern zu sein. Als aber wider Erwarten das Ereigniß nicht eintrat, da erkletterte Gabriel mit seinen Anhängern eine Mauer und glaubte, er würde gen Himmel fahren. Sie hatten ihre besten Kleider angezogen und sich rein gewaschen. Da aber auch die Himmelfahrt nicht stattfand, zog Gabriel seine Schuhe aus und ging barfuß in den Schnee, weil er glaubte, anhängender Schmutz habe das Wunder verhindert.

Auch diese Secte ging zu Grunde und selbst Gabriel kehrte in die Zucht der Missionäre zurück.

Künstlerische Leistungen der Grönländer.

Auf der deutschen Anthropologenversammlung zu Constanz im Herbst des verflossenen Jahres ist viel über die künstlerischen Leistungen vorgeschichtlicher Völker bei Gelegenheit der Thayinger Fälschungen geredet worden. Hierbei wurden auch die Zeichenversuche der jetzt lebenden Naturvölker mit in Betracht gezogen, indessen nichts Wesentliches dabei zu Tage gefördert. Das Zeichentalent ist unter Naturvölkern viel weiter verbreitet, als die meisten Anthropologen wohl annehmen, und wir wollen heute nur in dieser Beziehung auf ein Volk, auf die grönländischen Eskimos, hinweisen, die es allerdings in diesem Fache weit über die Mittelmäßigkeit gebracht haben.

Rink hebt in seinem Werke über das dänische Grönland hervor, daß die dortigen Eingeborenen ganz vorzügliche Zeichner seien, und um dies zu beweisen, illustrirt er das ganze Buch nur mit Bildern, die nach Zeichnungen der Grönländer angefertigt sind und uns einen vortrefflichen Einblick in das dortige Leben und Treiben gewähren. Die meisten derselben sind das Werk eines gewissen Aron, der zu Kangek (64° nördl. Br.) lebte und ein gewöhnlicher Robbenjäger war. Der Mann wurde krank und mußte das Haus hüten; damit er Beschäftigung habe, übergab Rink ihm Papier, Bleistift und Farben und ersuchte ihn, damit Zeichnungen ganz nach seinem eigenen Geschmack anzufertigen, welche Scenen aus dem täglichen Leben der Grönländer darstellen sollten. Im Verlaufe einiger Jahre lieferte er nicht nur die Zeichnungen ab, sondern schnitt er auch mehrere derselben in Holz, die Rink später publicirte. Auf seinem armseligen Lager in dem überfüllten Raume einer engen Hütte liegend, führte Aron mit großer Geduld und höchst sauber sein schwieriges Werk aus. Als er seine letzten Zeichnungen an Dr. Rink sandte, klagte er über zunehmende Krankheit und allmälige Erschöpfung. Kurz darauf starb dieser Eskimokünstler. Die Perspective in seinen Bildern ist vortrefflich, die Figuren sind richtig gezeichnet, lebhaft in den Bewegungen, mannigfach gruppirt. Namentlich aber sind die Thiere vortrefflich gezeichnet und die Renthiere in allen Lebensstadien können von unseren Thiermalern nicht naturwahrer dargestellt werden, als Aron, der Grönländer, sie zeichnete.

Indianische Glasfabrikation.

α. „Die Jagd ist unverträglich mit dem Aufschwung zu einem erhöhten Culturleben," sagt Peschel, wo er von den Rothhäuten Nordamerikas redet, doch fügt er gleich hinzu, daß bei den nordamerikanischen Indianern die Anfänge des Feldbaues vorhanden waren, wie denn Cartier auf seiner ersten Reise erwähnt, daß die canadischen Irokesen Mais, Bohnen, Kürbisse und Tabak angebaut hätten. Wer nicht eine ethnische Scheidung zwischen den alten Culturvölkern Amerikas und den Jägernomaden annehmen will — und hierfür ist kein Grund vorhanden —, der darf auch nicht bezweifeln, daß die Jägervölker mit der Zeit, wenn die Verhältnisse sie dazu gedrängt hätten, ebenso gute seßhafte und ackerbautreibende Völker wie die alten Mexicaner und Peruaner geworden wären.

In einem Werke, welches einen Theil der großen Hayden'schen Publication ausmacht und das den Titel führt Ethnography and Philology of the Hidatsa-Indians (Washington 1877), führt der Verfasser, Washington Mathews, den Nachweis, „daß die Arickaris und Mandanen am mittlern Missouri schon seit vielen Jahrhunderten den Boden bestellten." Die ältesten Mythen und Traditionen dieser Büffeljäger sind mit Berichten über den Ursprung des Maises vermischt und die Arickaris beobachten beim Pflanzen sogar religiöse Ceremonien und verehren das Getreide. In jeder Arickari-Hütte befindet sich eine große Maisähre im sogenannten „Medicinsacke", wo sie Generationen lang steckt. Bei ihren Festlichkeiten bringen sie dem Getreide Opfer dar, indem sie ein Stück Fleisch an der Aehre reiben, die sie als „Mutter" anreden und um eine ergiebige Ernte anflehen. In günstigen Jahren verkaufen die Arickaris sogar den Ueberschuß ihrer Ernten an andere Indianerstämme; doch ereignet sich dies nicht häufig, da ihr Boden (bei Fort Berthold) dürftig ist und die Heuschrecken viel Unheil anrichten.

Mehr noch aber als der Ackerbau, den diese Stämme am mittlern Missouri betreiben, muß uns der Grad der Entwickelung überraschen, welchen gewisse Künste und Gewerbe bei ihnen erreicht hatten. So betrieben die Minetaris (oder Hidatsa) selbständig die Glasfabrikation. Glasperlen, unzweifelhaft alt, werden in großer Menge in amerikanischen Gräbern und Mounds gefunden und will man — was außer Frage bleiben muß — nicht annehmen, daß sie von Europa oder Asien importirt wurden, so muß man der Glasfabrikation der Indianer ein hohes Alter zugestehen. Bei den Minetaris findet man jetzt zweierlei Glasproducte: große runde oder elliptische Perlen und flache, unregelmäßig dreieckige Platten oder Anhängsel, die nur an einer Seite glasirt und an einer Spitze durchbohrt sind. Schon im Jahre 1804, als die Arickaris und Mandanen zuerst auftauchen, berichten Lewis und Clarke, daß jene Glasperlen fabricirten, und sie beschreiben den umständlichen Proceß — dessen technische Einzelheiten hier übergangen werden können — sehr genau. Jetzt, sagt Mathews, wird diese Kunst nur noch gelegentlich ausgeführt und ist meist auf die dreieckigen Platten beschränkt, die aus Thon bestehen, der mit Glasfluß überzogen ist. Auch Catlin war über die blauen Glasperlen, die er bei den Mandanen fand, erstaunt, suchte aber gerade darin eine Stütze seiner Theorie vom cymrischen (!) Ursprunge dieses Volks. Die dreieckigen Platten werden als Verlobungszeichen getragen, und ein Mädchen, das schon in frühester Kindheit von ihren Eltern einem Manne versprochen wird, trägt eine solche Platte auf der Stirn, die der Ehemann, wenn die Hochzeit vorüber, entfernt.

Amerika.

— Noch vor einigen Jahren war Maine derjenige unter den Vereinigten Staaten, welcher das meiste Bauholz lieferte; heute nimmt er erst die sechste Stelle ein und büßt in Folge der Waldverwüstung und der Concurrenz der westlichen Staaten zusehends jene Industrie ein. Die Schiffsbauer von Portland halten es jetzt für billiger, ihre Tannenmasten von den Gestaden des Stillen Oceans zu beziehen, als sie in ihren eigenen Wäldern schlagen zu lassen.

— Das Ackerbaubureau der Bundesregierung bemüht sich jetzt, zum Theebau in den Vereinigten Staaten zu ermuntern. Herr Ledue, der Director des besagten Bureaus, macht amerikanische Pflanzer und Landwirthe besonders auf Folgendes aufmerksam: Die Vereinigten Staaten führen jährlich für ungefähr 20 Mill. Doll. Thee von China und Japan ein. Diesen Bedarf könnten sie ganz gut im eigenen Lande ziehen, wenn es auch vorerst nicht möglich wäre, fremde Länder mit Thee zu versorgen. Die Breiten, in welchen der Thee in China und Japan gedeiht, sind die Breiten von Delaware, Maryland, Virginien, Westvirginien, Nord- und Südcarolina, Louisiana, Alabama, Tennessee, Kentucky, Arkansas, Missouri und eines Theils der Pacific-Küste; Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. sind hier dem Theebau ebenso günstig wie in jenen asiatischen Ländern; auch sind schon da und dort in genannten Staaten der Union, besonders in Südcarolina und Californien, sehr erfolgreiche Versuche mit dem Theebau gemacht worden. Ledue giebt zu, daß in Bezug auf das Einsammeln und Herrichten der Blätter der geringeren Theesorten die ungemeine Wohlfeilheit der Arbeit in China für den amerikanischen Theebau eine schwere Concurrenz sein würde. Aber er behauptet zugleich, daß in Bezug auf die feineren und gar die feinsten Theearten sich diese

Concurrenz gar nicht fühlbar machen würde, da von diesem Thee beinahe gar nichts aus Asien ausgeführt werde. Und er glaubt, daß Amerika auch in Betreff des geringen Thees bald ganz erfolgreich mit China concurriren könnte, da der amerikanische Erfindungsgeist schnell für eine rasche und wohlfeile Art der Gewinnung der Blätter sorgen würde. Tausende von Familien im Lande würden, wie Ledue glaubt, durch Anlage von Theegärten eine ebenso lohnende Beschäftigung finden wie durch die bereits bestehenden Obst- und Beerengärten.

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß auch mit dem Kaffeebau vielversprechende Anfänge in den Vereinigten Staaten gemacht worden sind. Im südlichen Theil Californiens beginnt die Kaffeecultur gewinnbringend zu werden. Die Pflanze wächst dort so schnell und kräftig wie in den Kaffeegegenden Südamerikas und liefert eine Bohne von starkem, aromatischem Dufte. Mittel- und Südcalifornien sind für den Kaffeebau besonders geeignet.

— Prof. A. Agassiz (s. oben S. 144) ist Ende März von seiner Kreuzfahrt im Meerbusen von Mexico zurückgekehrt und hat trotz des schlechten Wetters und trotzdem der ihn tragende Dampfer „Blake" auflief, zufriedenstellende Resultate erzielt, über welche er an den Superintendent der Küstenaufnahme Bericht erstatten wird.

— In der Legislatur von Barbadoes ist ein Gesetz angenommen worden, das für den Bau einer Eisenbahn von Bridgetown nach St. Andrews zur Aufnahme von 150 000 Pf. St. unter Garantie der Colonialregierung ermächtigt.

— In Britisch-Guayana ist kürzlich das Tödten von etwa 40 Arten Vögel, auf welche ihres glänzenden Gefieders wegen das ganze Jahr über so stark Jagd gemacht worden ist, daß ihr gänzliches Verschwinden zu befürchten stand, mit einer ziemlich hohen Geldstrafe belegt worden.

— Ueber die Handels- und Verkehrsverhältnisse der brasilianischen Stadt Pará schreibt Corvettencapitän Hollmann in den „Annalen der Hydrographie" (1878, Heft III, S. 99): Da Pará der Hauptstapelplatz aller von dem Gebiete des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse herabkommenden Waaren ist, so sollte man auf einen lebhaftern Handelsverkehr schließen, als er wirklich vorhanden ist. Die Productionsfähigkeit des Landes muß also noch sehr gering und im Verhältniß zu der Leistungsfähigkeit desselben geradezu verschwindend klein sein. Die Ausfuhr Parás wird ungefähr den Werth von 25 Mill. Mark erreichen; davon entfallen auf Gummi Elasticum allein 18 800 000 Mark, etwa $^3/_4$ des ganzen Exports, und auf Cacao etwa 2 700 000 Mark. Der Rest vertheilt sich auf Nußfrüchte, Rehfelle, gesalzene und getrocknete Häute, Arzneiwaaren (Balsam copaivae, Sarsaparilla) und einige sonstige Artikel von ganz unwesentlicher Bedeutung. Die Gewinnung des Gummi erfordert keine Anpflanzung, die Bäume wachsen zum überwiegend großen Theile wild. Das Kilogramm Gummi kostet hier ungefähr 3 Mark, doch ist die Ausfuhr desselben mit einer Exportsteuer belegt, die ihn noch um etwa $^1/_6$ vertheuert. Eine Ladung Gummi wird also für ein einigermaßen großes Schiff zu einer sehr werthvollen Fracht. Die Hauptabsatzplätze für Gummi sind Amerika und England, für Cacao Frankreich. Nach Deutschland ist gar kein directer Export. Deutsche Handelsinteressen sind am Platz also nicht vertreten. Von Schiffen haben im Jahr 1876 hier verkehrt 117 Dampfer (darunter circa 60 englische und einige 40 brasilianische) und 102 Segelschiffe, davon nur 6 deutsche (Hamburger und Bremer). Im Jahr 1877 waren bis December 8 deutsche Schiffe eingelaufen. Es existiren zwei größere deutsche Handelsfirmen am Platze, deren eine den deutschen Consul Sesselberg zum Chef hat. Die Zahl der deutschen Unterthanen erstreckt sich auch nur auf die Angestellten in diesen Geschäften und auf einige Handwerker. Die Postverbindung zwischen Pará und Europa wird direct durch Dampfschifffahrt nach Liverpool und indirect durch brasilianische Postdampfer via Pernambuco unterhalten.

— Der Vereinigte-Staaten-Dampfer „Enterprise" hat Befehl erhalten, nach dem Amazonenstrom abzugehen und sowohl diesen wie seinen Nebenfluß Madeira bis zu dessen Katarakten aufzunehmen. Einer der wissenschaftlich gebildetsten Offiziere der Staatsmarine soll ihn commandiren, eine Reihe tüchtiger Gehülfen denselben begleiten und ein kleines Dampfschiff mitgenommen werden, um seitwärts Aufnahmen auszuführen, während die „Enterprise" den Hauptcanal des Stromes befährt. Ein anderes kleines Dampfboot oder deren mehrere sollen oberhalb der Madeira-Katarakten sich mit der Erforschung der zahlreichen Zuflüsse und Quellarme des Madeira beschäftigen.

(The Brazil and River Plate Mail vom 8. April 1878.)

— Aus Valparaiso wird der Kölnischen Zeitung vom 20. Februar berichtet, daß der Erdbebenforscher R. Falb Chile verlassen und sich nach Arequipa begeben hat, um an dieser in der Geschichte peruanischer Erderschütterungen vielgenannten Stadt seine Studien fortzusetzen und den 17 600 Fuß hohen Vulcan Misti, an dessen unteren Geländen sich Arequipa hindehnt, zu besteigen. Die Erdstöße dauern gegenwärtig an der südlichen peruanischen Küste mit ungeminderter Gewalt fort und richten namentlich in Tarapaca erheblichen Schaden an.

— Verschiedene Berichte melden den Ausbruch eines neuen, bisher unbekannten Vulcans in der Nähe der Magellans-Straße. Capitän Paget vom englischen Kriegsschiff „Penguin" sah am 10. Januar beim Passiren von Messiers Canal einen Vulcan in activem Ausbruch in der Richtung Ost $^1/_4$ Süd (magnetisch) auf dem Südende der mittlern Insel in den English Narrows. Der Befehlshaber des amerikanischen Flaggenschiffs „Omaha" berichtet aus Port Grapplor in Patagonien am 18. Januar: „Heute Morgen um halb 5 Uhr, während im Canal zwischen Wellington-Insel und Festland, stieg eine ungeheure Rauchsäule in östlicher Richtung mit großer Geschwindigkeit zur Höhe von mehreren Tausend Fuß empor. Dies wiederholte sich um 9 Uhr 20 Minuten, und als wir um halb 12 Uhr gegenüber Libertad Bay (48° 56' 30" südl. Br.) lagen, sahen wir durch eine Oeffnung im hohen Küstenland in der Richtung Ost ein wenig Nord und 30 bis 40 Meilen entfernt deutlich eine hohe, theilweise schneebedeckte Spitze, aus welcher Rauch und Dampf aufstiegen." Auch auf der chilenischen Corvette „Magellanes" wurden bereits im vergangenen December in der Nähe der Santa-Cruz-Bay unterirdische Geräusche gehört. (A. Z.)

— Professor Charles Frebrick Hart von der Cornell Universität, Vorsteher des brasilianischen geologischen Vermessungsdepartments, ist in Rio Janeiro kürzlich am gelben Fieber gestorben. Derselbe war 1838 in St. John, N. B., geboren, studirte unter Agassiz in Cambridge von 1862 bis 1865 und begleitete diesen Gelehrten als Geologe nach Brasilien. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Professor der Cornell Universität ernannt und erst unlängst berief ihn die brasilianische Regierung auf seinen letzten Posten, worin er jetzt gestorben ist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | **1878.**

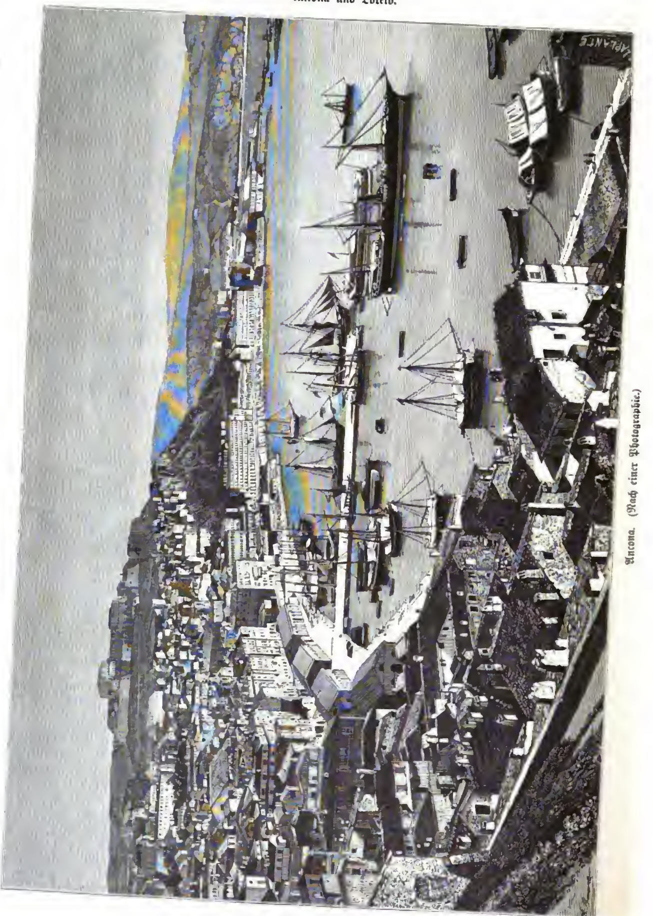
Ancona und Loreto.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Yriarte.)

Der Bahnhof von Ancona liegt ziemlich entfernt von der Stadt, und man hat einen langen Weg durch Vorstädte zurückzulegen, ehe man die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Papst Pius VI. erbaute, prachtvolle Porta Pia erreicht, welche früher als Stadtthor diente, jetzt aber, seitdem man die Stadtmauern hinausgeschoben hat, mehr einem Triumphbogen gleicht. Wenige Schritte weiter erhebt sich das Lazareth, ein trefflich proportionirter fünfeckiger Bau Vanvitelli's, auf Befehl Clemens' XII. errichtet, heute aber schon mitten in der Stadt gelegen, so daß es seinen Zweck, als Quarantäne zu dienen, nicht mehr erfüllen kann. Seitdem Ancona aufgehört hat, Freihafen zu sein, und seine Stellung als Durchgangspunkt zwischen Europa und dem Orient verloren hat, hat man das schöne Gebäude in Magazine und Lagerräume umgewandelt. Aber mit der Gefahr, durch directen Verkehr mit levantinischen Häfen die Pest einzuschleppen, hat sich auch der Handel selbst vermindert, und wenig Leben herrscht heute in der „Dogana“.

Die Ankunft mit der Eisenbahn ist nicht geeignet, einen raschen Begriff von der Lage Anconas zu erhalten; sie muß zur See stattfinden, und darum thut man wohl, alsbald sich an den Hafen zu begeben und mit einem Boote auf das Meer hinauszufahren. Von dort gesehen, kann sich Ancona den schönsten Städten der italienischen Halbinsel, Genua, Neapel oder auch Lissabon und den orientalischen Seestädten an die Seite stellen. In einem herrlichen Halbrund umgeben die amphitheatralisch aufsteigenden Häuser den Hafen; zwei Molen ziehen sich weit in die See hinein, deren eine den herrlichen Triumphbogen trägt, welchen der römische Senat im Jahre 112 n. Chr. dem Kaiser Trajan zum Danke für einen neuangelegten Hafendamm errichtete; darüber erhebt sich stolz auf dem Gipfel des Vorgebirges Guasco die Kathedrale des heiligen Cyriacus und hinter demselben andere Höhen, der Semaphor, der Monte dei Cappuccini und der Monte Gardetto bis zu den Bergen am Horizonte hin. Nur im Mittelpunkte der Stadt ist weniges ebenes Terrain vorhanden, das aber alsbald nach der dem Dom entgegengesetzten Seite rasch zum Monte Astagno ansteigt, welcher eine starke Citadelle trägt (s. die erste Abbildung). Aus der Masse der Häuser ragen Dome, Thürme und gothische Spitzen heraus; vom Meere aus gesehen, verschwinden die breiten Hafenmauern, so daß die vorderste monumentale, auf kühn geschwungenen Bogen ruhende Häuserreihe sich unmittelbar aus dem Wasser zu erheben scheint. Ohne Unterbrechung umrahmt sie das Hafenbecken vom Leuchtthurm auf dem Ende des einen Molo und dem Trajansbogen an bis zu der Porta Pia und der Dogana, welche auf dem Bilde die Häuser der Stadt zur Rechten abschließt.

Drinnen in der Altstadt, dem einzig interessanten Theile, sieht es freilich anders aus; dort sind die Straßen so eng und gekrümmt, daß man niemals zurücktreten kann, um eine Façade zu betrachten, und man selten einen Durchblick bis an den Horizont erhält. Die dem Strande fast parallel ziehenden Straßen steigen ganz allmälig an, so daß man überrascht ist, plötzlich vor der Kirche Gesù sich auf einer Terrasse zu befinden, von wo der Blick über die halbe Stadt hinweg das Meer überschaut, während hinter einem noch andere Häuser- und Straßenreihen sich den Hügel hinanziehen. Zahlreiche Quergassen und Gäßchen, oft nur einen Meter breit, schneiden die dem Hafen parallel laufenden breiteren



Ancona. (Nach einer Photographie.)

Straßen ziemlich unter rechtem Winkel; auf nicht enden wollenden Stufen gelangt man so ohne Umwege aus den untersten Quartieren der Stadt in die höher gelegenen. Jedes monumentale Gebäude der Oberstadt besitzt in Folge der Bodengestaltung einen Unterbau und Treppen, welche zu ihm führen, eine Einrichtung, welche sein Aeußeres doppelt so stattlich erscheinen läßt und leider selbst den reichsten und schönsten Bauten der in der Ebene gelegenen Städte abgeht. Tritt man von der Hinterseite aus in das unterste Stockwerk eines solchen Gebäudes, z. B. in das spätgothische Börsenhaus (Loggia dei Mercanti) oder den Palazzo Communale, welcher Archiv und Bibliothek umschließt, und geht dann, ohne Treppen zu steigen, auf einen an der andern Front liegenden Balcon, so befindet man sich über einem fast schwindelerregenden Abgrunde. Die riesigen Untermauerungen aber, unbewohnt und unbenutzt, erinnern in ihren Verhältnissen ohne Uebertreibung an die gewaltigsten Bauten des Alterthums; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß manche von ihnen noch aus den späteren Zeiten des Römerreiches herrühren.

Ancona ist reich an hervorragenden Bauten, die aber zu einem großen Theile zu Casernen oder anderen öffentlichen Anstalten umgewandelt worden sind, was ihrer Erhaltung natürlich oft wenig zuträglich sein kann. Den ersten Platz unter ihnen nehmen der oben erwähnte Trajansbogen und die Kathedrale ein.

Dieselbe, dem heiligen Cyriacus, dem ersten Bischofe von Ancona, geweiht, steht auf einer ziemlich geräumigen Plateforme des Monte Guasco, Hafen und Stadt mit ihrer Façade dominirend. Rechts davon nach Westen zu liegt ein kleiner Platz auf einer Terrasse, welche fast senkrecht zum Adriatischen Meere abfällt, und auf dieser Seite schließt sich unmittelbar an die Kirche ein Kloster, früher erzbischöflicher Palast, an, nur daß seine Front etwas hinter derjenigen des Domes zurückweicht. Nach Osten zu aber liegt derselbe frei, und man kann ihn bis hinten zum Chore betrachten; nur ist Vorsicht nöthig, weil kein Gitter oder Geländer an dem steilen Absturze des kleinen Plateaus zum Meere hin angebracht ist. Der Dom ist nach dem Plane der alten Basiliken in Form eines regelmäßigen griechischen Kreuzes gebaut und erinnert in dieser Hinsicht sowohl an die Marcuskirche in Venedig, wie an die Hagia Sophia in Konstantinopel. Seine achteckige Kuppel über der Kreuzung ist eine der ältesten und schönsten in Italien. Auf der Stelle errichtet, welche einst den Tempel der Venus trug, enthält er im Innern noch zehn herrliche Säulen des alten Baues. Vor der Hauptthür liegt eine Vorhalle, deren Säulen auf zwei kolossalen Löwen aus rothem Marmor ruhen, ein Symbol, wie es auch bei Veroneser Kirchen, in Pesaro, Trient und sonst vorkommt, und welches aus dem Oriente entlehnt ist. Der ursprüngliche Bau stammt aus dem neunten Jahrhundert und wurde im dreizehnten durch Margheritone d'Arezzo restaurirt; derselbe hat die ursprünglichen Umrisse beibehalten, aber Ornamente im Stile seiner Zeit hinzugefügt. Auch die Ausschmückung des Innern bietet nichts Einheitliches: der Verfall aus dem vorigen Jahrhundert mit all seiner Pracht stößt dort mit der reinen, feinen italienischen Renaissance zusammen. Die Altäre strotzen von Gold und bestehen aus den kostbarsten Marmorsorten; sie datiren aus den beiden letzten Jahrhunderten. Aus dem fünfzehnten und sechzehnten stammen die beiden Grabmäler von Lando Feretti und Francesco Nobili von Fermo; sie wie das mit Hochrelief geschmückte des Girolamo Gianelli weisen vier verschiedene Stile auf, und zwar in einem Raume, der wahrscheinlich um sechs oder sieben Jahrhunderte älter ist, als seine decorativen Zuthaten. Aber gerade wegen dieses bunten Nebeneinander ist die Gesammtwirkung eine sehr interessante. Dazu kommen die beiden Krypten unter den Querschiffen, namentlich diejenige zur Rechten, welche der thränenreichen Madonna geweiht ist und als patristisches Museum jetzt alle Inschriften, Reliefs, Urnen, Sarkophage und dergleichen der ersten christlichen Zeiten enthält, darunter namentlich den Sarkophag des Prätors von Ancona, Titus Gorgonius, mit Darstellungen aus dem Leben Christi. Die Krypta zur Linken dagegen birgt die Gräber der Heiligen Cyriacus, Marcellinus und Liberius und ist deshalb von frommen Wallfahrern in überreichlichem Maße geschmückt worden.

Yriarte hat in Ancona nicht weniger als elf interessante Kirchen besichtigt. Da es Frohnleichnamsfest war, so verschwanden die Altäre unter einer Fülle von Blumen, und Tausende von Lichtern erhellten selbst die verstecktesten Winkel; in Massen drängte sich das Volk in die Kirchen und kniete selbst vor den Thüren derselben bis auf die Straße hinaus.

Ancona ist eine militärische Stadt, eine Basis für militärische Operationen, welche zu allen Zeiten von den Römern an bis auf unsere Tage als Angriffsobject hat herhalten müssen. Militärische Bauten spielen deshalb dort eine große Rolle; abgesehen von der Citadelle auf dem Monte Astagno, welche den Zugang zum Hafen deckt, sieht man dort zahlreiche Gräben, Wälle, Brustwehren, vorgeschobene Forts, bedeckte Gänge und Casernen, in denen bis zu 150 000 Mann Unterkommen finden können, und durch welche Ancona zu einer der wichtigsten Festungen Italiens wird. Die neueren dieser Bauten nach der Landseite zu haben dasselbe langweilige nüchterne Aussehen, wie alle ihres Gleichen. Anderen jedoch haben Baumeister wie Antonio de San Gallo, Giovanni Battista Peleri von Siena, Paccioto von Urbino und Andere den Stempel ihres künstlerischen Geistes aufgedrückt; es sind stolz profilirte Bastionen mit dem Wappen der Stadt, einem bewaffneten Reiter, der auf den Feind einsprengt.

Der Detailhandel Anconas ist blühend; die größten Häuser gehören fast ausnahmslos Juden, welche unter päpstlicher Regierung noch schwer zu leiden und zu dulden hatten und sich erst seit den letzten zwanzig Jahren zu ihrer jetzigen günstigen Stellung emporgearbeitet haben.

Von ihren Denkmälern und Gebäuden kann man die Geschichte der Stadt ablesen, die Freigebigkeit und Prachtliebe der Päpste von den Thoren und Triumphbogen, den Kirchen und Brunnen, ihren Unabhängigkeitssinn von dem Rathhause, die Geschichte seiner edlen Geschlechter von den an Balconen und Treppen reichen Palästen der Forretti, Pilestri, Benincasa, Liberotti und Anderen, welche zum Theil werthvolle Kunstsammlungen und Gedenkstücke enthalten, zum Theil aber, wenn auch unter ihrem alten Namen, den Besitzer gewechselt haben und in Kaufhäuser, Seeagenturen, Amtsgebäude und dergleichen verwandelt worden sind. —

In wenig mehr als einer Stunde gelangt man auf der Eisenbahn längs des Meeresstrandes von Ancona nach Loreto, d. h. nach dem Bahnhofe, von welchem die auf der Höhe gelegene Stadt noch eine halbe Stunde entfernt ist. Alles ist dort vereint, um ein reizendes Landschaftsbild hervorzubringen; grün und lachend ist das Gefilde, sehr fruchtbar und ziemlich reich an Bäumen. In Windungen zieht sich eine Straße sanft ansteigend den Hügel hinauf, und je höher man steigt, um so anziehender wird die Aussicht auf das blaue Meer und das grünende Land. Oben dagegen thront der bischöfliche Palast, der Palazzo Apostolico, und die ausgedehnten Zubehöre der berühmten Wallfahrtskirche, für welche der steil abfallende Hügel den gewaltigen Unterbau abgiebt. Der Ort selbst besteht fast nur aus einer einzigen



Der Dom des heiligen Cyriacus in Ancona. (Nach einer Photographie.)

Straße, welche dem Meeresufer parallel läuft, so daß man ihn von dort aus für viel größer hält, als er in Wahrheit ist.

Der ganze Weg vom Bahnhof an ist mit Bettlern wahrhaft besäet. Sie tragen sonderbarerweise alle eine lange Blouse von weißer Leinwand, die bis zu den Füßen reicht. Da sieht man Gelähmte in kleinen Wägelchen, Einarmige, Buckelige, kleine Kinder, die als Führer dienen, und alte zahnlose Frauen, zuweilen auch kräftige, gesunde Burschen, welche jeden Reisenden mit der größten Unverschämtheit anfallen. Die Faulheit hat eben von diesem herrlichen Erdenflecke Besitz ergriffen, und doch würde derselbe die auf ihn verwendete Arbeit hundertfach lohnen.

Die 1200 Einwohner des Ortes (mit seinen Vorstädten zählt er deren 4700) leben fast ausschließlich von der Wall-



Die Chiesa della Casa Santa in Loreto. (Nach einer Photographie.)

fahrt. Zu beiden Seiten der Straße sind die Erdgeschosse sämmtlicher Häuser mit Läden besetzt, wo Rosenkränze, Medaillen, Heiligenbilder, Bücher und Photographien der Casa Santa und dergleichen feilgehalten werden. Ohne Unterlaß hält der Pilgerzug an, und der Reihe nach wandert die ganze katholische Welt, besonders Franzosen, Deutsche, Polen und Belgier, nach Loreto und fällt dort den Verkäufern und Verkäuferinnen zur Beute, die den Fremden ihre Nationalität schon von fern ansehen und sie in ihrer eigenen Sprache, freilich mit dem sonderbarsten Accente, zum Kaufen einladen, ja wie die Lastträger und Commissionäre in den Hafenstädten der Levante vor Handgreiflichkeiten nicht zurückschrecken.

Da den Pilgern meistens ein Tag genügt, um die wunderthätige Madonna anzubeten, die Casa Santa zu besuchen, den Schatz der Kirche zu besehen und an jedem der Altäre niederzuknien, so haben auch Loretos Bewohner keine Ursache, sie sonderlich säuberlich zu behandeln und treiben ihnen gegenüber offene Piraterie. Was in dem Wirthshause Campa-

nella an langen Tafeln den hungrigen Pilgern zu essen vorgesetzt wird, davor scheute selbst Yriarte zurück, der doch in Marokko, Bosnien und der Hertzegowina in dieser Hinsicht mancherlei Erfahrungen gesammelt hatte.

Durchschreitet man den Ort in seiner ganzen Länge, so gelangt man auf den Platz vor der Chiesa della Casa Santa. Zur Rechten hat man das illyrische Colleg, zur Linken den Palazzo Apostolico, der von 1510 an nach Bramante's Plänen erbauet wurde und, rechtwinkelig umbiegend, auch die der Kirche gegenüberliegende Seite des Platzes einnimmt. In der Mitte desselben steht eine Fontaine aus Bronze, welcher eine von Paul V. (1605 bis 1621) erbauete Leitung das Wasser zuführt. Die stattliche Façade der Kirche wurde unter Pius V. (1565 bis 1572) begonnen und unter Sixtus V. (1585 bis 1590), dessen sitzende Kolossalstatue sich links vom Eingange auf der Treppe selbst erhebt, vollendet; das Wappenschild über der Hauptthür gehört Gregor XIII. (1572 bis 1585) an. Ueber demselben steht eine Bildsäule der Jungfrau von Girolamo Lombardo, und den Fries schmückt in Goldbuchstaben auf Marmorgrund die Inschrift: Dei parae domus in qua verbum caro factum est (das Haus der Gottesmutter, wo das Wort Fleisch geworden ist). Ohne den unmittelbar anstoßenden, von Vanvitelli erbaueten Glockenthurm, der die Harmonie des Ganzen etwas stört, wäre dieser Platz ein Muster von Großartigkeit und Würde. Drei schöne Bronzethüren mit zahlreichen biblischen Darstellungen, Werk der Söhne und Schüler des ebengenannten Lombardo, führen in das Innere der Kirche. Sie hat drei Schiffe und die Gestalt eines lateinischen Kreuzes; über der Kreuzung erhebt sich die Kuppel und unter der Kuppel die reich mit Sculpturen verschiedener Meister (Sansovino, Lombardo und Anderen) geschmückte marmorne Brüstung, welche das heilige Haus umschließt und verdeckt. Letzteres, 4,2 Meter hoch, 8,8 Meter lang und 3,9 Meter breit, ist ein einfacher Ziegelbau, den ein Zwischenraum von seiner Marmorumhüllung scheidet, und in welchen drei Bronzethüren hineinführen. Auf dieses Heiligthum bezieht sich das ganze Leben und Treiben in Loreto: eine ganze Welt von Prälaten, Canonici, Beneficiaten, Caplanen, Klerikern, Beichtvätern, Mönchen, Diaconen und Sacristanen lebt im Dienste der heiligen Jungfrau auf dem Berge. Viele europäische Souveräne halten specielle Capläne, um für sie und ihre Länder zu beten. An den 23 Altären werden tagtäglich nicht weniger als hundert Messen gelesen; in zehn Sprachen wird die Beichte gehört und an jedem der 30 Beichtstühle an den Wänden ist die Nation namhaft gemacht, deren Zunge darin gesprochen wird. Sonntags namentlich ist das Treiben hier von unglaublicher Mannigfaltigkeit und steht an Interesse dem in St. Peter zu Rom nicht nach, so bunt ist die Mischung von allerlei geistlichen und weltlichen Trachten, unter denen diejenigen der Landleute aus der nächsten Umgebung am anziehendsten sind: auf der ganzen Ostküste Italiens von Ravenna bis Otranto sind es die einzigen, welche einen Maler veranlassen können, zum Pinsel zu greifen.

Die Casa Santa hat kein eigenes Dach; als solches dient die Wölbung ihrer marmornen Umkleidung, in deren Mitte eine kreisrunde Oeffnung dem Rauche zum Abzuge dient, der unablässig von den zahlreichen, von Fürsten und Großen dorthin gestifteten goldenen Lampen aufsteigt. Hinter einem vergoldeten Holzgitter sieht man im Hintergrunde des Allerheiligsten, von reichen Weihegeschenken umgeben, das hochverehrte schwarze Muttergottesbild, 80 Centimeter hoch und aus einem einzigen Stücke Cedernholz gefertigt, der Legende nach ein Werk des heiligen Lucas. Von dem ganzen Bilde sieht man nur die beiden Gesichter; alles Uebrige ist von einem mit Perlen und Edelsteinen besetzten Mantel, von Halsbändern, Diamantenschnüren und dergleichen bedeckt. Es würde zu weit führen, alle die dort angehäuften Schätze und Reichthümer aufzuzählen; man könnte es fast als ein Glück betrachten, daß in Folge von Revolutionen und Kriegen 23 goldene, 47 silberne Lampen und ein silberner Candelaber von 80 Pfund Schwere verschwunden und 12 massiv goldene Engelstatuen, zwei goldene und sechs silberne Cherubine und mehrere silberne Füllhörner zur Aufnahme von Weihegeschenken den Weg in den Schmelztiegel gefunden haben. Auch ein Bild von Raphael und der ganze Diamantenschmuck der Madonna wurden entführt, ja letztere selbst wurde 1798 von den Franzosen nach Paris geschleppt und erst im Februar 1801 auf Befehl des ersten Consuls dem Papst Pius VII. zurückgestellt. Und warum diese Spenden, diese Verehrung eines einfachen Ziegelbaues? Weil er als das Nazarether Haus der heiligen Jungfrau gilt, in welchem diese geboren und durch den Engel begrüßt wurde und Christus das Leben gab. Schon Helena, Kaiser Constantin's Mutter, ließ der Legende zufolge bei ihrer Wallfahrt nach Palästina im Jahre 336 eine Basilica über dem Hause errichten, und als dieselbe bei den Einfällen der Saracenen verfiel, trugen im Jahre 1291 Engel das Gebäude über Meer nach der dalmatinischen Küste und drei Jahre später



Das Madonnenbild im Innern der Casa Santa zu Loreto.
(Nach einer Photographie.)

bei Nachtzeit nach Italien in die Nähe von Recanati. Aber die Engel scheinen den Platz schlecht ausgewählt zu haben; denn im Laufe eines Jahres wechselte das Haus noch dreimal aus freien Stücken seine Stelle, bis ihm ein göttliches Gebot endlich diejenige anwies, welche es bis heutigen Tages einnimmt.

Ethnographische Rundschau.

I.

Wanderungen der Eskimos. — Das Turanierthum der Akkader. — Steinzeitalter in Aegypten. — Wie lange dauert eine Generation? — Die chinesische Opiumfrage.

Clements Markham hat früher einmal die Ansicht ausgesprochen, die sogenannten „arktischen Hochländer", d. h. die Eskimos, welche Kane und Hayes am Smith-Sunde bei Ita trafen, seien dorthin nicht entlang der Küsten Nordamerikas gelangt, sondern direct vom nördlichen Asien, etwa von Cap Tschelagskoi über die Parry-Inseln dahingezogen. Sie seien auch durch Sitten und Gebräuche von den übrigen Eskimos unterschieden und stellten einen andern Zweig dieser Familie dar. „Die amerikanischen Eskimos," schrieb er, „gehen nie aus ihrem eigenen Jagdbezirke in große Entfernung nach dem unwirthbaren Norden. Die amerikanischen Eskimos leben in Schneehütten; die arktischen Hochländer dagegen im Iglus aus Steinen erbaut. Die ersteren haben Bogen und Pfeile, die letzteren nicht. Die Eskimos von Boothia Felix haben Schlitten aus aufgerollten Robbenfellen, die arktischen Hochländer haben Schlitten aus Knochen."

Gegen diese Auffassungen wendet sich jetzt (im Journ. Anthropol. Inst. VII, 125 seq.) der verdiente Nordpolarreisende Dr. John Rae. Alle Eskimos in Nordamerika, westlich vom Mackenzie, sagt er, bauen ihre Winterhäuser aus Holz. Die Eskimos sind überhaupt dasjenige Volk, welches sich am besten den Boden- und Naturverhältnissen seiner Umgebung anpaßt. Angenommen, daß sie früher an den Ufern Nordsibiriens wohnten, finden wir, daß ihre Winterbehausungen aus Stein, Erde, Knochen 2c. erbaut waren. Die Knochen stammten von den großen Meersäugethieren, welche ihnen als Nahrung dienten und deren Thran zur Erwärmung ihrer Jurten gebrannt wurde. Als dies Volk auf seiner Wanderung die Beringsstraße kreuzte, fand es massenhaft Treibholz, aus dem es bald Häuser zu bauen lernte, wiewohl die Eskimos (nach Dr. Simpson) bis heute kein Holz brennen, sondern mit Thranlampen ihre Hütten erwärmen, da ihnen die häufigen Wale und Walrosse hier genug Speck liefern. Oestlich vom Mackenzie dagegen verschwinden Treibholz und Walrosse oder sind schwer zu erreichen. Was thut nun unter so veränderten Umständen der Eskimo? Ein Holzhaus konnte er nicht erbauen; dazu fehlte ihm das Material. Hätte er, gleich seinen Vorfahren in Sibirien, eine Hütte aus Erde, Stein oder Knochen erbaut, so würde ihm der Thran zu deren Erwärmung gefehlt haben, denn seine Nahrung besteht hier aus Wild und Fischen, die keinen Speck liefern. Er that daher das Beste, was er unter diesen Umständen thun konnte: er errichtete eine Schneehütte, die erfahrungsgemäß weit wärmer als eine aus Stein ist, wenn künstliche Mittel zur Erwärmung derselben fehlen.

Wenden wir uns noch weiter nach Osten, zur Hudsonsbay, so sehen wir die Eingeborenen immer noch die Schneehütten bewohnen. Was geschieht aber, wenn sie die grönländische Küste erreichen? Die Eskimos finden hier wieder Thranthiere, bauen daher ihre alten Häuser wieder, erwärmen sie mit Thranlampen und geben die Schneehütten auf. Auffallend erschien Dr. Rae folgender nicht genügend motivirter Unterschied. Die Eskimos zwischen Beringsstraße und Mackenzie-Mündung gebrauchen den Umiak, das große Weiberboot. Ostwärts vom Mackenzie fehlt es dagegen, bis es wieder an der Hudsonsstraße und in Grönland auftritt. „Ein Grund hierfür mag darin liegen, daß, wenn die Eskimos hauptsächlich von Landthieren und Fischen leben, sie nicht so großes Bedürfniß nach Lastbooten besitzen, die zuweilen mehrere Tons Tragfähigkeit haben." Auch Markham's Angabe, daß die amerikanischen Eskimos sich nicht sehr weit von ihren Standquartieren entfernen, stimmt nicht mit den thatsächlichen Verhältnissen, da Rae sie mehrere hundert Miles von denselben weiter nördlich fand und zwar aus dem Grunde, weil sie dort Wild suchten. Daß die amerikanischen Eskimos Bogen und Pfeile besitzen, hat seinen Grund in der Jagd auf Landthiere, während die arktischen Hochländer Harpunen und Lanzen zur Walroß- und Robbenjagd gebrauchen, auf welcher Pfeil und Bogen nutzlos sind, und die Eskimos von Boothia Felix haben Schlitten aus aufgerollten Robbenfellen, weil ihnen Holz und Walknochen fehlen.

Markham hat übrigens, nachdem er von der Entdeckung des „paläokrystischen Meeres" durch Nares gehört hatte, seine Ansicht über die Wanderungen der Eskimos aufgegeben. Nach allem, was wir bis jetzt durch die Tradition der Eskimos und durch die thatsächliche Verbreitung dieses Volkes wissen, sind sie über die Beringsstraße (wo ja in Asien die Namollo noch zu ihnen gehören) nach Amerika gekommen, haben sich an dessen Nordküste und theilweise über das arktische Insellabyrinth an derselben verbreitet und sind von hier nach Grönland übergesetzt, an dessen Westküste sie südlich bis Cap Farewell zogen, von wo sie wieder nördlich bis 74° 30′ nördl. Br. vordrangen, wo Sabine und Clavering ihre letzten jetzt eingegangenen Ausläufer noch trafen. An der Westküste reichten sie weiter nach Norden, da Hayes ihre Spuren noch in etwa 81° nördl. Br. auf dem gegenüberliegenden Grinnell-Land fand (Offenes Polarmeer, deutsche Ausgabe 288).

* * *

Gegen die Assyriologen werden viele Klagen laut und es giebt genug Gelehrte, welche sie mit wenig Vertrauen betrachten; bekannt ist die Anklage, welche Professor von Gutschmidt gegen sie richtete. Professor C. P. Tiele in Leyden hat nun jüngst in einem sehr lichtvollen Vortrage „die Assyriologie und ihre Ergebnisse für die vergleichende Religionsgeschichte" (deutsch, Leipzig bei Otto Schulze) besprochen und dabei auch die Anklagen nicht übersehen. Ein jüdischer Gelehrter, sagt er, der sich auch vielfach mit assyrischen Studien beschäftigt, schrieb ihm, daß nach seiner Meinung das gegenwärtige Geschlecht der

Assyriologen bis auf den letzten Mann in der Wüste, in der sie umherirrten, umkommen müsse, ehe das gelobte Land des assyrischen Alterthums erobert werden könne. Welche Sünden haben sie schon begangen und wie werden sie noch sündigen? Viel und auf alle mögliche Weise. Sie geben Uebersetzungen, vollständige, geläufige sogar, von einer Menge von Texten, die erst halb erklärt sind, ohne sie durch irgend eine Erläuterung oder Begründung zu unterstützen. Sie schreiben Geschichte nur von ihrem eigenen Standpunkte aus, einzig und allein auf die officielle Wahrheit der Höfe von Ninive und Babel gegründet, die damals genau so viel Vertrauen fanden, als heutzutage die officiellen Wahrheiten der Russen und Türken. Finden sie in den Inschriften Namen, die im Klang uns bekannten Namen von Ländern, Städten oder Personen ähneln, flugs identificiren sie diese ohne irgend welchen Beweis und zögern selbst nicht, von diesen Annahmen die weitgehendsten Schlüsse zu ziehen. Die Schuld, meint Tiele, und er hat darin Recht, liege größtentheils in der Neuheit der Sache und die Arbeit sei noch nicht richtig vertheilt.

Für den Ethnographen ist unter allen neuen Ergebnissen der Assyriologie jedenfalls das Interessanteste die Entdeckung der sogenannten Turanier in Chaldäa, der Sumerier oder Akkader mit agglutinirender Sprache, „die eigentlichen Erfinder der Keilschrift und der ältesten Astronomie," gegen deren Turanierthum der französische Jude Halévy so wacker ankämpft. Tiele meint nun freilich, Halévy habe sich nicht einmal die Mühe genommen, das, worüber er sprach, zu untersuchen und er sei durch Vorurtheil blind geworden, habe es nicht ertragen können, „daß die Semiten ihre Civilisation von einer andern Race erborgt haben sollen." Auch sei er endgültig von Lenormant und Schrader widerlegt worden, was unseres Wissens nicht der Fall ist. Jedenfalls aber hat der Ethnologe alle Ursache, das Turanierthum der Akkader mit allergrößtem Mißtrauen zu betrachten.

Gelegentlich einer Besprechung von v. Richthofen's „China" nimmt denn auch Georg Gerland Gelegenheit („Nord und Süd", Bd. IV, S. 316 ff.), seine bereits wiederholt ausgesprochene Ansicht, daß die Akkader keine „Turanier" waren, scharf zu formuliren, wobei er sich wesentlich auf Halévy's Arbeiten stützt und mit ethnologischer Kritik an die Frage herantritt. Wir müssen gestehen, daß wir den Auseinandersetzungen Gerland's mit großem Interesse gefolgt sind, um so mehr, als das unvermittelte, urplötzliche Auftauchen eines turanischen Culturvolkes in einem Lande, wo Mongolen bisher nicht zu finden waren, uns gleich von Anfang an verblüffend und zu Zweifeln Anlaß gebend erschien. „Die ganze Herleitung der Akkader aus dem Norden ist ein reines Hirngespinnst, ohne die mindeste thatsächliche Grundlage," sagt Gerland. „Die Akkader," führt er ferner aus, „wohnten im unbequemen, den Ueberschwemmungen ausgesetzten Südmesopotamien, das sie sich gewiß nicht zur neuen Heimath gewählt haben würden, wenn sie durch die schönen Landschaften des Ostens zogen, die doch weit einladender zur Colonisation waren als das Sumpfland am Euphrat und Tigris." — „Wo zeigt sich," fragt Gerland weiter, „auf den Denkmälern auch nur die leiseste Spur des turanischen, d. h. mongolischen, Typus? Nirgends. Diese Männer, diese Weiber sind alle, wenn auch noch so sehr stilisirt, doch so unturanisch wie nur denkbar, mit ihren geraden, mächtig musculösen Beinen, ihren starken, lockigen Bärten, ihrem lockigen, üppigen Haar, ihren gebogenen Nasen, ihren gleichmäßig schön gewölbten Schädeln. Auch das niedere Volk, die Besiegten, die Sklaven, die Eunuchen, alle zeigen sie semitischen, keiner den entferntesten Anklang an turanischen Typus. War aber wirklich der Grundstock des Volkes mongolisch, wir müßten doch, in den ältesten Darstellungen wenigstens, bei ihrer ängstlichen Naturtreue, in der sie den ägyptischen nichts nachgeben, auch den turanischen Typus, wenigstens bei den Sklaven, den Gefangenen, irgend auftreten sehen. Ja bei so starker Beimischung mongolischer Elemente, bei so hoher Bedeutung derselben, wie sie in Folge ihrer Cultur haben mußten, würde der Typus sich im ganzen Volke, nicht bloß in den niederen Ständen, durch lange Jahrhunderte gewiß bewahrt haben; irgend ein Schriftsteller der orientalischen, der classischen Literatur würde doch diese Bildung als etwas Auffallendes erwähnen: aber es ist ihnen nichts aufgefallen, sie erwähnen nichts — natürlich, weil sie nichts zu erwähnen fanden, weil das ganze Volk von einem Typus, einheitlich semitisch, war. Hierfür spricht, und das ist sehr zu betonen, die völlige Einheit ihrer gesammten Cultur. Ein anderer Typus wird bisweilen erwähnt, auch wohl dargestellt, der kuschitische; der weist nun aber vollends nach Südosten, anstatt nach Norden. Aber auch historische Erwägungen sprechen ebenso mächtig gegen das Mongolenthum der Akkader. Wo in aller Welt kam denn ein so hochgebildetes Volk, welches Mondstationen entwarf und brauchte, in Centralasien her, nördlich von der Pamir, in der Steppe oder Tianschan-Wildniß? Eine solche Entwickelung fällt doch nicht plötzlich vom Himmel, sie setzt lange Vorstufen, mächtige Entwickelungshebel voraus: wie war sie möglich in so höchst ungünstigem Mittel? Und dann diese hohe Cultur, welcher wir die Schrift, die Astronomie u. s. w. verdanken, konnte sie aus Mittelasien verschwinden, ohne auch nur irgend eine Spur zu hinterlassen?"

* * *

Die Frage nach einem **Steinzeitalter in Aegypten** ist seit etwa zehn Jahren sehr lebhaft erörtert worden, und während die einen das Vorhandensein von Feuersteingeräthen in Aegypten als Beweis des vorgeschichtlichen Menschen annehmen, wollten andere diese Feuersteine nicht als künstlich bearbeitet anerkennen. Dem anthropologischen Institut von Großbritannien sind jetzt (Journ. VII, 323) durch einen in Aegypten wohnenden Engländer, Namens Hayns, 50 Feuersteinobjecte übergeben worden, zu denen Richard Burton einige Bemerkungen machte, die wir hier wiedergeben wollen, da sie den gegenwärtigen Stand der Frage präcisiren.

Die Objecte stammen von Helwán, mit der Bahn 15½ Miles südlich von Kairo, und 2½ Miles vom rechten Nilufer entfernt. Helwán ist ein Badeort mit Schwefel- und Sodaquellen und rings von sehr steinigem Boden umgeben, auf dem die Flintstücke gefunden wurden. Ein Freund des Herrn Hayns will dort vor drei Jahren eine schöne Feuersteinsäge, 2½ Zoll lang, gefunden haben und auch von Pfeilspitzen ist die Rede. Am gegenüberliegenden (linken) Nilufer sind bearbeitete Feuersteine und rohgeformte Speerspitzen gesammelt worden. In Sawiyat, Ariyan, etwa 5 Miles oberhalb der Pyramiden von Gizeh, hat Hayns einen Kratzer gefunden. Burton fügt hinzu: „Ich habe große Zweifel an der kleinen Sammlung, die ich hiermit übergebe. Mir erscheint nur ein Feuerstein, um den ich einen Faden gewickelt habe, bearbeitet. Die anderen erscheinen mir mehr als éclats, welche entstanden sind durch die Einflüsse, welche die libysche (??) Wüste mit Millionen von Exemplaren überstreuten, die nach den Beobachtungen Schweinfurth's und Güßfeldt's schon durch ihre Anzahl den Gedanken an künstliche Arbeit nicht aufkommen lassen." Burton meint hier jedenfalls die von unseren Landsleuten in der östlichen ägyptischen Wüste im Wadi Sanur gefundenen Kieselsplitter („Globus" XXX, 9).

Die Aegyptologen weisen bekanntlich das Vorhandensein einer vorgeschichtlichen Zeit am untern Nil zurück und neh-

men an, daß Temperaturveränderungen das Zersprengen der Feuersteine herbeiführten, wie dieses ja unzweifelhaft sich vielfach nachweisen läßt. Sir John Lubbock dagegen und einige andere wollen präneolithische Feuersteinobjecte bei Theben, am Dschebel Killebizzeh bei Esneh, bei Girgeh, Abydos rc. nachgewiesen haben. Auf ihrer Seite steht auch Dr. Gaillardot in Kairo, der bei Assuan, Manga und in den Schluchten des Dschebel Silsileh Feuersteingeräthe gefunden haben will und der keinen Grund einsieht, warum nicht gleichzeitig mit der mächtigen quaternären Vegetation am Nil auch der vorgeschichtliche Mensch existirt haben soll.

Die bis jetzt aufgefundenen Feuersteingeräthe scheinen mir indessen nicht beweiskräftig genug, um ein Steinzeitalter in Aegypten außer Frage zu stellen. Afrika als Ganzes genommen hat allerdings ein solches gehabt, wenn auch die Funde bisher sehr spärlich vorhanden sind, namentlich vom Cap, aus Marokko, von der Guineaküste. Warum sollte aber Aegypten eine Ausnahme gemacht haben?

* * *

Wie lange dauert eine Generation? Diese in anthropologischer Beziehung wichtige Frage hat der Senior der abessinischen Reisenden, d'Abbadie, in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft (Bulletins, 2. Sér. XII, 320) aufgeworfen. Er wollte nämlich das Datum des Ursprungs der Galla als Nation fixiren, deren Adel sehr genaue Stammbäume kennt, und warf zu diesem Behufe jene Frage auf. Gewöhnlich sagt man: auf ein Jahrhundert kommen drei Generationen, d'Abbadie glaubt aber für Aethiopien vier annehmen zu müssen, da dort sociale Verhältnisse nicht hindernd auf die frühzeitige Schließung der Ehen einwirken wie bei uns.

Zur Beantwortung der Frage fand sich der verdiente Bertillon bereit. Eine Generation darf nicht mit der mittlern Lebensdauer verwechselt werden. Sie umfaßt vielmehr die Zeit, welche verstreicht von der Geburt bis zur Erzeugung von Kindern, die lange genug leben, um ihrerseits sich wieder fortzupflanzen. Daraus folgt, daß die Länge des Elternlebens ohne Einfluß auf die Dauer der Generationen ist. Nur ein Umstand beeinflußt diese Dauer, das ist die Frühzeitigkeit der Reproduction, also die Zeit des Heirathsalters, die bei den beiden Geschlechtern sehr verschieden ist. Rechnet man nun die Generationen nach der weiblichen oder nach der männlichen Linie, so wird man sehr verschiedene Zahlen für die Dauer einer Generation erhalten. Dazu kommt nun noch, daß das Heirathsalter bei verschiedenen Völkern sehr verschieden ist. Bertillon führt nun einige Beispiele für diese Verschiedenheiten an. Die beste Arbeit über diesen Gegenstand von Dr. H. Ploß (Ueber das Heirathsalter der Frauen. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1872) war Bertillon nicht bekannt; er beschränkt sich daher in seinen Ausführungen auf Europa, führt aber, an der Hand der Geschichte, interessante Beispiele über die Dauer der Generationen bei einigen französischen Geschlechtern an. Hugo Capet, der Begründer der capetingischen Dynastie, wurde 939 geboren; seine Kinder folgten von Sohn auf Sohn bis Louis X., der sein elfter Nachfolger war und 1289 kinderlos starb. Diese elf Generationen umfassen eine Dauer von 350 Jahren, was etwa 32 Jahre für die Dauer einer Generation ergiebt. Die Bourbonen gelangten 1256 mit Robert auf den Thron, der 16 Nachfolger seines Geschlechtes in gerader Linie bis auf den 1785 geborenen Louis XVII. hatte. Also in 530 Jahren kamen 16 Generationen auf den Thron, was einen Durchschnitt von 33 Jahren ergiebt. Für den Nebenzweig der Orléans, 1660 mit Philipp beginnend und heute endigend mit dem 1869 geborenen Sohne des Grafen von Paris, ergiebt sich in 229 Jahren bei acht Generationen ein Mittel von 28,7 Jahren. Die Dauer einer Generation in Frankreich, vom Mann auf den Mann gezählt, beträgt nach diesen Beispielen 29 bis 33 Jahre.

* * *

Ein Theologe, Prof. Th. Christlieb in Bonn, hat eine Broschüre veröffentlicht, welche den Titel führt: „Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen" (Gütersloh, C. Bertelsmann 1878). Ihm kommt es namentlich darauf an zu zeigen, wie das Missionswerk in China durch die Opiumeinfuhr gehindert wird, da der Chinese zwischen Kaufleuten und Missionären, als zu einer Nation gehörig, nicht unterscheidet und nicht begreift, wie die Leute, welche in der einen Hand die Bibel bringen, mit der andern das Gift reichen, mit welchem China ruinirt wird. Das wesentlichste Hinderniß für die unbedeutenden Erfolge der christlichen Missionen in China ist jedoch das Opium nicht, da hier noch ganz andere Factoren in Betracht kommen. Die Broschüre des Prof. Christlieb, welche mit Benutzung einer reichen (namentlich periodischen) Literatur gearbeitet ist, bringt auch viel schätzbares statistisches Material bei und zeigt uns unter Anderm, wie die Opiumausfuhr Indiens von 5000 Kisten im Jahr 1800 auf nicht weniger als 90 000 in 1875 gestiegen ist. Aus dem Verkaufe des Giftes zog die indo-britische Regierung 1871 bis 1872 über $7^1/_2$ Mill. Pf. St., d. h. ein Siebentel bis Sechstel der gesammten indischen Staatseinnahmen. Es ist schwer zu ergründen, wie stark das Opiumrauchen schon in China verbreitet ist; nach Christlieb beziffert die Zahl der „Opiumknechte" sich schon nach Millionen und „die der Pest alljährlich zum Opfer Fallenden schon nach Hunderttausenden". Alle Mandarinen in Peking seien Opiumraucher, versicherte ein Missionär den Verfasser, und auch unter der armen und weiblichen Bevölkerung reiße das Laster ein. „Missionsarzt Dudgeon in Peking berechnet die Zahl der Opiumraucher unter den niederen Beamten auf 40 Proc., unter Kaufleuten, Gelehrten, Soldaten auf 20 Proc., unter dem männlichen Gefolge der Mandarinen auf 70 bis 80 Proc., unter dem weiblichen etwa halb so viele, unter den Mandschu-Bannerträgern auf 30 bis 40 Proc., unter der Stadtbevölkerung überhaupt 40 bis 60 Proc., unter der männlichen Bevölkerung Chinas im Ganzen, nach Abzug der Landleute, welche die Hauptmasse bilden, 40 bis 60 Proc. Noch sind die Bauern im Ganzen freigeblieben, 4 bis 6 Proc. mögen Opiumraucher sein, dagegen in Kan-Suh und anderen Gegenden, wo Mohn gebaut wird, schon 40 bis 60 Proc."

Als Folgen stellt Christlieb neben den bekannten physischen Verwüstungen des Individuums hin: Verarmung des Landes, Zunahme der Verbrechen, Schwächung des Einflusses und der Macht der chinesischen Regierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Steigerung der chinesischen Antipathie gegen alles Ausländische bis zur Feindseligkeit, Untergrabung des Einflusses der Mission rc.

Die fürchterlichen Wirkungen des Opiums sind ja bekannt und dürfen nicht unterschätzt werden, auch ist der Handel, den die britische Regierung mit diesem Gifte treibt, der Krieg, den sie um die Einführung desselben in China führt, nicht streng genug zu brandmarken. Aber wir glauben trotzdem, daß der Verfasser viel zu schwarz malt und daß die allgemeinen vernichtenden Einflüsse des Opiumrauchens auf China keineswegs so arg sind wie er annimmt. Daß sie mit zunehmender Verbreitung so werden können, wie Christlieb sie ausmalt, wollen wir jedoch nicht ganz in Abrede stellen.

Bestärkt werden wir in unserer Ansicht durch das soeben erschienene höchst gehaltvolle Werkchen von Herbert A. Giles: „Chinesische Skizzen“[1]) (Berlin, Wohlgemuth 1878). Der Verfasser war englischer Consularbeamter in China und ist ein feiner tief eindringender Beobachter. In der Vorrede sagt er: „Man scheint jetzt allgemein zu glauben, daß die Chinesen als Nation eine unmoralische, tiefstehende Race seien, unehrlich, grausam und in jeder Beziehung verderbt, daß das Opium, ein schrecklicheres Gift als Schnaps, entsetzliche Verheerungen unter ihnen anrichte und daß nur die Verbreitung des Christenthums das Reich von schnellem und allgemeinem Verfall retten könne. Eine achtjährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Chinesen bei all ihren Fehlern ein schwer arbeitendes, nüchternes und glückliches Volk sind und eine Zwischenstufe zwischen dem Reichthum und der Cultur einerseits, dem Laster und der Armuth des Westens andererseits einnehmen.“ Giles sagt, ihm sei es nicht möglich gewesen, auch nur ein Zehntel von jenen dem Opiumgenusse zugeschriebenen Folgen zu entdecken. Auch sei es völlig falsch, daß ein Mann, der sich einmal dem Opium ergeben habe, nicht wieder davon lassen könne. Bis zu einem gewissen Punkte kann jeder Raucher ungestraft gehen, darüber hinaus ist er freilich ein verlorener Mann. Ein mäßiger Opiumgenuß sei ohne alle schlimmen Folgen. Wichtig ist noch folgende Bemerkung von Giles: „Das Opiumrauchen ist ein mehr auf die Person sich beschränkendes Laster als die Trunksucht, welche alle möglichen Krankheiten auf die dritte und vierte Generation vererbt. Die Nachkommenschaft kann nichts vom Opiumrauchen zu leiden haben, aus dem einfachen Grunde, weil dem eingefleischten Raucher jede Nachkommenschaft versagt ist; und diese sehr wichtige Folge wird sich stets wirksam dem übermäßigen Gebrauch des Opiums entgegenstemmen, in einem Lande, wo Kinder für die größten Schätze gelten, welche das Leben zu geben vermag, und wo der glücklich gepriesen wird, der sein Nest voll hat.“ Richard Andree.

[1]) Vergl. „Globus“ XXXII, S. 254, 284, 331.

Einige Bemerkungen über tropischen Naturcharakter.

I.

Vegetationscharakter der Küste von Acapulco. Die bescheideneren Seiten der Tropennatur. Das Unkraut der Straßen. Einige bemerkenswerthe Gewächse der Hecken und Zäune. Tradescantien, das häufigste Unkraut. Einheit in der Mannigfaltigkeit. Verschiedene Mimosen und Mimosenartige. Die Sinnpflanze. Verschiedene merkwürdige Compositen. Bekannte Gestalten.

October 1874.

Auf der Südwestküste Mexicos entwickelt sich nur in den wasserreichsten Niederungen und Thälern eine tropisch-üppige Vegetation, denn das Klima steht auch hier noch unter dem Einfluß der Factoren, welche weiter nach Südosten und Süden hin an den mittel- und südamerikanischen Küsten und selbst in Tehuantepec eine trockene, starre, blattarme Vegetation begünstigen. Wiewohl ich in der günstigsten Zeit hier ankam, welche man mit Beziehung auf die Pflanzenwelt wohl den Frühling der Tropen nennen könnte, nämlich kurz nach dem Ende der Regenzeit, Mitte Octobers, so fühlte ich aus all dem erstaunlich üppigen Gedeihen doch eine gewisse Neigung zu Mischungen mit fremdartigen Elementen heraus, die man steppenhaft nennen möchte, besonders mit Cacteen und Mimosen — Elementen, wie man sie in den Beschreibungen der classischen Tropenvegetation des brasilianischen Tieflandes, oder des Orinoco-, oder des S. Juanthales nicht erwähnt findet. Man könnte hieraus schließen, daß in der siebenmonatlichen trockenen Zeit, von Mitte September bis gegen den Mai hin, wenn so viele Bäche versiegen und das jetzt gleichförmig grüne Gewand der Berge an manchen Stellen so versengt, daß es häufig lückenhaft wird, daß zu dieser Zeit die Vegetation viel von dem üppigen Charakter einbüßen müsse, das ihr jetzt noch eigen ist. Vielleicht würde mir also dieses Bild tropischer Natur verhältnißmäßig arm erschienen sein, wenn ich vorher die viel feuchtere und pflanzenreichere Nord- und Ostküste Mexicos oder Mittelamerikas schon gekannt hätte. Nun war es aber der erste Anblick tropischer Lebensfülle, den ich genoß, und sie schien mir so unendlich reich, daß ich Tag für Tag hinauswanderte, sammelte, aufzeichnete, und doch nie den Eindruck gewann, als ob der Reichthum zu erschöpfen wäre. In der That ist hier keines der reichsten Gebiete tropischen Pflanzenlebens aufgethan, aber es ist auch keines der armen. Wer die Tropennatur noch nicht kennt, wird immerhin in der Ebene und den Gebirgsthälern von Acapulco einen vollen Eindruck ihres Reichthums, ihrer ungeheuren Lebenskraft empfangen. Mir hat der Anblick einer ihrer reichsten Entfaltungen, den ich am Goatzocoalcos und am Nordabhange der nördlichen Sierra von Mexico genießen durfte, den ersten Eindruck nicht verdunkelt, den ich von Acapulco und aus der südlichen Sierra Madre brachte. Die Neuheit ersetzt hier in hohem Grade, was der Sache selbst etwa mangeln sollte, und die lebhafteste Phantasie wird noch immer ihre Erwartungen übertroffen finden.

Nachdem ich in alten und neuen Reisebeschreibungen allgemein Enthusiastisches über die Herrlichkeit der tropischen Natur gelesen hatte, war mir das Interessanteste, sie nun in den besonderen Zu- und Umständen kennen zu lernen, welche die Schilderer gar nicht zu berühren pflegen. Da diese z. B. fast einstimmig von der Schönheit der Palmengestalten, oder der Dichte des Urwaldes, oder dem Zauber seltsamer Blüthenformen, oder der brennenden Farben sprechen — Dinge, auf die fast Jeder zurückkommt, ohne daß sie Einer genügend erschöpft, so interessirte es mich vielmehr, diese herrliche Natur gerade in den bescheidensten Verhältnissen kennen zu lernen. Ich schaute mich zunächst mit höherm Genuß an Wegrändern und Rainen als in den Palmengärten um. Der bescheidene Weg zum Walde mit seinen Hibiscus- und Melastomenhecken, seinem Unkraut und seinen Tümpeln schien mir nicht minder beachtens- und beschreibenswerth als der Urwald selbst.

Frühmorgens ging ich die Stadt hinaus nach einem Hügel am Hafen und es fielen mir zuerst als die häufigsten

Unkräuter einige niedrige Malven auf. Auf den Acker- und Waldwegen in der Ebene und den Vorbergen fehlten nie die malvenartigen Pflanzen aus dem Geschlechte Sida, deren Blüthen ganz ähnlich denen unserer Wegmalven, deren Blätter aber durch braune Färbung an der Mittelrippe und durch häufige weißliche Sprenkelung der dunkelgrünen Oberfläche vor anderen ausgezeichnet sind. Die oberen Blätter sind pfeilförmig, die unteren spitzfünflappig. Die Blüthe ist blaßrosa wie bei den Wegmalven. Eine andere Malve steht noch häufiger an den Wegen und als Unkraut in Gärten und Feldern. Die Blüthen sind etwa groschengroß. Morgens sind sie gelblichroth und weitgeöffnet und Abends schließen sie sich und werden weiß. Eine dritte hat große goldgelbe Blüthen, die dicht dem hohen schlanken Stengel ansitzen, so daß die Pflanze an unsere Königskerze erinnert. Eine Abart von dieser hat einen purpurbraunen Ring im Grunde der blaßgelben Blüthe. Selbst in den Straßen des Städtchens wächst das erstgenannte Malvenunkraut so häufig wie Gras. Da man hier Wagen gar nicht kennt, sondern Alles auf Eseln und Maulthieren transportirt, so sind die Wege wenig ausgetreten und Rasen und Kraut hat alle Zeit sich auf denselben festzusetzen. Die Triebkraft der Natur hilft dazu und so finden wir die Feldwege fast immer dicht begrast, wo sie nicht eben allzu sandig sind. In diesem Grase aber wachsen die kleinen Malven häufiger als bei uns an ähnlichen Orten Löwenzahn, Wegerich und Gänseblümchen zusammengenommen. Eine kleine Composite mit Blüthen, die eben so unscheinbar, wie die Blüthen unseres Kreuzkrautes, ist neben ihnen am häufigsten.

Ist diese Wegflora einfach, so sind die Hecken, welche die Wege einfassen, um so reicher umwachsen und umsponnen. Gärten und Felder sind stets umzäunt und zwar vorzüglich mit dürrem, dornigem Gezweige. Lebendige Zäune aus Cacteen oder stacheligen Baumlilien (Yuccas), wie man sie im Innern häufig findet, sieht man hier nicht. Nicht selten umgeben statt der Zäune roh aufgehäufte Mauern die Gärten oder Felder. Wie Zäune beschaffen sind, sieht man indessen meistens nicht so leicht, denn in ihrem Schatten und Schutz wächst bald manche Pflanze, Strauch oder Schlinggewächs auf und verhüllt am Ende Alles. Ein Heckenzaun steht kaum ein Jahr, so hat ein zweiter lebendiger Zaun ihn eingehüllt, und in diesem sieht man oft auf einer Strecke von ein paar Hundert Fuß mehr Blumen als bei stundenlanger Urwaldwanderung. Woher mag das kommen? Auf die allgemeine Regel, daß das Innere der Urwälder trotz alles Vegetationsreichthums nicht blumenreich sei, wird zurückzukommen sein; daß aber gerade die Hecken und Raine so pflanzen- und blüthenreich sind, schreibe ich vorzüglich dem Umstande zu, daß die Tausende von Vögeln, welche jeden Tag nach den Pflanzungen ziehen, sich mit Vorliebe auf die umgebenden Zäune setzen und manches Samenkorn hier zurücklassen. Daneben ist der Schatten zu bedenken, der den Keimlingen, und die Sonne, die den höher gewachsenen Pflanzen an solchen Orten gespendet wird, beides in ungewöhnlichem Maße.

Vor dem Städtchen liegen auf allen Seiten Huertas (Frucht- und vorzüglich Palmengärten) und Milpas (eingezäunte Maisfelder) und zwischen ihren dichtgrünen Zäunen geht man auf grasigen Wegen hin. Prachtvolle dunkelblaue, purpurrothe, rosenrothe Winden haben ihre Blüthenhülle über das Grün des Gesträuchs gewoben und alle ihre Blüthen leuchten in frischen Farben, da sie sich erst geöffnet haben. Um Mittag schließen sie sich wieder und zahllose, die sich gestern geschlossen haben, sind abgefallen und liegen am Boden umher. Ich habe einzelne Windenstöcke mit über achtzig offenen Blumen gezählt, die noch größer sind als die Blüthen unserer weißen Heckenwinde. Minder zahlreich, doch noch immer häufig leuchten die Scharlachglöckchen verschiedener Hibiscusarten, welche auch durch ihr dunkelgrünes, großes und dichtes Laub ausgezeichnet sind. Diese beiden, Winden und Hibiscus, fehlen keiner Hecke und keinem Waldrande der mexicanischen Tiefländer. Auch bohnenartige, windende Gewächse, bald mit großen, einzelstehenden, bald mit kleinen, zu dichten Aehren geballten Blüthen pflegen an diesen Orten nicht zu fehlen.

Während diese Gewächse durch die Masse und Pracht ihrer Blüthen den Reichthum der Tropennatur anzeigen, prägt eine Aristolochia, die sich um diese Hecken windet, denselben Reichthum durch die originelle Form ihrer Blüthe aus. Es ist eine natürliche Folge der breiteren und mannigfaltigeren Entwickelungsmöglichkeiten in der Tropennatur, daß sie oft die engen Kreise der normalen Blüthenformen verläßt, um in seltsamen Gebilden sich zu ergehen. Die Aristolochienblüthe ist an und für sich, wie wir von der deutschen Vertreterin dieses Geschlechtes, der Aristolochia clematitis, einer der schönsten Pflanzen in unserer ganzen Flora, wissen, ein originelles Gebilde. Hier ist die gewöhnliche Kugelform ins Extrem ausgebildet durch stärkere Aufblasung des Blüthenbauches, Verlängerung und scharfe Verengung des Halses, und übermäßig breit umgeschlagenen Mundrand. Dazu ist die letztere zu einem langen Zipfel ausgezogen, der zurückgebogen und am Rande fein ausgefranst ist. Die Farbe der Blüthe ist grüngelb, der Mundrand und Zipfel außen braun getigert, der Mund innen durch einen braunen Sternfleck auf sammtnem hellgelbem Grunde geziert. Scheint nicht eine einzelne Blüthe dieser Art in ihrer phantastischen Schönheit einen höhern Begriff vom Vermögen dieser Natur zu geben als tausend Ranunkeln oder Primeln? Sie scheint nur; aber dieser Schein bestimmt in hohem Grade die Schätzung, die wir von der schöpferischen Kraft der Tropennatur hegen. Manches erscheint uns nur so seltsam oder so auffallend schön, weil es hier großartiger gestaltet ist und dadurch sinnenfällig wird. So ist es mit einem andern windenden Gewächs dieser Weghecken, einem Polygonum oder dem Knöterich. Die vierblätterige Blüthe, deren reiche Aehren so prächtig in dichtblätterigem Gezweige hängen, ist ganz so gestaltet, wie die des Haidekorns, das zur selben Gattung gehört. Da sie aber sechsmal größer und von lieblicher rosenrother Färbung ist, fällt sie auf und gefällt, während jenes bescheidenere Kräutlein kaum besehen wird.

Soviel haben wir schon gesehen und sind noch keinen Flintenschuß über die letzte Hütte des Städtchens hinausgegangen. So reich ist diese Natur, die fast auf uns einzudrängen scheint mit ihren erstaunlich unverhofften Schätzen, und doch ist dies nur der Anfang.

Wir schieben das rohe Balkenthor zurück, das den Eingang zu einer weitausgedehnten Maispflanzung verschließt, und stören zahllose kleine grüne Papageien auf, die sich bereits an den jungen Kolben gütlich thaten. Sie erheben sich unter betäubendem Geschrei in die Luft, ziemlich hoch, immer ein Pärchen zusammen, und fliegen unter beständigem Schnattern und flatterndem Flug dem nächsten Walde zu. Es mochten sechszig sein. Diese Pflanzung bietet einen freundlichen Anblick. Während der junge Mais sich im frischesten, saftigsten Hellgrün darstellt, erscheint der ganze Boden dunkelgrün von einem kriechenden dichtblätterigen Kraut, das reichlich vergißmeinnichtblaue Blüthen trägt.

Es ist eine Tradescantia, das wucherndste Unkraut und zugleich eine der hübschesten Pflanzen dieser Gegend. Sie hat krautartige Stengel, an welchen längsrippige, eiförmige Blätter stehen, deren Stiele zu Scheiden erweitert sind, welche

den Stengel einfassen. Wenn man sie ans Licht hält, sieht man starke, parallele Längsadern, zwischen denen zahlreiche zarte Queräderchen ein feines Netzwerk bilden. Wie der Stengel aus den Blattscheiden, so tritt an der Spitze jedes Zweiges die Blüthe aus der dütenartigen Scheide des obersten Blattes. Auf zarten Stielchen sitzt das Hüllblatt, welches ein herzförmiges grünes Blatt und so in der Mittellinie zusammengelegt ist, daß es wie ein Paar Schmetterlingsflügel aussieht. Es ist im Grunde selbst nur wieder eine Scheide, in welcher sich die Knospen bergen, während die Blüthen, wenn sie sich öffnen, den offenen Rand durchbrechen. Knospen und Blüthen sitzen in einem Döldchen beisammen auf der Spitze eines weißen Stieles und sie umgiebt eine gallertige, wasserhelle Flüssigkeit, mit welcher das dütenartige Hüllblatt in größerm oder geringerm Maße angefüllt ist. Immer nur eine Knospe öffnet sich nach der andern, so daß man immer nur einzelne Blüthen aus dem Rande der Düte hervorragen sieht und die Pflanze für einblüthig hält, bis man jene öffnet, wo das Knospenbündel in der Gallerthülle dann wie ein Naturspiel daliegt, welches zarte Pflanzengebilde im Innern eines Krystalles aufwachsen läßt.

Die Blüthe selbst ist so zart, wie wenn sie aus Email gemacht wäre. Sechs ungleiche Blättchen umstehen einen Kranz von sechs Staubfäden und einem Griffel. Von den Blättchen sind vier weißlich, ungestielt, sehr dünn und am Rande durchscheinend wie Glashäutchen, während die zwei anderen auf dünnen Stielchen stehen, kreisrund, viermal so groß wie die anderen und von einem schimmernden, gekörnelten Lila sind. Die vier ersteren stehen um diese beiden, wie der Kelch um eine Krone, aber sie sind unter sich nicht gleichartig; zwei sind größer als das dritte, das ihnen gegenübersteht, und das vierte steht so klein wie ein Schüppchen zwischen den beiden ersteren.

Auch in den sechs Staubfäden begegnen wir vier verschiedenen Formen. Drei davon sind nur halb so groß wie die drei anderen, und diese drei kleinen stehen wie die größeren in einer Reihe, in welcher die beiden äußeren mit einfachen Staubbeuteln gegen den mittlern geneigt sind, der mit breitem, zweisporigem Staubbeutelchen die Symmetrie zwischen den beiden anderen aufrecht erhält.

Bei solcher Mannigfaltigkeit der Elemente, wo bei dreizehn einzelnen Blüthentheilen immer nur je zwei einander gleich sind, ist diese zarte Blume, die nicht größer als ein kleines Veilchen, nicht im Mindesten unregelmäßig gestaltet. Die offene Kante der Scheide, aus der beim Aufblühen ein Knöspchen nach dem andern hervorbricht, mag als Mittellinie gelten, zu deren beiden Seiten je vier symmetrische Blüthentheile liegen, während fünf unpaarige auf der Mittellinie stehen. Diese unsymmetrischen oder unpaarigen sind ihrerseits theilweise selbst wieder symmetrisch gestaltet.

Es giebt viele Varietäten dieses Pflänzchens, sowohl in den Blüthen als den Blättern. Einige sind in die Treibhäuser und Zimmergärten übergegangen und eine Abart mit röthlichbraun gestreiften Blättern, die an der Unterseite purpurroth sind, sieht man häufig in Hängscherben bei uns, wo sie aber die Neigung verliert, reichliche Blüthen zu entwickeln. Hier bildet sie, wie gesagt, auf den Aeckern vollständige Rasen und soll mit aller Mühe nicht auszurotten sein.

Wir sind zwischen den Zäunen der Milpas weitergegangen und haben da und dort einen Blüthenzweig aus dem Dornengebüsch gepflückt. Ich trage scharlachrothe und orangegelbe, rosenrothe und schneeweiße Blüthen in der Hand, einige groß fast wie Tulpen, andere winzig; aber wie ich zusehe, sind es fast alles Mimosen oder mimosenartige Gewächse. Ich freue mich dieser Funde ganz besonders, denn die Unzahl von Variationen bestimmter Pflanzengestalten, welche sich hier oft auf engem Raum zusammenfindet, scheint mir der ansprechendste Ausdruck tropischen Naturreichthums zu sein. Durch sie kommt Harmonie in die Mannigfaltigkeit, welche ohne den durchgehenden Faden gewisser Grundtypen zu leicht nur den Eindruck bunter Zusammenwürfelung macht. Mimosen und Compositen zeichnen hier sich in dieser Richtung vor allen anderen aus.

Als Sträucher, Schlingsträucher und Kräuter spielen die Mimosen die bedeutendste Rolle unter den allgegenwärtigen Schmetterlingsblüthlern dieser Gegenden, und ihre leichten, lieblichen Formen bringen einen gewissen gemeinschaftlichen Grundzug in die erdrückende Mannigfaltigkeit der niedrigern Vegetation. Immer kehren in ihrem Kreise die zartesten Fiederblätter und die Blüthenköpfchen wieder, welche weißen, rosenrothen, bläulichen oder lichtvioletten Strahlenkügelchen gleichen. Wie in Zeolithen die zartesten, seideglänzenden Fasern zu einer Kugel gefaßt sind, von deren Mittelpunkte sie ausstrahlen, so sind hier die Blüthen voll haarfeiner Staubfäden zu Kügelchen angeordnet. Die schamhafte Mimose oder Sinnpflanze (Mimosa pudica) ist, abgesehen von ihrer geringen Größe, eine sehr charakteristische Vertreterin dieser Gruppe.

In den Strauchwäldern der niedrigeren Höhen um Acapulco gehören eine weiße und eine rosenrothe Mimose zu den häufigsten Pflanzen. Die weiße ist ein dornenloser Strauch mit zarten, hellbraunen Zweigen und ungemein zartem Fiederlaub — an einem Blatt von stark 1 Zoll Länge zähle ich jederseits über 60 Fiederblättchen —, und trägt gegen die Spitze der Zweige zu in allen Blattachseln an langen dünnen Stielen die weißen Haarkügelchen der Blumen und die ebenfalls kugelförmig zusammengedrängten Knospen. Die rosenrothe ist ein dorniger Schlingstrauch, der größere Fiederblätter in geringerer Zahl, aber dieselben Blüthen- und Knospenkügelchen trägt, wie die vorige, nur daß die Strahlenkugeln der Blüthen etwas größer und von leuchtenderer Farbe sind. Beiden Blumen ist ein süßer und starker Duft eigen, der etwas an Goldlack und etwas an Vanille erinnert.

Ungemein häufig, häufiger noch als die vorgenannten, ist die obengenannte Sinnpflanze, welche ihnen auch, abgesehen vom niedrigen Wuchs, so ähnlich ist, daß man sie ohne die höchst charakteristische Beweglichkeit ihrer Blätter oft verwechseln könnte. Sie wächst hier als ein bis 2 Fuß hohes Kraut mit sperrigen, bedornten Stengeln und Zweigen und nicht eben reicher Belaubung. Das Laub ist das bekannte zartfiederige Blatt, das zu zweien an langen zarten Stengelchen steht. In den Blattwinkeln stehen die Blüthen und Früchte an kürzeren Stengelchen. Jene als buschige, zarte Kugeln, diese als breite und kurze, dünne Schötchen. Häufig liegt die Pflanze (welche, beiläufig gesagt, neben der früher erwähnten Tradescantia das wucherndste Unkraut der Gärten ist) zu Boden und ihre Blüthenkugeln sehen dann von Weitem wie rother Klee aus. Oft sind sie an Rainen so häufig wie bei uns der Klee. Aber in Centralamerika scheint sie stellenweise noch häufiger vorzukommen. Ein Freund erzählte mir, daß sie in der Nähe von Panama fast Wiesen bilde, und wenn man durch diese Mimosenfluren hinreite, soll der Anstoß, den der Tritt des Pferdes giebt, sich von Pflanze zu Pflanze mittheilen, so daß die bebende, zusammenschließende Bewegung der Blätter über eine weite Strecke hingeht und eine Spur bildet, wie Schiffe sie in ruhiger See bilden. Der natürliche Zustand wird freilich bald wieder hergestellt sein, denn hier ist die Sinnpflanze nicht so languid wie bei uns in den Treibhäusern. Wenn sie ihre Blättchen auf Berührung geschlossen hat, öffnet sie sie wieder in 2 bis 3 Minuten.

Eine rothblühende Cassia aus dem Geschlechte Ponciana

und eine gelbe geben diesen Abhängen selbst für die Ansicht aus der Ferne lebhafte Farben. Sie stehen dicht und sind blüthenreich. Die erstere wird mannshoch und darüber und trägt an jedem Zweigende Rispen von tief rothgelben Blüthen. Die Kelchblätter sowohl als die Blumenblätter nehmen an dieser Färbung Theil, und aus dem Kranze der letzteren ragt ein langes, scharlachrothes Staubfädenbüschel. Von den ersteren wie von den letzteren sind vier in einen Kreis gestellt, aber von den Kelchblättern ist eines zu der Helmform erhoben und ausgebogen, welche an die Schmetterlingsblüthen erinnert, während von den Blumenblättern eines röhrig zusammengedreht ist und aufrecht dem helmförmigen gegenübersteht. In dieser Unregelmäßigkeit liegt die einzige Aehnlichkeit der Blüthe mit den eigentlichen Schmetterlingsblüthen, denn außerdem erscheint sie mehr azaleenartig, wie denn Größe und Farbe an manche Abarten von Azaleen erinnern. Aber die zarten, fiederigen Blätter lassen bei näherer Betrachtung keinen Zweifel an der Mimosennatur dieses Strauches aufkommen.

Noch weniger erinnert an die Schmetterlingsblüthen, welche bei den zahlreichen deutschen Vertretern dieser Familie Regel sind, die Blüthe der gelben Cassie, welche in der That eine der abnormsten Blumengestalten ist, die man in dieser so formenreichen Familie finden mag. Kelch, Krone und Staubfäden sind gleicherweise unsymmetrisch. Der Kelch besteht aus fünf grüngelben Blättern, von denen nur zwei gleich groß sind; sie sind alle zurückgebogen und weder im Kreis noch kreuzweise gestellt; auch durch hervorragende Größe eines einzelnen ist ihre Stellung nicht bedingt, sondern sie sehen wie in einander geschoben aus. Von den eigentlichen Blüthenblättern sind zwei groß und drei klein; von den zwei großen ist eines am Grunde zu einem Stiel verschmälert und ragt weit hinaus, während das andere neben ihm stehende helmförmig aufgeblasen und zur Seite gebogen ist, und die drei kleineren, welche ebenfalls gestielt erscheinen, sich in verschiedener Größe und Stellung zwischen die beiden drängen. Sowohl Kelch- als Blüthenblätter sind geadert gleich den gewöhnlichen grünen Blättern, und bei den zwei größten Blumenblättern tritt dieses so deutlich hervor, daß man wohl glauben könnte, gewöhnliche Blätter vor sich zu haben, wenn nicht ihre Stellung innerhalb des Kelches solche Annahme verböte. Auch die Staubfäden sind in Größe ungleich: drei sind groß, vier kleiner, und zwei verkümmert und alle neun sind zu einem Knäuel zusammengeschoben.

Bei solch unregelmäßigem Bau ist diese Mimose doch eine ganz ansehnliche Pflanze, denn die Blüthen sind mehr als halbzolllang, hängen an zarten Stielchen und erscheinen aus der Ferne wie goldene Glocken. Dabei ist auch dieser Strauch sehr blüthenreich, hat zartes, dunkelgrünes Fiederlaub und bleibt an Höhe nicht hinter dem erstern zurück.

Sind diese verschiedenen Ausprägungen des Leguminosentypus vorwiegend fremdartige Erscheinungen, so umgiebt die kaum minder häufigen Compositen noch der Reiz alter Bekanntschaft. Sie weichen nicht so weit von einem Centraltypus ab, wie die Cäsalpinien oder Mimosen. Wir kennen in Deutschland und überhaupt in Europa die Compositen, Korbblüthigen oder Zusammengesetztblühenden meist nur in den Formen, welche uns durch Löwenzahn, Huflattich, Kamille, Kornblume und ähnliche vertraut sind. Hier wo diese Familie soviel stärker vertreten ist — sie erreicht nirgends auf der Erde eine so massenhafte und mannigfaltige Vertretung wie in Nordamerika und Mexico —, findet man ganz andere Gestalten, denen man ihre Familienzugehörigkeit nicht mehr so leicht ansieht. Jene pflegen nicht zu den bevorzugtesten Lieblingen der Blumenfreunde zu gehören, denn die Fülle der kleinen Einzelblüthchen, die in dem Korbkelche vereinigt sind, läßt keinen einfachen Gesammteindruck aufkommen; höchstens die Rosette oder die Kranzform, nicht aber der Stern oder die Glocke kommt hier zur Ausprägung; statt der einfach schönen Umrißformen tritt uns hier eine Art von Mosaik entgegen, die mit aller Mühe nichts so Erfreuliches schafft, wie es mit weit weniger Aufwand an einzelnen Theilchen und Stückchen bei viel leichterm, willkürlicherm Aufbau den einfachen Blüthen der Rose oder Lilie gelingt.

Hier begegnen wir indessen Zusammengesetztblühenden, die in verschiedener Richtung die hergebrachten Compositenformen erweitern. Ich sah am Wege von Acapulco ins Gebirge oft ein bescheidenes Pflänzchen stehen, dessen weiße Blüthen mich an unsere Miere oder sonst ein silenenartiges Gewächs erinnerten und sah es im Anfang nicht näher an, weil es mir zu bekannt vorkam und so unscheinbar war. Aber als ich es einmal näher betrachtete, sah ich, daß es eine Composite war. Die fünf schmalen weißen Blumenblättchen gehören ebensoviel kleinen Blüthchen an und umgeben einige andere, die mehr in der Tiefe des Kelches stehen. Jetzt sah ich freilich, daß kein einfacher Kranz von Kelchblättern, sondern ein korbartiger Kelch aus schuppenförmig über einander lagernden Blättern diese Blüthen umgab und daß sie nicht immer zu fünfen, sondern oft nur zu dreien und vieren in einer solchen Sammelblüthe vereinigt waren. Diese Unregelmäßigkeit läßt die Zusammengesetztblüthigen immer unter der Maske herauserkennen. So erkennt man auch die Linosyrisarten, die oft wie schmalblätterige, rosenrothe Nelken aussehen, sehr bald als Compositen, wenn sie statt fünf blumenblattartiger Einzelblüthen drei, vier oder sechs in ihrem Korbkelche vereinigen. Nichtsdestoweniger ist die Täuschung in vielen Fällen groß. So passirte es mir auch im Anfang, daß ich hier eine gelbblühende Composite, ein sperriges Kraut mit großen herzförmigen Blättern, für eine lippenblüthige Pflanze hielt. Auch sie ist nur eine Composite, aber sie hat in jedem ihrer kleinen Korbblüthen drei bis fünf kleine braune Röhrenblüthen bei nur einem bis zwei größeren blumenblattförmigen Zungenblüthchen. Die letzteren geben der ganzen Blüthe den Anschein, als ob sie eine Lippenblüthe mit verkürzter Unterlippe sei.

Treten so die Zusammengesetztblüthigen in mancherlei Masken auf, die sie den Blüthen aus weit verschiedenen Familien entlehnen, so sucht uns wieder eine Mimose in anderer Richtung zu äffen, indem sie ihre Knospen in ein kelchförmiges Bündel zusammenstellt, das an den schuppigen Korbkelch der Linosyrisarten erinnert. Wenn die kleinen hellvioletten Schmetterlingsblüthchen sich auf der Spitze dieses Kelches zusammendrängen, könnte man eine echte Composite vor sich zu haben glauben, wenn nicht die zarten Fiederblättchen den Mimosencharakter sogleich verriethen.

Mit besonderer Freude begrüßt man auch einzelne Pflanzen, welche man drüben vielleicht als kostbare Zierden der Gewächshäuser kannte, und die uns nun hier in der vollen Kraft ihres spontanen Gedeihens entgegentreten. Man denke sich die verschiedenen Begonien mit ihren großen Ahornblättern von fast fleischigem Grün als kräftige Pflanze von zwei, drei Fuß Höhe, die an Waldrändern und Flußufern im Schatten jedes Gebüsches aufwächst! Als ich zuerst einer Gesnerie mit rosenrothen, im Kelche tief purpurnen Fingerhutblüthen und prachtvoll sammetnen leuchtend grünen Blättern begegnete (sie ist häufig an trockenen Abhängen bei Acapulco), wagte ich kaum sie zu pflücken, so kostbar kam sie mir vor, bis ich sie zu Dutzenden an einer einzigen Felswand antraf.

Am häufigsten fiel mir indessen von solchen Bekannten die scharlachroth und goldgelb blühende Lantana in die Augen,

die man bei uns als Topfpflanze so häufig zieht. Man nennt sie wegen der heliotropähnlichen Blüthendolde häufig das „gelbe Heliotrop“. Die Blüthendolden sind ganz wie in unseren Gärten aus scharlachrothen und goldgelben Blüthchen zusammengesetzt und hauchen wie dort einen starken Hollundergeruch aus. Sie wird hier übrigens höher als in unseren Gärten und erhält einen holzigen Stengel von beträchtlicher Zähigkeit. Ihre Früchte zeichnen sich durch einen bläulichen und rothen Metallschimmer aus, den ich an unseren Gartenexemplaren nicht so stark bemerkte.

In anderer Weise macht sich eine kleine Labiate mit hellblauen Blüthchen bemerklich, die mit den rauhen, ovalen, dunkelgrünen Blättern und den bescheidenen blauen Blüthchen an manche Vergißmeinnicht- oder Veronicaart erinnert. Aus der Ferne meint man auch ein Singrün zu sehen, das tief im Gebüsch sich zum Boden duckt und kaum mit Blättern und Stengeln, fast nur mit großen dunkelveilchenblauen Blüthenaugen herschaut. Es ist eine Phloxart, deren schöne dunkle Blüthen vollkommen kreisrund und mit fünf hellen Strahlen geziert sind. Eine andere Labiate, salbeiartig, erinnert durch saftige, sperrige Stengel und Aeste und kräftige Belaubung sowie durch die großen, rosenrothen, weißgesprenkelten Lippenblüthen an ähnliche Gewächse aus derselben Familie, die in unserer Heimath im Dickicht an den Bachrändern stehen.

F. Ratzel.

Aus allen Erdtheilen.

Richard Andree's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“.

Richard Andree bietet in seinem neuesten Buche „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“ (Stuttgart, Julius Maier 1878) den Fachmännern und Freunden der Ethnographie die Frucht so ausgedehnter Kenntniß der einschlägigen Literatur, so klar durchdachte Ideen über die psychische Einheit des Menschengeschlechtes und das in so einfacher, durchsichtiger, logischer Entwickelung und Sprache, daß man das Werk mit Recht als einen großen Fortschritt auf ethnographischem Gebiete bezeichnen und dem Verfasser wohl ein höheres Verdienst, als nur „das des ordnenden Sammlers“, was er selbst für sich beansprucht, zuerkennen darf. Den Lesern dieser Blätter ist die Art und Weise, wie R. Andree zu Werke geht, wohl bekannt aus einer Reihe von Arbeiten, welche zuerst im „Globus“ erschienen und in dem Buche, freilich in vermehrter und verbesserter Gestalt, Aufnahme gefunden haben. Es sind die Abschnitte „Steinhaufen“ (Globus XXVII, S. 183), „Werwolf“ (XXVII, S. 359), „Fußspuren“ (XXX, S. 207), „Schwiegermutter“ (XXIX, S. 126), „Anfänge der Kartographie“ (XXXI, S. 24) und „der Schirm als Würdezeichen“ (XXVII, S. 71). Zuerst weist Andree in jedem Abschnitte darauf hin, was die Grundgedanken, die leitenden Ideen bei diesem oder jenem bestimmten Aberglauben, dieser oder jener Sitte, Gesetz oder Gewohnheit sind, und daran reiht er, geographisch geordnet, eine solche Fülle von einzelnen Beweisen und Belegen aus allen fünf Welttheilen (und zwar stets, was nicht hoch genug anzuschlagen ist, mit genauem Citate), wie sie unter allen Forschern auf diesem Gebiete nur A. Bastian oder E. B. Tylor zu Gebote stehen. Stets wird dabei der Uebergang von einem Gebrauche zu einem verwandten und der darin enthaltene Sinn klar aufgezeigt und erläutert; denn „kettenförmig knüpft eine ethnographische Thatsache sich an die andere; die Uebergänge sind unmerklich; isolirt, unvermittelt steht aber nichts da. Es müssen nur die Zwischenglieder gefunden werden.“

Das Buch beweist, daß Gebräuche, Aberglauben, Mythen in allen Theilen der Erde identisch oder fast identisch auftreten, ohne daß man genöthigt ist, wie so häufig geschieht, deswegen eine Entlehnung von einem andern Volke her anzunehmen; daß jene Aehnlichkeiten und Wiederholungen vielmehr in den wesentlich gleichen geistigen Functionen und sich gleichmäßig entwickelnden Anlagen aller Menschenracen ihren Grund haben. „Die menschliche Natur zeigt sich allenthalben als dieselbe und Menschen wie Völker besitzen, wenn sie auf derselben gleichwerthigen Entwickelungsstufe angelangt sind, unabhängig von einander dieselben Ideen und technischen Fertigkeiten. Ueberall erscheint uns der zubehauene Feuerstein als die ursprüngliche Waffe oder das erste Geräth; die Anfänge der Töpferei, das Formen des plastischen Thons zu Urnen und Kochgeschirren sind allenthalben gleich; der Tumulus hat in Europa dieselbe Form wie in Nordamerika; der südamerikanische Sambaqui, der Muschelhaufen auf den Andamanen, die dänischen Kjökkenmöddinger zeigen kaum Verschiedenheit; die Menhirs und Dolmen, welche indische Naturvölker noch jetzt errichten, weichen nicht ab von jenen, die in unserm Erdtheil als Zeugen längst dahingegangener Geschlechter übrig blieben.“

Bei solchen Uebereinstimmungen ist von vornherein an eine unabhängige Entstehung zu glauben, auf welche die verschiedenen Umgebungen und localen Einflüsse bei den einzelnen Völkern nur in untergeordnetem Maße einzuwirken vermögen. Eine Entlehnung dagegen darf nur da behauptet werden, wo sich entweder der historische Nachweis dafür erbringen läßt oder zwingende Beweisgründe vorhanden sind. Gerade durch fleißiges Sammeln und Sichten auf diesem Gebiete, wie es Andree übt, können aber zweifelhafte Fälle am besten entschieden werden: läßt sich derselbe Gedanke an möglichst vielen räumlich getrennten Orten nachweisen, so wird man mit gutem Rechte eine Entlehnung verwerfen dürfen. Diese Reste alturſprünglicher Anschauungen, Gebräuche und Sitten zu sammeln, ist es aber jetzt die höchste Zeit, wo europäische Civilisation mit Hülfe der modernen Verkehrsmittel überall hin dringt und das echt Einheimische modificirt und vernichtet; es verhält sich auf geistigem Gebiete damit ebenso, wie auf materiellem mit dem Sammeln von Geräthen und Waffen, wo Entlehnung und Nachahmung schon fleißig dabei sind, die Ursprünglichkeit zu verwischen (s. Globus XXXI, S. 359 u. 360).

In der oben angedeuteten Weise behandelt der Verfasser in „Tagewählerei, Angang und Schicksalsvögel“ den Aberglauben, welcher sich an die einzelnen Tage der Woche, an die glück- oder unglückverheißenden Begegnungen am frühen Morgen und den Flug der Vögel knüpft; in „Einmauern“ die verschiedenen Gebräuche, nach welchen lebende Wesen in den Fundamenten neuer Gebäude begraben werden, um denselben Stärke und Dauerhaftigkeit zu verleihen. „Hausbau“, „Sündenbock“, „Böser Blick“, „Lappenbäume“, „Vampyr“, „Erdbeben“, „Gestirne“, „Speiseverbote“, „Schädelcultus“, „Trauerverstümmelung“, „Der Schmied“, „Personennamen“, „Merkzeichen und Knotenschrift“, „Werthmesser“ und „Petroglyphen“ sind die Themata, welche die noch nicht erwähnten Abschnitte mit überraschender Sach-

kenntniß, Fülle des Stoffes und wahrer Meisterschaft behandeln.

Einer besondern Erwähnung ist namentlich der letzte, „Petroglyphen" (S. 258 bis 299), werth, weil er schonungslos mit zahlreichen phantastischen Träumereien und Hirngespinnsten solcher aufräumt, welche in dem Gekritzel wilder oder auch civilisirter Völkerschaften einen tiefen Sinn vermuthen und sich abplagen, denselben hinein zu interpretiren, die, auf zufällige Aehnlichkeiten in solchen Felsmalereien, wie sie häufig vorkommen, gestützt, die widersinnigsten Völkerverwandtschaften erschließen, deren Zahl sich aber trotz Andree's vortrefflicher Arbeit nicht verringern wird, und welche in sich selbst genügender Phantasterei fortfahren werden, Sinn zu suchen, wo keiner ist. Andree führt aus, wie es der Trieb der „Verewigung" und Nachahmung ist, der die europäische Menschheit zwingt, an Zäunen, Schultischen, Felswänden, Aussichtspunkten (ja selbst Fremdenbücher gehören hierher) durch Schrift oder Zeichnung eine Spur ihrer Anwesenheit zu hinterlassen, der sich aber bei allen Völkern und überall in ähnlicher Weise wiederholt. „Isolirte Felsblöcke, glatte Felsufer beschiffter Ströme, Reiseziele, Flußübergänge, Jahrmarktsstätten sind die einladenden Plätze, wo die Kunst der Kindheit sich breit machen kann, wo, wenn der Anfang mit der Zeichnung oder Einritzung einer Figur, eines Zeichens gegeben ist, bald sich Nachahmer finden. Aus gleichen Ursachen hervorgegangen zeigen diese primitiven Schöpfungen auch eine merkwürdig gleichartige Gestaltung, und man mag sie nun in Europa oder Asien, in Amerika oder Afrika betrachten, so bieten sie stets denselben Charakter dar. Unregelmäßig und zerstreut angebracht stellen sie entweder einfache ornamentale Zeichen, Kreise, Vierecke, concentrische Ringe, verschlungene Bänder, Wellenlinien dar, oder Gegenstände, wie sie dem Auge des Einritzenden oder Malenden am nächsten liegen: Thiere, Menschen, Schiffe, Geräthe.

Ihr Stil, derjenige der primitivsten Kunst, ist überall merkwürdig gleich und sie überraschen nur da, wo man sie einzeln und ohne Zusammenhang mit ihresgleichen betrachtet, namentlich im Gebiete roher Naturvölker, welche das Werk ihrer Vorfahren oft mit abergläubiger Furcht betrachten und leicht daran Sagen von einem untergegangenen Culturvolke knüpfen.

Schonungslos werden diese Felsritzungen von den Reisenden und Entdeckern gewöhnlich als „Inschriften", „Hieroglyphen" und „Bilderschrift" bezeichnet, ohne daß hierfür zwingende Gründe vorlägen. Zufälligen Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten wird häufig die allergrößte Wichtigkeit beigelegt, und wo Lesungen versucht werden, kommen die merkwürdigsten und widersprechendsten Resultate zum Vorschein, Ergebnisse, die meist in der Phantasie beruhen. Ueberblickt man jedoch die Petroglyphen, denen die gewöhnlich mit rother Farbe angebrachten Felsmalereien gleichwerthig sind, in ihrem Zusammenhange, vergleicht man sie mit einander, so wird es klar, daß sie meist müßiger Zeitvertreib sind, die ersten Kunstleistungen primitiver Völker. Aber trotzdem liegen in ihnen die Anfänge der Schrift, und ihr Uebergang zur Bilderschrift, wie dieselbe bei den nordamerikanischen Indianern ausgebildet ist, wird in einigen Fällen ziemlich klar."

Und nun folgt die Aufzählung einer wahrhaft erdrückenden Fülle von solchen Petroglyphen aus sämmtlichen fünf Welttheilen und von mehr oder weniger verkehrten, selten nur gesunden Ansichten, welche Gelehrte und Reisende darüber zum Besten gegeben haben. Schon ein Blick auf die 59 zu diesem Aufsatze gehörenden Abbildungen, welche fünf lange Tafeln füllen und schon in dieser Zusammenstellung von besonderm Werthe sind, genügt zur Erkenntniß, welches Gewicht Andree's Ausführungen zukommt. Möge ihm, wenn auch nicht die Zustimmung der Betreffenden, doch diejenige vorurtheilsfreier Fachgenossen in wohlverdientem Maße zu Theil werden!

Europa.

— Die 1876 in den betreffenden Bergwerken des Königreichs Sachsen geförderten Erze hatten einen Geldwerth von 4 907 533 M. Darunter befanden sich insbesondere 453 698 Centner Silber, Blei, Kupfer und Schwefelerze im Werthe von zusammen 4 124 001 M., 9354 Centner Wismuth und Wismutherze im Werthe von 272 923 M., 3271 Centner Kobalt und Nickelerze im Werthe von 166 709 M., 1912 Centner Zinn für 144 788 M., 231 166 Centner Eisenstein für 126 137 M. und 180 Centner Uranpocherz für 44 181 M. Gegen das Vorjahr hatte sich der Förderungswerth um 421 873 M. vermindert. Beim Steinkohlenbergbau wurden 60 757 076 Centner im Werthe von 28 329 873 M. gefördert, während die Production 1875 noch 61 225 504 Centner im Werthe von 32 972 971 M. betragen hatte. Beim Braunkohlenbergbau endlich belief sich die Förderung auf 12 245 567 Centner im Werthe von 2 056 138 M. gegen 11 927 646 Centner bez. 2 032 851 M. im Vorjahr.

— Das Museum des Pariser Jardin des Plantes ist kürzlich durch zwei werthvolle Sammlungen bereichert worden, deren erste zahlreiche anthropologische und ethnologische Gegenstände von A. Pinart's Reise in Polynesien (s. oben S. 208) umfaßt, darunter die bekannten Steinbilder von der Osterinsel. Die andere besteht aus mehr als 40 000 naturwissenschaftlichen Objecten, meist Vögeln und Insecten, welche Raffray in Neu-Guinea gesammelt hat.

— Die statistische Section des Instituto geografico y estadistico hat für Ende 1877 eine Volkszählung Spaniens vorbereitet, für welche keine neueren Daten als vom Jahre 1860 vorliegen. Ob dieselbe wirklich stattgefunden hat, ist uns nicht bekannt.

— Die politischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel werden uns in beträchtlichem Maße über die bisherigen Lücken in der geographischen und ethnographischen Kenntniß des Landes aufklären. Wie die „Allgemeine Zeitung" aus Athen sich berichten läßt, bereiste jüngst ein höherer englischer Genieoffizier die südlichen Theile Makedoniens, um im Auftrage seiner Regierung authentische Aufklärungen über die dortige bulgarische Bevölkerung zu sammeln. Mit der Karte des Professors Kiepert in der Hand durchstreifte er die Districte Florina, Kastoria, Koshani und Anaselitza, letzterer übrigens auch geographisch noch eine völlige terra incognita. Es sei hier zugleich erwähnt, daß das dritte diesjährige Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin" eine sehr ausführliche ethnographische Karte von ganz Epirus, sowie Theilen von Makedonien und Thessalien von Professor H. Kiepert veröffentlichen wird.

— Die unter Dr. M. Lindeman's Redaction erscheinenden „Deutschen Geographischen Blätter" (1878, Nr. I, S. 28) berichten über des schwedischen Lieutenant Herman Sandeberg Expeditionen im Norden des europäischen Rußlands, welche naturhistorische, geographische und archäologische Ziele verfolgen, 1876 ihren Anfang genommen haben und bis zum Jahre 1880 fortgesetzt werden sollen. 1876 untersuchte er selbst in Gesellschaft des Conservators Svensen und des Präparators Piottuch die Inseln und Küsten des Weißen Meeres und die Küsten und einen Theil des Innern der Halbinsel Kola, während der Zoologe Dr. Sievers die Vertebraten-Fauna der Gegend zwischen dem Onegasee und dem Weißen Meere erforschte. 1877 war seine Expedition in zwei, sogar auch in drei Abtheilungen beschäftigt, die Meeresfauna zwischen dem Varanger Fjord und dem Weißen Meere, die Fische des letztern und die Vertebraten der Halbinsel Kola zu untersuchen, wobei Gegenden berührt wurden, welche bisher noch kein Europäer betreten hat. v. Middendorff und v. Baer haben während einiger Sommermonate

des Jahres 1840 die östliche und nördliche Küste der Halbinsel und ihre östliche Basis, die Strecken zwischen den Orten Kola und Kandalakscha, zum Studium der Ornis besucht, und Professor Lilljeborg hat zwei Tage lang an der Schuretzk-Bucht im Nordosten gesammelt; sonst hat kein Naturforscher dort gereist. Völlig unbekannt sind noch die inneren Theile der Halbinsel Kola, wie auch von Kanin und der Insel Kalgujew, und wenig untersucht das Weiße Meer mit seinen interessanten Fischen und Vögeln, sowie die ganze russische Eismeerküste, die kleinen Inseln dieser Küste, Waigatsch und Nowaja Zemlja. v. Middendorff und v. Baer fanden auf Kola 75 Arten Vögel, Lilljeborg noch 7 mehr, Sandeberg in jenen zwei Sommern aber noch 78 weitere, darunter eine ganz neue Art, und er hat Grund, dort noch weitere 80 Arten zu vermuthen. Es ist nun seine Absicht, in den nächsten drei Jahren die Kolahalbinsel, das Weiße Meer und dessen Küsten, die Halbinsel Kanin, die Inseln im Eismeer von Nowaja Zemlja und Waigatsch bis Kalgujew, die Meeresküste von Kanin bis an die Jugor'sche Straße, sowie das Meer zwischen der Küste Rußlands und Nowaja Zemlja zu untersuchen. Trotzdem jene Gebiete der europäischen Civilisation so nahe liegen, sind sie doch noch zum Theil durchaus unbekannt, weil ihre sumpfige Beschaffenheit und der allgemeine jährliche Umzug der wenigen Einwohner nach den Küsten während der Fischfangszeit sie unzugänglicher machen, als irgend ein anderer Theil Europas es ist. Daher kommt es, daß z. B. in Russisch-Lappland auf einem Areal von ca. 2900 Quadratmeilen, von den Küsten abgesehen, noch keine astronomischen Ortsbestimmungen gemacht worden sind. Berge, Seen und Flüsse sind auf den Karten von Kola nach Angabe der Lappen auf gut Glück eingezeichnet worden; die eine Karte stimmt nicht mit der andern, und alle sind in hohem Grade fehlerhaft. Ebenso entbehrt das Innere von Kanin und Kalgujew noch jeder genauern Ortsbestimmung. Um so dankenswerther ist es, daß Sandeberg sich der Durchforschung dieser ausgedehnten Länderstriche zugewendet hat, wo für den Geologen, Zoologen, Botaniker und Archäologen so viele wichtige Fragen zu beantworten sind. Als Beweis, wie überraschend die Aufklärungen sind, welche dort ihres Finders harren, mag angeführt werden, daß Sandeberg im Jahre 1876 einmal bei Golotizk an der Ostküste des Weißen Meeres einen Rothhasen aufsuchen mußte und dort unerwartet zahlreiche Ueberreste einer großartigen alterthümlichen Fabrikation von Feuersteingeräthschaften von der reinsten skandinavischen Form vorfand, welche früher sehr selten östlich von der Ostsee und niemals an den Küsten des Eismeeres oder des Weißen Meeres angetroffen wurden.

— Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Mittwoch, 17. April 1878) wird aus Kiel, wahrscheinlich von dem um griechische Archäologie, Landeskunde, Mythologie u. s. w. hochverdienten Professor Forchhammer, geschrieben: „Die Entwässerung des Kopaischen Sees bildet immer wieder den Gegenstand der Betrachtung der Reisenden, welche den See besuchen. Auch Herr Henri Belle in seiner „Reise in Griechenland“ (Globus XXXII, Nr. 3) beklagt den jetzigen Zustand, und bedauert, daß das großartige Werk des Krates zur Entwässerung des Sees nicht vollendet wurde, und wiederholte Projecte zur Durchführung nie in Angriff genommen worden sind. Daß letzteres nicht geschehen, hat wohl hauptsächlich seinen Grund in der Unsicherheit des Erfolgs, den man sich von der Vollendung des Werks des Krates versprechen kann. Die Schachte sind freilich vorhanden, doch weiß man von keinem, ob er schon die erforderliche Tiefe bis an den beabsichtigten Stollen (Tunnel) erhalten; ob aber schon mit dem schwierigsten Theile des Werks, dem Stollen selbst, ein Anfang gemacht war, davon weiß man durchaus nichts. Die Schachte in ihrer jetzigen Beschaffenheit geben darüber keinen Aufschluß. Ja, nach dem Bericht des Strabo blieb das Werk des Krates unvollendet und bezog sich vielleicht nur auf die Reinigung der natürlichen Abzugscanäle, der Katabothrai. Die allein sichere Art der schnellern Ableitung der winterlichen Gewässer (denn diese bilden den See) besteht in der Erweiterung der natürlichen Abzugscanäle. Diese sind entstanden, als sich die Kalkgebirge am Westende des Sees hoben, dadurch im Innern der zähen Masse sich große Höhlungen bildeten, erfüllt von Dämpfen, welche am leichtesten da einen Ausgang fanden, wo die gehobene Masse am dünnsten war. Hier sprengten sie mit gewaltiger Kraft das Ende der gehobenen Felsgebirge fort, so daß sich nun eine steile Felswand darstellt, unter der die Oeffnung der innern Höhlung, die sogenannte Katabothra, sich befindet. In diese dringt das Wasser des Sees, soweit es durch seine Höhe die Schwelle der Oeffnung erreicht, in die Höhlung ein, und würde hier einen unterirdischen See bilden, der aber vielleicht bald sich mit dem Kopaischen See ins Niveau setzen und kein Wasser mehr ableiten würde, wenn nicht an dem entgegengesetzten Ende des Bergrückens das Wasser durch eine Unzahl von Rissen und Spalten im Gestein einen freilich sehr gehemmten Abfluß fände. Man kann sehr bestimmt vier Wassergangsysteme unter den Kalkbergen unterscheiden: eines an der nordöstlichen Seite des Sees mit dem Ausgange bei den Mühlen bei Opus, ein zweites an dem Ostende des Sees mit dem Ausgange bei Oberlarymnä, ein drittes, wenig südliches, mit dem Ausgang unter dem Fels und unter dem Hafen von Skroponeri, und ein viertes bei Akräphniä mit dem Ausgang in die Hylike. Von diesen ist allein das dritte mit dem Ausfluß bei Skroponeri immer in Thätigkeit. Die Schwelle des ersten und zweiten (wohl auch des vierten) liegt höher als das mittlere Niveau des Sees, so daß die Katabothra schon früh kein Wasser aufnehmen kann. Es ist keine Frage, daß man schon durch die leicht ausführbare Tieferlegung der Schwellen sämmtlicher Katabothrai die Entwässerung des Sees im Frühjahr wesentlich beschleunigen könnte. Man sieht an allen oben erwähnten Ausgängen, besonders bei Oberlarymnä und Skroponeri (Anthedon), wie sehr das Abfließen des Sees gehemmt ist durch den Fels, durch dessen Spalten es sich überall hindurchdrängt. Man möchte selbst mit einem Brecheisen glauben dem Wasser freiern Lauf bieten zu können. Und wenn nicht mit Brecheisen, warum versucht man es nicht mit Pulver? Heute ist es ja so leicht, große Felsmassen mit Pulver abzusprengen. Man versuche doch einmal bei Oberlarymnä im Sommer, wenn das Fließen durch den Fels aufgehört hat, oder bei Skroponeri dem Wassergang entgegen einen Stollen zu sprengen. Der Versuch kann nicht viel kosten und würde wahrscheinlich durch großartigen Erfolg zu Weiterm auffordern. Hr. Henri Belle gedenkt eines reichen Herrn S. in Athen, der am See große Besitzungen habe, die wegen der Ueberschwemmungen des Sees zu geringen Ertrag geben. Wir erlauben uns an diesen Herrn die Aufforderung zu richten, daß er die Regierung veranlasse, oder selber es wage, den Versuch zu machen. Wer, wie wir, die Eingänge (Katabothrai) und die Ausgänge (Kephalaria) der natürlichen Abzugscanäle untersucht hat, der wird finden, daß in diesen Vorschlägen nichts enthalten ist, was mit der einfachen Lage der Dinge oder mit der Aussicht auf den glücklichsten Erfolg im Widerspruch stände. Also Tieferlegung der Eingänge der Katabothrai und Erweiterung der Ausgänge der Kephalaria zunächst bei Larymnä und Skroponeri!“

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Eine Gesandtschaft in Hüé.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenant Brossard de Corbigny, Attaché's der Gesandtschaft.)

I.

Von den drei Theilen, aus welchen früher das alte Königreich Annam bestand, befindet sich der südlichste, Nam-ki oder Gia-ding, seit 1862 resp. 1867 im französischen Besitze und ist im April 1875 als solcher von dem Könige Annams anerkannt worden. Im 29. Bande hat der „Globus" über dies Gebiet nach Dr. Morice ausführlicher berichtet. Von den beiden dem Hofe von Hüé verbliebenen Ländern hat das südlichere, das eigentliche Cochinchina, stets für das ärmste, zugleich aber auch für das gesundeste gegolten. Dort liegt auf dem schmalen Küstenstreifen, welchen das Meer und bewaldete Berge, die schon 25 Lieues vom Ufer sichtbar werden, im Osten und Westen einschließen, die befestigte Hauptstadt des Landes, Hüé. In jähem Laufe und ohne für die Bewässerung dieses Striches nutzbar zu sein, fallen dort einige kleine Flüsse in das Meer, deren einer, der Truòng-tiên, unter den Mauern der Citadelle vorbeifließt [1]. Ungleich begünstigter sowohl durch seine geographische Lage im Verhältnisse zu dem metallreichen Yünnan, als durch eigene Fruchtbarkeit, welche ganz Annam mit Reis zu versehen und außerdem noch zu exportiren gestattet, ist der dritte Theil, Tong-kin, von welchem wir erst unlängst (in Nro. 8 und 9 dieses Bandes) erzählten. Die Schwäche und Ohnmacht der annamitischen Mandarinen gegenüber der dort herrschenden Unordnung und dem Treiben der chinesischen Rebellen führten zu einem Bündnißvertrage zwischen dem Könige Thü-düc und Frankreich, welcher im März 1874 in Saïgon abgeschlossen und im folgenden Jahre in Hüé ausgewechselt wurde. Der damalige Gouverneur von Französisch-Cochinchina, Duperré, übertrug seine Vollmachten auf eine Specialgesandtschaft und beauftragte dieselbe, bei dem Könige selbst eine feierliche Audienz nachzusuchen und ihm den Vertrag sowie den Großcordon der Ehrenlegion und Geschenke der französischen Regierung zu überreichen, eine Mission, wie sie bei der Abgeschlossenheit des annamitischen Hofes bis jetzt nur sehr Wenigen, zum letzten Male im Jahre 1863 dem Admiral Bonnard, zu Theil geworden ist. Die Gesandtschaft bestand aus dem außerordentlichen Gesandten, Schiffscapitän Baron Brossard de Corbigny, dem zweiten Gesandten, Fregattencapitän Regnault de Prémesnil, den Attachés und Schiffslieutenants Brossard de Corbigny und Blouet, dem Marine-Infanterie-Lieutenant Prioux als Dolmetscher für Annamitisch und Uebersetzer für Chinesisch, dem Phü oder Präfecten von Saïgon, Ba-thüong, einem einheimischen Gelehrten, und dem eingeborenen Dolmetscher Nicolas. Die Geleitsmannschaft von 10 Matrosen und 25 Marinesoldaten wurde von Schiffsfähnrich Juin und Lieutenant Bordes befehligt.

Annams Geschichte beginnt erst im dritten vorchristlichen Jahrhundert, wo es 214 durch den chinesischen Kaiser Schi-

[1] Eine Aufnahme und Beschreibung desselben durch Capitän Dutreuil de Rhins enthält das Februarheft des „Bulletin de la Société de Géographie". Wie schmal der bewohnte Küstenstrich ist, ergiebt sich daraus, daß sich Dutreuil schon 33 Kilometer von der Mündung des Truòng-tiên entfernt in wilder, bergiger und bewaldeter Gegend befand, wo keine Spur einer Ansiedelung zu sehen war.

hoang-ti erobert und angeblich durch eine halbe Million chinesischer Einwanderer colonisirt wurde. Zahlreiche Rebellionen folgten, bei welchen die eingewanderten Chinesen oft die erste Rolle spielten, bis es schließlich im Jahre 263 n. Chr. wenigstens dem entlegenern Cochinchina gelang, sich zu dem Range eines bloß tributpflichtigen Staates zu erheben, während Tong-kins Verbindung mit China stets eine engere blieb. Die späteren Versuche des Mutterlandes, Cochinchina wieder ganz zu unterjochen, schlugen fehl, und noch 1789 wurde ein eindringendes chinesisches Heer mit blutigen Köpfen zurückgeschickt. Seitdem bildeten Tong-kin und Cochinchina einen Staat, der erst seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wieder in ein engeres Abhängigkeitsverhältniß zu China getreten ist, so daß nun der jedesmalige König vom Pekinger Hofe seine Investitur erbittet und erhält (F. Ratzel, Die chinesische Auswanderung, S. 141 ff.).



Lugaus am Flusse von Hüé. (Nach einer Skizze von Brossard de Corbigny.)

Die Beziehungen Europas zu Annam sind sehr jungen Datums und wurden zumeist durch die Franzosen vermittelt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts landeten dort die ersten Missionäre, welche anfangs mit vielem Glücke wirkten, bis die Mandarinen, erschreckt über die raschen Fortschritte der neuen Lehre, jene Christenverfolgungen einleiteten, welche erst jetzt ihren Abschluß gefunden haben (zum wenigsten auf dem Papiere). Denn nach dem neuen Vertrage mit Frankreich stehen von nun an die Christen mit den anderen Eingeborenen durchaus auf gleicher Stufe und können Beamtenstellen bekleiden, während ihre Bischöfe im ganzen Königreiche herumreisen dürfen, wenn nur ihre Papiere in Ordnung sind. Trotz solcher gelegentlichen Verfolgungen, welche sich erst neuerdings nach dem Abzuge der französischen Truppen in Tong-kin wiederholt haben, ist es einzelnen Missionären gelungen, zu bedeutendem Einflusse zu gelangen. Und wie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Bischof Pignaux in einem engen Freundschaftsbunde mit König Gia-long (1796

bis 1820) stand und ihm 1802 mit Unterstützung von vier französischen Instructionsoffizieren seinen schon mehr als halb verlorenen Thron gleichsam zurückeroberte, so erfreut sich heutigen Tages das Oberhaupt der Mission von Hüé, Msgr. Sohier, des besondern Vertrauens des Königs Thü-düc und steht ihm mit Rath und That zur Seite, freilich unter stetem Widerspruch der Mandarinen, welche einem noch engern Verkehre das Verbot des Ceremoniels entgegensetzen. Die Zeit zwischen diesen beiden Epochen zeichnet sich dagegen durch Christenverfolgungen aus: sowohl Minh-mang, Gia-long's Sohn (1820 bis 1842), als dessen Sohn Thieû-tri (1842 bis 1847) haben solche veranstaltet, und den jetzt regierenden Thü-düc haben erst die Repressalien Frankreichs und Spaniens zur Vernunft gebracht. Derselbe weigerte sich, officielle Schreiben in Empfang zu nehmen, und ließ einen spanischen Bischof in Tong-kin hinrichten, worauf die europäischen Mächte 1858 die Feindseligkeiten begannen, welche 1862 zur nothgedrungenen Abtretung dreier südlichen Provinzen an Frankreich führten. Allein der Hof von Hüé hörte nicht auf, in den verlorenen Provinzen immer von Neuem Unruhen und Aufstände zu erregen, bis Frankreich 1867 sich dreier weiteren Provinzen bemächtigte, welche Thü-düc erst im Vertrage von 1875 endgültig abgetreten hat. Doch erscheint es noch immerhin fraglich, ob er damit alle Hoffnungen auf ihre Rückgewinnung aufgegeben hat, und ob die nutzlosen Aufstände und Putsche in Französisch-Cochinchina ihr Ende erreicht haben.

Am 4. April 1875 schiffte sich die französische Gesandtschaft in Saïgon auf den beiden Kreuzern „le Duchaffaut" und „l'Antilope" ein und erreichte in wenigen Tagen den einst wichtigen Hafen Tourane [1]) wenig südlich von Hüé, wo heute nur noch zwei oder drei elende Schiffe als Hauptbestandtheil der annamitischen Kriegsflotte vor Anker liegen. Die Küste zwischen Saïgon und Tourane ist bergig und besitzt gut geschützte Buchten, welche für ein handeltreibendes Land ein wahrer Schatz wären; hier aber hat die Natur ihre Gaben verschwendet, kein nennenswerther Handel belebt diese trefflichen Rheden. Der schmale Küstenstreifen ist spärlich bewohnt, und würde augenblicklich schwerlich etwas anderes als Waldproducte liefern können.

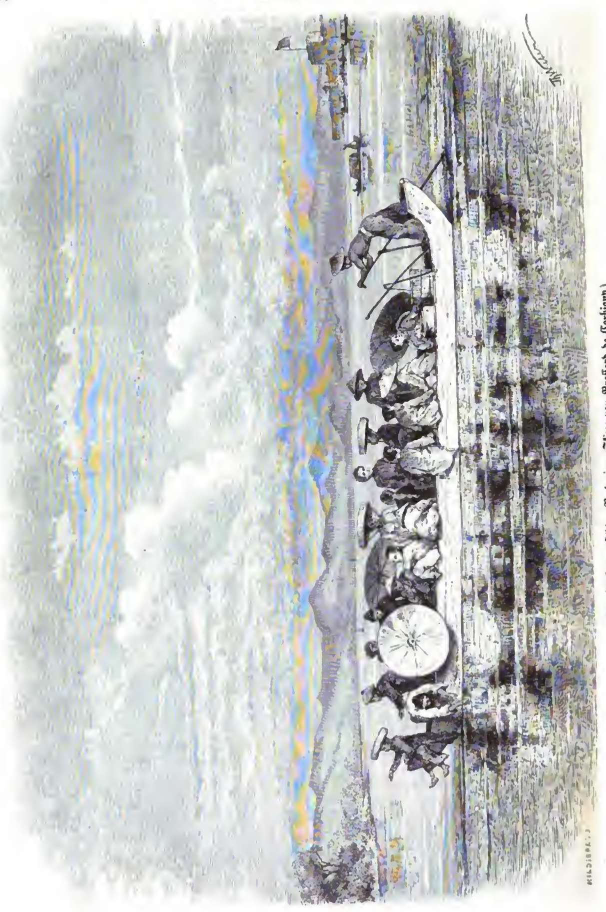


Die Citadelle oder Beamtenstadt von Hüé. (Nach einer Skizze von Brossard de Corbigny.)

Kaum hatten die beiden Dampfer vor Tourane ihre Anker ausgeworfen, so empfingen sie auch schon den Besuch der dortigen Mandarinen, die ihre schlecht ausgestatteten Boote heranrudern ließen und an Bord geklettert kamen, um ihren Gruß anzubringen. Durch besondere Reinlichkeit zeichneten sich die Ankömmlinge vor den sie begleitenden Soldaten nicht aus, wohl aber durch ein ruhiges, würdevolles Benehmen, ein Ergebniß ihrer langen Studien. Diese sowohl wie alle anderen Visiten während der ganzen Dauer der Gesandtschaft waren im Voraus zwischen der annamitischen Regierung und dem Befehlshaber der „Antilope" als Abgesandten Frankreichs verabredet und festgestellt worden, ein wichtiges Stück Arbeit, welches die Groß-Mandarinen des Ceremonien-Amtes während des ganzen letzten Monats in Anspruch genommen hatte. Denn wie man den Regeln der Etikette im fernen Osten überhaupt großes Gewicht beimißt, so beschäftigen sie in Hüé speciell ein ganzes Ministerium, dessen Oberhaupt auf die alten Ueberlieferungen hält, über neue Fälle entscheidet und selbst den König zur Respectirung der geheiligten Gebräuche zwingt. Unter ihm stehen besondere Censoren, welchen diese delicate Aufgabe zufällt.

Am Morgen des 9. April begab sich die Gesandtschaft an Bord der „Antilope" und erreichte auf ihr gegen Mittag die Einfahrt in den Fluß von Hüé, welche stellenweise nur

[1]) Derselbe sollte nebst (der Insel) Pulo-Condor 1787 für zu leistende Hülfe von König Gia-long an Frankreich abgetreten werden. Doch wurden die von Europa abgeschickten französischen Truppen in den indischen Besitzungen zum Kampfe gegen die Engländer zurückbehalten, und nur jene vier schon erwähnten Offiziere erreichten Cochinchina. Es waren die Schiffslieutenants Chaigneau und Vannier, der Hydrograph Dayot und der Ingenieuroffizier Ollivier. Dieselben machten sich sofort an die Arbeit, drillten Soldaten, befestigten Städte nach Vauban'scher Art, baueten Kriegsschiffe und nahmen Karten auf, kurz brachten es dahin, daß Gia-long mit den so geschaffenen Hülfsmitteln seinen Thron zurückerobern konnte. Später erbaueten sie die Citadelle von Hüé und mehrere andere, errichteten Werfte und nahmen Küstenkarten auf, welche noch heutigen Tages im Gebrauche sind, kurz brachten das Land auf ganz neue Wege. Zwei von ihnen verheiratheten sich sogar am Hofe.



Der Fluß von Hüé. (Nach einer Skizze von Brossard de Corbigny.)

$3^1/_2$ Meter Tiefe mißt. Zur Rechten und Linken liegen auf schmalen langgestreckten Sanddünen mehrere Forts, deren man im Ganzen bis Hüé auf einer Strecke von 17 Kilometer 14 zählt, zur Linken das von Thüan-an. Eine weit bessere Vertheidigung aber, als diese leicht zu bewältigenden Befestigungen mit ihren alten Kanonen, ist die Seichtheit des Fahrwassers, welche hochbordigen Schiffen die Einfahrt überhaupt verbietet und selbst Kanonenboote nur auf zwei Kilometer an die Hauptstadt herankommen läßt. Von hoher See aus salutirte das französische Schiff die annamitische Flagge und erhielt von den verrosteten Geschützen den Gegengruß. Doch wagte sich kein Lootse hinaus, weil die See ein wenig hoch ging, so daß die „Antilope" das Einlaufen auf eigene Faust unternahm und schon eine halbe Stunde später hinter den Sandzungen geschützt in dem ruhigen Wasser der dort sich ausbreitenden Lagune lag. Hier stellten sich die Tam-tri ein, Mandarinen, welche mit der Führung und Unterstützung der Gesandtschaft und nebenbei wohl auch etwas mit ihrer Ausspionirung beauftragt waren, und mit ihnen erschien als officieller Dolmetscher der in Saïgon und Frankreich erzogene eingeborene katholische Priester Hoang, der zur Freude des Gesandtschaftspersonals des Französischen völlig mächtig und stets bereit war, nach Kräften ihren tausenderlei Wünschen zu entsprechen.

Obwohl es seit etwa Monatsfrist genau festgesetzt war, an welchem Tage und zu welcher Stunde die „Antilope" den



Hängematte und Sonnenschirm für Mandarinen. (Nach einer Skizze von Brossard de Corbigny.)

Fluß hinauffahren würde, so langte doch am 10. April Morgens ein königlicher Läufer an, in der Hand eine kleine Fahne, bei deren Anblick unterwegs ihm Jedermann auszuweichen hat, und brachte, um wenigstens vor dem Volke den Schein zu wahren, den Mandarinen von Thüan-an den definitiven Befehl, die Franzosen passiren zu lassen. Ein einheimischer Lootse kam an Bord und führte das Schiff in dem gewundenen Fahrwasser der Lagune bis in die eigentliche Mündung des Truöng-tiön, welche durch zwei mehrreihige Pfahldämme versperrt ist. Nur eine schmale Oeffnung ist für Boote freigelassen; im Nothfall kann sie durch Steine, welche in großen Haufen am Ufer aufgeschichtet sind, rasch versperrt werden. Zwischen den Dämmen aber war schon nicht mehr die für die „Antilope" erforderliche Tiefe von $2^1/_2$ Meter vorhanden, so daß für diesen Tag die Reise ihr Ende erreichte. Am nächsten Morgen brachten sieben lange, von über hundert Ruderern bediente Piroguen eine große überdachte Dschunke herbeigeschleppt, auf welche die Gesandtschaft überstieg, und begannen dieselbe unter dem lauten Geschrei ihrer Befehlshaber feierlich den Strom hinauf zu bugsiren. Langsam ging die Fahrt freilich von statten, trotzdem die begleitenden Mandarinen zuweilen die Ruderer mit Stockschlägen anzufeuern suchten und selbst über zwei lässige eine harmlose Bastonnade verhängten; in vollen sieben Stunden legten die Piroguen nur wenige Seemeilen zurück. Sie passirten dabei die Staatswerfte, einfache Schuppen, unter welchen ein paar Schiffsrümpfe von der Größe einer Brigg liegen. Dieselben erinnern mit ihren runden Formen und hohem Hintertheil stark an europäische Muster aus dem vorigen Jahrhundert und sollen in der That nach dem Vor-

bilde einiger damals gestrandeten europäischen Schiffe gebaut werden. Die Kanonen wurden lange in der Nähe von Hûé selbst gegossen; Segel, Anker, Tauwerk u. s. w. wird in Singapur gekauft. Zwei oder drei für schweres Geld in Hongkong erstandene Dampfer, welche schon nach ihrer ersten Fahrt Havarie litten, und im Nothfalle eine Anzahl Handelsfahrzeuge, die man mit alten Kanonen ausstaffirt, completiren die annamitische Kriegsflotte, welche nicht einmal den chinesischen Piraten, die als verwegene Räuber und treffliche Seeleute fortdauernd die Küsten Annams beunruhigen, ihr Handwerk zu legen vermag. Zwar hat Frankreich nach dem Vertrage von 1875 an Annam mehrere seetüchtige Dampfer, 100 Kanonen und 1000 Flinten übergeben, aber auch damit wird dasselbe sich seiner Peiniger schwerlich erwehren können, wenn nicht die französischen Kreuzer dabei helfen. Jenseit der Werfte passirte die Dschunke eine angebaute In-





Annamitischer Groß-Mandarin.



Annamitischer Mandarin niedern Ranges.

(Nach Photographien.)

sel mit einem Fort, welches sie mit seinen Kanonen begrüßte und mit Hülfe seines Lugaus, wie solche mehrfach an dem Ufer des Flusses errichtet sind, ihre bevorstehende Ankunft nach der Hauptstadt meldete. Zwei Stunden später waren die ersten Häuser der Kaufmannsstadt erreicht, kenntlich an den zahlreich dort ankernden Booten. Zwischen die Bambusbüsche am Ufer sind niedrige Strohhütten hineingebaut, und nur zuweilen ragt ein wenig höheres Steinhaus, die Wohnung eines untergeordneten Mandarinen oder einer Kaufmannsfamilie, darüber hinaus. Auch eine kleine dürftige Pagode mit Gipsgesimsen und mit religiösen Sprüchen verzierter Vorderseite steht dort: der Annamite macht schon für sich selbst keinen Aufwand, noch viel weniger aber für eine Pagode, welche nichts einbringt, so daß diese Buddhatempel zum größten Theile nur einfache chinesische Kioske sind.

Die Kaufmannsstadt dehnt sich stromabwärts von der befestigten Beamtenstadt aus und wird von ihr durch einen Wassergraben getrennt; über denselben führen leicht zu beseitigende hölzerne Brücken. Sie besteht nur aus ein oder zwei langen, schlecht unterhaltenen Straßen. Die Häuser

sind aus Steinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt; ihr Licht erhalten sie ausschließlich durch die ganz offene Vorderseite; dort stehen Tische, bei denen sich Jedermann niederkauern und um die ausgestellten Gegenstände feilschen mag. Am Rande des Daches sind Bambusmatten befestigt, welche zeltförmig in die Straße hineinragen und das Innere der Häuser nur noch mehr verdunkeln.

Endlich war die letzte Windung des Flusses zurückgelegt, und vor ihnen lag die Citadelle im Hintergrunde von hohen Bergen überragt. Jede Seite der ungefähr quadratischen Umwallung ist drei Kilometer lang; was sie umschließt, ist vollkommen vor der Außenwelt verborgen: kein Monument, keine Pagode ragt darüber hervor, nur hier und da ein königliches Dach oder einige Baumwipfel und über der Mitte der südöstlichen Mauer eine gelb angestrichene viereckige Bastion. An jeder Seite befinden sich zwei von Luganstürmen gekrönte Thore, durch welche die monotonen Mauerlinien etwas unterbrochen werden.

Unter lautem Geschrei der Bootsleute legte die Dschunke am Lande an, wo Mandarinen im Schatten ihrer großen Sonnenschirme der Gesandtschaft harrten, und zwei Reihen Soldaten aufgestellt waren, an deren Lanzen dreieckige Fähnchen in allen möglichen Farben flatterten. Ringsum drängte sich in stummer Neugier das Volk, welches mit geringen Ausnahmen nie einen Europäer zu Gesichte bekommen hatte. Voran gingen zwei Matrosen, welche den Vertrag in seinem Behältnisse trugen; dann folgte in Gesellschaft der Tam-tri die Gesandtschaft, über deren Köpfe man große schwarze Sonnenschirme hielt. So schritt sie der officiellen Wohnung der Gesandten zu, an deren Thor ein großes gelb und grünes Banner in chinesischer Schrift den Namen der Localität, Sö-quân, angab. Inmitten eines großen Hofes erhoben sich die für die Gesandtschaft bestimmten Gebäude mit Mattendächern und Zimmerdecken von gewöhnlicher rother oder blauer Seide. Ein mit Matten tapezierter Raum im Hauptgebäude diente als Speisesaal; rings herum lagen kleine dunkele Kammern, die den Franzosen als Schlafzimmer zugewiesen wurden. Jedes enthielt ein großes einheimisches Bett mit Moskitovorhängen aus heller Seide, einen Sessel, einen Tisch aus Eichenholz und sonstigen Zubehör. Entfernter stehende Häuser waren für die Geleitsmannschaft bestimmt, und selbst für ein winziges, aus Matten hergestelltes Theater war Sorge getragen worden. Dazu kamen zwei große Küchen, wohin jeden Morgen Lebensmittel von allerlei Art geliefert wurden, und draußen hielt Tag und Nacht eine Schar Soldaten Wache.

Noch am selben Abend nahmen die officiellen Besuche ihren Anfang, zu welchen sich jeder Mandarin, und hätte er auch nur ein paar Schritte zu gehen gehabt, in seiner Hängematte tragen ließ. Stets wurde dabei ein Sonnenschirm über seinem Haupte gehalten, und sein Gefolge begleitete ihn. In Hüé führen die Mandarinen nur einen Schirm, in den Provinzen je nach ihrem Range mehrere. Die Hängematte besteht bei den höheren Beamten aus rother Baumwolle oder Seide, bei Gelehrten niedern Ranges aus blauer und wird an einem großen rothen, mit Vergoldungen versehenen Balken getragen. Mitunter fehlt auch ein kleines Dach mit Vorhängen nicht. Voran schreitet ein Läufer und jagt die Menge mit Stockhieben auseinander, und hinten folgen Diener, welche die einem wohlhabenden Annamiten unentbehrlichen Dinge, wie Pfeife, Betelbüchse, Papier, Schreibzeug und Theeservice, tragen. Ein Militärmandarin läßt sich außerdem seinen Säbel in einer hölzernen, mit Perlmutter eingelegten Scheide voranstragen.

Die Tracht der Besucher ist überaus einfach: ein schwarzer Turban, ein weites, langärmeliges, bis zu den Knien reichendes Gewand aus Seidenbarège, darunter ein kürzeres, weite Hosen von leichter Seide und lederne Pantoffeln. Um den Hals haben sie ein kleines Elfenbeintäfelchen zu hängen, auf welchem der Rang und die Functionen des Betreffenden verzeichnet sind, und welches jeder Beamte an augenfälliger Stelle tragen muß, ausgenommen die königlichen Spione, deren eine Unzahl existirt. Während der Besuche und Conferenzen sahen die Franzosen Leute ohne solche Täfelchen sich überall eindrängen und nach und von allen Seiten gehen und kommen, und das waren meistens Leute, welche die Mandarinen auszuspioniren hatten, und selbst von Anderen überwacht werden, denen sie natürlich Gleiches mit Gleichem vergelten. Selbst in den abgelegensten Winkeln findet man Vertreter dieser weitverbreiteten, ehrenwerthen Institution.

Das Galagewand, welches nur bei feierlichen Gelegenheiten angelegt wird, besteht bei den vier obersten der neun Mandarinenclassen aus einem weiten Gewande mit langen Aermeln, auf welchem in Seide von den verschiedensten Farben Thiergestalten und phantastische Figuren gestickt sind. Bei Civilbeamten finden sich Drachen, Reiher und Schildkröten, bei Offizieren besonders der Tiger. Die Stoffe sind alle aus China importirt. Die Kopfbedeckung besteht aus einer schwarzen, mit vergoldeten Ornamenten versehenen Kappe, welche die in einen Knoten geschlungenen, langen Haare bedeckt und hinten an jeder Seite ein schmales, einen Fuß langes und horizontal abstehendes Flügelchen hat; dasselbe ist von Gaze, mit Goldfäden gestickt und ähnelt den leichten Schwingen der Libellen. Um die Taille liegt ein reifenförmiger Gürtel mit mehr oder weniger kostbaren Steinen, und an den Füßen tragen sie chinesische Schuhe mit dicken weißen Sohlen. Vervollständigt wird dies Costüm durch eine sehr dicke Elfenbeintafel, welche mit geschlossenen Händen vor der Brust gehalten wird und das Abzeichen ihrer Stellung ist. Das Gehalt eines Mandarinen beträgt höchstens 100 Francs monatlich und eine gewisse Anzahl von Rationen Reis, abgesehen von den ungesetzlichen Nebeneinnahmen, die sich ein kluger Mann zu machen weiß. Damit kann er vortrefflich auskommen in diesem Lande, wo das Leben fast nichts kostet und der gemeine Soldat z. B. außer etwas Ackerland monatlich nur eine Ration und einen Franc erhält.

Die fünf untersten Mandarinenclassen tragen Gewänder von glanzloser schwarzer Seide, auf der Brust ein Viereck, auf welchem ein Kranich oder ein Tiger gestickt ist, und welches den Rang des Betreffenden angiebt, und auf dem Kopfe eine nach hinten überfallende Haube ohne Flügelchen und mit silbernen Verzierungen. Ein sonderbares Abzeichen der Gelehrtenkaste besteht außerdem in den übermäßig langen Nägeln, besonders an der linken Hand, wie wir solche auf Seite 7 des 30. Bandes abgebildet und besprochen haben. Nur ein einziger Fingernagel wird kurz gehalten, wie man sagt, um sich damit kratzen zu können, eine Operation, welche sämmtliche Mitglieder der annamitischen Hierarchie sehr nöthig haben sollen.

Elton's und Cotterill's Reise vom Nyassa-See nordwärts.

Der Bericht des Herrn H. B. Cotterill (s. „Globus" XXXIII, S. 48 und S. 255) über seine Reise vom Nordende des Nyassa-Sees nordwärts nach der großen Karawanenstraße zwischen Udschidschi und der Küste, welchen er am 16. April 1878 der „Royal Geographical Society" in London erstattet hat, enthält zwar wenig, was direct auf Erd- und Völkerkunde Bezug hätte, giebt aber eine sehr interessante Schilderung der Gefahren, Mühen und Opfer, mit welchen solche afrikanischen Forschungsreisen verknüpft sind. Zum Glück hat Capitän Elton, der Führer der Expedition, welcher erst gegen Ende der Reise den Strapazen derselben erlag, ein Tagebuch geführt, wie es in Bezug auf Ausführlichkeit und Deutlichkeit einzig dastehen soll. Alle, welche es gesehen haben, wie Cameron, Sir Rutherford Alcock und Andere, loben außerdem die schönen Zeichnungen und Kartenskizzen; es steht zu hoffen, daß diese Hinterlassenschaft durch Murray veröffentlicht wird — es wird das ein wichtiger Zuwachs zu unserer Kenntniß Inner-Afrikas sein.

Auf dem Missionsdampfer „Ilala" fuhr die Reisegesellschaft, an deren Spitze Elton und Cotterill standen, nach dem nördlichen Ende des Nyassa-Sees (vergl. über denselben „Globus" XXXI, S. 296), wo das Wetter so stürmisch wurde, daß das Schiff in einer tiefen Einbuchtung unter 9° 40′ südl. Br., Namens Ruambadzi, Schutz suchen mußte. Das Gebirge am Westufer des Sees zieht sich ungefähr von dort aus nach Nordwesten, so daß zwischen ihm und dem See ein flacher sumpfiger Streifen Landes bleibt, der nach dem angeblich 10 bis 12 Tagemärsche entfernten Südende des Tanganyika-Sees zuläuft. In Malisaka, einem Dorfe der Watschungu, landeten sie. Die Einwohner waren zuerst sehr scheu und nicht besonders freundlich; sie gingen vollständig nackt einher, und nur einige verhüllten die Scham mit einem Bananenblatte oder Bündel Gras, ein Mann sogar mit einem Stücke Fischnetz, was seinem Zwecke natürlich sehr schlecht entsprach.

Der Häuptling Mbungu stattete den Engländern einen Besuch ab und erhielt ein großes Geschenk, wofür er Träger zu stellen versprach. Diese waren aber schwer zu erlangen, weil die Männer erklärten, sie seien Krieger und wollten nichts tragen; das sei Sache der Weiber. Zudem wollten sie von den Zeugen der Engländer nichts wissen, weil sie keinen Gebrauch davon machen konnten. Schließlich gelang es aber doch, unter Zurücklassung vieler Sachen mit etwa 50 Mann aufzubrechen, welche für fünf Tagereisen bis Mérére vorausbezahlt worden waren. Der Weg kreuzte den Tschombaka-Fluß, an dessen Ufer die erste Nacht gelagert wurde, während deren die Träger alle entliefen. Das ganze Land ist dort mit Bananendickichten bedeckt, und zuweilen zog man mindestens fünf engl. Meilen ununterbrochen durch dieselben hin. Nachdem man sich andere Träger verschafft, stieg man längs des Tschombaka hinauf, der mehrmals überschritten wurde, und kam bei zwei reizenden kleinen Seen vorbei. Der Kisewa, einer derselben, ähnelt dem Albaner See sehr und sieht ganz wie der Krater eines erloschenen Vulcans aus. Um die Träger am Ausreißen zu verhindern, hielten die Engländer Nachts Wache und sperrten die Anführer derselben ein; doch schien es, als hätten sie schon etwas das Vertrauen derselben gewonnen, trotzdem daß die Ankunft weißer Leute ringsum große Erregung und selbst Furcht hervorgerufen hatte. Vieh gab es in Ueberfluß und es war leicht zu haben, ebenso saure Milch und Bananen, die Hauptnahrung der Watschunga. Die Hütten derselben sind kreisrund und sehr schön aus Bambus oder Holz und runden Luftziegeln gebaut; die Dächer sind sehr spitz und nett gedeckt, die Wände gehen schräg nach außen, so daß das Ganze wie ein Bienenkorb aussieht.

Nachdem die Gesellschaft den Tschombaka nochmals an einer Stelle überschritten hatte, wo er durch eine sehr tiefe Schlucht strömt, wurde die Richtung eine mehr nördliche. Dort wo der Luisi sein Wasser über eine steile Felswand in das Tschombaka-Thal ergießt, entdeckte man einen prachtvollen Wasserfall. Man überstieg diese Kette und befand sich dann auf einer großen Ebene, welche sich nach Osten und Südosten hinzieht und in der Ferne von einem mächtigen Gebirge begrenzt war. Dasselbe zieht sich offenbar von der Ostseite des Nyassa-Sees nach Nordwesten und bildet die Fortsetzung der von Young so getauften Livingstone-Bergkette. Im Lande führt sie und das umliegende Land den Namen Kondi. Verschiedene Flüsse, die nach dem Nyassa zu fließen, durchschneiden die Ebene. Die Bergabhänge in Kondi sind sehr gut angebaut und die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes übertrifft alles, was Cotterill je in Afrika gesehen.

Vom Nyassa-See an waren die Engländer allmälig angestiegen, und als sie nach vielen Desertionen von Trägern Mazotes' Dorf erreichten, befanden sie sich in einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere. Die kühle Bergluft daselbst war höchst erfrischend: die grasigen Abhänge, die schäumenden Bäche, die Viehherden mit ihren tönenden Glocken, die Blumen, Vergißmeinnicht, Butterblumen, Heidekräuter und sonstige bekannten Gestalten mochten einen lebhaft an die Schweiz erinnern.

Dafür saßen aber oben im Gebirge zahlreiche Räuberbanden, Makauka genannt, welche mit großen Bündeln Speere bewaffnet auf die vorüberziehenden Fremden herniederschauten. Einmal näherte sich auch eine solche Schar von 200 Mann einer einzelnen Abtheilung der Engländer, ließ sich aber durch den Anblick von Flinten von einem Angriffe zurückhalten. Die Leute in den Thälern nennen sich Wabena, sind aber nach Cotterill's Ansicht Wasango, welche die wahren Wabena aus diesen Sitzen vertrieben haben.

In Mazotes' Dorf desertirten sämmtliche Träger, ohne daß der gerade krank liegende Häuptling im Stande war, neue zu beschaffen. Endlich beschloß ein Theil der Gesellschaft, nach Mérére's Dorf, das etwa zwei Tagereisen nach Norden entfernt sein sollte, voranzugehen. Alle Wabena und Watschunga erkennen nämlich diesen Häuptling als ihren Oberherrscher an; sein Reich (diesen Namen verdient es oder hat ihn wenigstens verdient) sollte vom Rufidschi bis zum Nyassa-See reichen. Cotterill, Elton und ein Dritter brachen also mit fünf ihrer eigenen Leute und einem Führer auf und nahmen nichts als ihre Decken, Flinten und wenig Lebensmittel mit. Zuerst erstiegen sie einen steilen Abhang, der mit Wäldern von riesigen Bambus bedeckt war, überschritten das Kondi-Gebirge auf einem 8800 Fuß hohen Paß und erreichten dann ein 7000 Fuß hoch gelegenes Plateau, Uwandschi genannt, eine herrliche Gegend für Viehzucht und reich an Strömen, deren größter der Wandschi ist. In dem gleichnamigen Dorfe aber setzten die Eingeborenen ihrer

Weiterreise Hindernisse in den Weg, lieferten ihnen keine Lebensmittel und hielten sie zurück, bis Mérére von ihrer Ankunft benachrichtigt sein würde. Nach vielen Botschaften hin und her erschien endlich ein Oberhäuptling Mérére's, ein stattlicher Mann mit einem großen Kopfschmuck von schwarzen Federn, und bald darauf ein junger Araber, von Suleiman bin Abed geschickt, einem Araber, der anscheinend schon viele Jahre in jenem Lande gewohnt hatte und sich für die Engländer interessirte. Mit beiden wurde nun unterhandelt.

Von Wandschi hat man einen Ausblick nach Norden durch eine Spalte im Gebirge und gewahrt, daß nach jener Richtung hin eine große Ebene in der Tiefe liegt. Als die Reisenden den Rand des Plateaus erreichten, hatten sie denn auch eine herrliche Scenerie vor sich: die weite Ebene von Usango oder Urori dehnte sich vor ihnen aus, von vielen Strömen, darunter dem Ruaha und Ranga, durchschnitten. Der erstere entsprang in einer Schlucht zu ihren Füßen und ergoß sich zuerst in einen kleinern See, weiterhin in einen größern mit zwei Inseln, der am fernen Horizonte erglänzte. Nordwestlich dehnt sich jene Hochebene nach Usafa und dem See Hikwa hin aus; letzterer soll etwa vier Tagereisen entfernt sein und ist ein Salz- oder richtiger Salpetersumpf (Pfanne), denn die Eingeborenen sagen, daß an seinen Ufern eine Art Salz gesammelt werde, womit man Taback beize. Sein Durchmesser muß nach den Beschreibungen etwa 30 engl. Meilen betragen. An diesem Plateaurand des Uwandschi-Landes wurde die Gesellschaft wiederum aufgehalten, da sich die Führer weigerten weiter zu gehen. Denn die Matschinga verheerten das Land bis nach Mérére's Dorf hin; man konnte große Abtheilungen derselben herumziehen und mehrfach den Rauch brennender Dörfer aufsteigen sehen. Schließlich trieb Hunger und Ungeduld unsere Reisenden in die Ebene hinab, wo sie sich an den halbverbrannt auf der Erde herumliegenden Mais machten. Da stürzte sich plötzlich eine Schar Matschingas laut schreiend auf sie und trieb ihre eingeborenen Begleiter in die Flucht; als sie aber die weißen Gesichter sahen und die Fremden keine Miene machten, gleichfalls davon zu laufen, machten sie Halt, vollführten einige herausfordernde Tänze und zogen sich dann zurück. Es lag den Engländern daran, sich nicht in den Streit zwischen beiden Stämmen zu mischen und sich möglichst defensiv zu verhalten; andererseits aber mußten sie suchen, Suleiman und Mérére zu sehen, um nicht auf unbestimmte Zeit in dem Lande festgehalten zu werden und daselbst möglicherweise Hungers zu sterben. So beschlossen sie denn, weiter zu ziehen, und warteten den Abend ab. Es war eine mondlose Nacht; nur Venus und Jupiter schienen hell und von den brennenden Dörfern verbreitete sich ein rother Schein über die ganze Gegend. Von 60 völlig bewaffneten Kriegern Mérére's, die ihre Gesichter abscheulich mit weißem Pfeifenthon beschmiert hatten, begleitet zogen sie schweigend auf unbetretenen Pfaden am Fuße des Gebirges hin, während eine Avantgarde zeitweise voranging und sicherte. Endlich erreichten sie die steilen Ufer des Flusses Ruaha; nur unter großen Schwierigkeiten gelang es ihnen, denselben zu überschreiten, ohne die Feinde zu alarmiren, welche sie in Seh- und Hörweite um ihr Lagerfeuer sitzen sahen. Schließlich erreichten sie eine starke Verpallisadirung, die „boma" Mérére's, und erhielten nach einer langen, flüsternd geführten Unterhandlung Zutritt in dieselbe. Dieselbe lag am Flusse, hatte etwa hundert Ellen im Durchmesser und war dicht mit elenden kleinen Grashütten vollgestopft. Unbeschreiblich war der drinnen herrschende Schmutz und unerträglich der Geruch, den die zahlreichen draußen liegenden Leichen verbreiteten. Von einem Luganо erblickten die Engländer am folgenden Morgen die lange Linie von Gräben und Lagern, welche die Festung umgaben; die Belagerer schätzten sie auf wenigstens 3000, während drinnen außer Weibern und Kindern ihrer 600 sich befanden. Anfangs waren die Matschinga sehr kühn in ihren Angriffen auf die Pallisaden gewesen und hatten dabei manchen Mann eingebüßt, bis sie sich auf das Ziehen von Gräben gelegt hatten und den Platz auszuhungern gedachten. In ihrer Wuth über einen vergeblichen Sturm hatten die Feinde am Tage vor der Ankunft der Engländer achtzig Gefangene, alles Weiber und kleine Kinder, mit kaltem Blute vor den Augen der Belagerten massacrirt — Cotterill hat später selbst den gräßlichen Leichenhaufen gesehen. Suleiman empfing die Engländer freundlich und schenkte ihnen seinen letzten Reis und ein Stück stinkenden Büffelfleisches, das sie gern annahmen — denn ein oder zwei Kuchen aus „maëre" (Art kleiner unverdaulicher Hirse, deren Mehl kaum besser als Sägespähne ist) war alles, was ihnen täglich zu Gebote stand.

Gewöhnlich fand Morgens um vier Uhr ein Angriff oder wenigstens ein Alarm statt, der ebenso regelmäßig mit dem Abzuge der Feinde endete. Alltäglich flogen die Flintenkugeln herum, ohne jedoch viel Schaden zu thun. Nachts ertönten ununterbrochen die Trommeln und das Geschrei der Vorposten, welche den Feind verhöhnten und die Stimme von Kühen, Schafen und Ziegen nachahmten, um ihn glauben zu machen, daß solche Thiere noch drinnen vorhanden seien. Die dadurch hervorgerufene Schlaflosigkeit, der Hunger und die bösen Gerüche ließen die Engländer schon an einen Ausfall denken, als die Feinde, aus Furcht vor herannahenden Entsatztruppen, am Morgen des 5. November ihre Hütten mit Feuer ansteckten, die Belagerung aufgaben und sich davon machten. Sobald sich die drinnen erst überzeugt hatten, daß keine List dahinter stecke, strömten sie aus der „boma" heraus und machten sich truppweise an die Verfolgung der Flüchtigen. Tag für Tag kehrten nun Haufen derselben zurück und trugen als häßliche Trophäen auf der Spitze ihrer Speere die abgehauenen Hände der erschlagenen Feinde. Alsdann sandten die Engländer auch Boten an ihre in Mazotes' Dorfe zurückgebliebenen Gefährten und ließen sie herbeiholen; aber es dauerte drei Wochen, ehe Mérére sich herbeiließ, ihnen vierzig Jungen als Träger zu stellen. Während dieser Zeit erlegten die Engländer zur großen Freude der ausgehungerten Bevölkerung viel Wild, meist Zebras und Büffel. Doch waren sie alle ziemlich herabgekommen, und den Stoß, welchen Elton's Gesundheit wahrscheinlich in Mérére's Festung erlitten, hat er nicht wieder verwinden können.

Endlich nahmen sie von Mérére und Suleiman Abschied und zogen in nordwestlicher Richtung weiter, weil die directe Straße nach der Küste längs des Ruaha und Rufidschi durch Kriege versperrt war. Ihr Ziel war Mkongora's Dorf, etwa 30 bis 40 engl. Meilen südlich von der großen Karawanenstraße, das sie in 10 bis 12 Tagen zu erreichen dachten. So lange sie sich noch auf der großen Ebene von Usango befanden, gab es reichlich Wild zu schießen; aber als sie das bergige Niam-niam-Land erreichten, befanden sie sich in einer völlig öden Gegend, aus welcher Mensch und Vieh sich in die Gebirge von Usafa geflüchtet hatten. Eine große verpallisadirte Stadt Mérére's am Mambi, einem Zuflusse des Ruaha, die größte, welche Cotterill in Afrika gesehen, lag vollständig zerstört da. Mérére selbst hatte sie niedergebrannt, weil sie ihm zu weitläufig erschienen war, um sie gegen die Matschinga zu halten. Mit wildwachsenden Früchten und etwas Liebig'schem Fleischextract fristeten die Reisenden hier ihr Leben, bis sie den Fluß Mzombe erreichten, und eine etwa sechstägige Periode des Hungerns eintrat, wo über ein paar

erlegte Papageien oder einen elenden erbeuteten Schlammfisch oder einen wilden Feigenbaum mit unreifen Früchten die größte Freude herrschte. Erst in Kagowa's Dorf gab es wieder Ziegen, Korn und Honig in Fülle. Dort mietheten sie frische Träger und zogen weiter auf Useche (s. Band XXXI, S. 323) zu, wo sie Araber zu treffen und Zeug zu erhalten hoffen durften; denn das ihrige war zu Ende. Nachdem sie den Makasumbi-Fluß überschritten hatten, betraten sie eine wellige mit dichtem Gebüsch bedeckte Gegend. Hier brach Capitän Elton zusammen und mußte getragen werden; trotzdem es aber mit ihm stets schlimmer wurde, mußten sie ihren Marsch fortsetzen, da es allnächtlich stark regnete und ihre Lebensmittel wiederum auf die Neige gingen. Etwa 10 engl. Meilen südlich von Useche liegt eine breite Ebene mit parkartigen Baumgruppen, auf welcher sich große Herden von Straußen aufhielten. Dort in Süd-Useche, einem Haufen großer Tembes (viereckiger Viehhöfe), starb Elton, nachdem er fünfzig Stunden bewußtlos gelegen hatte, und wurde nach mancherlei Schwierigkeiten, welche die abergläubischen Eingeborenen erhoben, 3 engl. Meilen südöstlich von dem Dorfe unter einem großen Baobab-Baume bestattet. Unweit davon in Nord-Useche lagerte zum Glück gerade eine große arabische Karawane, deren Chef, Hamram Selim, sie freundlich aufnahm, ihnen, freilich zu hohem Preise, Zeug abließ und Kaffee, Zucker u. s. w. schenkte. Von dort legten sie auf der bekannten Karawanenstraße noch die 350 engl. Meilen bis Bagamoyo zurück, von wo sie das englische Kriegsschiff „Vulture" nach Zanzibar brachte. Die etwa 1000 engl. Meilen lange Reise von Livingstonia am Nyassa-See bis dorthin hatte im Ganzen eine Zeit von $4^1/_2$ Monaten in Anspruch genommen.

Einige Bemerkungen über tropischen Naturcharakter.

II.

Wo bleibt das Herz? Eine berechtigte Frage gegenüber dem tropischen Urwald. Bezeichnende Eigenschaften dieser Wälder. Mannigfaltigkeit ihrer Bäume. Unfertigkeit vieler Baumformen. Schling- und Parasitenwerk.

Minatitlan, Januar 1875.

Lenau spricht einmal vom Walde:

Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabenen Schachten
Das Maß des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo bleibt das Herz?

Die Frage des Dichters ist mir in einem deutschen Walde nicht in den Sinn gekommen, aber hier ist sie vom ersten Anblick der tropischen Natur an ein Grundton meiner Eindrücke gewesen. Wo bleibt das Herz in diesem Leben, das mit so wildem Reichthum sich aus dem überfruchtbaren Mutterschoße hervordrängt? Die Lebensfülle ist zu groß, als daß sie anders als im Kampfe sich entwickeln könnte. In diesem Durch- und Uebereinanderdrängen bleibt für die ruhige Beschauung wenig Raum. Ein Urwald Nordamerikas oder der Alpen ist ein wohlgepflegter Park im Vergleich zu diesen Tropenurwäldern. Um in ihren Schatten einzutreten, muß man mit Messer und Beil sich Bahn brechen, muß sich fast jede Einsicht in ihr Inneres erkämpfen, und wenn der Blick endlich in ihre Tiefe dringt und ihr Wesen erfassen will, nimmt er nichts von der tröstlichen Ruhe wahr, die in unseren Wäldern ein süßes Naturvertrauen, ein beruhigendes, erlösendes Weltvertrauen ins Herz gießt. Nur ein überfluthendes Hervorringen tritt ihm entgegen, in welchem tausend verschiedene Formen sich zum Lichte drängen und eine immer auf Kosten der anderen Fuß und Raum zu gewinnen sucht. Kein Gemüth, das dem Weltgetümmel zu entrinnen sucht, meine hier Frieden zu finden, denn was man hier sieht, offenbart einen wildern Kampf als das betäubendste Ringen der Menschen. Für den Geist ist das ein erfreuliches Schauspiel, weil er keine Sympathie, sondern nur Wahrheit sucht, und weil eine stählende Wahrheit, die von höchster praktischer Lebensbedeutung ist, hier so offen, so scharf sich ausspricht. Er kann, wenn irgendwo, sich hier vergewissern, daß nur im Kampf das gedeihlichste Leben ist. Für alles aber, was über das klare Erkennen hinausliegt, bleibt die schwermüthige Frage offen, die dort der Dichter aufgeworfen hat: Wo bleibt das Herz? Wo ist ein friedliches Plätzlein für es gelassen? Ich sage nicht, daß diese Frage immer zu verneinen sei, aber es gehört Zeit und Arbeit dazu, um zu dieser Natur in ein Verhältniß zu kommen, das auch nur etwas von der Innigkeit hat, welche unsere mildere, ruhigere Waldnatur jedem offenen Gemüth gleichsam entgegenbringt.

Der Unterschied zwischen einem deutschen Wald, überhaupt einem Wald der gemäßigten Zone, und einem tropischen Urwald reducirt sich eigentlich auf vier Hauptpunkte: der tropische Urwald hat nämlich eine viel größere Mannigfaltigkeit von Bäumen; hat mehr Unterholz, welches dazu nicht so scharf als Gesträuch von den Bäumen gesondert ist; hat eine Fülle von Schlinggewächsen, von deren kräftiger Entfaltung selbst die Waldreben Nordamerikas keinen Begriff geben; hat endlich zahlreiche große Parasitengewächse.

Unsere deutschen Wälder werden im Ganzen von etwa zwei Dutzend Bäumen gebildet, und von diesen ist kaum die Hälfte als häufige, waldbildende Bäume zu bezeichnen. Daß man unsere Wälder gewöhnlich nur in Laub- und Nadelwälder unterscheidet, ist ganz charakteristisch. Es würde in der That schwer sein, eine weitere Unterscheidung von Bedeutung zu machen, weil im Allgemeinen die Laubhölzer unter einander ebenso wenig erhebliche Unterschiede der Physiognomie zeigen wie die Nadelhölzer. Hier ist das ganz anders. Gehen doch aus den 16 Typen, in welche A. v. Humboldt in seinen „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse" alle Pflanzen getheilt hat, nicht weniger als 13 in Baumform in die Zusammensetzung der tropischen Urwälder hiesiger Gegend über. Welche Verschiedenheit bieten schon an sich diese 13 Typen der Palmen, Malven, Haidekräuter, der Pisang-, Lilien-, Aloëgewächse, Cactuse, Mimosen, Weiden, Nadelhölzer, Gräser, Farne, Lianen — und zu welchen höchst mannigfaltigen Ausprägungen führt noch ihre Entfaltung zu Baumgestalten. Welcher Reichthum allein in den Mi-

mosen, von denen schon Mexico ein paar Hundert baumförmige Vertreter zählt, in den Palmen, von denen mindestens drei sehr verschiedene in jedem feuchten Urwald zu finden sind, und in den Lorbeeren, Gummibäumen, Eichen und anderen ganzblätterigen Bäumen, die dort alle in den unscheinbaren Weidentypus gefaßt sind! Die Zahl der Pflanzenfamilien, welche hier nicht das Bestreben zu baumartigem Wachsthum zeigen, ist in der That gering. Es ist deshalb nicht schwer, auf ein paar Morgen Land, besonders an Flüssen oder in Schluchten (Barrancas), hier hundert verschiedene Bäume beisammen stehen zu sehen.

Die Wirkung dieser Mannigfaltigkeit der Formen wird bedeutend erhöht durch das durchaus gemischte, zerstreute Aufwachsen. In den tropischen Urwäldern vom reinsten Typus, als welche man die der feuchten Niederungen und feuchten Schluchtenthäler bezeichnen muß, findet man kein geselliges Beisammenwachsen einzelner Baumarten in irgend erheblicher Ausdehnung, außer bei den Palmen. Alle anderen Bäume wachsen gemischt und eine Annäherung zu gleichförmigen Waldbeständen, wie wir sie in der gemäßigten Zone haben, zeigt sich nur an Stellen, wo das Feuer oder die Axt in einer nicht sehr entfernten Vergangenheit eine Lücke in den jungfräulichen Wald gerissen haben. An solchen Stellen kommen natürlich die raschwachsenden Bäume und die, welche am wenigsten Schatten bedürfen, rascher auf als alle anderen, und es bedeckt solche Lichtungen die ersten zwanzig oder dreißig Jahre ein lichter Wald von schmächtig aufgeschossenen Cecropien nebst einigen Stachelpalmen (Acromien) und buschartigen Mimosen. Nach und nach wächst aber da und dort ein höherer Baum auf, im Schatten gedeihen mannigfaltigere Gebüsche und Schlingpflanzen, es kommen Palmen, Baumfarne, Baumlilien hinzu und in verhältnißmäßig kurzer Zeit steht wieder ein Wald da, der vom ältesten Urwald kaum zu unterscheiden ist.

Ebenfalls auf den Lichtungen findet man auch geselliges Wachsthum von Kräutern, das im unberührten Urwald wohl nur am Rand der Gewässer und in Sümpfen zerstreut zu finden ist; an solchen Stellen wachsen kleine Gärtchen von Liliengewächsen, besonders Pancratien, von Seerosen und natürlich auch Schilffelder auf. Aber junge Lichtungen bedecken sich in den ersten Jahren oft mit einem kaum wegsamen Gebüsch krautartiger starrer Farnkräuter. Auf einer frischen Lichtung bei Medellin (Veracruz) sah ich ganze Felder einer fast mannshohen Canna aufgesproßt, die mit ihren schönen großen Blättern und den scharlachrothen Blüthen einen höchst ausgezeichneten Anblick bot. Im echten Urwald sieht man solches selten; vielleicht einmal unter ganz besonderen Umständen kommt es in beschränkter, vereinzelter Erscheinung vor. Bei der großen Menge verschiedenartigster krautartiger Gewächse fehlt auch das Vorwalten gewisser Kräuter, welche den einheitlichen Charakter unserer Wälder noch verstärken. Wir sehen zu gewissen Jahreszeiten in unseren Wäldern immer dieselben Kräuter und Blüthen vorwalten, z. B. in feuchten Wäldern im Frühling die Anemonen, später die Waldmeister und Maiblumen, in trockenen Wäldern den Sauerklee und die Erdbeeren und so fort. Durch die hiesigen Wälder geht kein so ausgeprägter Zug, wiewohl besonders einige größere Formen aus den Familien der Lilien, Aaronsstäbe, Begonien, Malven, Bohnenartigen, Gräser und Farnkräuter häufig wiederkehren. Hinter der Masse verschiedenartiger Gewächse treten aber diese einzelnen weitverbreiteten doch immer wieder zurück.

Was aber den Charakter des tropischen Urwaldes mit am meisten bestimmt, das ist die große Menge von gleichsam unfertigen Baumformen, welche in seine Zusammensetzung eingehen. Fast jedes Gewächs, scheint es, will baumartig sein. Bei allem Reichthum und aller Mannigfaltigkeit ist dadurch viel Unzulängliches gegeben, das nicht die Ruhe und Bestimmtheit gestattet, die selbst unseren ungepflegtesten Wäldern einen so klaren, geschlossenen Charakter verleiht. Ich möchte sagen, unsere Wälder haben eine aristokratischere Bürgerschaft als die tropischen, denn fast jeder Waldbaum ist bei uns in seiner Art ein vollkommener Repräsentant der Kraft und des Aufstrebens des Baumtypus. Selbst in den Urwäldern, die ich am Champlain-See und in der Sierra Nevada gesehen habe, wiegen immer die hochgewachsenen, normal gebildeten Bäume über die Masse des Zerfallenden, Aufkeimenden oder Verkümmerten weit vor. Hier dagegen sind Mitteldinge zwischen Strauch und Baum, an welche unter unseren Waldbürgern am meisten der Haselstrauch, Weißdorn und Hollunder erinnern, ferner Gewächse, die man weder Strauch noch Baum nennen kann, wie die hohen Cacteen, die Bananen, die Bambuse, Baumlilien und andere, viel häufiger als die Bäume mit starkem Stamm und voller Krone. Auch viel Groteskes kommt noch hinzu, wie denn die Gummibäume, welche von ihren Aesten stammdicke Luftwurzeln herab- und in den Boden senken, den Blick oft fast peinlich verwirren, da man gar nicht mehr weiß, wo das Aufstreben anfängt und das Herabstreben aufhört. Dies alles giebt einem solchen Walde etwas in großartigem Maßstabe Schlagartiges.

Nun tritt zu den Bäumen, dem Unterholz und dem Rasen (sammt den Kräutern) — den drei Elementen, die einen Wald der gemäßigten Zone zusammensetzen — hier noch das Schlingwerk und das Parasitenthum unzähliger Gewächse hinzu, die auf anderen leben, sich an andere anlehnen oder gar gegen alle Ordnung ihre Wurzeln in der Höhe haben und von oben herabwachsen. Durch sie wird die Fülle, die Mannigfaltigkeit, die Undurchdringlichkeit des Unterholzes bis in die Baumkronen hinauf fortgesetzt. Jede Einfachheit und Selbständigkeit wird aufgehoben, da kaum ein einziger Baum ohne Parasit, ohne Liane bleibt. Die Individuen, deren freies Nebeneinanderbestehen unsere Wälder zu einem Bild der „Freiheit in der Einheit“ macht, werden hier zu einer Masse zusammengeflochten, in der sie doch nicht gänzlich untergehen. Es ist unmöglich, wie in den Geweben des wilden Seidenwurms dieser Gegenden, einen Punkt zu finden, von dem aus das Verworrene zu entwirren, das höchst Verschiedene harmonisch aufzufassen ist. Man muß gewaltsam das Einzelne aus dem Ganzen lösen, um nach und nach zu einem Verständniß und Genuß des Ganzen zu kommen. Dieses ist, wenn man nachdenkt, eigentlich der umgekehrte Weg, den wir beim Genuß unserer maßvollern Waldschönheit einschlagen.

Die Volksmedicin bei den Serben.

Nach einer Abhandlung des Dr. W. Gjorgjewitsch, fürstl. serb. Leibarztes, und anderen Quellen.

Von Prof. **M. Petrowitsch** in Zombor.

Wie bei allen Völkern, so stand ursprünglich auch bei den Südslaven (unter denen der Stamm der Serben, was Thatkraft anbelangt, obenan steht) die Heilkunde in inniger Beziehung zur Religion. Sie wurde in der Periode des Heidenthums beinahe ausschließlich von Priestern und bei den Slaven namentlich von Priesterinnen ausgeübt. Nach der Auffassung der heidnischen Pathologie waren die Krankheiten Werke böser Dämonen, deren es natürlich eine Unmasse gab. Seit die Serben das Christenthum annahmen, was ziemlich spät und erst nach langen Kämpfen geschah, war die Kirche bestrebt, den Glauben an die Dämonen und mit ihnen auch jene Auffassung auszurotten, was ihr indessen ziemlich schlecht gelang, denn heut' zu Tage wird von den griechischen Christen so zu sagen allgemein geglaubt, daß die Krankheiten von Gott kommen, der sie als Strafe für ein irreligiöses und unsittliches Leben sendet, und daß sie am leichtesten geheilt werden können, wenn man sich mit Gott aussöhnt. Die Mittel zu dieser Aussöhnung bietet natürlich gegen bare Bezahlung die Kirche. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß bei den Serben Priestergebete (große für einen Zwanziger und kleine für zwei Groschen) als Medicamente gelten, und daß ein Extragebet des heiligen Basilius (zur Austreibung des Teufels) als das sicherste Mittel gegen Tobsucht angesehen wird, und verschiedenes Andere.

Neben dieser quasi christlichen Anschauung von den Krankheiten herrscht bei dem Volke der Serben gleichberechtigt die fatalistische Deutung einer jeden Krankheit. Das erste, was die Landleute in der Hertzegowina, in den Bocche di Cattaro, in Montenegro und in Dalmatien thun, wenn jemand erkrankt, ist, daß sie ein großes Feuer machen; neben diesem Feuer wird der Kranke „wie der Braten am Spieße" so lange umgedreht, bis er genest oder stirbt. Dies wendet man bei allen Krankheiten ohne Unterschied an. Wird der Kranke gesund, so meint man: „Sein Tod war noch nicht bestimmt;" stirbt er, dann sagt alles: „So hat es Gott bei seiner Geburt bestimmt." Serben mohammedanischen Glaubens verschmähen jede Arznei; denn ist es einmal bestimmt, daß einer stirbt, was kann ihm da der „Iladj" (die Arznei) helfen?

Es wird heute in Europa schwerlich noch ein Volk geben, bei dem der Aberglaube eine so große Rolle spielt wie bei den Serben. Allgemein glaubt man, daß einige Tage im Jahre unglücklich sind, an denen man keine Arbeit beginnen und natürlich auch kein Kind gebären soll. Man sagt, daß Kinder, die am 1. November geboren werden, gewöhnlich vor dem 10. Jahre sterben; Kinder, die am Pfingsttage geboren wurden, können nie glücklich sein, die am Himmelfahrtstage geborenen müssen aber sieben Jahre krank sein. Für am glücklichsten hält man jene Kinder, die mit der Haube (Wasserhautblase) auf die Welt kommen. Die Wasserhautblase wird dann als Amulet aufbewahrt und sie wird immer feucht, wenn das Kind erkrankt.

Allgemein verbreitet ist der Glaube an das Bezaubern (urok). Namentlich sind Kinder dem Urok ausgesetzt. Lobt jemand über die Maßen ein Kind, dann ist es gut auf das Kind zu spucken und zu sagen: „Es soll kein Zauber sein," oder mit der Hand eine Feige zu machen, so lange jener lobt. Ist ein Kind hübsch und kräftig, dann wird ihm die Nase mit Kohle angestrichen, damit man es nicht bezaubert. Noch viele andere lächerliche Mittel sind gegen das Bezaubern der Kinder in Gebrauch.

Das Volk stellt sich den menschlichen Körper als ein System von Höhlen und Canälen vor, die in offener Communication stehen und in denen verschiedene Säfte kreisen. Für diese Anschauung zeugt auch die dalmatinische Sitte, den Berauschten ein großes Glas voll Oel zu trinken zu geben, damit das Oel über den Wein steigt und diesen vom Gehirn ableitet. So lange jene Säfte rein sind und ihren regelmäßigen Gang einhalten, so lange ist man gesund. Ist dies nicht der Fall, dann kommen verschiedene Krankheiten. Außer der Unreinheit des Blutes ist die Hauptursache für sehr viele Krankheiten die „Verkühlung". Diesen Namen legt man beinahe allen acuten inneren Krankheiten bei. Wenn sich die Verkühlung auf den ganzen Körper ausdehnt, so hat man Fieber. Von Entzündung kommt keine Spur in der Volksmedicin vor. Alle langandauernden Fieber werden Hitzfieber genannt. Wenn jemand in Folge einer langen Krankheit abzumagern beginnt und namentlich wenn er noch überdies hüstelt, so ist es sicher, daß er die Schwindsucht hat, und sogleich fangen alle an den Kranken zu meiden, denn seine Krankheit gilt als ansteckend. Dasselbe Volk, das sonst so fatalistisch über die Ursache der Krankheiten denkt, verfällt gleich in das entgegengesetzte Extrem, sobald es von ansteckenden Krankheiten reden hört. Wenn die Leute aus dem Zimmer eines solchen Kranken hinausgehen, so schlagen sie mit der Ferse an die Schwelle, um auf diese Weise den Ansteckungsstoff los zu werden. In Montenegro und in den Bocche di Cattaro wird gar auch die Wassersucht zu den ansteckenden Krankheiten gezählt; auch glaubt man dort, daß die Türken viel mehr dieser Krankheit ausgesetzt sind als die Christen. Stirbt jemand plötzlich, so meint man gewöhnlich, der Schlag habe ihn getroffen.

Was die Prognose in Krankheiten anbelangt, so bedeutet das sicher ein schlimmes Ende, wenn ein Hund vor dem Hause des Kranken heult. Jede Erleichterung, die in einer schweren Krankheit am Sonntag eintritt, bedeutet nichts Gutes.

Manchmal wird die Volksmedicin auch homöopathisch; auch sie versucht es, similia similibus zu heilen. So wird bei Harnkrankheiten gerathen, den eigenen Harn zu trinken. Bei langen Verstopfungen ist es gut, Menschen- oder Pferdekoth einzunehmen. Ein langwieriger Husten wird am gründlichsten geheilt, wenn man die Lunge gewisser Thiere ißt. Abmagerung wird durch Fette geheilt. Weiber, die an Menstruationsbeschwerden leiden, sollen den Saft rother Blüthen trinken. Den Gelbsüchtigen wird angerathen, gelbfärbende Wurzeln zu essen. Wird jemand von einem wüthenden Hund gebissen, wovor sich die Serben übrigens nicht sehr fürchten, so werden Haare dieses Hundes auf die Wunde gelegt. Ebenso begegnet man auch dem Princip: Hitze wird durch Hitze vertrieben; deshalb wird den Fieberkranken gerathen, tüchtig Branntwein oder Wein zu trinken. Diese

homöopathische Anschauung wird auch Ursache sein, daß das Landvolk das meiste Vertrauen in bittere oder stinkende Arzneien setzt.

Recht zahlreiche Regeln hat die Volksmedicin für schwangere Frauen. Eine sehr beachtete diätetische Regel untersagt den Frauen während der Schwangerschaft das Kreuz zu küssen, weil ihr Kind sonst an Epilepsie leiden würde. In Serbien darf die schwangere Frau nicht über die Heugabel gehen, auch darf sie kein Hasenfleisch essen, denn ihr Kind würde sonst schielen. Sie darf nicht in das Blut eines geschlachteten Schweines treten, denn ihr Kind würde rothe Flecke im Gesichte bekommen; sie soll keine Fische essen, damit ihr Kind nicht lange stumm bleibt; auch soll sie kein fremdes Kind küssen, um einer Superfötation auszuweichen, die nach dem Glauben des Volkes ganz gut möglich ist; sie soll ja darauf achten, daß niemand einen Schnitt auf die untere Schwelle ihres Hauses macht, weil ihr Kind sonst mit einer Hasenscharte auf die Welt kommen würde; sie darf keinen kranken Zahn während der Schwangerschaft ausreißen lassen, weil das Kind sonst bald sterben würde. Einige Aussprüche sind mehr als naiv, z. B. bekommt jemand ein Gerstenkorn (hordeum), so bedeutet das, daß seine Tante schwanger ist; ist das Gerstenkorn am untern Lide, so wird das Kind ein Mädchen, ist es am obern, dann wird es ein Bube sein. Wenn es einer Frau lästig ist, jeden Monat von der monatlichen Reinigung (die der Volksmund bei den Serben „weibliche Blüthe“ nennt) heimgesucht zu werden, dann soll sie sich bei dem Eintreten derselben waschen und mit dem Abwaschwasser eine rothe Rose begießen.

Zur Erleichterung der Wehen ist es gut, während der Dauer derselben ein Gewehr über die Frau abzufeuern. Dauern die Wehen lange, dann soll man die Frau über das Kreuz mit einem Stocke schlagen, mit dem jemand einen Frosch von einer Schlange befreit hat, oder man räth der Aermsten, durch die ausgespreizten Beine ihres Gatten zu schlüpfen; auch soll es gut sein, die Frau durch einen Reif hindurchzuziehen, der von selbst an einem Fasse gesprungen ist. Im slavischen Küstenlande bekommt die Frau gleich nach der Geburt ein Weinglas voll Oel zu trinken; es soll das die Loslösung der Nachgeburt beschleunigen.

Gleich nach der Geburt wird das Kind gewogen. Damit das Kind nicht an Magenschmerzen leidet, muß die Mutter gleich am ersten Morgen ein wenig Heu aus dem Bette des Neugeborenen herausnehmen und zwischen den Zähnen beißen. In Serbien, namentlich in den Städten, bleiben die Frauen 40 Tage lang im Wochenbette und zwar aus dem Grunde, „damit ihnen böse Augen nicht schaden.“ Doch im Küstenlande findet man diesen Gebrauch nicht. Bleibt dort die Frau länger als 24 Stunden nach der Entbindung im Bette, so kann sie sicher sein, daß sie ihre Freundinnen schelten werden, „sie sei nicht vom Heldenschlage.“

Die Muttermilch genießt eine religiöse Achtung. Wenn eine Frau nur zeitweise neben ihrem Kind noch ein anderes fremdes Kind stillt, dann können sich diese Kinder, wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind, später nicht heirathen, weil sie als Geschwister betrachtet werden. Die Dauer des Stillens ist sehr verschieden. Die Kinder werden allgemein so lange gestillt, als sie Lust dazu haben. Dies geschieht zuweilen bis zum vierten und fünften Jahre. Gewöhnlich stillt die Mutter so lange, als sie nicht von Neuem schwanger wird; alle glauben aber, daß sie nicht schwanger werden können, so lange sie stillen, ein Punkt, in dem sie sich freilich oft irren. Will eine Mutter ihr Kind entwöhnen, so setzt sie sich auf die Schwelle des Zimmers und reicht dem Säugling zum letzten Mal die Brust. Hierauf stellt sie ihn auf den Boden, giebt ihm ein Stück Brot in die Hand, versetzt ihm einen leichten Schlag auf den Hintern und sagt: „Fort, Kalb, unter die Rinder, — das sei deine Nahrung.“ Tritt der Fall ein, daß ein zweites Kind geboren wird, während das erste noch gestillt wird, so wird dieses entwöhnt, und zwar selbst dann, wenn das zweite Kind todt geboren wird oder wenn es bald nach der Geburt stirbt. Denn Kinder, die zweierlei Milch genießen, werden Hexeriche und Hexen. Ein Kind, das einmal entwöhnt wurde, bekommt nie mehr die Brust, denn es würde sonst „böse Augen“ bekommen.

Die verbreitetste Curmethode ist das Formelnsprechen. Dasselbe kann nur dann von Erfolg begleitet sein, wenn der Kranke erstens an die Macht der Formel glaubt (obwohl es Fälle giebt, wo die Formeln auch bei kleinen Kindern und selbst bei dem vernunftlosen Vieh gewirkt haben) und wenn er dann Niemandem etwas davon erzählt, weil sonst die Formel sogleich ihre Macht verliert. Die Formel soll gesprochen werden, wenn Vollmond ist, und zwar am Freitag bei Beginn der Dämmerung oder um Mitternacht. Die Zahlen 3 und 9 sind sehr wichtig. Jede Formel muß dreimal wiederholt werden und die Besserung wird auch erst nach dem dritten Sprechen erwartet. Gut ist es, wenn Weiber den Männern und umgekehrt die Formel sprechen. Gewöhnlich wird die Formel gesprochen und nebenbei der kranke Theil mit der Hand gerieben oder gestrichen, doch kann die Formel auch aufgeschrieben werden und dieser „Zettel“ wird beständig vom Kranken entweder um den Hals oder sonst wo, jedoch unmittelbar an der Körperhaut, getragen. In dieselbe Kategorie gehören auch die Amulete, die nicht nur in gewissen Krankheiten helfen, sondern ihren Träger beschützen, daß er überhaupt nicht krank wird. In diesen Amuleten befinden sich gewöhnlich Zettelchen mit unverständlichen Inschriften, Stücke von Kartoffeln, Kastanien, Kerne, Stücke vom Kopfe einer Maus, gedörrte und dann gepulverte Fledermäuse und verschiedene andere Dinge, die nicht genannt werden. In den Formeln wird oft Gott, Jesus Christus, die Mutter Gottes, die heilige Dreifaltigkeit erwähnt, aber immer in einem solchen Zusammenhange, daß es augenscheinlich ist, daß diese Namen erst später an die Stelle heidnischer Gottheiten gesetzt wurden. Schließlich giebt es auch Formeln, in denen der leibhafte „Gott sei bei uns“ um Hülfe angerufen wird.

Zuflucht zu den Formeln wird namentlich bei solchen Krankheiten genommen, die einen Menschen, der früher ganz gesund war, plötzlich befallen, dann bei allen Krankheiten, die etwas Geheimnißvolles haben, so daß sich die Leute der Vermuthung nicht erwehren können: „Das könnte Bezauberung sein. Auf was ist der Kranke getreten? Haben ihn nicht böse Seelen verzaubert?“ und dergleichen tolle Fragen mehr. Sehr groß ist die Furcht vor den Hexen („Globus“, Bd. XXVI, S. 157). Diese sehen es namentlich auf Kinder ab und deshalb tragen Kinder in ihrem Amulet eine Zwiebel, die gegen die Hexen sehr gute Dienste leisten soll.

Sterben einer Frau die Kinder noch jung und thut es ihr leid, daß sie keine Nachkommenschaft erziehen kann, dann soll sie zu Zaubermitteln ihre Zuflucht nehmen. Sie soll ein Rohr abschneiden und in dasselbe Wein gießen. Dieses Rohr nebst neun Kuchen von Weizenmehl und einem alten Messer soll sie in einen leinenen Beutel legen und diesen zusammennähen. Mit diesem Beutel soll die Frau an ein fließendes Wasser gehen, in dasselbe hineinwaten und, indeß sie hier den Beutel unter dem linken Arme hält, soll jemand für sie am Ufer beten: „Erfülle mein Gebet, o Gott, o Mutter Gottes“ (und dann werden alle Heiligen angerufen von einem Georgi bis zum andern). Hierauf hat die Frau

jenen Beutel in das Wasser fallen zu lassen und, aus dem Wasser hinauswatend, setzt sie ihre Füße zuerst in zwei Kessel, aus denen sie der Gatte auf dem Rücken heraushebt, um sie so nach Hause zu tragen. Die Wirkung des beschriebenen Zaubermittels soll nie ausbleiben.

Fieberkranke setzen sich auf ein Rohr und reiten auf demselben bis zu einem Flusse. Das Rohr wird ins Wasser geworfen und der Kranke spricht: „Mich ladet die Wila (Fee) zu ihrer Hochzeit ein, ich kann zu ihrer Hochzeit nicht erscheinen, sondern ich schicke ihr mein Roß (das Rohr) und das Fieber." Bei der Rückkehr nach Hause darf sich der Kranke nicht umwenden. Oder der Kranke steigt auf einen Obstbaum, z. B. im Garten, und spricht dort dreimal seinen Namen laut aus. Dann steigt er vom Baume herab und verläßt den Garten ohne sich umzuwenden. Doch ist es nothwendig, daß um diese Zeit niemand im Garten ist. Auch wird ein glühend gemachter Schlüssel in ein Glas Wein geworfen und der Kranke trinkt dann diesen Wein.

Das Ohrensausen wird curirt, wenn man sich das Ohr mit einem Stück Holz reinigt, in das der Blitz eingeschlagen hat.

Auch gegen den Rothlauf werden viele Zaubermittel angewandt. Hier eines. Man erhitzt eine Feuerschaufel und, indem man dieselbe über dem Kranken bewegt, spricht man: „Johann (oder wie sonst der Name) geht über das Feld, er weint und klagt mit der Stimme bis zum Himmel, mit den Thränen bis zur Erde. Ihm begegnet die Mutter Gottes, die Gottesgebärerin, und fragt: „Johann, weshalb weinst und klagst du?" — „Wie soll ich nicht weinen und klagen," antwortet Johann, „der rothe Wind (so wird der Rothlauf bei den Serben genannt) ist in meinen Kopf gefahren und läßt mich weder stehen noch liegen." — „Kehre zurück," spricht zu ihm die Mutter, die Gottesgebärerin, „und gehe zu Martha (oder wie sonst die Sprecherin heißt), der Zauberin, ihre Hand ist leicht, ihre Seele sanft, sie hat dreißig Hennen mit rothen Schnäbeln, dreißig Küchlein mit rothen Nägeln auf einen rothen Misthaufen hinausgeführt. Die Hennen werden mit den Schnäbeln auseinanderreißen, die Küchlein werden mit den Nägeln durchkratzen, der rothe Wind wird blank sein wie blankes Silber und du wirst gesund bleiben wie Stahl und schlafen wirst du wie ein Lamm auf grünem Grase."

Auf eine ähnliche Weise werden auch die Kopfschmerzen curirt. Indem man den Kopf des Patienten berührt, spricht man dreimal: „Schator Arepo Tenet Opera Rotasch" (geheimnißvolle Namen böser Geister, die im menschlichen Körper wohnen können und die von den Gestaden des Adriatischen Meeres bis zum Timok bekannt sind) und fährt dann fort: „Reschid (ebenfalls der Name eines bösen Geistes) geht auf einem Wege, ihm begegnet der Engel Gabriel und fragt ihn: „Wohin gehst du, Reschid?" — „Ich gehe in den menschlichen Kopf, um ihn mit allen erdenklichen Qualen zu quälen." — „Dorthin kannst du nicht gehen, sondern gehe ins Wasser." Reschid sprach: „Ich werde aus dem Wasser in den Fisch gelangen, aus dem Fisch in das Gras, aus dem Gras in das Schwein, das Schwein wird der Mensch essen und so gelange ich dennoch in denselben." Diese Formel wird auf die obere Kruste eines Laibes Brot, so lange es noch warm ist, aufgeschrieben und drei solche Krusten hat der Kranke zu essen. Leichtere Kopfschmerzen curirt schon folgende Formel: „Krankheit, gehe ins Meer oder ziehe dich in die Erde hinein, damit dem Kranken leicht wird, so leicht wie eine Feder."

Gelbsüchtige winden sich einen gelben Seidenfaden um den Hals, einen rothen aber winden sie um einen rothen Rosenstock im Garten. Am nächsten Morgen kommen sie zum Rosenstock, nehmen ihren gelben Seidenfaden vom Halse herab und hängen ihn auf die Rose, während sie den rothen von der Rose herabnehmen und sich denselben um den Hals winden mit den Worten: „Röslein, in Gott mein Schwesterlein! Gieb mir dein Roth und nimm mein Gelb."

Im Küstenlande erzählt man sehr viel von der Macht der Zauberin Baba Dona. „Baba" wird übrigens jede alte Frau genannt. Wenn einem die Hexen gar zu stark nachsetzen, so nimmt Baba Dona einen Federwisch und einen rothen Faden in die Hand, und indem sie den Kopf, das Herz und die Füße des Kranken berührt, spricht sie: „Steh' auf, Hexe, und ihr Winde, ihr seid gekommen zu Milan (oder wie der Name ist), um ihm das Herz und den Kopf zu essen, aber bei ihm ist Dona, die Zauberin, die euch in den Wald schickt, die Blätter zu zählen, in das Meer, den Sand abzuwägen, in die Welt, die Wege zu zählen, und wenn ihr zurückkommt, könnet ihr ihm nichts anthun. Dona, die Zauberin, hat mit der Seele weggeblasen, mit der Hand weggefegt und mit dem Grase zerstreut; Milan lebt und ist gesund."

Mit der Aufzählung der verschiedenen Kräuter und sonstiger Specien, deren sich die Volksmedicin bei den Serben bedient, wollen wir den Leser verschonen, da diese Dinge doch nur Fachmänner interessiren würden. Erwähnen wollen wir nur, daß in allen serbischen Gegenden sowohl bei inneren als auch äußeren Krankheiten thierische Excremente als Arzneimittel gebraucht werden, nur daß man sich gewöhnlich schämt, diese Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen. Die Excremente werden gewöhnlich von solchen Individuen genommen, die den Geschlechtstrieb noch nicht ausgeübt haben oder die dessen nicht fähig sind. So hilft z. B. bei Harnbeschwerden der Harn vom castrirten Eber oder bei Verstopfungen die Fäces vom Füllen. Auch das „Wasser" unschuldiger Mädchen ist in vielen Fällen eine kostbare Arznei, und damit die Leute sicher sind, nehmen sie nur den Harn von kleinen Mädchen. Bei Ohrenschmerzen gießt man den eigenen Harn in das kranke Ohr. Diese Regel gilt auch für alle frischen Wunden (in Belgrad, in der ehemaligen Militärgrenze, im südlichen Ungarn).

Wenn jemand eine Arznei bereitet und er von einem zufällig Eintretenden gefragt wird, was er thut, so wird er es um keinen Preis sagen, sondern er antwortet: „Helfen soll es, ehe du fragst." Arzneien, die in den Handlungen gekauft werden, müssen vor Allem billig sein, wenn sie helfen sollen; am besten ist es, wenn man sie umsonst bekommt. Die österreichischen Serben kaufen immer Arzneien „um einen Kreuzer" und setzen gewöhnlich erläuternd hinzu „für einen Kranken". Auch wird Niemand viel von einer Arznei annehmen, sondern nur so viel, als unumgänglich nothwendig ist, damit die Krankheit geheilt wird. Leute, die lange krank sind, erfahren manchmal im Traume die Arznei, die sie herstellen kann. Niemand wird es versäumen, den im Traume erhaltenen Wink zu befolgen.

Da die Serben ein kriegerisches Volk sind, bei dem Verwundungen nicht selten vorkommen, so ist es kein Wunder, daß sich mit der Zeit eine eigene Nationalchirurgie ausgebildet hat. In den Bocche di Cattaro und in Montenegro wendet man sich an die Hülfe eines Berufsarztes (Etschim oder Medigo) eigentlich nur bei Verwundungen; bei allen inneren Krankheiten aber überläßt man sich dem „Wissen" der alten Weiber oder man curirt sich selbst (in den Bocche hört man oft die Redensart: „Wer 30 Jahre alt ist und sich in Krankheiten nicht selbst zu helfen weiß, der ist nicht werth, daß er lebt"). Mit der Chirurgie ist es freilich anders. Beinahe jedes Dorf im Küstenlande und auch weiter in der Türkei beherbergt einen Nationalchirurgen (Etschim).

Diese Etschime, die sich selbst in Operationen einlassen, studiren die Anatomie des menschlichen Körpers nur an Thierleibern. Die meisten sind Specialisten. So giebt es namentlich Augenoperateure, die mit Erfolg Augenkrankheiten operiren. Im Kreise Poscharewaz (Passarowitz) in Serbien ist ein solcher Nationalchirurg bekannt, der Fracturen mit großer Geschicklichkeit zu behandeln weiß. Ein Militärarzt in diesem Kreise hatte sich das Schienbein gebrochen und seine diplomirten Collegen ließen die Fragmente dislocirt, wie sie waren, zusammenwachsen. Noth lehrt beten und der Militärarzt wandte sich in seiner Noth an den Nationalchirurgen. Dieser zerbrach von Neuem das schlecht geheilte Bein, beseitigte die Dislocation und legte an den Fuß einen unbeweglichen festen Verband aus Ziegeln, Seife, Werg u. s. w. an, in dem der Knochen in sechs Wochen prächtig zusammenwuchs. Es existiren sehr viele Specialisten für den Bruch und dann namentlich für Steinoperationen. Die nöthigen Kenntnisse vererben sich vom Vater auf den Sohn. Solche Steinoperateur-Familien findet man sehr oft in Macedonien, in Albanien, überhaupt in der Türkei. Berufungen derselben in alle Gegenden der Balkanhalbinsel kommen alljährlich vor. Die Kriegschirurgie ist am meisten in Montenegro ausgebildet. Herr Werkowitsch, österreichischer Consul in Trebinje, erzählt einen interessanten Fall, bei dem er in Gesellschaft Danilo's I., des Vorgängers des jetzt regierenden Fürsten von Montenegro, Augenzeuge war. Zwei Jünglinge duellirten sich mit ihren Yatagans. Einer von ihnen wurde so stark verwundet, daß Blut aus der Wunde herausquoll und Rauch aus der Brust emporstieg. Der erste montenegrinische Chirurg, Marko Ilitschkowitsch mit Namen, goß auf diese Wunde zwei Maß weißen Wein, erhob den Verwundeten und schüttelte ihn, wie man es thut, wenn man ein Faß ausspült. Nachdem er ihn so einige Male durchgeschüttelt hatte, wandte er ihn um und goß den Wein, der mit Blut gemischt war, aus. Er goß von Neuem zwei Maß weißen Wein auf die Wunde und spülte die Brusthöhle noch einmal aus. Als er dieselbe Operation zum dritten Male wiederholte, war der abgegossene Wein mit nur wenig Blut gemischt. Nun wurde der Verwundete unter der Schulter kräftig verbunden und auf die Wunde ein Heilmittel gelegt, das täglich zweimal erneuert wurde. In einem Monat war der Mann gesund. Auf die Frage des Herrn Werkowitsch, welchen Zweck jene Ausspülungen mit Wein hätten, antwortete der montenegrinische Autodidakt: „Du mußt wissen, mein guter Herr, daß unser Rumpf durch eine Scheidewand in zwei Theile geschieden ist; unter derselben befinden sich die Eingeweide, oberhalb derselben ist die Brust. Hätte ich ihn nicht so, wie du gesehen hast, mit Wein ausgespült, so würde sich das Blut an jene Wand gesetzt haben, und da es von dort nirgends hinauskann, würde es dort in Fäulniß gerathen sein und der Mann hätte leicht sterben können. Habe ich ihn aber einmal von innen gereinigt, dann ist es mir leicht, die Wunde zu heilen, die ich sehen kann."

Die Volksmedicin ist bei den Serben Gemeingut, das durch mündliche Ueberlieferung von einer Generation auf die andere übergeht. Nur die katholischen Mönche in Bosnien, an die sich alle kranken Katholiken und, wenn große Noth ist und die Autodidakten mit ihren Formeln und Amuleten nichts helfen können, auch griechische Christen und Türken wenden, nur diese haben geschriebene Arzneibücher. Nach diesen Manuscripten schreiben die Mönche die Behandlung vor und theilen Kräuter aus, die sie immer in Bereitschaft halten, da sie dieselben in ihren Gärten pflegen. Einige dieser „Doctorbücher" hat die Gelehrte Gesellschaft in Belgrad erworben und sehen wir ihrer Publication mit begreiflichem Interesse entgegen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein ergötzliches Beispiel türkischer Gerechtigkeitspflege berichtet die „Allgemeine Zeitung" (Sonntag, 31. März 1878) aus Akka: „Am 5. Februar des Morgens ward die eiserne Geldkiste des Lloyd-Office in Kaipha um den Inhalt von 40 000 Franken erleichtert. Die Vertreter der verschiedenen Consulate wurden als Commission zur Unterstützung des Kaimakam beigezogen; nicht weniger als sechs Sprachen waren darin vertreten. Darüber verging Zeit genug, daß der Räuber sein Kleinod in Sicherheit bringen konnte. Da den Kaimakam die Detective und den Kadi seine juristische Weisheit im Stiche ließen, wurde ein Zauberer von Nablus berufen, der auch richtig ankam, um durch geheime Künste den Thäter ausfindig zu machen. Der Mann brachte ein Wasserorakel in Vorschlag; er behauptete nämlich: bei hellem Sonnenschein den Dieb im klaren Spiegel zu erkennen — und siehe da, er erblickte mehrere, welche durch das Gericht sofort verhaftet wurden. Es waren lauter Italiener; ihr Consul aber nahm es nicht wenig übel und erwirkte ihre Freilassung, bis man andere Beweise gegen sie habe."

— Anfang Juli d. J. beabsichtigt, wie aus mehrfachen Zeitungsnachrichten bekannt ist, Prof. Nordenskiöld mit der „Vega" seine Fahrt längs der Nordküste Asiens anzutreten und wenn möglich bis zur Berings-Straße vorzubringen. Aus einem genauen Studium der russischen Berichte über jenes Gebiet scheint sich zu ergeben, daß im September und vielleicht schon in der zweiten Hälfte August längs der Nordküste Sibiriens eisfreies Wasser in größerer oder geringerer Breite existirt, eine Folge der Massen von warmem Wasser, welche von den Flüssen Ob, Irtysch und Jenissei dem Meere zugeführt werden. Sollte die Expedition aber ihr Ziel auch nicht erreichen, so beabsichtigt sie, sich längere Zeit an einzelnen Punkten der sibirischen Nordküste aufzuhalten und dieselben naturwissenschaftlich zu erforschen, und da wäre jede Angabe über das fast unbekannte Land östlich der Jenissei-Mündung von Werth. — Der Dampfer „Vega" wird für höchstens zwei Jahre verproviantirt werden und außer vier bis fünf Gelehrten vier norwegische Fangmänner, einen Marineoffizier, einen Arzt und etwa 18 Steuerleute und Matrosen, womöglich Freiwillige der schwedisch-norwegischen Marine, an Bord nehmen.

— Ein Correspondent des „North China Herald" in Tschi-fu (Chefoo mit englischer Orthographie selbst in officiellen deutschen Bekanntmachungen geschrieben) berichtet, daß man dort beabsichtigt, die Kohlenlager der, wie bekannt, an Mineralien reichen Provinz Schan-tung auszubeuten. Etwa 120 engl. Meilen westlich von Tschi-fu liegt eine Ebene, unter welcher sich in geringer Tiefe ein zwanzig Fuß mächtiges Kohlenlager hinzieht. Dort haben seit undenklichen Zeiten die Eingeborenen Löcher gegraben und hier und da

Kohlen herausgeholt; aber das eindringende Wasser, welches auszupumpen sie keine Mittel besaßen, hat diesen Arbeiten stets wieder ein rasches Ende bereitet. Der chinesische Zollaufseher in Tschi-fu hat nun Erlaubniß erhalten, eine chinesische Gesellschaft zu bilden und das Lager mit modernen Hülfsmitteln, darunter auch eine Schienenbahn nach Tschi-fu, auszubeuten. Ein anderes größeres Project, an welchem der bekannte Vicekönig Li-hung-tschang betheiligt ist, bezweckt die Ausbeutung der Kohlen- und Eisendistricte der Provinz Tschi-li.

— Als nach Margary's Ermordung sich eine englische Commission durch das westliche Jünnan an den Ort der That begab, begleitete sie Mr. E. C. Baber (s. oben S. 240), welcher jetzt darüber einen in mehr als einer Hinsicht interessanten Bericht erstattet hat. Seine wichtigste Aufnahme ist die von Tali-fu nach Teng-jue-tschau, weil dadurch Sladen's Aufnahmen in Birma mit Lieutenant Garnier's Route in Jünnan in Verbindung gebracht werden. Ebenso interessant ist seine Route von Jün-nan-fu nach Ta-li-fu, welche nicht mit derjenigen Garnier's zusammenfällt. Von Interesse sind seine Angaben über die Eingeborenen, namentlich über die Kutung, Männer von dunkelröthlicher Färbung, scharfen Zügen, hoher Gestalt und guter Proportion, und Frauen, die überall für hübsch gelten würden, von hellerer Farbe, ovalen intelligenten Zügen, mehr an die sogenannte kaukasische als die mongolische Race erinnernd. Zu welchem Volke sie gehören und von wo sie stammen, vermochte Baber nicht zu ermitteln. In Tali-fu sah Baber die Vierteljahrsmesse, zu welcher an 5000 Leute, Lolos, Schans, Tibeter &c., zusammengeströmt waren. Enorm ist die Ausdehnung, welche der Mohnbau in China gewonnen hat, eine schlimme Wahrnehmung für die Gegner des Opiumhandels: mehrere hundert englische Meilen weit zog die Commission durch Mohnfelder, und dasselbe gilt von der Handelsstraße, welche aus Birma nach Jünnan führt. Mit Entschiedenheit weist er ferner darauf hin, daß bei den gewaltigen Schluchten des Salwen und Mekong und anderen Schwierigkeiten, welche die Straße durch das westliche Jünnan zu passiren hat, an die Eröffnung einer Handelsverbindung dort einstweilen nicht zu denken ist, und daß — so ungern es auch die Engländer zugeben — den natürlichen Weg wenigstens nach Ostjünnan allein der Fluß von Tongkin abgiebt. Von Werth soll auch der Vergleich sein, welchen Baber zwischen Marco Polo's Reisebeschreibung und seinen eigenen Beobachtungen anstellt, und wobei des Venetianers Angaben über ein den Europäern fast unbekanntes Land in vielen Punkten durchaus bestätigt werden.

Afrika.

— Die Arbeiten an der Medscherda-Bahn in Tunesien (s. vorigen Band S. 95) werden von der Société des Batignolles mit Eifer betrieben. Gleich hinter dem Bahnhofe von Tunis waren zwei Schwierigkeiten zu überwinden: ein Tunnel mußte gebohrt und der Medscherda überbrückt werden. Trotz der heftigen Regen und des Anschwellens des Stromes sind beide Werke nahezu vollendet, so daß schon im Mai 34 Kilometer der Bahn eröffnet werden sollen. In drei Jahren hofft man die Verbindung von Tunis mit Bona und Konstantine in Algerien hergestellt zu haben.

— Seit dem Jahre 1876 befindet sich auch ein Deutscher, Dr. Schnitzler aus Preußisch-Schlesien, in Diensten Gordon Pascha's und bekleidet jetzt die Stelle als Chefarzt der ägyptischen Aequatorialprovinzen, wobei er als Mohammedaner von Constantinopel auftritt und den Namen Emin Effendi führt. In seiner amtlichen Eigenschaft hat er in den letzten Jahren mehrere Reisen am obern Nile ausgeführt, besonders zu König Mtesa und an den Ukerewe-See, auf dem sogenannten Somerset-Nil und dem Mwutan-See. Wie E. Behm (Petermann's Mittheilungen 1878, S. 162) jetzt mittheilt, wollte Dr. Emin Effendi noch im November 1877 nach Uganda und Karagué abreisen, um von dort, dem Wunsche Gordon Pascha's entsprechend, wenn möglich den See Akonyara (Stanley's Alexandra Nyanza), die Mfumbiro-Berge und Ruanda zu erreichen. Wir begrüßen diesen Plan mit großer Freude, weil jenes Gebirgsland ein Hauptpunkt der Wasserscheide zwischen Nil und Congo ist und von dort wichtige geographische Aufklärungen über die Gebiete der drei großen Seen Mwutan, Ukerewe und Tanganjika zu erwarten sind. Auch für die Ethnographie wäre die Ausführung jener Reise von großem Interesse, wenn sie z. B. neues Material über Stanley's hellfarbigen Volksstamm auf dem Berge Gambaragara (s. Globus XXX, S. 183) herbeischaffte, wie es denn überhaupt sehr erwünscht sein muß, die Angaben des amerikanischen Reisenden an den Beobachtungen eines andern Forschers prüfen und messen zu können.

— Ueber die italienische Expedition in Schoa schreibt Prof. Dalla-Vedova aus Rom an E. Behm (Petermann's Mittheilungen 1878, S. 162): „Martini ist mit 30 Kisten Sammlungen aus Schoa angekommen, wird aber dahin zurückkehren. Antinori, der in Folge einer durch seine eigene Flinte verursachten Schußwunde den Gebrauch der rechten Hand gänzlich verloren hat, wird in Schoa verbleiben, wo ihm der König einen Grund zum Bau einer Station geschenkt hat; Cecchi und Chiarini sind schon aufgebrochen und untersuchen die Südprovinz Schoas, wo sie Martini einholen wird, um weiter nach Süden vorzudringen. Cecchi hat eine Karte seines Reiseweges von Zeilah nach Litcé in Schoa eingesendet. Er weiß als Marineoffizier die astronomischen und geodätischen Instrumente zu handhaben, während Chiarini vorzugsweise Geolog ist."

— Im Sommer vorigen Jahres wurde gemeldet (s. „Globus" XXXI, S. 95), daß Mr. Mackay, Agent der Church Missionary Society, einen Weg von der Ostküste Afrikas bis auf das Hochland von Mpwapwa gebahnt habe, damit auf demselben die verschiedenen nach dem Seen-Gebiete bestimmten Missionsabtheilungen Rev. Roger Price's Vorschlage gemäß statt mit Trägern mit südafrikanischen Ochsenwagen in das Innere vordringen könnten. Jetzt hat sich gezeigt, daß von einer Straße gar keine Rede ist, und daß die meisten Ochsen dem dortigen Klima erlegen sind. Price ist nach England zurückgekehrt mit der Ueberzeugung, daß sein Plan vorderhand unausführbar ist, und mit der schlechten Nachricht, daß man wohl oder übel zu dem alten Pagazisystem mit all seinen Nachtheilen hat zurückkehren müssen. Die unterwegs befindliche Missionsexpedition der London Missionary Society (verschieden von der schon am Ukerewe-See befindlichen der Church-Missionary Society) soll in Kirasa, 40 engl. Meilen östlich von Mpwapwa am Rande des Hochlandes ein Lager bezogen haben, um das Ende der Regenzeit abzuwarten. (Nature.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Eine Gesandtschaft in Hüé.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenant Brossard de Corbigny, Attachés der Gesandtschaft.)

II.

Das Jahr 1875 war das achtundzwanzigste der Regierung Thü-düc's, welcher durch sein eigenes Verschulden viel Unheil über sein Land gebracht hat. Der Krieg mit Frankreich, welcher ihm sechs seiner besten Provinzen gekostet hat, vermochte seinen Starrsinn nicht zu brechen: er schloß sich nach wie vor mit seinen Mandarinen in die Citadelle von Hüé ein, grollte mit ihnen über die stattgehabten Verluste, aber that nichts, um neues Unglück zu verhüten. Träge läßt er alles über sich kommen, anstatt seinem Lande neue Bahnen der Entwickelung zu eröffnen, und sieht ruhig zu, wie das reiche Tong-kin chinesischen Truppen und chinesischen Räubern zur Beute fällt. Um nicht dem ersten besten Abenteurer zu unterliegen, mußte er wohl oder übel bei seinem Todfeinde Frankreich Hülfe suchen; aber wird er sich auch der Schiffe und Waffen, welche dieses ihm vertragsmäßig überliefert, zum Nutzen seines Staates bedienen, das Seeräuberthum ausrotten und die chinesischen Banden über die Grenze jagen können? Im Hinblick auf den Zustand und die Ausrüstung des annamitischen Heeres darf man diese Frage getrost verneinen. Thü-düc ist ein König in einer festen Burg, auf dessen Wink Köpfe fallen und Bambushiebe auf die Schultern der gelehrtesten Leute seines Reiches niederhageln, der noch unlängst einen seiner Minister zum gemeinen Soldaten degradirt hat, und doch ist er nur der oberste Sklave in seinem Lande, eine Folge der Abgeschlossenheit, in welcher er erhalten wird. Er gilt als Sohn des Himmels auf Erden, als eine Art Halbgott, und alle seine Willensäußerungen werden mit der tiefsten Ehrfurcht entgegengenommen. Aber dafür umgeben ihn die Spitzen des Mandarinenthums und wachen eifersüchtig darüber, daß er inmitten seiner zahlreichen Weiber und vierzig Verschnittenen von der übrigen Welt abgeschlossen bleibt. Selbst wenn er sich mit der Wasserjagd, seinem Lieblingsvergnügen, ergötzt, wird rings um ihn eine Einöde geschaffen: nur Frauen rudern seine Dschunke, deren Mattenvorhänge sorgfältig herabgelassen sind, während man überall Einwohner und Reisende vom Flußufer verjagt, damit nicht ihr bloßer Blick die königliche Majestät besudele. Wie kann der König unter solchen Umständen die Wahrheit über den Zustand seines Reiches erfahren? So neugierig er auch von Person sein soll, die neuen Erfindungen der westlichen Barbaren kennen zu lernen, und so gern er angeblich Neuerungen einführen möchte, er kann sich von dem ihn umgebenden Mandarinengezücht nicht losmachen. So unterthänig sie ihm auch gegenübertreten, so vermögen sie ihn doch von den gewöhnlichsten Dingen zurückzuhalten, und haben z. B. auf Grund der Ceremonienvorschriften seinen Verkehr mit dem Bischof Msgr. Sohier vereitelt. Da derselbe nicht die Citadelle betreten konnte, wollte ihn Thü-düc in der Mission besuchen; aber die Mandarinen gaben ihm zu verstehen, daß ihm das die Krone kosten, und er bei seiner Rückkehr seinen Nachfolger auf dem Throne vorfinden würde — und so unterblieb der Besuch.

Dafür genießt das Königthum auch den ganzen Schutz der Riten: jeder Aufstand, jede Verschwörung hat nicht nur den Tod der Schuldigen, sondern auch den ihrer Eltern und männlichen Nachkommen zur Folge. Gerade damals, als



Thor der Citadelle von Hüé. (Nach einer Zeichnung von Brossard de Corbigny.)

die französische Gesandtschaft Hüé besuchte, hielt man noch mit raffinirter Grausamkeit den jüngsten Sohn eines Rebellen, dessen übrige Familie schon dem Henkerbeile erlegen war, in Gefangenschaft, um die Todesstrafe erst dann an ihm zu vollziehen, wann er ein reiferes Alter erreicht hätte und das Verbrechen seines Vaters zu begreifen im Stande wäre. Sein älterer Bruder war schon an dem Tage, wo er das bestimmte Alter zurückgelegt hatte, getödtet worden, während seine unglückliche Mutter verschont wurde. Die Gelehrten aber, welche dieses unmenschliche Gesetz erfanden, sehen die europäische Civilisation für barbarisch an.

Obwohl Protection überall sich geltend macht, so können Mandarinenämter in den meisten Fällen nur durch Examina erlangt werden, abgesehen natürlich von den Verwandten des Herrschers, welche die unteren Grade, wie überall, so zu sagen überspringen. Sobald also Jemand den Pinsel in die Hand nimmt, um schreiben zu lernen, kann er sich als Ministercandidaten ansehen. Aber wie viel Zeit braucht er nicht, um die nöthigen Bücher zu studiren, und das bedingt wiederum den Besitz eines gewissen Vermögens. Wenn auch ein armer Bauernsohn sein Doctordiplom in der Tasche hat, so hat er darum noch lange kein Amt, und stets findet er



Annamiten. (Nach einer Photographie.)

ein Dutzend Bewerber neben sich, wenn ein solches frei wird. Darum liegt er stets auf der Lauer, ist unzufrieden und neidisch, fängt zu spioniren an und sucht den im Amte Befindlichen zu schaden.

Wenn der Student gelernt hat, gewisse leichte Bücher fließend zu lesen, so legt er das erste Examen ab; dann wendet er sich schwereren zu, wo er sich weniger gebräuchliche chinesische Schriftzeichen — welche die Annamiten bekanntlich anwenden — aneignet. Den Beschluß machen tief philosophische Bücher mit Anmerkungen verschiedener Autoren, so daß er also gleichzeitig Tausende von Schriftcharakteren sich einprägt — eine reine Gedächtnißsache — und die vielfach ventilirten Gedanken und Schlußfolgerungen chinesischer Gelehrten sich aneignet. Theoretische Spitzfindigkeiten ohne Bezug auf das moderne Leben ist alles, was die Leute lernen. Was das heißt, kann man sich klar machen, wenn man sich einen Ingenieur, einen Verwaltungsbeamten vorstellt, welcher nichts als die Lehren der alten griechischen Philosophen im Kopfe hat.

In ihrer hinterindischen Colonie gelingt es den Franzosen allmälig, die neunzigtausend chinesischen durch die fünfundzwanzig lateinischen, nur durch sechs einfache Accente für die Aussprache des Annamitischen modificirten Schriftzeichen zu ersetzen. Viele annamitische Worte klingen einem unge-

übten Ohre zuerst gleich, während fast unmerkliche Betonungen den Sinn auf acht- bis zehnfache Weise differenziren können. Diesen „gesungenen“ Accenten kann man durch Combination jener sechs Zeichen durchaus gerecht werden. Doch kann der Annamite die chinesische Schrift nicht ganz aufgeben; denn er muß mit seinem „Oheim“, dem Chinesen — wie er respectvoll sagt —, correspondiren, der ihm Opium, Töpfergeschirr, Zeuge und andere Waaren liefert, welche er selbst nicht produciren kann, und, wenn auch beide Sprachen verschieden sind, so versteht doch der Chinese sofort die ideographischen Zeichen, welche der Annamite geschrieben hat.

Industrie hat Annam nicht aufzuweisen; nur in Tongkin versteht man mit Perlmutter zu incrustiren und Kupfergefäße mit Schmelz auszulegen. Aber die Regierung, weit entfernt, diese Kunst zu schützen und zu fördern, bereitet ihr nur allerlei Hemmnisse. Denn wenn ein geschickter Handwerker von seinen Arbeiten Nutzen zu haben anfängt, wird er sofort dem Statthalter seiner Provinz gemeldet und pflichtmäßig nach der Hauptstadt geschickt, wo er Wohnung und Nahrung in der Citadelle erhält, aber ausschließlich für den König arbeiten muß, ohne dafür den geringsten Lohn zu erhalten.



Annamiten. (Nach einer Photographie.)

Hüé selbst producirt außer den gewöhnlichsten Gebrauchsgegenständen nichts, als einige grobe und höchst mittelmäßige eingelegte Arbeiten; während bei den Missionären, die gegen das königliche Monopol geschützt sind, wahre Meisterstücke dieser Kleinkunst hergestellt und aus der Hand verkauft werden. Bei ihnen macht die Industrie Fortschritte und wird, je nachdem der Bedarf wächst, auch besser bezahlt, während sie von den Mandarinen nur Hindernisse, Ausbeutung und Verfall zu gewärtigen hat. Gerade in diesem Punkte fürchten die dortigen Machthaber unsere modernen Ideen und fühlen, daß es der Handel sein wird, welcher ihrem Einflusse eines Tages die Wage halten wird. Bis jetzt freilich machen außer der eingelegten Arbeit Elfenbeinschnitzerei, das Weben der einheimischen Seide zu einfarbigen oder einfach gemusterten Stoffen und Färberei die gesammte Gewerbthätigkeit Annams aus. Arbeiten in Thon, Erz, Glas oder Eisen sind dort unbekannt, und selbst die Bodenproducte werden kaum gereinigt.

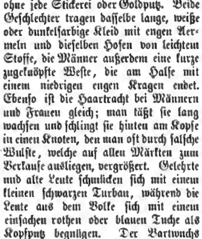
Der gemeine Annamit kümmert sich wenig um seine Zukunft; er hängt an seinem Dorfe, in dessen Nähe das bescheidene Grab seiner Eltern liegt, an seinem Reisfelde und überläßt weitaussehende Handelsunternehmungen dem schlauern



Annamitische Soldaten. (Nach einer Zeichnung von Brossard de Corbigny.)

Chinesen. Um Lebensunterhalt braucht er sich nicht zu sorgen; verdient er mal einen Tag mehr, so schläft er dafür den folgenden um so länger. Seine Hütte, seine Kleider, Betel und Reis kosten wenig, und damit ist er zufrieden und glücklich, vorausgesetzt, daß sein Mandarin ihn nicht zu oft brandschatzt. Fühlt er das Bedürfniß nach etwas mehr Luxus, so pflanzt er ein paar Maulbeerbäume, um Seide zu machen, oder baut Indigo und Zuckerrohr und vertauscht die Erträgnisse gegen chinesische Importwaaren, wie Opium, Thee, Scheeren und sonstige Werkzeuge, oder kauft sich ein paar Büffel, um mehr Reisbau betreiben zu können. Was er aber nicht kauft, ist Seife, gegen deren Gebrauch sämmtliche Classen der annamitischen Gesellschaft einen Abscheu haben; in Sachen der Reinlichkeit steht der Annamit von allen Völkern fast zu unterst und unterscheidet sich darin wesentlich von seinem chinesischen Nachbar.

Die Tracht der Annamiten erinnert keineswegs an die phantastischen Gewänder Ostasiens, sondern ist einfarbig, ohne jede Stickerei oder Goldputz. Beide Geschlechter tragen dasselbe lange, weiße oder dunkelfarbige Kleid mit engen Aermeln und dieselben Hosen von leichtem Stoffe, die Männer außerdem eine kurze zugeknöpfte Weste, die am Halse mit einem niedrigen engen Kragen endet. Ebenso ist die Haartracht bei Männern und Frauen gleich; man läßt sie lang wachsen und schlingt sie hinten am Kopfe in einen Knoten, den man oft durch falsche Wulste, welche auf allen Märkten zum Verkaufe ausliegen, vergrößert. Gelehrte und alte Leute schmücken sich mit einem kleinen schwarzen Turban, während die Leute aus dem Volke sich mit einem einfachen rothen oder blauen Tuche als Kopfputz begnügen. Der Bartwuchs kommt bei Annamiten wie Chinesen erst spät zum Vorschein, so daß sie bärtigen Europäern stets ein viel höheres Alter zuschreiben, als dieselben in der That haben. Da auch alte Frauen einen Turban, und zwar in Weiß, tragen, so besteht der einzige wesentliche Unterschied in der Kleidung beider Geschlechter nur in zwei Bernsteinkugeln, welche die Weiber als Ohrringe tragen. Manche haben auch Halsbänder von Silber oder Bernstein, welche sie während ihrer Schwangerschaft ihren Männern um den Hals hängen sollen.



Tael.

Einen aus den Blättern der Fächerpalme geflochtenen Hut trägt man nur gegen Sonne oder Regen; der der Männer ist kegelförmig und bedeckt wie ein Lichtlöscher den Kopf bis zu den Schultern herab, der der Frauen ist breit und flach und gleicht dem Deckel einer großen runden Schachtel. Am Rande desselben sind zwei lange, in Quasten endigende Seidenbänder befestigt, welche bis unter die Knie hinabreichen, und im Boden ein kleiner Spiegel, worin der Stutzer seine schmalen Augen, seine kleine Nase und die vom Betelkauen geschwärzten Zähne bewundern kann.

Dem annamitischen Volke ist das Tragen von Seidenstoffen gesetzlich verboten, während in Französisch-Cochinchina Mädchen der niederen Stände in Seidenkleidern und mit Ringen an den Fingern wie Mandarinentöchter herumstolziren. In Annam hat man bis heute die alte bequeme Tracht bewahrt und scheut noch vor europäischen Kleidern und namentlich vor alten abgelegten Uniformstücken zurück, sei es aus gutem Geschmack, sei es aus Abneigung gegen alles Fremde, sei es aus beiden Gründen zusammengenommen. Als Zeichen der Trauer legt man ungesäumte Kleider an, welche sich unten herum ausfransen.

Wie in China, so reichen auch hier die Luxusgesetze in ein hohes Alterthum hinauf. Nur dem Herrscher allein steht die hellgelbe Farbe zu; nur er darf sich gelb kleiden und auf gelbem Papier schreiben. Seine Leute und Elephanten tragen Livréen von derselben Farbe, und stets weht auf der Citadelle eine gelbe Fahne, welche Seeleuten sofort nicht sonderlich angenehme Spitalgedanken erweckt. Hochgestellten Mandarinen kommt die rothe Farbe zu, welche sie an ihren Pantoffeln und Hängematten zur Schau tragen, während die niederen Grade sich mit Blau begnügen müssen.

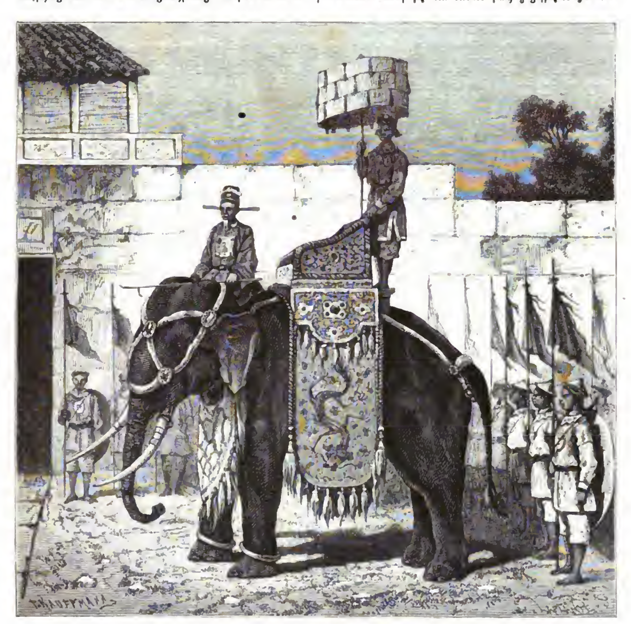
Die Oeffnungen in der Mitte der Thore darf nur der König passiren; nur er allein darf in der ganzen Provinz Hüé jagen, aber er erlegt nur kleine Vögel. Nur er darf zahme Elephanten im Privatbesitze haben, und von erlegten wilden stehen ihm die Stoßzähne zu. Niemand als der König darf zweistöckige Häuser bauen und dabei Eisenholz verwenden. Gewisse Worte und Charaktere, welche dem Könige zukommen oder gewissermaßen geweiht sind, dürfen nicht ausgesprochen oder geschrieben werden. Es macht sich ordentlich komisch, wenn Dolmetscher mit allerlei geschriebenen oder gesprochenen Umschweifen ein solches verbotenes Wort, dessen Anwendung im Laufe eines Gespräches oder Briefes erforderlich ist, zu umgehen suchen. König Hia-long (1796 bis 1820) soll diesen sonderbaren Gebrauch eingeführt haben. Er hinterließ bei seinem Tode eine goldene Schachtel mit einzelnen Fächern, welche der Reihe nach von seinen Nachfolgern bei ihrer Thronbesteigung geöffnet werden und die betreffenden beiden geheiligten Charaktere enthalten. Diejenigen Thü-düc's, welche im Anfang seiner Regierung seinem Namen hinzugefügt wurden, sollen „Fortsetzung der Macht“ bedeuten.

Der religiöse Glaube hat, wie in China, den Ahnencultus zum Gegenstande; das größte Unglück, was einen Menschen treffen kann, ist, daß er keine männliche Nachkommenschaft erzielt, die dereinst sein Gedächtniß erhält, oder daß er fern von seiner überlebenden Familie begraben wird. Thü-düc hat keine Kinder, und das ist nicht die geringste Ursache seiner Trauer. Oft sucht man sich beim Mangel von Söhnen durch Adoption zu helfen. Stirbt ein König, so bleiben alle seine Frauen im Wittwenstand und beschließen ihr Leben in der Nähe seines Grabes in der Einsamkeit, aber nicht immer in vollständiger Einigkeit.

Die Frauen werden mit Milde behandelt oder stehen doch auf gleichem Fuße mit dem Manne; im Hauswesen führen sie das große Wort. Diejenigen aus den niederen Ständen entwickeln bei ihren häufigen Zänkereien eine unüberwindliche keifende Geschwätzigkeit. Dabei sind sie aber arbeitsam und fleißig, besorgen die Wirthschaft, gehen mit schweren Lasten zu Markte, rudern mehr als die Männer, wobei sie das Steuerruder mit den Füßen regieren und zugleich ihren am Boden des Kahnes liegenden Säugling und den über dem Feuer brodelnden Topf mit Reis im Auge haben. Und Alles das hindert sie nicht, gleichzeitig noch ganze Stunden lang mit der andern Ruderin im Boote zu schwatzen.

Die Provinz Hüé und die ihr benachbarten sollen 26 000 Soldaten zur Vertheidigung des Landes stellen. Diese Zahl erscheint Corbigny übertrieben, weil er während seines Aufenthaltes in Hüé niemals auch nur den sechsundzwanzigsten Theil davon zu Gesichte bekommen hat, und weil der König, wäre er wirklich im Besitze von solchen Streitkräften gewesen, dieselben den Fremden unfehlbar vorgeführt hätte, schon seiner eigenen Sicherheit wegen. Denn man mißtraute den Franzosen und ihren Schiffskanonen, überwachte sie ängstlich und ließ sie z. B. nur nach langen Verhandlungen den Fluß weiter hinauffahren. Eine geschlossene Truppe, die in Zügen Evolutionen macht, giebt es in Annam nicht; doch üben

sich die Soldaten in der Handhabung der Flinte und Lanze. Die Uniform hat stets denselben Schnitt, aber verschiedene Farben (roth, grün oder weiß mit breitem andersfarbigem Saume); es ist eine Art Blouse, die vorn zugeknöpft und unten an den Seiten aufgeschlitzt ist und bis an die Knie reicht. Die Aermel sind wieder von einer andern Farbe, als Rock und Saum, gelb, grün oder rosa; Kragen und Aufschläge mit dem Saume gleichfarbig. Auf der Mitte der Brust und des Rückens tragen die Soldaten meist ein tellergroßes Stück Zeug, welches in mächtigen Buchstaben den Namen ihrer Compagnie zeigt, z. B. „Muthiger Soldat", „Vogel des Waldes", „Tiger von Hüé" u. s. w. Die Hose ist kurz, aber weit; ihre Grundfarbe war einst weiß. Mitunter kommen noch Sandalen und ein Stoffgürtel zu obigen Kleidungsstücken hinzu; ein schwarzer Turban birgt die Haare und oben darauf sitzt ein kleiner flach zugespitzter Hut von



Parade-Elephant in Hüé. (Nach einer Skizze von Brossard de Corbigny.)

Bambus, der durch rothe Bänder unter dem Haarwulst festgehalten wird.

Unteroffiziere tragen einfarbige Gewänder, mitunter von Sammet, auf den Schultern zwei ovale, mit Eicheln geschmückte Platten und als einzige Waffe ein schwankes Röhrchen, das unbestreitbare Abzeichen ihrer Macht. Die Ausrüstung der gemeinen Soldaten besteht aus einem alten Säbel, der auf dem Rücken hängt, und einer Steinschloßflinte oder Lanze mit dreieckigem Fähnchen, dessen Farbe mit der des Rockes übereinstimmt; an der Seite eine kleine Trinkflasche und eine hölzerne Patronentasche. So schlecht und unbrauchbar das alles auch sein mag, so bieten doch die bunten Uniformen und Fähnchen einen originellen Anblick dar. Im Innern der Citadelle sahen die Franzosen auch Soldaten mit großen Schilden auf dem Rücken, ein letztes Ueberbleibsel der alten Art von Kriegführung.

Die allgewaltige Triebkraft in Verwaltung und Heer ist aber ein Rohrstöckchen von einer halben Klafter Länge, wel-

ches ohne Rücksicht auf Stand und Alter auf die Delinquenten niedersaust. Jeder Soldat der Escorte, welche den Franzosen beigegeben war, trug ihn im Schulterriemen, um das Volk damit in gebührender Entfernung zu halten. Jeder Studirte hält ihn in der Hand, um seine Soldaten damit anzufeuern, läßt damit strafen und wird damit gestraft. Vom Könige an, der prügelt, ohne je wieder geprügelt zu werden, bis herunter zum Hunde des letzten Bauern, der stets geprügelt wird und nie wieder prügelt, giebt es kein lebendes Wesen in ganz Annam, dem nicht das Pfeifen des Rohrstockes ein vertrauter Ton wäre. Abgesehen von Soldaten und Mandarinen beherbergt die Citadelle noch manche andere Leute, die mit dem Hofe zusammenhängen. So zunächst die Pagen, welche Corbigny bei den officiellen Ceremonien zu Gesichte bekam; sie haben ähnliche Kappen, wie die Mandarinen, sonst aber einen Anzug nach Art der Soldaten, und ihre Geschäfte bestehen darin, Fliegenwedel, Räucherfäßchen, die königlichen Sonnenschirme und dergleichen zu tragen. Näher hin zu dem Palaste trifft man auf eine Mauer, welche selbst die höchsten Beamten nicht mehr passiren dürfen; dahinter hausen die Eunuchen, welche die königlichen Frauen zu bewachen und deren Verkehr mit der Außenwelt zu besorgen haben. In nächster Nähe des Königs leben dann diese Frauen selbst, deren Anzahl hundert betragen soll; ihnen liegt der innere Dienst ob; sie empfangen die für den Herrscher bestimmten Briefe, beantworten sie und verrichten die Obliegenheiten von Kronbeamten. Die Correspondenz ist übrigens sehr umfangreich, weil jedes Gesuch an den König schriftlich eingereicht wird und besondere Audienzen wenig in Gebrauch sind. Ertheilt er eine solche, so geschieht das außerhalb seines Privatquartiers und der von den Eunuchen bewachten Mauer.

Als Münze cursirten in Hüé die alten unbequemen Sapeken von Zink im Werthe von weniger als 1/6 Pfennig, deren je 600 auf eine Schnur gereiht sind; nicht selten zerreißt dieselbe, so daß die runden Plättchen zu Boden fallen und so der Besitzer gezwungen ist, sich einige hundert Mal zu bücken, um einen Werth von etwa 70 Pfennigen aufzulesen. Außerdem kommen, aber nur hier, noch Sapeken von Kupfer vor, welche den sechsfachen Werth der anderen haben. Als Silber hat man den Taël im Werthe von 6,80 Mark, einen kleinen Barren reinen Metalles, der aber sehr selten vorkommt. Gewöhnlich liegen sie im Staatsschatze und werden nur zu Geschenken verwendet. Derjenige, welchen unsere Abbildung (S. 358) zeigt, trägt auf der Vorderseite die Worte: „Geprägt unter der Regierung Gia-long's", auf der Rückseite „Reines Silber ein Taël" und auf den beiden anderen Flächen die Werthbezeichnung und die Bescheinigung, daß sein Gewicht für richtig befunden worden sei.

Einige Bemerkungen über tropischen Naturcharakter.

III.

Blüthenarmuth des tropischen Urwaldes. Einige allgemeine Bemerkungen über seine Ursachen. Die tropische Vegetation erinnert oft an Schuttvegetation. Schwierigkeiten, die ihrer geistigen und gemüthlichen Bewältigung entgegentreten.

Suchil, Januar 1875.

In den üppigsten Urwäldern der Tropen ist nicht der Blüthenreichthum zu finden, der unsere im Uebrigen so viel ärmlicheren Laubwälder, unsere Wiesen und selbst die Haiden schmückt. Die Ueppigkeit der tropischen Vegetation bricht viel mehr in überreichen Blatt- und Stengelgebilden als in farbigen Blüthen hervor. Diese Thatsache lehren uns die oberflächlich enthusiastischen Schilderungen der Tropennatur, welche in den gelesensten Reisewerken immer wiederkehren, weder kennen noch verstehen und sie erscheint auf den ersten Blick befremdend. Aber im Grunde ist sie sehr natürlich. Die Blüthe in irgend einer Form ist nächst der Wurzel der nothwendigste Bestandtheil einer Pflanze, den wir selbst da nicht vermissen, wo die Blätter fehlen oder auf ein Minimum reducirt sind, wie in so vielen Pflanzen der Hochgebirge und der polaren Regionen. Jene Alpen- und Polarpflanzen, welche fast stengel- und blattlos sind, dabei aber Blüthen von erstaunlicher Größe und Farbenpracht tragen, sind ein lebendiger Ausdruck dessen, was im Pflanzenleben nothwendig ist. Ohne Blüthe keine Fortpflanzung und ohne Wurzel keine Ernährung. Unter günstigeren Bedingungen bilden sich Stengel, Zweige und Blätter an diesen Gewächsen reich und kräftig aus, aber die Blüthe bleibt im Wesentlichen dieselbe, denn sie ist das Endresultat des ganzen Wachsthums einer Pflanze und erscheint wie der Zweck, zu dessen Erreichung die Stengel und Blätter von der Natur als Mittel verwendet werden. Es fällt ihr leichter, hundert Blätter zu erzeugen als eine einzige Blüthe. Ob eine Pflanze zehn Fuß hoch wächst oder am Boden bleibt, bedingt für das Endresultat keinen wesentlichen Unterschied, denn dieses muß doch immer eine Blüthe sein. Deshalb ist es natürlich, daß die Vegetation reicher an Blüthen erscheint, wo das rauhere Klima nicht so üppiges Wachsthum zuläßt, als wo sie unter dem treibenden Einfluß eines Uebermaßes von Feuchtigkeit und Hitze sich in schrankenloser, wuchernder Ueppigkeit zu entfalten vermag. Ein naheliegendes Beispiel bieten in dieser Richtung die Gewächse aus der Familie der Aroideen, welche in den tropischen Urwäldern (besonders in der Form der Calla und des Pothos) eine so große Rolle spielen und auch in den Wäldern der gemäßigten Zone häufig sind. Bei uns kennt Jedermann den Aaronsstab, der in grünrother Blüthenscheide ein so seltsames Gebilde, die Keule der verwachsenen Staubfäden und Griffel, trägt. Diese Blüthe fällt Jedem auf, der im Frühling durch einen schattigen, feuchten Wald wandert. Ganz ähnlich und zum Theil noch auffallender sind durch Farbe oder Form die Blüthen der Calla- und Pothosgewächse, die hier in Sümpfen und als Parasiten an Bäumen ungemein häufig sind, aber der Blattreichthum dieser Gewächse ist so groß und nimmt zum Theil so schöne oder merkwürdige Formen an, daß die Blüthen ganz zurücktreten. Fast jeder Baum ist z. B. in den hiesigen feuchten Urwäldern von den großen, dunkelgrünen Blättern pothosartiger Gewächse eingehüllt, aber man kann Stunden in dieser Pracht herumwandern, bis man eine Blüthe wahrnimmt.

Bei Betrachtung dieser Erscheinung ist auch zu erwägen, daß nach einer Erfahrung, die man bei der Zucht von Zier-

pflanzen nur zu oft machen muß, viele Gewächse eine große Neigung haben, bei guter Ernährung ins Kraut zu schießen und statt Blüthen eine Ueberfülle von Blättern und Stengeln zu erzeugen. Es scheint mir, als ob dieser Fall hier häufig eintrete und es setzte mich besonders bei Liliengewächsen wie Canna, Pancratium und ähnlichen, der häufige Mangel an Blüthen in der Jahreszeit, in welcher sie der Regel zu Folge hätten blühen sollen, in Erstaunen. Ich dachte hierbei an die schönen, wenn auch viel kleineren Lilien der californischen Sierra Nevada, wo zur Blüthezeit selten eine blüthenlose zu sehen war. Allerdings ist gerade Californien mit seinem trockenen Klima kein Land, welches der Entfaltung luxuriösen Blattwachsthums Vorschub leistet.

Aus den Ursachen, welche die verhältnißmäßige Blüthenarmuth des tropischen Urwaldes bestimmen, könnte man den allgemeinern Schluß ziehen, daß im Verhältniß zur Massenhaftigkeit der Vegetation die Masse der Blüthen in dem Maße zunimmt, als wir von den wärmsten Theilen der Erde uns entfernen und den kältesten uns nähern; oder mit anderen Worten, daß der Blüthenreichthum in demselben Maße zunimmt, als die Vegetation im Ganzen ärmer und kleiner wird. Dieser Schluß wird im Allgemeinen richtig befunden, aber er erleidet schon in den Tropen dadurch Einschränkungen, daß nicht bloß die Kälte, sondern auch die Trockenheit das üppige Wachsthum der minder wesentlichen Pflanzentheile zu Gunsten der Blüthen einschränkt. So genügt z. B. auf dem Isthmus von Tehuantepec eine einzige Tagreise, um aus dem üppigen Grün des echt tropischen Urwaldes sich auf kurzrasige, blumenreiche Triften und von diesen wieder in Mimosenwälder versetzt zu sehen, in denen die Bäume, welche ihr kümmerliches Laub zum Theil schon abgeworfen haben, in einer Blüthenpracht prangen, von der die großen Blüthentrauben unserer Akazien, Rosenakazien und Goldregen einen Begriff geben können.

Bei Erwägung dieser Frage ist übrigens auch zu bedenken, welche hervorragende Rolle ein tropischer Urwald einer großen Anzahl blüthenarmer oder sehr unscheinbar blühender Gewächse zufällt. Farnkräuter, Bärlappgewächse, Hirsengräser, Bambuse, Palmen gehören hierher. Wenn ihre Blattgebilde auch oft so schön oder so großartig sind, daß man den Mangel oder die Unscheinbarkeit der Blüthen leicht übersieht, so leistet dies doch keinen Ersatz für den Mangel der wechselvollen Farben und Formen bedeutenderer Blüthen. Gerade diese Blüthenarmuth scheint mir einer der Gründe zu sein, welche dem tropischen Urwald oft einen verwirrenden und selbst abstoßenden Charakter aufprägen. Eine Lilie oder sonst eine große Blüthe hebt sich oft wie ein Licht- und Ruhepunkt aus dem Wirrsal der überreichen Blatt- und Stengelvegetation hervor. Oft fragt man sich: Wo bleibt die Blüthe?, wenn man die Bäume ansieht, die über und über mit Schlinggewächsen und Parasiten bedeckt sind. Solch üppiges Vegetiren, das keine Blüthe treibt, kommt uns fast zwecklos vor, weil wir gewohnt sind in den Blüthen das Ziel der pflanzlichen Entwickelung zu erblicken.

Es hängt hiermit zusammen, daß nicht leicht eine Natur in so abstoßenden Formen aufzutreten vermag, wie gerade die tropische. Ich habe es im Anfang noch mehr empfunden als jetzt, wo die fortschreitende Bekanntschaft mit den einzelnen Formen auch die Gesammtbilder vertrauter erscheinen läßt. Wo ein wildverwirrtes Strauch- und Schlingwerk auf viele Meilen den fruchtbaren Boden bedeckt (wie z. B. in den ausgedehnten Sümpfen der Südwestküste Mexicos), ohne daß ein mächtiger emporstrebender Baum, sei es Palme oder Mimose oder auch nur eine schmächtige Baumlilie, sich aus dem Gewirr befreiend erhübe, um damit gleichzeitig unsern eigenen Sinn aus der Dumpfheit zu befreien, in die ihn jenes ziel- und ordnungslose Durch- und Uebereinanderwachsen versetzt, gewann ich nur den Eindruck, den im Kleinen die Nessel- und Klettenvegetationen frischer Schutthaufen zu machen pflegen: eine reiche Lebenskraft, die sich in krautigem, vergeiltem Gewucher verdirbt, so daß sie im Unbedeutenden verharrt. Unter solchen Scenen hob die Erinnerung einen noch so einfachen und armen Fichten- oder Buchenwald zu wahrhaft idealen Höhen.

Solche überüppige Vegetation wird einem europäischen Auge stellenweis wie ein Stück aus einem verwilderten Garten vorkommen, wo Nesseln und anderes Unkraut sich zwischen die edelsten Pflanzenformen und die seltensten Blumen gedrängt haben. Ein Lanthanumbusch oder ein scharlachrother Hibiscus in voller Blüthe, eine schöne Winde, deren Blatt- und Blüthenfülle über eine Hecke geworfen ist, eine Begonie in schattiger Felsschlucht, ein Säulencactus, der still und ernst im Hintergrund emporstrebt, sind Lichtblicke der Art in der „kleinlichen" Wildniß dieser Gegend. Sie sehen wie die Ruinen eines schönern Zustandes aus, über den alle das stachelige und verflochtene Zeug von Mimosen, Smilax, Gurken- und Passionsblumen-Gewächsen und Aehnlichem eine Decke gezogen hat, welche glücklicher Weise nicht ohne Lücken ist.

Solche Verhältnisse, wie die hier geschilderten, machen es schwer, den Reichthum der tropischen Natur geistig und gemüthlich zu bewältigen. Es zeigt sich eben auch hier, daß es leichter ist, in der Beschränkung sich heimisch zu machen als in der Ueberfülle. Gerade weil unsere heimische Natur so arm im Vergleich mit der tropischen, wird dieselbe uns leichter bekannt und vertraut. Der Verstand und das Gefühl für dieselbe haben sie mit der Zeit ganz durchdringen können und, wem es nicht vergönnt ist, ihr mit seinen eigenen Sinnen nahe genug zu treten, dem wird sie von Forschern, Dichtern und Malern in tausend und tausend Spiegelungen nahe gebracht. Sie hat mit Einem Wort ganz vermenschlicht werden können. Anscheinende Kleinigkeiten sind hier von Bedeutung, z. B. die, daß man in unseren Wäldern mit Genuß wandeln und wohnen kann, während selbst in dichtbevölkerten tropischen Gegenden die Wege durch die Wälder immer erst mit der Axt gebahnt werden müssen und jedes Eindringen mit kleinen und großen Plagen erkauft wird. Schon die blutdürstigen Mücken und Zecken und die zahlreichen dornigen Gewächse machen es unmöglich, die Natur hier so ruhig zu genießen, wie bei uns. Am Ende bleiben wir vor ihr wie vor dem Meere voll staunender Bewunderung stehen, wagen uns aber nicht zu nahe an sie heran, während sie bei uns nahbar und ungefährlich ist wie ein Waldsee, dessen Ufer wir mit der Zeit umwandeln, in dessen ruhige Tiefen wir untertauchen und dessen Fläche wir nach allen Richtungen zu durchmessen vermögen. Ein solches Bild macht man sich wohl zu eigen, was mit der tropischen Natur so wenig wie mit dem Meere einem Menschen je gelingen wird.

Aberglauben in Mexico.

Von **Felix L. Oswald.**

Der Hexenglaube ist in den Berggegenden von Jalisco und Unter-Californien so allgemein, daß Reisende oft durch die Ausübung der harmlosesten wissenschaftlichen Functionen in Verdacht und Lebensgefahr gerathen. Dr. Hassinger, früher Feldarzt eines Maximilianischen Regiments, und jetzt als Kaufmann in Mazatlan ansässig, wurde von dem Straßenpöbel des elenden Städtchens angegriffen, nachdem er am Morgen desselben Tages mit einer Botanisirtrommel die nahen Berghänge durchwandert hatte, und die Untersuchung und Staubfädenzählung einiger seltenen Pflanzengattungen von den Knaben des Ortes beobachtet worden war. Um sein Leben zu retten, mußte er die Hose ausziehen und den Narren eine Schußwunde über dem Knie zeigen, welche, wie er sie versicherte, nur durch ganz besondere und in wenig Apotheken käufliche Kräuter zu heilen sei. Zugleich holte er aus der Brusttasche seine ärztlichen Patente hervor, und empfahl sich den geehrten Anwesenden als Chemiker und Chirurg, wodurch er zwar deren gerechte Entrüstung beschwichtigte, sich aber genöthigt sah, seine mühsam gesammelten Herbarien als Wundermittel zu vertheilen.

Aberglaube der unbegreiflichsten Art zählt seine Anhänger selbst unter den vergleichsweise nicht Ungebildeten. Ein Kind, das vor der Taufe stirbt, ist „der Erde verfallen", atado a la tierra, d. h. von der Auferstehung ausgeschlossen und zu ewigem Herumwandern in der Sierra verurtheilt. Das Geschrei nächtlicher Zugvögel, Eulen und Raubthiere, und die tausend Stimmen des Gebirges, die der altdeutsche Geisterglaube dem „wilden Jäger" zuschreiben würde, gehen hier auf Rechnung des Llocona (Klagegeist oder Weinerin), eine herumirrende Kindergestalt, welche die Sünde der Eltern, d. h. die unterbliebene Taufe — und Taufgebühren des Herrn Paters —, beweint.

Krankheiten aller Art, besonders aber Epilepsie, Paralysis und Aussatz, werden dem Einfluß böswilliger Schwarzkünstler zugeschrieben, und Bettler mit selbstverstümmelten oder durch Schlagfluß gelähmten Gliedern appelliren an diesen Wahn mit dem besten Erfolg. „Un pobre encantado, señor" (ein armer Verzauberter, gnädiger Herr!) ist die gebräuchliche Anredeform, mit welcher sich Lahme, Buckelige oder Krebsschädige vorstellen, und der lichterlohste Unsinn wird als sympathetische Kur vorgeschrieben und gewissenhaft ausgeführt. Die hübschen, kleinen Monitos oder Eichhornäffchen (Callithrix sciureus) sind im nördlichen Mexico fast ausgestorben, weil gewisse Theile ihrer Gedärme als Heilmittel gegen Fallsucht gelten, und die Scheeren der Eremiten-Krebse werden allgemein gegen Zahnweh angewendet.

Schatzgräberei geht hier mit Bergbau Hand in Hand, wie einst in Europa Sterndeuterei mit Astronomie. „Encontrar el Fuego," den Leuchtschein zu entdecken, gilt als Hauptproblem des „wissenschaftlichen" Goldsuchers. El Fuego, das Feuer oder der Glanz, ist eine Art von leuchtendem Gas, welches Nachts, dem Volksglauben nach, einem verborgenen Schatz oder einer reichen Metallader entströmt, und die entzündbaren Gase, die sich in tiefen Bergwerken und Brunnen finden, sowie die mannigfachen Phosphorphänomene eines feuchten Tropenlandes haben Anhaltspunkte gegeben, durch welche dieser Wahn in ganz Südamerika Wurzel gefaßt hat. Selbst das Meeresleuchten datirt, dieser Theorie nach, von versunkenen Schiffen, die bares Geld oder Erz an Bord führten.

„Valgame Dios, que tesoro!" Helf' mir Gott, was für Schätze! rief ein mexicanischer Offizier in meiner Gegenwart, mit einem Blick auf den funkelnden Streifen, welchen unser Dampfboot im Golf-Wasser zurückließ. Und der Gedanke an die versunkene Silberflotte König Philipp's würde in seiner Seele, trotz jeder wissenschaftlichen Explanation, die Oberhand behalten haben.

Uebernatürliche Kräfte sind die kurze und bequeme Erklärung des Neu-Spaniers für jede außergewöhnliche Erscheinung. Jedes wunderliche Geräusch, jede undeutliche Form, die im Mondlicht oder im Nebel vorüberhuscht, wird auf diese Art kurz und bündig abgefertigt. Un duende, no mas: „vielleicht nichts als ein Gespenst," ist der Refrain, der auf die meisten „wissenschaftlichen" Controversen folgt. Was raschelt da im Schilf? Was ist da eben vom Baum gefallen? Was haben diese wunderlichen, runden Löcher im Sande zu bedeuten? Oder: Haben Sie das Geschöpf gesehen, das da eben im Fluß auftauchte? Die Antwort bleibt sich gleich: Un duende, no mas!

„Madrecita," riefen die Kinder meiner pueblaschen Hauswirthin ihrer Mutter zu, „was ist das weiße Ding, das sich da im Garten herumtreibt?" Die Frau Mama bekreuzigte sich, hielt es aber für überflüssig, ans Fenster zu treten. „Dumme Kinder, wißt Ihr nicht, was des Nachts Alles herumstreicht? Was wird es sein?! Nada que un duende — nichts als ein gewöhnliches Gespenst!" Selbst Rechtsgelehrte schämen sich nicht, ein argumentum ex concesso auf diesen Aberglauben zu stützen! „Da der Zeuge zugiebt, daß die Begegnung gegen Mitternacht stattfand," argumentirt ein mexicanischer Advocat, „so ist es nicht bewiesen, daß die Gestalt, die er sah, die eines Menschen war. Kann es nicht sonst etwas gewesen sein? Podia ser un duende, — vielleicht nur ein Gespenst!"

In Bezug auf Wahrsageschwindel können wir zwar vor unserer eigenen Thür kehren, so lange fast jede Zeitung, die uns der Colporteur vor die Treppe wirft, von Magnetiseuren, Astrologen und Clairvoyanten strotzt. Doch können wir uns immerhin rühmen, daß die mangelnde Polizeicontrole durch einen socialen Ostracismus ersetzt und der Industrielle dieser Art in Winkelgäßchen und Hinterhäuser verbannt wird. In Mexico aber ist Wahrsagen ein ebenso geehrtes als legitimes Gewerbe. „N. N. Gonzales: Droguero y Adivino" — Apotheker und Wahrsager oder Wahrsager und Postmeister; Friedensrichter und Wahrsager; Buchhändler und Wahrsager, ꝛc. sind Inschriften, die man in Puebla, Matamoros und Potosi in jeder Gasse lesen kann.

Die Brüderschaft der Adivinos (von adivinar, ergründen, errathen) ist so zahlreich, daß die Concurrenz viele der Zunftgenossen auf die Dörfer oder ins Gebirge treibt, wo oft einzelne Parvenus dieser Industrie einem kleinen Orte oder abgelegenen Bergthal eine nationale Berühmtheit geben. Santa Anna, auf der Höhe seiner Macht, wandte sich in einer Privatangelegenheit an den Adivino von San Lucas, einem kleinen Bergdörfchen im südlichen Yucatan, mit der Bitte, ihn entweder jetzt in Vera Cruz oder später in der Hauptstadt aufzusuchen. Aber der hochnasige Charlatan bedauerte,

sich das Vergnügen versagen zu müssen, und bedeutete den Präsidenten, daß, wenn sein Anliegen von Wichtigkeit sei, er ihn zu jeder Zeit in San Lucas sprechen könnte.

Das Honorar dieser Orakelmänner variirt von 50 Cents bis zu 50 Thaler, und einige besonders populäre Großstädter der mystischen Zunft beschränken alle Audienzen auf eine Viertelstunde, und lassen sich eine Verlängerung dieser Frist minutenweise extra bezahlen. Sie geben über Alles Auskunft, was Wissenschaft und Vernunft der menschlichen Neugier unbeantwortet lassen. Zukunft und obscure Vergangenheit, Liebesmysterien, verlorene Werthsachen, geheimpolizeiliche Probleme, physische Gebrechen und commercielle Dilemmen liefern ihnen Kunden der verschiedensten Art, mit den mannigfachsten Zumuthungen. Niemand, der Geld oder Geldeswerth bezahlen kann, wird abgewiesen, und da, wie bei ärztlichen Rathschlägen, nicht gerade augenblickliche Wirkung garantirt wird, so bringt die Zeit oft Abhülfe, für die sich der Wundermann die Ehre anmaßt. In Matamoros, mit einer Bevölkerung von achtzehn- bis zwanzigtausend, und nur sehr spärlichen Ressourcen, sind fast auf jeder Straße Wahrsagerbuden, deren Gesammtzahl sich wohl auf dreißig belaufen kann, obwohl die Specialisten, d. h. die Propheten ohne Nebengewerbe, hier etwas selten sind. Schon in Monterey aber finden sich Virtuosen, welche Häuser, Pferde und Equipagen durch „Hellsehen“ erworben haben, und meistens hellsehend genug sind, sich zur rechten Zeit vom Geschäft zurückzuziehen.

Welche Dinge in Neu-Spanien unter dem Namen religiöser Doctrinen zur geistigen Nahrung des Volkes dienen, wurde uns durch die Untersuchungen bekannt, die den Hauptketzerjagden der letzten zehn Jahre, besonders der Ermordung des presbyterischen Missionärs Kennedy, folgten. Nicht nur religiöser Wahnsinn, sondern Geisteskrankheit im Allgemeinen gilt nach der Lehre der mexicanischen Kirche als eine specielle Himmelsstrafe, die jeder Mißbrauch der Vernunft zu antiorthodoxen Intriguen nach sich zieht. Auflehnung gegen kirchliche Autorität ist ein so absolut unverzeihliches Verbrechen, daß der Himmel, selbst auf die Gefahr hin, die moralische Verwirrung des Irrlehrers zu verschlimmern, denselben mit einem qualvollen Delirium heimsucht, mit einer Art geistiger Hydrophobia, die, wie die normale Wasserscheu, durch den Erkrankten selbst mit hitziger Tollwuth weiterverbreitet wird. Daher der Bekehrungseifer der Protestanten und Atheisten, daher aber auch die dringende Pflicht jedes wahren Christen, der Ausbreitung des Unheils ein schnelles und nöthigenfalls gewaltsames Ende zu bereiten. Dr. Kennedy hatte schon mehrere Wochen vor seinem Tode von Seiten der Stadtbevölkerung Rohheiten und Beleidigungen erfahren, die ihm bei einiger Kenntniß des Volksgeistes zur zeitigen Warnung gedient hätten. Jeder wich ihm aus; Leute, die ihn an einer Straßenecke unversehens vis-a-vis trafen, machten mit einem affectirten Schreckensgeheul Kehrt oder flüchteten sich in die nächste offene Hausthür. Schulkinder, die ihn aus der Ferne kommen sahen, nahmen Reißaus, und Mütter oder Wärterinnen rannten mit ihren Kindern davon als wäre ihnen ein toller Hund auf den Fersen.

Einem unerschütterlichen Volksglauben zufolge stehen alle Kirchen und kirchlichen Nebengebäude unter der Obhut wachsamer Schutzgeister, deren unverzügliche Rache jeden Entweiher der heiligen Localitäten trifft. Als Santa Anna die mexicanischen Klöster säcularisirte und meistbietend versteigerte, wurden die Ländereien aufs Eifrigste gekauft und cultivirt, die Gebäude aber standen und stehen noch immer vacant, da Niemand bezweifelt, daß die Dachziegeln, wenn nicht die Dächer selbst aufs Haupt des gottlosen Eindringlings herabstürzen würden.

Die beiden Hauptwallfahrtsorte Mittelamerikas, die Engelscapelle von Puebla und die Grotte der heiligen Jungfrau von Guadaloupe, sind an eine Priesterbesatzung verpachtet, die aus dem Verkaufe kleiner vergoldeter Holzschnitte ein enormes Einkommen erschwingt. Diese Schmierbilderchen werden auf Schiefertafelmanier eingerahmt, und entweder mit Glas oder einem Stückchen Mica (Gypsspath) versehen, und dann als Santitos (kleine Heiligkeiten), als Probatmittel gegen Gicht, Fieber und Aussatz, umgehängt. Selbst Kaufleute und höhere Offiziere tragen diese Amulete, und bei der Hinrichtung Maximilian's wurden seinem Mitverurtheilten, General Mejia, nicht weniger als sieben solcher Santitos abgenommen, die er theils auf dem Busen, theils in der Tasche bei sich trug.

Insubordination gegen den Erlaß eines höhern Würdenträgers der Kirche wird entweder durch Kirchenbann oder durch exemplarische Bußen bestraft, und Familien oder Gemeinden, die sich den Zorn ihres Primaten zugezogen, werden oft en masse zu Ausübung der unbehaglichsten Dinge verurtheilt. Die „Greasers“, wie man die in Texas und Californien zurückgebliebenen Mexicaner dort nennt, erregen oft das Staunen ihrer Mitbürger durch scheinbare Extravaganzen: Massenversammlungen im Freien in sehr defecter Toilette zur Zeit des heftigsten Platzregens, Postenstehen à la Simon Stylites auf alten Baumstumpfen oder kahlen Felsen unter den Strahlen der Mittagssonne, oder stundenlange Gebete mit tiefsten Verneigungen, wenn nicht gar ventre à terre, auf offenem Marktplatze. Die anglo-amerikanischen Augenzeugen solcher Vorgänge, Ochsentreiber, Soldaten und Hazardspieler, sind, wie sich denken läßt, nicht besonders gewählt in ihren Bemerkungen. Desto ängstlicher aber hüten sich die Glaubensgenossen solcher „Repentandos“, weder durch Worte noch durch Thaten das Werk der Seelenerlösung zu hindern. In Gegenden, wo sich die spanischsprechende Bevölkerung in der Majorität weiß oder jenseits der Grenze ist es auch Fremden gerathen, ihre Gedanken für sich zu behalten, widrigenfalls sie auf ihre Unkosten erfahren möchten, daß Meinungsfreiheit in Spanisch-Amerika nicht Redefreiheit bedeutet.

Colonel Ruxton, der in Begleitung unseres Landsmannes von Tschudi, und später allein, das südliche Peru bereiste, erzählt, daß ihm eine Indiscretion dieser Art einmal beinahe das Leben kostete. Im Pferdehofe einer Dorfschenke bei San Sebastian hörte er eines Nachmittags ein sonderbares Geräusch, ein würgendes Grunzen, „a shuddering gurgle“, wie er sagt, das aus einer alten Cisterne in der Nähe des Hauptgebäudes herauszudringen schien. Mehrere Peones (Tagelöhner), die im Hofe mit Graben beschäftigt waren, erklärten ihm auf seine Frage nach der Ursache dieser Töne, daß in der trockenen Cisterne ein Repentando, ein armer Büßender, säße, der noch eine volle Woche abzusitzen hätte, und nur Abends, zur Erquickung durch Speise und Trank, heraufgezogen würde. Der Mann hätte anfangs im Hauskeller gebüßt, sagten die Tagelöhner, sei aber in Verdacht gerathen, sich dort mehr auf spirituöse als auf spirituelle Art zu erbauen, und sei in Folge dessen freiwillig in sein gegenwärtiges Quartier übergesiedelt. Ruxton, der vor Lachen lange nicht zu Worte kommen konnte, während die Arbeiter ihn erstaunt vorwurfsvoll anblickten, bemerkte endlich, daß der Mann rascher zum Ziel und vielleicht in den Geruch der Heiligkeit kommen würde, wenn er sich entschließen könnte, in eine andere .... Grube (hinter dem Hause) herabzuspringen.

Die Peones starrten ihn an, als ob sie ihren Ohren nicht trauen könnten, kaum aber hatten sie ihn völlig verstanden, als sie ihre Spaten aus der Erde rissen, und, wie ein

Mann, „headlong and with a rush", auf ihn einsprangen und ihn zu jäher Flucht nach dem Gasthause nöthigten. Die Verfolger stürzten ihm nach, die Treppe hinauf und in das Gastzimmer hinein, und hätten ihn wie einen Mörder niedergeschlagen, wenn nicht der Hauswirth sich mit geschwungener Axt ins Mittel gelegt hätte.

Solche argumenta ad hominem sind freilich genügend, den Bekehrungseifer der meisten Missionäre abzukühlen, die unser an freiwilligen Märtyrern etwa armes Land nach Südamerika schicken kann. Col. Ruxton bemerkt aber nicht mit Unrecht, daß in gänzlicher socialer Andersgestaltung, d. h. Verdrängung der Bevölkerung durch eine andere Race, die einzige Hoffnung eines solchen Landes liegt.

(New Yorker Belletristisches Journal.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

Nationalitäten Belgiens. Nach dem Census vom 31. December 1876, dessen Resultate jetzt veröffentlicht werden, vertheilt sich die Bevölkerung Belgiens nach den Sprachen folgendermaßen:

2 659 890 sprechen flämisch,
2 256 860 „ französisch,
38 070 „ deutsch (bei Arlon),
340 770 „ französisch und flämisch,
22 700 „ französisch und deutsch,
1 790 „ flämisch und deutsch,
5 490 „ alle drei Sprachen,
7 650 „ verschiedene andere Sprachen,
2 070 sind Taubstumme.

Das flämische Element ist daher numerisch immer noch im Uebergewicht.

Afrika.

— Stetig füllen frische Kräfte die Lücken, welche Krankheit und Tod fortdauernd in die Schar der Afrika-Reisenden reißt. So folgt den Nachrichten vom Tode Elton's, Monteiro's, Maes' und Crespel's jetzt unmittelbar diejenige von einer kürzern Reise, welche der Dr. med. G. A. Fischer an der Ostküste Afrikas etwa zwischen 2° und 3° südl. Br. ausgeführt hat. Durch späte Regenzeit oftmals aufgehalten und verzögert, unternahm er vom 6. Juni bis zum 27. December 1877 eine Reise nach dem Festlande, speciell nach der Landschaft Wito, deren erleuchteter Herrscher Zimba dem verstorbenen R. Brenner gegenüber angeblich den Wunsch ausgesprochen hatte, Europäer in seinem Lande zu haben. Die Verhältnisse erwiesen sich aber sowohl in Bezug auf Handelsunternehmungen wie für wissenschaftliche Expeditionen nicht sonderlich günstig; doch gelang es dem Reisenden, sehr reiche zoologische Sammlungen zusammenzubringen, welche in Kurzem in Berlin eintreffen werden, und viele wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Nach Eintreffen seines Gefährten, des Ingenieurs Clemens Denhardt, welcher im December 1877 Berlin verließ und, so viel wir wissen, ein kleines Dampfboot mit sich führt, beabsichtigen beide, den am Schneeberge Kenia entspringenden Fluß Dana zu erforschen. — Von Dr. Fischer enthalten übrigens die eben von L. Friedrichsen herausgegebenen „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876 bis 1877" (Hamburg 1878 bei L. Friedrichsen), welche an Originalarbeiten (von Ascherson, Pfund, Nachtigal, Lippert) über Afrika besonders reich sind, einen längern Bericht „über die jetzigen Verhältnisse im südlichen Galla-Lande und Wito". Es geht aus demselben hervor, wovon auch J. M. Hildebrandt spricht, daß die Völkergrenzen in jenem recht unbekannten Theile Afrikas neuerdings eine bedeutende Verschiebung erfahren haben. Der größte Theil der Somal-Stämme vereinigte sich zu einem Kriege gegen die Galla und trieb dieselben unter entsetzlichem Blutbade und Menschenraube theils nach Süden, theils nach Norden und Nordwesten vor sich her. Während zu Brenner's Zeiten noch der etwa unter dem Aequator mündende Juba im Allgemeinen als Grenze von Somal und Galla angesehen werden konnte, sind die Somal jetzt südwärts bis etwas über Tula (1° südl. Br.) vorgedrungen, während die Flüsse Osi und Tana (dieselben münden zwischen 2° und 3° südl. Br.) die nördliche Grenze der Galla bilden. Das Land zwischen 1° südl. Br. und den Borani-Galla unter 3° bis 4° nördl. Br. ist unbewohnte Wildniß und es ist fraglich, ob zwischen den südlichen und nördlichen Galla noch eine Verbindung besteht. In Folge dieses Zurückweichens der von den arabischen Küstenbewohnern so gefürchteten Galla haben sich an der Küste zwischen der Mündung des Osi und der Insel Lamu, d. h. zwischen 2° und 2½° südl. Br., in geringerm Maße südlich vom Osi zahlreiche Ortschaften gebildet, von welchen letztere noch den Galla Tribut errichten, um beim Pflücken der Orseille nicht gestört zu werden. Das Verhältniß der Araber zu den Galla hat sich in gewissem Sinne gegen früher geradezu umgekehrt: früher ihre ärgsten Feinde, können die Araber sich jetzt sogar ihre Beschützer nennen, insofern als sie nicht dulden, daß die Somal nochmals einen Raubzug gegen die Galla unternehmen, welche letzteren den Arabern in Kau und Takaungu Elfenbein, Büffelhörner, Straußenfedern und Häute verkaufen und Europäer, Missionäre sowohl als rivalisirende Handelskarawanen, von ihrem Gebiete fern halten. Die Noth hat übrigens einen Theil dieses freiheitsliebenden und faulenzenden Stammes arbeiten gelehrt: in Malindi verstehen sie sich dazu, um dem Hunger zu wehren, Holz zu tragen, Säcke zu schleppen &c., und bei Takaungu sind ihrer 500 sogar ansässig geworden und leben von dem Ertrage ihrer Aecker und dem Verkaufe von Getreide.

Dr. Fischer erhebt sodann schwere Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Brenner'schen Berichte über dieses Gebiet (Petermann's Mittheilungen 1868, S. 175, 361 und 456): „Die von Brenner angegebenen zwölf südlichen Gallastämme existiren, außer den Barrareta, nicht und nach den Nachfragen, die ich allenthalben gemacht, haben sie niemals existirt." Und weiterhin sagt er, daß sein Befund der Verhältnisse in Wito „sich ich kann fast sagen in allen Punkten mit dem Brenner'schen in Widerspruch befindet; weder aus der inzwischen verflossenen Zeit von zehn Jahren, noch aus einer sehr optimistischen Auffassung Seitens Brenner's sind diese Widersprüche genügend zu erklären." Ein „Reich" Wito, von dem Brenner erzählt, existirt nicht; Wito ist nichts als eine durch Pallisaden und Dornen befestigte Stadt, wo die Sklaverei keineswegs aufgehoben ist; vielmehr giebt es deren dort 6000, nämlich mehr als freie Einwohner, deren Anzahl Brenner auf 13 000, d. h. um mehr als das Doppelte zu hoch, angiebt. Der Sultan, ein sehr kräftiger Mann von etwa 50 Jahren, ist von fast tiefschwarzer Hautfarbe; in seinen Adern fließt viel Negerblut, doch ist seine Physiognomie nicht unangenehm, es drückt sich Gutmüthigkeit und Wohlwollen in derselben aus, aber auch ein ziemlicher Grad von

geistiger Beschränktheit. Völkerbeglückende Absichten, wie sie ihm zugeschrieben worden, Befreiung der Sklaven oder irgend welche andere humane Bestrebungen und Reformen sind ihm niemals in den Sinn gekommen. Ebenso wenig wußte er von einem Vertrage, den er jenem vor zehn Jahren eingetroffenen Europäer (Brenner) mitgegeben haben sollte, um ihn der (preußischen) Regierung zu unterbreiten." Dies und die sumpfige, ungesunde Lage des Ortes ergaben, daß Wito sowohl für eine Ansiedelung von Europäern als auch für den Ausgangs- oder Stützpunkt einer Expedition ein nichts weniger als geeigneter Ort ist. —

Nach einem Briefe des Italieners P. Matteucci aus Chartum vom 12. Januar herrscht zwischen dem Reiche Unyoro und Aegypten jetzt Frieden. Siebenzehn Mitglieder der Familie des Königs Kabarega von Unyoro sind auf einem Dampfer in Chartum angekommen, um sich dort dem Oberst Gordon vorzustellen. Am Widerstande Unyoros scheiterte bisher das Vordringen der Aegypter zwischen den beiden großen Nilseen, und ein Freundschaftsbündniß mit diesem Reiche wird dem Vordringen der Reisenden sehr förderlich sein.

Graf de Semellé, Lieutenant der algerischen Tirailleurs, ist am 5. April mit dem Dampfer l'Equateur von Bordeaux nach der Nigermündung abgereist. Er wird den Niger aufwärts bis zur Mündung des Binuë, nach dem englischen Posten Lukodscha, gehen, um dann den Binuë aufwärts zu verfolgen. Die unbekannten Quellen des Schari, der in den Tsad-See mündet, sind sein weiteres Ziel, und am Albert-See, den jetzt die Aegypter befahren, hofft er wieder in das Bereich abendländischer Machtsphäre zu treten. Er will dann immer weiter nach Osten vordringen, bis zum Berge Kenia und der Küste des Indischen Oceans. Gelingt dieses Project, so löst Semellé große Aufgaben, er durchschneidet dann den noch unbekannten Centralkern Afrikas, welcher nördlich von Stanley's, südlich von Barth's, Nachtigal's und Schweinfurth's Routen liegt. Semellé ist guten Muths. Je reviendrai, sagte er in einem Vortrage vor der Geographischen Gesellschaft in Bordeaux.

Ermordung von Missionären auf dem Ukerewe-See. Ein Brief aus Sansibar vom 6. März, welchen die „Times of India" veröffentlicht, bringt einiges Nähere über die Ermordung englischer Missionäre auf dem Ukerewe-See. Die Ermordeten sind der Schiffslieutenant Shergood Smith und der Ingenieur O'Neill. Die Expedition war mit ihrem Boote an einer Insel des Sees gelandet, deren Einwohner als friedlich geschildert worden waren, die aber sofort zum Angriff schritten, als die Europäer den Boden betraten. Letztere scheinen sich nicht vertheidigt zu haben, und man weiß, daß ihr Schießbedarf knapp war. Beide sowie ihre sämmtlichen Begleiter, zwei ausgenommen, welche entkamen, fielen unter den Speeren der Eingeborenen. „Die Mission," heißt es in dem Briefe, „kann nun als gescheitert angesehen werden," da nur ein Missionär, Wilson, übrig geblieben ist. Lieutenant Smith hatte im Aschanti-Krieg gedient und war, nachdem er sich der Victoria-Nyanza-Mission angeschlossen, bis zum König Mtesa von Uganda gelangt.

Wir sind begierig, was die Leute von Exeter Hall in London zu dieser Ermordung sagen werden. Die Mörder sind nämlich in dubio dieselben Leute, welche Stanley anfielen und von diesem zusammengeschossen wurden. Stanley wurde darüber von jenen orthodoxen Eiferern verunglimpft und hat noch bis in die neueste Zeit Angriffe derselben zu erfahren gehabt (s. Globus XXXI, S. 95 und 320, XXXII, S. 192 und 350, XXXIII, S. 32 und 143).

— An Stelle der verstorbenen Herren Crespel und Maes (s. oben S. 224) ist Lieutenant J. B. Wathier zum Mitgliede der internationalen afrikanischen Expedition ernannt worden und ist nach Rücksprache mit Dr. Nachtigal in Berlin am 5. April von Brindisi nach Zanzibar abgereist.

— In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 20. Februar d. J. machte Mr. R. Cortambert eine Mittheilung, deren Inhalt, ohne Stanley's Verdiensten irgendwie Abbruch zu thun, darum von Interesse ist, weil sich daraus ergiebt, wie leicht schon erworbene geographische Kenntnisse im Laufe der Jahrhunderte wieder verloren gehen können. Man hat auf der Bibliothek in Lyon eine Weltkarte von 1701 gefunden, auf welcher der Congo aus einem großen See entspringt und eine ähnliche Richtung innehält, wie sie Stanley angiebt. Diese Entdeckung hat aber, wie Cortambert ausführt, nichts Wunderbares, weil schon seit dem funfzehnten Jahrhundert jener große Quellsee des Congo auf den meisten Karten vorkommt, wie auf der des Juan de la Cosa, des Piloten von Columbus, des Mercator, Forlassi, Sanuto, Hondius u. s. w. Die Pariser Nationalbibliothek besitzt ferner einen Globus von vergoldetem Kupfer wahrscheinlich aus dem Jahre 1530, auf welchem der Congo nicht direct, wie auf den meisten jener Karten, aus dem Quellsee in das Meer fließt, sondern ziemlich genau den von Stanley angegebenen Bogen nach Norden beschreibt, dabei ziemlich weit nördlich vom Aequator fließt und dann nach Westsüdwesten zum Meere umbiegt. Die Kenntniß dieses Laufes rührte wahrscheinlich von portugiesischen Kaufleuten her, eine Ansicht, welcher der in der Geschichte der Geographie so bewanderte Vivien de Saint-Martin beipflichtete.

— Zwei interessante Abhandlungen über afrikanischen Handel aus der Feder zweier Afrika-Reisenden bringen die Organe der Bremer und Hamburger Geographischen Gesellschaft, auf welche wir hier aufmerksam machen wollen. Dr. Oskar Lenz bespricht in den „Deutschen Geographischen Blättern" (Bremen, 2. Jahrgang, Heft 2) „die Handelsverhältnisse im äquatorialen Theile Westafrikas", und in den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876 bis 1877" schreibt Dr. Gustav Nachtigal ausführlich über den „Handel im Sudan", über dessen großartige Entwickelung in Ländern, welche sie bisher als ganz barbarisch zu betrachten gewohnt waren, Manche erstaunt sein werden. „Handel und Verkehr erstrecken sich dort nicht allein von denselben Ausgangspunkten über ungeheure Ländergebiete, sondern ihre Organe, die Kaufleute, müssen die Bedürfnisse so zahlreicher, unter sich verschiedenartiger Stämme und Länder kennen und befriedigen, müssen so viele politische und andere internationale Verhältnisse der afrikanischen Welt mit in Betracht ziehen, müssen bei ihren Unternehmungen so zahlreiche Schwierigkeiten besiegen und Gefahren bestehen, daß die ganze Bewegung bei genauer Betrachtung einen viel großartigern Charakter gewinnt, als man ursprünglich voraussetzt. Der Forschungs- und Entdeckungsreisende lernt die ganze Wichtigkeit des Handels für ihn selbst und seine Ziele und die riesige Ausdehnung desselben würdigen. Er wandelt nur auf den Wegen, welche jener für ihn gebahnt hat, und ist noch weit entfernt, seinen Spuren überall hin folgen zu können. Scheint doch selbst derjenige Theil des äquatorialen Afrika, der für uns bis zu dem glänzenden Zuge Henry Stanley's ein unaufgeschlossenes Räthsel bildete — etwa von 10° nördl. Br. bis ebenso weit südlich vom Aequator —, schon lange von den Producten der Culturländer durchzogen zu werden, oder ist wenigstens selbst in seinem weitern Innern von denselben nicht unberührt geblieben."

— Wie aus Paris gemeldet wird, hat die dortige Geographische Gesellschaft öffentlich gegen die Propaganda protestirt, welche auf Veranlassung des Erzbischofs von Algier Central-Afrika zum Schauplatze ihrer Wirksamkeit ersehen hat (s. oben S. 255). Die Gesellschaft ist überzeugt, daß die Anwesenheit katholischer Missionäre an den großen Seen, wo dieselben zum Theil schon protestantische Concurrenten vorfinden werden (bei König M'tesa), die Absichten und Zwecke der internationalen afrikanischen Gesellschaft zu vereiteln und den wohlwollenden Verkehr ihrer Reisenden mit den arabi-

schen Händlern und den Eingeborenen durch Mißtrauen und Haß unmöglich zu machen droht. Die Regierung hat deshalb den Gouverneur von Algerien angewiesen, dem Missionseifer des dortigen Erzbischofs nicht nur keinen Vorschub zu leisten, sondern ihn in Algerien und an dessen Grenzen streng zu überwachen und schließlich seine Aufmerksamkeit auf den Schaden und die Gefahren zu lenken, welche eine katholische Missionsagitation in Central-Afrika rückwirkend bis auf Algerien (?) erstrecken könnte. (A. Z.)

— Im Osten des Caplandes sind bereits starke Regen gefallen, so daß die auf S. 256 gemeldete Trockenheit und ihre Folgen hoffentlich bald überwunden sein werden. Eine solche Hitze, wie dort im Januar geherrscht hat, ist, soweit man sich erinnern kann, selbst in jenem Gebiete stets wiederkehrender Dürren noch nicht vorgekommen.

— Die portugiesische Regierung, jetzt mehr als früher um die Hebung ihrer afrikanischen Besitzungen bemüht, zeigt an, daß kürzlich durch Gesetz eine Centralstelle für Ackerbau, eine Versuchsstation und eine Professur für Agricultur in Mozambique sowohl als in Angola (Loanda) errichtet worden ist. Es sollen an beiden Orten über einschlägige Themata öffentliche Vorträge gehalten werden.

— Ein junger und energischer Naturaliensammler, Alfred Heath, ist Ende März von Liverpool nach Angola abgegangen, um das Innere des Landes zu durchforschen. Er hat sein Augenmerk zunächst auf die Umgebung von Ambriz und von Bembe im Norden gerichtet, welches letztere nach Monteiro ein vortreffliches Arbeitsfeld für einen Naturforscher abgeben soll.

Australien.

— Folgende Notiz aus „Colonies and India“ vom 13. April 1878 kann als ein kleines nordaustralisches Culturbild gelten: „Bezüglich des Gefechtes mit den Schwarzen, in welchem 17 von denselben getödtet wurden, ist nun festgestellt, daß eine Abtheilung Polizei nebst Freiwilligen, welche auf dieselben stieß, sie im Besitz von Dingen fand, welche aus Elliß' Wagen nach dessen Ermordung gestohlen worden waren und daß man ihre Spur von dem Schauplatz des Mordes an verfolgt hatte. Als die Polizei einige von ihnen festnehmen wollte, wurde ein Freiwilliger durch einen Speerwurf verwundet und die Weißen gaben dann Feuer mit der Wirkung, daß 17 von den Schwarzen fielen. Seit einiger Zeit sind dieselben überhaupt sehr lästig gewesen längs der Telegraphenlinien und in mehr als einem Fall wurden Unterbrechungen des telegraphischen Verkehres durch muthwillige Beschädigungen von ihrer Seite hervorgerufen. Man ist hier (in Nordaustralien) der Meinung, daß die Regierung mit kräftigen Maßregeln eingreifen sollte, wenn nicht die Ansiedler, aufgestachelt durch das Gefühl der Schädigungen, die von Eingeborenen ihnen zugefügt werden, zu sehr harten und vielleicht sogar grausamen Mitteln greifen sollten.

Die statistischen in Victoria zusammengestellten Berichte über den Fortschritt der australischen Colonien im Jahre 1876, Neu-Seeland eingeschlossen, ergeben folgende Thatsachen: Die Gesammtbevölkerung betrug Ende 1876 2 320 201 Seelen, fast ebenso viel als Nordamerika besaß, als es sich unabhängig vom Mutterlande erklärte. Die jährliche Einnahme beträgt 16 012 288 Pf. St., von denen 5 606 963 Pf. St. aus Steuern fließen. Die Ausgabe beläuft sich auf 19 749 923 Pf. St. Die Gesammtschuld aller Colonien erreichte die Höhe von 59 890 198 Pf. St.; die Einfuhr einen Werth von 45 505 083 Pf. St., die Ausfuhr 43 093 920 Pf. St. Die Schifffahrt nach den Colonien betrug zusammen 3 299 590 und die von ihnen ausgelaufenen 4 310 019 Tonnen Register. Sie haben fertige und im Bau begriffene Eisenbahnen in Länge von 4410 Meilen und fertige Telegraphenlinien in Länge von 24 573 Meilen. Verkaufte Ländereien erreichen die Zahl von 62 932 847 Acker, das noch unverkaufte dagegen 1 930 347 473 Acker. In Cultur befinden sich 4 511 745 Acker. An Vieh besitzen sie: Pferde 958 982, Rindvieh 7 232 132, Schafe 63 603 778. Bei der jetzt in allen Colonien, mit Ausnahme Victorias, äußerst vermehrten Einwanderung ist ein noch rascherer Fortschritt mit Sicherheit zu erwarten.

Der Bericht über die Goldausfuhr Neu-Seelands in den Jahren 1876 und 1877 ergiebt eine Zunahme von 46 996 Unzen. Es sind im Ganzen ausgeführt 1876: 322 016 Unzen im Werthe von 1 284 528 Pf. St., und 1877: 369 012 Unzen im Werthe von 1 484 574 Pf. St. In Auckland betrug die Zunahme 26 945 Unzen im Werthe von 116 654 Pf. St.; in Picton 420 Unzen im Werthe von 1501 Pf. St.; in Greymouth 11 305 Unzen im Werthe von 45 232 Pf. St. und in Hokitika 17 917 Unzen im Werthe von 71 545 Pf. St. In Nelson, Westport, Dunedin und Invercargill ergab sich eine Verminderung.

Das Christenthum auf den Tonga-Inseln. Die Adelaide-Australische Zeitung vom 19. Februar 1878 schreibt:

„Die Lage der Missionäre auf den Freundschafts-Inseln gestaltet sich drohender und sind dieselben ihres Lebens nicht mehr sicher. Man haßt sie beispiellos und möchte sie vernichten. Neuere Nachrichten, die in Neu-Seeland eintrafen, melden, daß die bekehrten Eingeborenen neuerdings den Missionär Baker in Tonga umzingelt haben, ihm sein Boot fortnahmen, damit er nicht flüchten kann, seine Pferde erstachen und in sein Haus gewaltsam einbrachen. Auf Ohia sind bereits mehrere Morde ausgeübt. Eine Leiche fand man auf, welcher Arme und Beine abgeschnitten waren und deren Kopf völlig zerschmettert war. Der Missionär Watkins hat erneut beim Gouverneur der Fiji-Inseln gebeten, ein Kriegsschiff zu Hülfe zu senden.“

Diese Nachricht muß auffallen, da bisher gerade auf den Tonga-Inseln die Stellung der Wesleyanischen Missionäre als durchaus befestigt schien, namentlich seit der dortige König Georg das Christenthum angenommen hat, mit Energie dessen Einführung betrieb und diejenigen Bewohner Tongatabus, welche im Glauben der Väter verharren wollten, in blutigen Kämpfen besiegte. Noch ein Bericht von der „Hertha“, die 1876 im Hafen der Hauptstadt Nukualofa lag, besagt: „Die Mission ist so gut organisirt, daß im vorigen Jahre auf den Inselgruppen durch Collecte von den Eingeborenen an 300 000 Mark einkamen; eine Summe, die um so bedeutender erscheint, wenn man bedenkt, daß die Inseln nur 20 000 Einwohner haben! Davon werden nicht allein Kirchen- und Schulausgaben bestritten, sondern auch anderweitige Missionsstationen der Wesleyaner reich unterstützt. Der jetzige erste Missionär in Nukualofa, Mr. Baker, ist, wie nicht unerwähnt bleiben darf, beim König Georg eine sehr angesehene Person, ohne dessen Rath nichts Erhebliches unternommen wird.“

Ueber die Ursache des Aufstandes läßt uns der oben angeführte Bericht im Stiche. Möglich, daß die Missionäre die Collectionsschraube zu stark anzogen, vielleicht um „anderweitige“ Missionsanstalten zu unterstützen. Auch auf den Südsee-Inseln hat die Kirche einen guten Magen.

Amerika.

In und bei Newyork giebt es zur Zeit 8 bis 10 Oleomargarin- (Ochsenbutter-) Fabriken. Eine dieser Fabriken („Commercial-Manufacturing Comp.“) verbrauchte innerhalb 8 bis 10 Monaten 20 Mill. Pfund Ochsenfett. Eine große Quantität Oleomargarin-Oel geht nach Europa. In Frankreich, Holland, Deutschland, England und Irland steht die Ochsenbutter-Industrie in voller Blüthe.

Der Versuch, Dampf zur Heizung für eine ganze Stadt zu liefern, ähnlich wie ganze Städte mit Leuchtgas versehen werden, ist in Buffalo, Newyork, theilweise gemacht worden und zwar mit Erfolg. Durch eine von einem gemeinsamen Kesselhaus ausgehende 3 Meilen lange Röhrenleitung wurden während des Winters 51 Gebäude, darunter ein großes

Schulhaus, mit Dampf geheizt und in denselben eine behaglich warme Temperatur unterhalten.

Zu behaupten, daß die Chinesen in den Vereinigten Staaten keinerlei Neigung zeigen, den Amerikanern ähnlich zu werden, ist schnöde Verleumdung. Von Californien kommt nämlich die Kunde: „Ah Jack, der Schatzmeister der Chinesen auf dem überschwemmten Sherman Island, ist mit 6000 Doll., den Ersparnissen seiner Landsleute, durchgebrannt.“ Der Mann ist denn doch tief ins Wesen vieler amerikanischer Geschäftsmänner eingedrungen und hat sich dies Wesen so ziemlich angeeignet.

Zehn Procent der 100 000 Einwohner Washingtons sind Bettler. Die seit dem Kriege nach Washington geströmten Neger bilden das Gros dieser Bettler.

Diamanten sollen jetzt in Boston ebenso gut geschliffen werden wie in Amsterdam. Holländische Schleifer haben die Kunst nach der Neuen Welt gebracht. Besonders sind es Mädchen, die diesem Erwerbe obliegen.

Hungerlöhne erhalten die zahlreichen Corsettmacherinnen in Hartford, Connecticut. Sie bekommen nämlich 25 Cents für das Dutzend Corsette. Es werden 13 Stiche auf den Zoll und 5000 Stiche auf das ganze Corsett gerechnet. Eine geübte Näherin kann es bis zu sechs Corsetten per Tag bringen. Sie macht also 30 000 Stiche und verdient $12^1/_2$ Cents.

Der theuerste Soldat der Welt ist der amerikanische, wozu freilich der Umstand, daß eben infolge der geringen Stärke des Heeres fortwährend Truppen um schweres Geld über riesige Strecken transportirt werden müssen, viel beiträgt. Jeder einzelne der 25 000 regulären Soldaten Uncle Sam's kostet durchschnittlich 1300 Doll. im Jahr. Die Armee Oesterreichs im Jahr 1875 zählte 278 470 Mann und kostete nur 39 Mill. Doll. oder 150 Doll. per Mann; Englands Armee ist 130 000 Mann stark und kostet 62 Mill., oder per Mann 480 Doll. Nach amerikanischem Maßstabe würde sie etwa 186 Mill. Doll. oder dreimal mehr kosten.

Der Plan, die Cheasapeake-Bay durch einen Canal mit dem Delaware zu verbinden und den Seeweg zwischen Baltimore und Europa auf diese Weise um 225 engl. Meilen zu verkürzen, taucht wieder auf. Die Linie des Canals soll von einem Punkte am Sassafras River über die Halbinsel nach der Mündung des Blackbird-Creek am Delaware führen. Die Strecke über die Halbinsel, wo das Bett des Canals vollständig neu geschaffen werden muß, ist 17 Meilen lang. Zu der Vollendung dieser Strecke ist ein Kostenaufwand von 4 000 000 Doll. nöthig. Außerdem muß der Sassafras River auf einer Länge von 13 Meilen bis zu einer Tiefe von 25 Fuß ausgebaggert werden. Wenn Baltimore erfolgreich mit Newyork und anderen Häfen an der Küste concurriren will, so dürfen die von europäischen Häfen kommenden Fahrzeuge nicht länger die ganze Cheasapeake-Bay passiren, sondern müssen durch einen Canal, welcher die Halbinsel durchschneidet, in den Hafen von Baltimore gelangen.

In Vermont ist das Keltern, Pressen, Brennen und Brauen, das Füllen, Zapfen und Trinken aufs Strengste verpönt. Es fehlt nichts mehr, als daß auch der Anbau von Gerste und Mais untersagt wird. Nicht nur Wirthschaften sind verboten, sondern jedes Haus kann auf das „Affidavit“ dreier Bürger, daß sie geistige Getränke darin vermuthen, vom Keller bis zum Boden polizeilich durchsucht werden. Jeder, der angesäuselt betroffen wird, hat so lange im Gefängniß zu brummen, bis er angiebt, wo er den Wein, Whiskey oder das Bier gekauft habe. Jeder Platz, wo berauschende Getränke verkauft oder auch nur als Geschenk weggegeben werden, wird gesetzlich als „unordentliches“ Haus betrachtet.

Californische Weine. Das „Journal d'Agriculture pratique“ vom 4. April schreibt: Man hat oft versucht, europäische Reben in Amerika einzuführen, doch nur in einigen Gegenden des Westens haben sie ein ihnen zusagendes Klima und günstigen Boden gefunden. Der Weinbau nimmt nun seit mehreren Jahren in Californien einen hervorragenden Platz ein und wird vorzugsweise im District Los Angeles betrieben. Alt-Europa hat seine besten Reben und von allen Sorten hierher geliefert, vom Rhein, aus Frankreich, aus Spanien. Die Cultur ist eine sehr sorgfältige und die Winzer stammen meistens aus Deutschland, während die Weinhändler, welche das Product vertreiben, vorwiegend Franzosen und Italiener sind.

Seit dem Jahre 1861, in welchem man die ersten Weinbauversuche anstellte, sind 48 000 Acker = 19 410 Hectaren mit Reben bepflanzt, die ein dem europäischen Wein an Güte wohl gleichstehendes Product liefern. In guten Jahren versieht Californien nicht nur Amerika genügend mit Wein, sondern schickt ihn auch über den Stillen Ocean nach Ostindien. Auch nach Europa gelangen bereits einzelne Sendungen. Für den europäischen Gaumen scheinen sie aber nicht gemacht zu sein; auch sind sie nach unseren Begriffen zu stark, da sie am Gay-Lussac'schen Centesimalalkoholometer $19^1/_2{}^0$ zeigen.

Dominion of Canada. Nach dem soeben ausgegebenen officiellen Handels- und Schifffahrtsbericht betrug der Ausfuhr- und Einfuhrhandel in den letzten zehn Fiscaljahren (endigend mit dem 30. Juni) in Dollars:

	Export	Import
1868	57 567 888	73 459 644
1869	60 474 781	70 415 165
1870	73 573 490	74 814 339
1871	74 173 618	96 092 971
1872	82 639 663	111 430 527
1873	89 789 922	128 011 281
1874	89 351 928	128 213 582
1875	77 886 979	123 070 283
1876	80 966 435	93 210 346
1877	75 875 393	99 327 962
	762 300 097	998 046 100

Von den Ausfuhren des Jahres 1877 gingen für 41 567 Doll. nach Großbritannien und für 25 775 nach den Vereinigten Staaten. Die Flotte des Dominion umfaßt 7362 Schiffe von zusammen 1 310 468 Tonnen, ist mithin etwa so groß wie die deutsche.

— Die Zahl der Einwanderer nach den Staaten der Dominion of Canada betrug im Jahr 1877 27 082 (gegen 25 663 in 1876 und 27 382 in 1875), welche insgesammt bewegliches Besitzthum im Werth von 344 503 und Baargeld im Werth von 287 776 Doll., per Kopf also durchschnittlich nicht mehr als 24 Doll., einführten.

— Im Jahre 1877 hat eine Abtheilung des U. S. Geographical and Geological Survey of the Territories unter Befehl des Lieutenant C. C. Morrison den Theil von Neu-Mexico, welcher zwischen dem 105. und 108. Meridian und dem 33. und 35. Breitengrade liegt und welcher zur Hälfte bergig ist, zur Hälfte aus Ebenen und Mesas (tafelförmigen Hochflächen) besteht, aufgenommen. Der Meteorologe dieser Abtheilung, T. W. Goad, hat kürzlich über diese Aufnahmen der Londoner Geographischen Gesellschaft berichtet und dabei besonders auf einige charakteristische Punkte der physikalischen Beschaffenheit des Landes aufmerksam gemacht. Zwischen der Sierra Blanca und den Oscura-Bergen trafen sie auf einen Lavastrom von über 75 engl. Meilen Länge und einer durchschnittlichen Breite von 3 engl. Meilen. Diese Mal pais (schlechtes Land), wie es die Mexicaner nennen, gleicht einem schwarzen Flusse, der je nach der Gestaltung des Bodens enger oder breiter wird; dabei aber erhebt er sich in Folge seiner Festigkeit und der Abspülung des umliegenden Landes über dasselbe und ist voller Höhlen. Manche derselben wurden von der Expedition besucht sowie auch eine angeblich über 5 engl. Meilen lange in der Nähe von Fort Stanton, welche im Kalksteinfelsen sich hinzieht. Die

Erforschung derselben war sehr unbequem, da man oft weite Strecken durch enge Löcher kriechen oder bis an die Hüften durch eiskaltes Wasser waten mußte. Stalaktiten und Stalagmiten von riesiger Größe wurden angetroffen; ein See in der Höhle soll augenlose Fische enthalten, doch gelang es nicht, welche zu fangen. Von besonderm Interesse ist auch der Cañon des Rio Grande unterhalb Castilla, weil er sich von anderen Cañons vielfach unterscheidet und anstatt nur durch Wasser ausgehöhlt worden zu sein, seinen Ursprung wahrscheinlich vulcanischen Kräften verdankt. Die Seiten bestehen aus Trappfelsen; er ist sehr schmal, dabei aber etwa 1000 Fuß tief. An jener Stelle hat der Fluß einen bedeutenden Fall und fließt mit einer Geschwindigkeit von 10 engl. Meilen in der Stunde. Das Klima von Neu-Mexico schilderte Mr. Goad als entzückend.

— Die von Wisner von Morgenstern entdeckten Goldfelder von Maracayu in Paraguay (s. Bd. XXXII, S. 288) scheinen nach den neuesten Berichten des Abbaues werth zu sein. — Von größerm Interesse ist eine Bewegung in jenem Lande, welche den Anschluß Paraguays an die argentinische Republik bezweckt und darin den einzigen Ausweg sieht, um das jämmerlich herabgekommene Land zu heben und auf glücklichere Bahnen zu leiten. Seit der Ermordung des letzten Präsidenten, Gill, ist Paraguay in einen Zustand von Halbbarbarei verfallen; es giebt dort weder Handel noch Industrie, an Verbindungen mit der Außenwelt nur die Fahrt auf dem Paraná, der einst blühende Export von Yerba Maté hat fast ganz aufgehört und die Bevölkerung hat immens abgenommen. Argentinien kann freilich wenig bei dem Landerwerbe gewinnen; Brasilien seinerseits soll der Annexion nichts in den Weg legen wollen, weil es dadurch endgültig aller weiteren Grenzstreitigkeiten ledig würde und die 5000 Soldaten, den dritten Theil seines Heeres, welche es jetzt mit großen Kosten in Matto Grosso unterhält, abberufen könnte.

* * *

— Die „Vossische Zeitung" meldet, daß der japanische Lieutenant Tassaka, welcher im vergangenen Sommer bei den topographischen Aufnahmen des preußischen Generalstabs assistirt und die ihm zugetheilte Section musterhaft ausgeführt hat, für die im Mai beginnenden trigonometrischen Landesvermessungen dem Großen Generalstabe attachirt worden ist. Es ist zu wünschen, daß durch ihn dieser Zweig militärischer Thätigkeit nach Japan, wo ohnehin für Kartenwesen viel Verständniß vorhanden ist, verpflanzt und damit der Anstoß zu einer genauen Vermessung des schönen und interessanten Landes gegeben werde.

— Die historisch-nationalökonomische Section der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig hat für das Jahr 1878 folgendes mit 700 Mark dotirtes Preisausschreiben erlassen: „Bei der historischen Wichtigkeit der Ortsnamen als Zeugen für die wechselnden Wohnsitze der verschiedenen Völker und Stämme wünscht die Gesellschaft, daß unter sorgfältiger Benutzung des um Vieles zugänglicher gewordenen urkundlichen Materials, und andererseits mit gewissenhafter Benutzung dessen, was die heutige Sprachwissenschaft an sicheren Ergebnissen zu Tage gefördert hat, eine wohlgeordnete, aus den besten erreichbaren Quellen geschöpfte Zusammenstellung der deutlich nachweisbaren slavischen Namen für Ortschaften des jetzigen Deutschen Reiches veranstaltet werde. Da eine Bearbeitung des gesammten Stoffes die Grenzen einer Abhandlung weit überschreiten würde, bleibt es dem Bearbeiter der Preisfrage überlassen, sich irgend ein nicht all zu beschränktes, aber auch nicht übermäßig ausgedehntes Gebiet für seine Untersuchung zu wählen."

— Nach Bonfort's American Export Review war die Runkelrübenzucker-Production in den Jahren 1849 und 1875 nach Tausenden von Tonnen (à 20 Centner) folgende:

	1849	1875
Frankreich	38	462
Belgien	5	80
Deutschland	33	347
Rußland	13	245
Oesterreich	6	180
Holland	—	30
Zusammen	95	1344

Ein Viertel Jahrhundert genügte also, um die Production um 1407 Proc. zu vergrößern.

Die Rohrzuckerproduction betrug nach Tausenden von Tonnen:

	1849	1875/76
Cuba	220	569,554
Portorico	43,6	75
Brasilien	106	150
Louisiana	98,2	72
Französisch-Westindien	56,3	85,997
Dänisch-Westindien	7,9	5
Niederländisch-Guiana	13,8	12
Britisch-Westindien und Guiana . .	142,2	238,5
Mauritius	50,782	104,436
Java	90	199
Manila	20	126
Réunion		31
Indien		30
Peru		55
China		57
Aegypten		27
Sandwich-Inseln		10
Natal und Australien		12
Andere Länder		15
Im Ganzen	848,782	1,879,486

Die letzteren Zahlen ergeben eine vergrößerte Production von 222 Proc.

Cuba allein hat von 1867 bis 1875 im Ganzen 5 919 175 Tonnen Zucker und 1 806 278 Tonnen Molasse oder durchschnittlich 657 686 Tonnen des erstern und 200 697 des letztern Artikels producirt. Trotz der Insurrection zeigen sich so die enormen Hülfsquellen der Insel, die das erste Zuckerland der Erde ist und bleiben wird. Die Vereinigten Staaten verbrauchen ungefähr 800 000 Tonnen jährlich und produciren höchstens 100 000 Tonnen Rohrzucker und 40 000 Tonnen Ahornzucker, so daß Cuba mit solcher Ausfuhr für die Union die Hauptbezugsquelle ist und sicherlich die bequemste und einträglichste, da die Insel dafür eine große Menge nordamerikanischer Waaren entnimmt. Nichts kann eine bessere Erklärung der heftigen Begierde geben, mit der Nordamerika zur Zeit der Blüthe der Insurrection nach dem Besitz von Cuba durch Unterstützung der Rebellen gestrebt hat.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

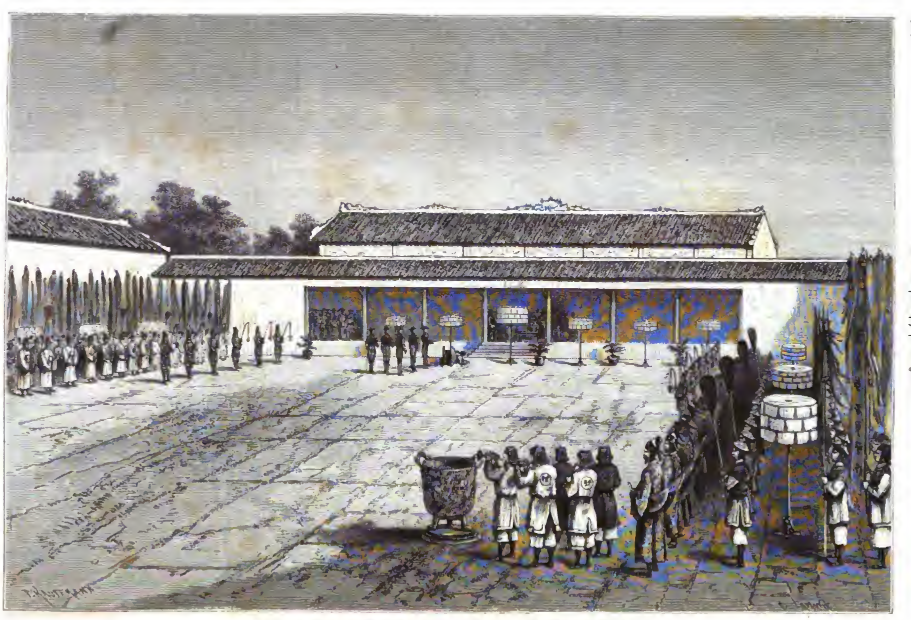
Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Eine Gesandtschaft in Hüé.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenant Brossard de Corbigny, Attachés der Gesandtschaft.)

IV.

Der 13. April 1875 war für den Austausch der Ratificationen bestimmt. Um zwei Uhr erschienen die Tam-tri, welche der Gesandtschaft zugetheilt waren, und andere königliche Beamte, und alsbald ließen sich alle, Franzosen und Annamiten, beide in Galakleidern, in den ihnen zur Verfügung gestellten Hängematten nieder. Den Zug eröffnete das eine Exemplar des Vertrages, das im Schatten von vier gelben königlichen Sonnenschirmen getragen wurde; eine Abtheilung Soldaten beschloß ihn. Lanzenträger bildeten unterwegs Spalier und hielten das neugierig herbeigeströmte Volk in Schranken. In Tschunken wurde die Gesandtschaft über den Fluß gesetzt und durchschritt dann die erste Mauer der Citadelle. Hinter derselben liegt ein freier Raum von etwa 200 Meter Breite, der die erste Ummauerung von der zweiten trennt; dort traten die Franzosen in einen kleinen roth tapezirten Saal, wo Thee und Zuckerwerk ihrer harrte. Nur wenige Schritte von dort liegt das Ziel ihrer heutigen Wanderung, das Thor Ngô-mon, welches den Haupteingang in die zweite Mauer bildet; erst am folgenden Tage sollten sie dasselbe durchschreiten. Nach einviertelstündigem Warten erschienen die Abgesandten des Königs, zwei an der Zahl und in großer Gala, und mit ihnen das annamitische Exemplar des Vertrages. Ihre Mienen spiegeln ihre innere Erregung wieder, und kaum konnten die Franzosen unter der wichtigen Miene und der durchwirkten Galarobe ihren Bekannten Ki-wi-ba, den sonst sein stoßweises, volltönendes Lachen charakterisirte, wieder erkennen. Während nun die Abgesandten und Dolmetscher die beiden Texte des Vertrages verglichen, drängte sich eine Menge von niedrigen Beamten, Schreibern und Gelehrten herzu und horchten und guckten ihren Vorgesetzten über die Schulter, ohne sich Zwang anzuthun. Es scheint in Annam Sitte zu sein, Niemanden fortzujagen, so daß selbst die Diener, welche Pfeifen, Betel und Fächer zu tragen haben, sich an die besten Plätze drängen können, um ein wenig von der hohen Politikmacherei zu sehen. Einer von dieser Gesellschaft juckt sich dicht bei den Fremden aus Leibeskräften; ein anderer steckt die Schnauze seiner Theekanne in den Mund, bläst hinein, um sie frei zu machen, und schenkt die Tassen dann bis zum Rande voll; ein dritter treibt es noch ärger — und all das spielt sich auf einem Raume von wenigen Quadratmetern ab. Einen moralischen Unterschied zwischen den verschiedenen Classen stellen jedoch, wie gesagt, die Riten und Ceremonien her. Nachdem beide Exemplare endlich unterzeichnet und untersiegelt worden waren, begaben sich Franzosen und Annamiten gemeinschaftlich zum Thore Ngô-mon, zu welchem über einen Wassergraben drei Brücken führen. Es besitzt drei Oeffnungen in der Mitte und zwei an den Seiten und trägt erhöhte Gallerien, welche den Zugang dazu beherrschen. Dort, hieß es, hatte der König hinter Mattenvorhängen Platz genommen, um die Fremden ganz nach Bequemlichkeit sehen zu können. Auf den beiden Brücken zur Rechten und Linken überschritten Franzosen und Annamiten getrennt den Graben und begegneten sich auf dem jenseit gelegenen Platze vor dem Thore. An den Wänden waren Sonnenschirme aufgestellt; königliche Diener hielten Weihrauchgefäße, Lichtschirme, Fliegenwe-



Audienz am Hofe von Hüé. (Nach einer Zeichnung von Brossard de Corbigny.)

del u. s. w. und zwei Reihen rothgekleideter Stabträger vervollständigten das höfische Gepränge. Nun schritten die beiden Gesandten auf einander zu, sprachen einige Worte und tauschten ihre Verträge aus. Dann kündigte der annamitische Gesandte an, daß sein College, der Ceremonien-Minister, noch am selben Abend bei den Fremden erscheinen werde, um ihnen für die Audienz am andern Tage die Etikettevorschriften mitzutheilen, worauf sich beide Parteien langsam zurückzogen und die Franzosen von ihren Trägern im Trabe zu den Booten zurückgebracht wurden.

Gegen Abend erschien denn auch umgeben von seinen Gehülfen der Ceremonienmeister in Person und unterwies sie, wie die Einführer vorwärts und rückwärts zu gehen, wie sie selbst die Majestät zu begrüßen, in welcher Reihenfolge sie einzutreten hätten und so fort. „Dieser Stuhl hier — erläuterte er — ist der König; hier rechts der große leere Kasten der erste Minister und dort der Pfosten soll den Wiederholer der Worte des Königs vorstellen.“ Mit fünf kleinen Teppichen wurden die Plätze für den Gesandten und seine Begleiter bezeichnet, und dann wurde unter häufigem Gelächter Generalprobe der morgenden Vorstellung gehalten. Heute konnten auch die Mandarinen noch guter Dinge sein; aber morgen, wenn an Stelle des Stuhles der leibhaftige König trat, war es mit ihrem Lachen zu Ende. Denn je nachdem die Audienz äußerlich gut oder schlecht ablief, waren eine Gunstbezeigung oder fünfzig Bambushiebe zu erwarten; je nachdem die Fremden sich benahmen, konnten sie um eine Rangstufe steigen oder um Kopfeslänge kürzer werden.



Schauspieler von Hüé in dem Costüme von Kriegshauptleuten. (Nach einer Photographie.)

Was die Franzosen anlangte, so sollten sie, ihre Degen an der Seite, zu Beginn und beim Abschiede auf europäische Weise grüßen, sonst aber, da die Audienz unter freiem Himmel stattfand, ihr Haupt bedeckt halten. Die zu wechselnden Worte waren gleichfalls vorher genau festgestellt. Und doch fühlten sich die Mandarinen beunruhigt und fürchteten im



Straße in der Kaufmannsstadt von Hüé. (Nach einer Skizze von Brossard de Corbigny.)

Geheimen irgend eine Gewaltthat Seitens der Franzosen, welche erst vor Kurzem mit einer Handvoll Leute halb Tongkin erobert hatten.

Am folgenden Tage, dem 14. April, erhoben sich die Franzosen frühzeitig von ihrem Lager, um in solch heißem Klima die zum Aufbruch bestimmte Stunde nicht zu versäumen. Im selben Aufzuge wie gestern, nur von ihren eigenen Soldaten begleitet, begaben sie sich nach der Citadelle und durchschritten die erste dicke Mauer derselben, welche Thü-düc's einzige, obendrein nur defensive Stärke bildet. Doch vermöchte selbst ein Belagerer ohne Artillerie dieselbe bei der Menge der vielen drinnen befindlichen unnützen Münder bald zur Uebergabe zu zwingen. Vor der zweiten Mauer blieben die französischen Soldaten zurück, während die Gesandtschaft



Goldener Orden des Königs Thü-düc.

unter Vorantritt von zehn Matrosen ihren Weg zum Thore Ngô-mon fortsetzte. Dort stieg sie aus den Hängematten, und dort wurden die Sonnenschirme zugemacht, weil sie innerhalb der zweiten Mauer nicht geöffnet werden dürfen. Vor dem Thore bot sich ein merkwürdiger Anblick: auf der ganzen Breite der Esplanade bis zur ersten Mauer standen lange Reihen von Soldaten sich einander gegenüber. Zwischen ihnen waren die königlichen Wagen, Modelle aus dem vorigen Jahrhundert, die gelbgeschirrten Schimmel, von königlichen Sonnenschirmen beschattet, daneben, aufgefahren und hinter ihnen stand je eine Reihe von Parade-Elephanten aufmarschirt. Auf dem Rücken trugen sie mächtige Schabracken und darauf Palankine in Gestalt viereckiger Sessel. Der Lenker saß vorn auf dem Halse und hinter dem Sessel stand ein Diener, der einen Sonnenschirm von schreiender Farbe hielt. Im Ganzen waren ihrer etwa zwanzig anwesend.

Nachdem die Gesandtschaft das Thor Ngô-mon passirt hatte, fielen ihr zuerst die beiden größten königlichen Elephanten in die Augen; prächtig aufgezäumt standen sie unbeweglich, wie zwei Schildwachen zur Seite. Auf der Brust und an den Seiten hatten sie große gelbe Tücher mit bunten, gestickten Drachenfiguren hängen, und auf ihren Rücken waren mit rothen Seilen, deren Knoten vergoldet waren, Sitze befestigt. An den Stoßzähnen und den Vorderfüßen trugen sie goldene Ringe, und am Kopfe waren sie mit rothen, kreuzweise gelegten Seilen aufgezäumt. Als Kornak diente hier ausnahmsweise ein Mandarin von der blauen Robe, und hinter dem Sessel stand ein Page mit einem gelben Sonnenschirme.

Weiterhin schritten sie durch eine Baumreihe, längs deren Soldaten mit Schilden und zwei Leibpferde des Königs aufgestellt waren. Zur Rechten blieben zwei mit Gittern umgebene Teiche, wahrscheinlich Behälter für Krokodile, deren Schwanz hier, wie in China, als Leckerbissen gilt, und dazwischen standen auf Piedestalen zwei große phantastische ganz vergoldete Tiger mit weit hervorstehenden Emaille-Augen. Am Ende der Baumallee waren die Mandarinen der vier untersten Classen längs der dritten Mauer, die sie nicht passiren dürfen, aufgestellt. Dort erwarteten die französischen Gesandten in einer Halle den Moment der Audienz, während ihre armen Tam-tri mit zitternder Stimme und schreckensbleichem Antlitz nochmals jedem Einzelnen seinen Platz, seine Haltung und die zu sprechenden Worte in das Gedächtniß zurückzurufen bemüht waren.

Endlich war alles bereit, und die Franzosen folgten den Ceremonienmeistern zunächst in einen kleinen, mit Musikanten angefüllten Hof; manche trugen Guitarren von Schlangenhaut, andere hatten eine Art Geigen, elfenbeinerne Blasinstrumente, Schallbecken mit drei Vorsprüngen, in der Form dem Treff-Aß ähnlich, und eine ganze Sammlung von Gongs und Tam-tams. Nun standen sie vor der dritten Mauer; die Flügel ihrer großen Thore waren roth angestrichen und waren mit schrecklichen, goldenen Drachen geziert. Man führte sie durch dieselben hindurch und dann links unter die Gallerie, welche den großen gepflasterten, für die Audienz bestimmten Hof an drei Seiten umgiebt. Von dort aus konnten sie, im Schatten sitzend, gemächlich den ganzen, zur Feier der Begegnung entfalteten Prunk überschauen. Links von ihnen, im Hintergrunde der Gallerie, stand eine Gruppe von Prinzen und schaute neugierig herüber. Dieselben tragen gelbe, großgeblümte Seide und auf dem Kopfe schöne, ganz vergoldete Kappen; sie haben einen feinen Gesichtsschnitt und verhältnißmäßig hellen matten Teint und unterscheiden sich in ihren Geberden sofort von den übrigen hohen Würdenträgern. Dicht daneben, wo sie stehen, nimmt die große offene Halle ihren Anfang, welche dem Eingangsthore gegenüberliegt und den Sitz des Königs enthält. Vor den beiden Seitenhallen waren Hunderte von Soldaten mit Bannern in der glühenden Sonne aufgestellt, davor Leute mit Fächern und Sonnenschirmen und Lanzenträger von allen Arten. Ganz vorn standen die höheren Mandarinen in ihren buntgestickten Gewändern unbeweglich da, auf jeder Seite wohl hundert an der Zahl; und wieder weiter nach vorn eine Anzahl Pagen mit brennenden Räuchergefäßen, während nahe am Eingange zwei Musikbanden ihren tollen Lärm vollführten. Ohne sich zu rühren standen die Menschen; nur Banner, Fahnen und Sonnenschirme bewegten sich im Winde, und von oben schien die Tropensonne grell herab auf die Galatrachten des annamitischen Hofes, ein Schauspiel ebenso anziehend, wie es selten ist.

Endlich führte man die Gesandtschaft, fünf Offiziere an der Zahl, durch die bunten Reihen zu den Großwürdenträgern hin, und im selben Augenblicke ertönte ein lautes Geschrei und entfernte Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft des Herrschers. Von draußen tönte durch die geöffneten Thore der dritten Mauer die Musik so lange, bis der König, ein Mann von blasser Farbe, mit langem, spärlichem Barte und in ein reiches gelbes Gewand gehüllt, seinen Thron ein-

genommen hatte. Dann warf sich der Minister der Ceremonien vor ihm zur Erde und bat mit gefalteten Händen um die Erlaubniß, den französischen Gesandten einführen zu dürfen. Durch den Wiederholer seiner Worte läßt der König antworten, daß die Audienz ihren Anfang nehme, und die Franzosen schritten nun auf ihre durch die bewußten Teppiche bezeichneten Plätze. Der Gesandte begrüßte den König, gab den Zweck seiner Reise an und sagte, daß er im Namen der französischen Regierung ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und Geschenke als Zeichen ihrer Befriedigung über den abgeschlossenen Vertrag überreichen sollte. Diese Worte wurden von dem Dolmetscher der Mission übersetzt und darauf von zwei Wiederholern nach einander dem Könige noch einmal vorgesprochen, obwohl er sie vollkommen gehört hatte; dann wurden der Orden und das Verzeichniß der Geschenke auf dem vor ihm stehenden Tische niedergelegt.

Goldene und silberne Medaillen, Geschenke des Königs Thü-düc an die Gesandtschaft.



Erste Größe.

Avers. Aufschrift: „Ewiges Andenken auf zehntausend Generationen. Geprägt unter der Regierung Thü-düc's."

Revers. Aufschrift: „Die Materie verwandelt sich nach tausend Jahren in Gold, aus welchem man Medaillen macht, um das Gedächtniß der Tugenden auf zehntausend Generationen zu überliefern; es giebt nichts Kostbareres, als die Weisheit."



Zweite Größe.

Avers. Die Medaille heißt: „Die Begegnung der beiden Drachen."

Revers. Aufschrift: „Geprägt unter der Regierung Thü-düc's."

Dritte Größe. Avers. Medaille der „drei langen Lebenszeiten".

Vierte Größe. Avers. Medaille der „zehntausend Dinge nach seinem Gefallen".

Revers wie bei der Medaille zweiter Größe.

Thü-düc sprach seinen Dank aus, erkundigte sich nach dem Befinden des Präsidenten der französischen Republik, erhielt darauf, stets in dreifacher Wiederholung, vom Gesandten eine Antwort und zog sich dann mit seinen Fächerträgern in seine Gemächer zurück.

Wenn man bedenkt, mit welchem Mysterium die Person dieses regierenden Halbgottes selbst seinen Unterthanen gegenüber umgeben ist, so muß eine solche Audienz für ihn eine schwere Anstrengung sein, und man begreift, daß sie nicht, wie schon in Siam und Japan, mit einer intimern Unterhaltung abschließt. Doch ist ein Fortschritt unverkennbar; denn bei einer frühern derartigen Gelegenheit war der König durch einen Vorhang den Blicken der Gesandten entzogen. Diesmal war alles glatt abgelaufen; nur zwei Prinzen hatten sich zu lächeln erlaubt, weil die Franzosen keine Haarchignons, wie sie, trugen, und waren für diesen Verstoß gegen die Etikette mit dem Verluste ihres Gehaltes und ihrer Reisration auf ein ganzes Jahr bestraft worden. Alle übrigen

Beamten aber erhielten Lobsprüche und selbst Belohnungen als Beweis der königlichen Zufriedenheit. Auch den Franzosen erwies er die besondere Gnade, sich im Momente, wo sie den Palast verließen, durch einen Kämmerer nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen.

So war die Audienz beim Könige von Annam im Jahre 1875, welche wahrscheinlich von einer solchen vor hundert Jahren wenig abwich. Ob sie nach wieder hundert Jahren ebenso verlaufen wird oder ob dann das Reich Annam nicht vielleicht schon der Geschichte und der Vergangenheit angehört?

Am Abende des Audienztages veranstaltete man den Franzosen in ihrer Residenz eine Theatervorstellung, zu welcher die aus etwa zwanzig Mitgliedern bestehende Truppe der Häcboy mit sämmtlichen Costümen, Waffen und sonstigen Requisiten erschien. Die Schauspieler waren im Gesichte schwarz und weiß bemalt und trugen abgenutzten Flitterstaat, der den Kriegercostümen der chinesischen Theater nachgeahmt war. Zwei Stunden lang suchten sie zum Klange der Gongs und Blasinstrumente in laut geschrieener Rede die Fremden mit irgend einer Kriegsaffaire aus vergangenen Zeiten zu unterhalten.

Die folgenden Tage gingen mit Specialverhandlungen zwischen den beiden ersten Gesandten hin, eine Zeit, welche die übrigen Herren benutzen, um die neben der Citadelle gelegene Kaufmannsstadt von Hüé zu durchstreifen. Am Ufer ankern Seedschunken, welche den geringen Handel vermitteln; selbst die Hauptstraße des Ortes macht nur einen traurigen Eindruck. Die Häuser sind zwar meistentheils Steinbauten, aber schmutzig, dunkel und regellos hier und dorthin gestellt; dazwischen Wasserlachen und allerlei Unrath, selbst auf den Verkehrswegen, welche ein starker Regen rasch unpassirbar macht.

Am 15. April Morgens brachte man im Schatten von vier königlichen Sonnenschirmen unter großem Gepränge einen Kasten aus dem Palaste: er enthielt schmackhafte Litschi (Euphoria punicea) aus den königlichen Gärten. Nachmittags überreichte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Anzahl rother, gelb etikettirter Kisten mit den Geschenken sowie einen Brief des Königs, nach dessen Uebergabe der französische Gesandte den Ceremonien gemäß ihn dreimal emporhob. Das Schreiben verkündete die Uebersendung „sehr kostbarer Gegenstände“ an den französischen Präsidenten, seine Minister, an frühere und den jetzigen Gouverneur in Saïgon und an die beiden obersten Mitglieder der Gesandtschaft. Dieselben bestehen einfach in getriebenen Goldtäfelchen, an welchen Quasten von europäischen Glasperlen hängen. Vorn steht der Name Thü-düc's und auf der Rückseite irgend eine Devise, wie „Tugend üben, Eintracht pflegen“ oder dergleichen; die Farbe der Schnur, an welcher der Orden um den Hals getragen wird, zeigt die betreffende Classe an. Kostbarer waren die französischen Geschenke: ein Thron von vergoldetem Holz, mit rothem Maroquin überzogen, ein vergoldeter Marmortisch, eine große Sèvresvase, ein Pistolenkasten und gelbe Seide und Sammet für den König; ein venetianischer Spiegel, Onyx-Vasen, ein Fernrohr, Stereoskopen, Lyoner Seide und dergleichen für die obersten Mandarinen.

Am Sonntag den 18. April besuchte die Gesandtschaft die Messe in der kleinen, ³/₄ Stunden entfernten Kirche und das Waisenhaus des Msgr. Sohier, dessen Zöglinge aus verwahrlosten Kleinen zu arbeitsamen Ackerbauern und treuen Anhängern der Missionäre werden. Am folgenden Tage wurden zunächst die Geschenke des Königs eingeschifft. Für den Präsidenten der Republik waren bestimmt hundert Stück Seide, zwei Elephantenzähne, zwei Hörner vom Rhinoceros, die als Panacee gelten, zehn Taël des als tonisches Mittel hochgeschätzten und seltenen Adlerholzes und ein Pfund Zimmet (hier selten und königliches Monopol); für den Gouverneur von Französisch-Cochinchina siebenzig Stück Seide, ein Elephantenzahn, ein Rhinoceroshorn, zwei Taël Adlerholz, und für die Gesandten, Attachés, Dolmetscher ꝛc. Medaillen, die nicht als Münzen coursiren, sondern nur bei besonderen Gelegenheiten verliehen werden, einige goldene und silberne Münzen und Stücke Seide. Von den Medaillen zeigt unsere letzte Abbildung eine Anzahl von verschiedener Größe, denen die Uebersetzungen der darauf befindlichen Devisen beigefügt sind. Andere dieser Art tragen Aufschriften wie: „Die drei Viel“ (d. i. Reichthum, langes Leben, viele Söhne). — „Die drei Langlebigkeiten“ (für dich selbst, deine Kinder und deinen guten Ruf). — „Andenken an eine Million Bewohner.“ — „Dem Volke Reichthum und langes Leben verschaffen.“ — „Begegnung des Drachen und der Wolken“ (Quelle des Guten). — „Sonne, Mond, Sterne und Wolken.“ — „Das fünffache Glück“ (Reichthum, Ruhm, Ruhe, Kraft, langes Leben). — „Die vier Annehmlichkeiten“ (Gutes Haus, gutes Klima, Erfolg im Geschäft, keine Sorge). — „Die Tugend ist eine.“ — U. s. w.

Der 21. April brachte als letzte Aufmerksamkeit des Königs ein keineswegs schmackhaftes Mittagsessen von fünfzig Schüsseln, darunter Hundebraten; am 22. April verabschiedeten sich die Mandarinen, und noch am Abend desselben Tages stieg die Gesandtschaft in dem Hafen Tourane aus ihrem Aviso in den „Duchaffaut“, welcher zwei Tage später auf der Rhede von Saïgon seine Anker fallen ließ.

Richard Burton's Forschungsreise in Midian.

Ende April kehrte Richard Burton von einer sehr erfolgreichen Forschungsreise nach Aegypten zurück. Er hatte das alte biblische Land Midian, am östlichen Gestade des Rothen Meeres, besucht und durch die Resultate, die er mitbrachte, ein neues Lorbeerblatt in den vollen Kranz seiner geographischen Forschungen geflochten. Er wollte, wie wir einem Berichte der „Times“ aus Alexandria entnehmen, vorzugsweise den Mineralreichthum des wenig besuchten Landes erforschen, der schon in biblischer und classischer Zeit erwähnt wird. Als der Mörder Mose aus Aegypten floh, ging er nach Midian, das hier (Exod. II, 15) zum ersten Male genannt wird, und heirathete dort die Zipora, die er später zurückschickte. Den Midianitern raubte er auch das Gold und die Edelsteine, die er zum Ausschmücken der Stiftshütte gebrauchte. Noch die Römer haben Bergbau in Midian betrieben und dort reiche Schätze gefunden, dann aber ist Midian gleichsam verschollen und man wußte nur, daß es ein felsiges Land mit unfruchtbaren Wadis und steilen Bergen, halb abgebauten Bergwerken und zerstörten Städten war, in welchem Beduinen nomadisirten. Politisch rechnet man jetzt Midian zu

Aegypten; die Grenze dieses Staates läuft auf amtlichen Karten bis El Wedsch — doch ist das eine ziemlich mysteriöse Sache und darüber nichts Näheres bekannt geworden.

Burton verließ am 10. December 1877 Suez und kam am 20. April 1878 dorthin zurück. Während dieser vier Monate legte er 2500 engl. Meilen zurück und verlor dabei nur einen Soldaten, der am Fieber starb. Er brachte 500 Centner geologische Handstücke zurück; sechs Kisten voll Erze, fünf Kisten voll ethnologischer Gegenstände, darunter midianitische Münzen, nabathäische und kufische Inschriften, Glas, Töpferwaaren; dazu 200 Skizzen in Oel und Aquarell, Photographien der Ruinenstädte, Katakomben und Tempel griechischer Kunst. Eine gute Karte und zahlreiche Stadtpläne gehören gleichfalls zu seiner Ausbeute.

Unter den Erzen finden sich silber- und kupferhaltige aus dem nördlichen Midian und Golderze aus Süd-Midian. Burton fand drei Türkisminen auf: zu Ajuneh im Norden, die schon ausgebeutet ist; zu Ziba im Süden, wo die Araber noch etwas Türkisen brechen, und eine neue bisher unbekannte in der Mitte des Landes. Außerdem wieß er drei große Schwefellager, Steinsalzlager und natürliche Salzseen nach.

Das Wort Midian ist nach Burton altägyptisch von „madi", Plural „madian", ein Wort, das in mehr als einem Papyrus vorkommt. Die heutigen Bewohner beschränken „Madyan" auf den Küstenstrich zwischen den Bergen und dem Rothen Meere, vom Fort Akabah (29° 30' nördl. Br.) bis Muelah (27° 32'). Burton nennt diesen Theil Nord-Midian, während er einen gleich langen Landstrich südlich von Muelah bis Wadi Hams (25° 55' nördl. Br.) als Süd-Midian bezeichnet. Südlich von diesem beginnt Hedjas. Ebenso theilt er das Land in zwei Bergwerksdistricte, den nördlichen mit dem Hafen Makna, der noch wenig bearbeitet ist, und den südlichen einst kunstgerecht ausgebeuteten mit dem Hafen El Wedsch.

Burton's Karawane bestand aus acht Europäern, fünf ägyptischen Offizieren, 25 Soldaten, 30 Bergleuten, 10 Maulthieren und etwa 100 Kamelen. Die nördlichen Excursionen wurden vom Hafen Muelah aus angetreten. Bei Makna wurden die Quarzsilberminen, welche 15 bis 20 Procent Silber lieferten, praktisch untersucht. Sie liegen ganz nahe bei der Küste und können mit dieser durch eine Pferdebahn verbunden werden.

Der nächste Ausflug wurde direct in das Land östlich von Muelah gemacht, um die genaue Lage der dortigen Minendistricte zu bestimmen. An der Küste zieht sich eine doppelte Reihe von Bergen hin, die von Querthälern durchschnitten werden. Jenseits der Berge führt ein sehr steiler und für beladene Kamele schwer zugänglicher Paß nach dem etwa 4000 Fuß hoch gelegenen Himsa-Plateau, welches aus neuem rothen Sandstein besteht und der westliche Wall des Nedsch ist. Oestlich von Himsa sieht man die dunklen Contouren des Marreh, der basaltischen und vulcanischen Region, von wo die alten Bergleute Midians ihre rauhen Mühlsteine holten. Hier hätte man beinahe einen Zusammenstoß mit den Maazeh gehabt, welche anscheinend freundlich die Reisenden empfingen, dabei aber auf Raub und Mord sannen. Ein schleuniger Rückzug war geboten und Burton wandte sich nun südöstlich. Man kam durch das schöne Wadi Daumah, das einst von Fruchtbarkeit strotzte, jetzt aber von den Beduinen verwüstet war. Burton entdeckte die Ruinen der Stadt Schiwak (Suka des Ptolemäus), die mit ihren Vorstädten, den sorgfältig gebauten Aquäducten, Katakomben und Ursinen einen gewaltigen Raum bedeckt. Hier untersuchte man die alten Schmelzstätten und fand die Schlacken, sowie das ausgepochte und ausgewaschene taube Gestein, in welchem die alten Bergleute nicht eine Spur des edlen Metalles zurückgelassen hatten. Schiwak war entschieden eine Arbeiterstadt; vielleicht eine Sklavenstadt, während eine Stunde weiter südlich Schagab liegt, dessen schönere Lage und Bauten darauf deuten, daß hier die reichen Minenbesitzer wohnten. Von hier aus wandte sich die Expedition nach Westen. Das Land war unfruchtbar, ohne Straßen, sehr dünn bevölkert, zeigte aber überall die Spuren alten Bergbaues.

Am 5. März kam Burton bei dem blühenden kleinen Hafenorte Ziba (Zibber der Admiralitätskarte) an, der gleichfalls mit den Werkstücken einer alten Stadt erbaut ist. Bei Ziba liegen die südlichsten Türkisminen. Die Eingeborenen verstehen sich darauf, durch Einschieben von Sandkörnern in die Perlaustern künstliche Perlen zu erzielen.

Die dritte Expedition, welche Burton noch weiter im Süden unternahm, war die wichtigste und für den Geologen wie Archäologen gleich reich an Ergebnissen. Hier fand Goldbergbau statt und die noch erhaltenen alten Stollen und Schachte zeigen deutlich, in welcher Weise die Alten den Bergbau betrieben. Marreh, der vulcanische District, welchen Burton untersuchte, erstreckt sich bis Yembo und vielleicht bis in die Gegend von Medina. Er ist bedeckt mit zahlreichen Bergwerksruinen und Goldfäden im Basalt zeigen, welchem Metall die Bauten galten. Der Bergwerksingenieur Marie entdeckte ein Schwefellager und wies die Fundstätten des Chalcedons nach, aus dem die Eingeborenen ihre Siegel und hübsch gearbeiteten Amulete herstellen.

Begleitet von dem Balizy-Stamme, welcher Besitzer der alten Bergwerke zu sein vorgiebt, brach Burton's Karawane am 23. März vom Hafen El Wedsch auf und besuchte die Ruinen von Um el Karajjat (Mutter der Dörfer), wo in allen Richtungen Bergwerksspuren sich finden. Die Berge von schneeweißem Quarz waren hier stellenweise so stark ausgebeutet, daß sie eingestürzt waren. Man fand freies Gold, meist aber kommt dasselbe in rosenrothen Adern vor, die im Quarz verlaufen. Die bedeutendsten Bergwerke liegen bei Um el Charab (Mutter der Verlassenheit), wo in den Stollen noch Quarzsäulen als Stützen ausgespart gefunden wurden. Wie muß früher dieses Land einst geblüht haben, wie traurig und öde liegt es jetzt da! Nachdem Burton es durchzogen, gelangte er nach El Beda (Bedais des Ptolemäus); wo die rothen Porphyrberge Inschriften in kufischen und modern arabischen Lettern tragen, während nabathäische Inschriften nicht entdeckt werden konnten. Am 8. April wurde das letzte Reiseziel, Wadi Hams, erreicht, das jetzt die Grenze zwischen Hedschas und Aegypten bildet. Hier entdeckten die Reisenden die Ueberreste eines hübschen kleinen Tempels, in welchem die Araber nach Schätzen gegraben hatten. Er war aus dem Alabaster der nahen Steinbrüche erbaut worden, doch durch die Regenwasser des Wadis zerstört, welches die Säulentrommeln und Capitäle im reinsten griechischen Stile weithin geschwemmt hatte. Sollte hier eine Spur von jener unglücklichen Expedition vorliegen, in welcher Aelius Gallus von dem Verräther Nabathäsus überwunden wurde?

Indianische Alterthümer aus Venezuela.

Von Dr. **A. Ernst** in Caracas.

1. Felsritzungen.

Die Zeichnung Nro. 1 ist eine genaue Copie der Felsritzung von Las Caritas (d. h. die kleinen Gesichter), unweit Turmerito, zwei Meilen südlich von Caráceas. Sie befindet sich auf einem 2,30 Meter langen und an der breitesten Stelle 1,06 Meter messenden Gneißblock, welcher auf dem Abhange des Bergrückens in kurzer Entfernung von der Fahrstraße liegt. Ein bequemer Fußpfad führt von dem Punkte El Copei (Name einer kleinen Pulperia am Wege) nach der Stelle, die ich am 9. December 1877 in Gemeinschaft einiger wissenschaftlicher Freunde aus Carácas besuchte [1]). Der Punkt hat eine Seehöhe von 979 Meter, nach einer annähernden Bestimmung des Lic. Aveledo. Der Stein ist ein Trümmerblock, der ringsum von Detritus umgeben ist, und seine mit den Figuren bedeckte obere Fläche erhebt sich kaum merklich über die schiefe Ebene des Abhanges. Eine unter ihm befindliche kleine Aushöhlung ist Folge von Nachgrabungen, die von Schätze suchenden Personen neuerdings angestellt wurden, aber kein Resultat ergaben. Die mit der Neigung des Abhanges zusammenfallende Fläche des Steins beweist zugleich, wie unbedeutend die Denudation der Berglehne wenigstens in den letzten drei oder vier Jahrhunderten gewesen ist. Die Richtung der „Inschrift" ist von O.-S.-O. nach W.-N.-W. Die Linien sind meist drei Centimeter breit und einen Centimeter tief, und im Allgemeinen gut conservirt.

Es wäre selbstverständlich eine müssige Spielerei, wollte ich eine Erklärung der Figuren versuchen. Ob dieselbe jemals bis zu einem gewissen Grade möglich sein wird, muß dahingestellt bleiben; vor der Hand scheint es nur wichtig diese Denkmäler einer längst entschwundenen Zeit sorgsam zu sammeln und späterer Forschung allgemein zugänglich zu machen.

Nro. 2 ist eine „Inschrift", die sich gleichfalls auf einem Gneißblocke befindet, welcher auf den Cerritos de Padilla, im Departement Yaritagua, Staat Yaracuy, von meinem Freunde, dem Dr. Jesus Muñoz Tébar am 21. November 1873 entdeckt wurde, der auch die hier gegebene Copie anfertigte und zu meiner Disposition stellte. Der Stein ist drei Meter lang und einen Meter breit; die mit den Figuren bedeckte Fläche ist senkrecht und scheint eigens zu diesem Zwecke vorbereitet worden zu sein. Die Linien sind einen Centimeter tief und zwei breit.

Nro. 3 befindet sich auf einem andern Gneißblocke in derselben Gegend, und wurde gleichfalls von Dr. Muñoz Tébar copirt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Appun (Unter den Tropen, Bd. II) eine von Dr. H. Karsten angefertigte Copie der Bilderschrift von San Esteban bei Puerto Cabello publicirt hat, die im Allgemeinen genau ist. Weitere hierher gehörige Publicationen sind mir nicht bekannt geworden; doch wird es mir hoffentlich möglich sein, gelegentlich fernere Beiträge zur Kenntniß dieses Gegenstandes zu liefern [2]).

[1]) Es waren die Herren Lic. A. Aveledo (Physiker und Meteorolog), Dr. Manuel V. Diaz (Prof. der Chemie an der Universität), Dr. Arist. Rojas (Historiker), sein Bruder Dr. Carlos Rojas (Entomolog) und Dr. Raf. Villavicencio (Prof. der Geschichte an der Universität).

[2]) Das Ausführlichste über diese Petroglyphen und den Nachweis, daß es sich gewöhnlich dabei um Spielerei handelt giebt R. Andree in seinen „Ethnographischen Parallen und Vergleichen" (Stuttgart 1878). Red.

2. Indianische Geräthschaften aus den Sammlungen des Museo Nacional in Carácas.

Das vor zwei Jahren gegründete Museo Nacional in Carácas, eine Stiftung des um den Fortschritt Venezuelas hochverdienten General Ant. Guzman Blanco, ist allerdings noch von wenig bedeutendem Umfange, enthält aber dennoch schon in einigen Sectionen viele Gegenstände von Interesse und wissenschaftlicher Wichtigkeit. Als Director dieser Anstalt will ich in Nachfolgendem verschiedene indianische Geräthschaften eingehender beschreiben.

Figur 4 stellt eine vortrefflich erhaltene Steinaxt dar, deren genauer Fundort indeß nicht bekannt ist. Sie ist 18 Centimeter lang, oben 10 und unten 6 breit, und mißt an der dicksten Stelle 35 Millimeter. Das Material ist ein außerordentlich hartes schwarzgrünes Hornblendegestein. Die Schärfe ist tadellos und die ganze Axt ohne irgend welche Beschädigung, so daß man annehmen möchte, sie sei nie gebraucht worden. Ihr Gewicht beträgt etwas mehr als ein Kilogramm. Die oberhalb sichtbaren Einschnitte dienten vermuthlich zur seitlichen Befestigung an einem Stocke vermittelst eines Strickes aus festen Pflanzenfasern. Ein zweites Exemplar derselben Form ist weniger gut erhalten. Außerdem besitzt das Museum eine große Anzahl kleinerer Steinäxte oder Steinmeißel, die in ihrer Gestalt mit denen des nordischen Steinalters übereinstimmen. (So namentlich mit den Figuren auf Tafel 28 der Antiquités préhistoriques du Danemark p. Madsen.)

Fig. 5 ist die Abbildung einer kegelförmigen Geräthschaft von 29 Centimeter Höhe und 65 Millimeter basalem Durchmesser. Das Material ist ein ziemlich grobkörniges Hornblendegestein von schwärzlicher Farbe. Das Museum verdankt diesen Gegenstand dem Apotheker Einar Staal in Valencia [3]), der ihn im flachen Uferwasser des Sees von Valencia gefunden hatte. Ich kann nicht errathen, welchen Zweck er gehabt haben mag (Kornquetscher? Red.).

Fig. 6 stellt eine 36 Centimeter lange, aus Dioritschiefer gefertigte Geräthschaft dar, die große Aehnlichkeit mit den auch anderswo aufgefundenen Schabern zum Reinigen der Fleischseite der Häute hat. Sie ist an der dicksten Stelle 8 Millimeter dick und rechts mit einer ziemlich stumpfen Kante versehen. Die beiden Löcher an der obern Seite deuten an, daß der Gegenstand an Schnüren aufgehängt wurde, und in dieser Lage giebt er einen starken Klang, wenn mit Holzstäben daraufgeschlagen wird. Sollte er vielleicht ein musikalisches Instrument gewesen sein? Fundort: Carora im Staate Barquisimeto, durch Señor Riera dem Museum geschenkt. Einen ähnlichen Gegenstand stellt die Fig. 1 der ersten Tafel des Atlas zu der Historia de Chile von El. Gay dar; wobei ich bemerken will, daß der Text zu die-

[3]) Derselbe Herr hat dem Museum eine höchst interessante und reiche Sammlung grönländischer und dänischer Alterthümer aus dem Steinalter verehrt, die auf seine Veranlassung von dem bekannten Alterthumsforscher Prof. Wilhelm Boye in Kopenhagen zusammengestellt wurde.

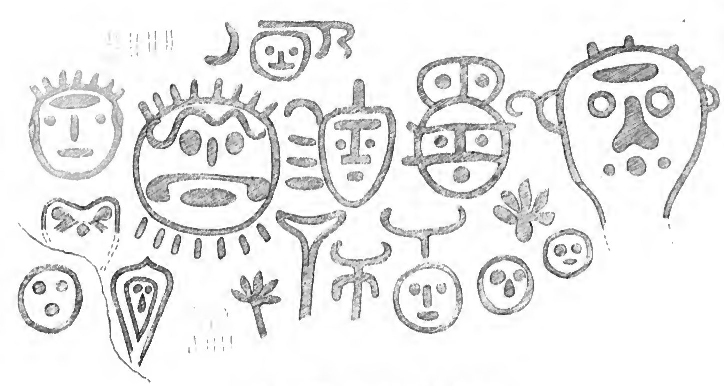


Fig. 1. Felsbilder von Las Caritas bei Turmerito.

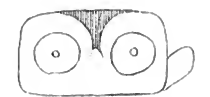


Fig. 3. Cerritos de Padilla.

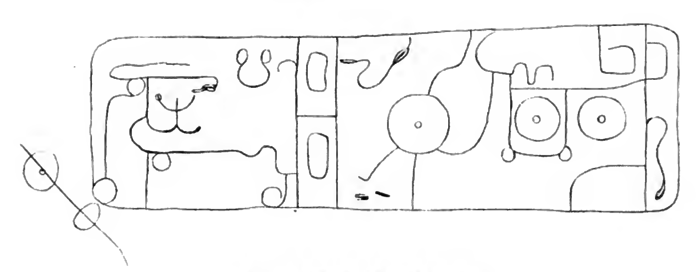


Fig. 2. Felsritzungen von den Cerritos de Padilla.

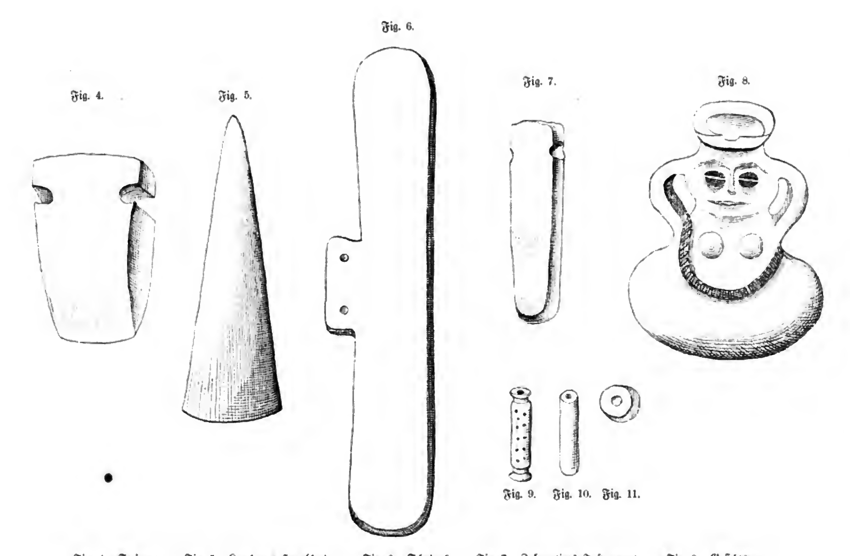


Fig. 4. Steinaxt. — Fig. 5. Kegel aus Hornblende. — Fig. 6. Schaber? — Fig. 7. Zahnartiges Instrument. — Fig. 8. Gesichtsurne. —
Fig. 9. Thoncylinder. — Fig. 10. Cylinder. — Fig. 11. Perle aus Feldspath.

sen **Antigüedades Chilenas** mir nie zu Gesicht gekommen ist und vielleicht auch nie publicirt wurde.

Die Nummern 7 bis 11 gehören zu einem interessanten Funde, der in der Stadt Tocuyo beim Graben eines Brunnens gemacht wurde, und verdankt das Museum diese Gegenstände dem Dr. Leonidas Anzola aus genanntem Orte. Die Gesichtsurne Nro. 8 ist, soviel mir bekannt geworden, das erste Beispiel des Vorkommens derartiger Alterthümer in Venezuela[1]). Sie ist in natürlicher Größe dargestellt und besteht aus einem stark mit Kohlenschiefer gemengten Thone. Auf der Rückseite befindet sich in der Gegend des Hinterkopfes eine Protuberanz, als wenn man einen Knoten zusammengebundener Haare hätte andeuten wollen. Die vorn unterhalb der Brüste sichtbare Halskette schließt sich im Nacken und hängt dann ein wenig in zwei Enden auf den Rücken hinab.

Neben dieser Urne fand man eine Anzahl zahnähnlicher Gegenstände, von denen Nro. 7 einen in natürlicher Größe darstellt. Sie sind ein wenig gebogen und oberhalb von Seite zu Seite durchbohrt, so daß sie, auf eine Schnur gereiht, eine Art Halsband bildeten. Das Material ist von einer großen Seemuschel genommen, vielleicht vom **Strombus gigas**, der an den Caribischen Küsten nicht selten ist. Querschliffe zeigen unter dem Mikroskop deutlich Schichten von breit neben einander liegenden Kalkblättern, welche in den einzelnen Schichten eine unter rechtem Winkel sich kreuzende Richtung haben. Diese Gegenstände sind demnach denen gleich, welche ich in Bd. XXI dieser Zeitschrift, S. 125, besprochen habe, nur daß die Substanz nicht so verwittert ist und eine Untersuchung ihrer Structurverhältnisse gestattet. Die zugleich mit den genannten Artikeln aufgefundenen durchbohrten Cylinder (Nro. 9 und 10) sowie die Perlen (Nro. 11) machen es wahrscheinlich, daß der Fundort die Grabstelle einer Frau war, obgleich mein Berichterstatter nichts von etwaigen menschlichen Resten in Erfahrung bringen konnte. Das darf indessen wenig befremden, da bei der jedenfalls sehr vorgeschrittenen Zersetzung der Knochen die Arbeiter sie um so leichter übersehen konnten, als sie kein besonderes Interesse für dergleichen Sachen haben.

Die kleinen Cylinder bestehen aus rothgebranntem Thone und sind verhältnißmäßig sehr hart. Einige sind einfach, (wie Nro. 10), andere haben Einschnürungen an den Enden und sechs Reihen von Punkten in der Mitte (wie Nro. 9).

Die Perlen Nro. 11 sind aus einem lauchgrünen Feldspath gefertigt, der ehedem unter dem Namen Amazonenstein hin und wieder beschrieben wurde.

Außerdem fanden sich noch weiße Perlen, die aus demselben Stoffe bestehen, wie die bereits erwähnten zahnähnlichen Ornamente, mehrere kleine runde Steine (schwarzer Kieselschiefer) und ein ringförmiges Stück Harz, welches sich bei näherer Untersuchung als eine Art Drachenblut (von Pterocarpus Draco) herausstellte.

[1]) A. Goering bildete bereits in den Mittheilungen des Leipziger Vereins für Erdkunde eine venezuelanische Gesichtsurne ab. Red.

Die Quechuas von Ecuador.

Von **Bernhard Flemming.**

Wo einst dem Sonnengott gehuldigt wurde, herrscht heute ein anderes Geschlecht, und in den dampfenden Thälern des Esmeralda und Daule wie an den Abhängen des Pichincha und Chimborazo hat das Schwert der Conquistadoren dem goldenen Zeitalter der Incas ein Ende und dem Symbol des Christenthums Platz gemacht. Die Erben des großen Reiches, Epigonen jener Räuber, sind heute geachtete Leute und lassen keine Gelegenheit vorbei, das Andenken der Mörder Atahuallpa's (ihrer eigenen Vorväter) zu verdammen. Ja, sie verleugnen den Tropfen spanischen Bluts in ihren Adern, auf den sie dem Neger und Indianer gegenüber so stolz sind, um für die durch häusliche Zwietracht entstandene Armuth der Republik der frühern Mißregierung des Mutterlandes Schuld zu geben. Sie prahlen mit der Civilisation der Incas, aber lassen deren Nachkommen nicht einmal ihr eigenes geringes Wissen und Können zukommen, sondern nutzen die zu Idioten Gewordenen durch Erpressung und Frohndienste wie Lastthiere aus. Man kann sich ungefähr denken, wie schwer es Bolivar trotz Spaniens Ohnmacht geworden sein mag, Kämpfer für die Befreiungskriege zu finden, denn die Indianer verhielten sich damals, wie auch heute noch, ganz apathisch gegen die Bestrebungen der Weißen, die, ob königlich oder republikanisch, ob liberal oder conservativ, für sie stets dieselben Tyrannen sind.

So finden wir heute die früheren Herren des Landes mit wenigen Ausnahmen ebenso scheu und mißtrauisch in ihrem Rancho, der sich in der dunkelen Fluth des Rio Santiago und Cayapas spiegelt, wie trotz jahrelangem Aufenthalt im großen Quito.

Zu Stämmen vereinigt an den Ost- und Westabhängen der Cordilleren oder als Individuum inmitten von Mischlingen, Weißen und einigen Negern (in Ecuador circa 8000) führen die Reste des großen Volkes ein vegetatives Dasein ohne Zukunft. Ihr schweigsames Wesen macht sie dem Fremden, der mit den Unterdrückten sympathisirt, interessant und geheimnißvoll.

Sie sollen ihrer großen Vergangenheit eingedenk sein, und der schwarze Poncho (Mantel) Einzelner soll Trauer um den letzten Inca bedeuten, wie man auch ihre lebhafte Communication, mittelst welcher beispielsweise die Nachricht der Schlacht von Pasto in zwei Stunden nach dem achtzig Leguas entfernten Riobamba gelangte, und die ihnen gemeinsame Sprache (die übrigens in Cuzco ganz anders wie in Quito klingt) als Argument anführt, um eine Massenerhebung gegen die Weißen prophezeien zu können, wie solche einst in kleinem Maßstabe die Jivaros in Logroño und Sevilla de Oro durch Vernichtung der spanischen Minencolonien zu Stande gebracht haben.

Während letztere aber immer Muth und wilden Unabhängigkeitssinn gegenüber allen Eroberungsversuchen der Weißen zeigten und nur dem Namen nach zu Ecuador gehören, sind die Quechuas servil und furchtsam, träge, denkfaul und abergläubisch. Sie sind deshalb für das Bestehen der Republik ungefährlich, wenn sie auch nach dem großen Erdbeben am 16. August 1868 Muth genug hatten, die Ruinen von Ibarra und Otavalo zu plündern, und später ihrer einige Tausend bei Callo in der Nähe des Cotopaxi sich gegen die Truppen der Regierung verschanzt hatten, nachdem sie an Beamten in Riobamba einige Mordthaten verübt hatten. Im letztern Falle hungerte man die nur spärlich mit Proviant und mit Feuerwaffen Versehenen förmlich aus und ließ sie dann laufen.

Die Weißen sagen, daß Scham, Ekel und Todesfurcht dem Indianer unbekannte Dinge seien, und nennen sie Chinos, obgleich nichts an mongolischen Ursprung, aber Vieles und besonders bei den Cayapas an den Typus mexicanischer Azteken mahnt.

Musculös, breitschultrig, mit gewölbter Brust, kleinen Händen und Füßen, die Wenigsten fünf Fuß hoch, mit Adlernase, ziemlich großem, schmallippigem Mund, schwarzen, nicht schiefen Augen, schwachgewölbter, an den Schläfen schmalgedrückter Stirn, einer reichen Fülle groben, schwarzen, straffen Haares, aber mit spärlichem oder gar keinem Bartwuchs und einer hellbraunen Hautfarbe, die nicht dunkler als die sonnenverbrannte Stirn eines deutschen Bauern ist, machen sie einen durchweg guten Eindruck.

So begegnen wir ihnen auf der Hochebene, wo sie in kurzem Trabe mit demüthig gezogenem Hute und ihrem [1] „Alabado sea el santissimo Sacramento del Altar!" an dem Reisenden vorbeieilen, und so gleiten sie auch in ihren schmalen Canoes unter dem Schatten der Urwaldbäume hin; aber hier und dort würde man sie ohne den nöthigen Nachdruck vergebens zu einer Hülfeleistung anrufen. Sie sind gewohnt, nur gezwungen etwas für die Weißen zu thun. Mit Schlägen treibt man sie zur Arbeit, ja selbst in die Kirche, wie seiner Zeit die Cayapas in La Tola.

Im Osten der Republik findet man Quechuas im Gebiete von Canelos und am Rio Napo im Westen bei Nanegal und Intac und an den Flüssen Balzar, Palenque, Toachi (Santo Domingo de los Colorados) und Cayapas. Auf der Hochebene unterscheiden sich durch geringfügige Merkmale von einander die Quechuas von Imbabura, repräsentirt durch die Cotacachis, die von Quito, von Tacunga, vom Chimborazo und die von Canar und von Loja. Von diesen Stämmen sind die Cayapas wegen ihrer Abgeschlossenheit und im Gegensatze dazu die Cotacachis wegen ihrer Fähigkeit, sich den Weißen zu assimiliren und durch ihre industrielle Thätigkeit die interessantesten.

Die Cayapas am gleichnamigen Nebenflusse des Rio Santiago, der bei La Tola in die Südsee geht, haben die Sitten und Gewohnheiten früherer Tage bis heute bewahrt, und es rührt ihr Mißtrauen gegen die Weißen und Behörden von den gewaltsamen Maßregeln her, mit denen man hin und wieder ihre Dienste in Anspruch nimmt. Nur dem „Taita (Papa) Cura" vertrauen sie, obgleich dieser sie ebenfalls nur ausbeutet und ihnen vom Christenthume nichts zukommen läßt, als einige segensreiche Worte bei ihren Taufen und Verheirathungen. Er steht bei ihnen in so hohem Ansehen, daß er selbst mit Uebergehung von Frau und Kindern zum Erben eingesetzt wird.

Deßwegen darf man sie aber gewiß nicht für Christen halten, und ihren Frauen besonders bürden sie auf echt heidnische Weise alle Feldarbeit, Mahlen des Zuckerrohrs auf primitiven Pressen von Eisenholz und Guachapeli u. s. w. auf, während sie in stummer Unthätigkeit, ihr kurzes Jäckchen über die nackten Knie gezogen, dahocken oder der Jagd und dem Fischfang nachgehen. Ihre Weiber sind jedenfalls durch die harte Arbeit so unansehnlich geworden und altern frühzeitig. Sie tragen das Haar wie auch die Männer in einen Knoten geschlungen und ihre einzige Bekleidung besteht in anderthalb Ellen blauer Bayeta (gerauhtem Wollenstoff) aus den Fabriken des Innern, die sie um den nackten Leib schlingen. Selbstverständlich kommen sie, wenn in interessanten Umständen, sehr schlecht mit dieser knappen Robe aus. In der Kirche, auf dem Marsche, im Canoe haben sie ein Kind an der Brust und vielleicht ein anderes rittlings auf der Hüfte oder auf dem Rücken und eine Spindel mit Baumwollfaden oder das Canalete zum Rudern oder Steuern in der Hand — mehr Lastthiere als Gefährten ihrer Männer. Die letzteren sind übrigens, wenn unter sich, nur mit einer Art Badehose oder gar einem ungefähr 8 Quadratzoll großen Schurz bekleidet, und es dient das erwähnte kurzärmelige Jäckchen mit weitem Halsausschnitte und nur bis über die Magengrube reichend als Bekleidung bei ihren Ausflügen nach La Tola, Esmeralda und der nahen colombianischen Küstenstadt Tumaco. Dieses Kleidungsstück ist zuweilen mit Eidechsen, Vögeln und noch sonderbareren Zeichnungen bemalt. Sich selbst schmücken sie noch, indem sie mit dem rothen Samen der Bixa orellana (Arnatto, Onoto) einen Strich von Wange zu Wange quer über die Nase weg und andere über die Augenbauen hin malen, was vollständig genügt, ihre zum Theil sehr sanften fast weiblichen Züge gänzlich zu entstellen.

[1] „Gelobt sei das allerheiligste Sacrament des Altars!"

Obgleich harmlos, besitzen sie doch einen gewissen Grad von Entschlossenheit. So machten sie im Jahre 1874 die Anzeige in Esmeralda, der Provinzialhauptstadt, daß einige colombianische Neger verschiedene ihrer Frauen geschändet und ausgeraubt hätten, während die Männer abwesend waren. Da diese Plage keine Abhülfe fand, suchten sie selbst die schwarzen Störenfriede in ihrem Verstecke auf, schossen sie alle nieder und meldeten die Thatsache einfach dem „Gorneador" (Gouverneur).

Ehrlich in hohem Grade, wenn nicht Branntwein ins Spiel kommt — dem sie so sehr huldigen, daß selbst Scorpionen und Scolopender in Spiritus sie nicht abgehalten haben, von dem edlen Naß zu trinken —, haben sie nur einen unvollkommenen Begriff vom Werthe des Geldes, das sie in durchlöcherten Frankenstücken, also entwerthet, am Gürtel oder Halse an Schnüren aufgereiht tragen. Auch ihnen ist wie allen anderen Eingeborenen Flinte und Munition neben Machete (Waldmesser) und Angelhaken der höchste Besitz. Im Verkehr mit Freunden, die sie behufs Ein- und Verkaufs wohl aufsuchen, aber sehr ungern in ihre Ortschaften kommen sehen, ist ihr Quechua mit spanischen Ausdrücken vermischt.

Der Compadrasco (Gevatterschaft) steht bei ihnen in hohem Ansehen, und man erreicht diesen Grad von Verwandtschaft, indem man einem Säugling des Gastfreundes die Fingernägel beschneidet. Der Mond übt den größten Einfluß auf alle ihre Verrichtungen: man würde nie Zuckerrohr anders, als bei abnehmendem Monde pflanzen; ebenso würde Cacao, bei zunehmendem Monde gepflückt, oder ein Baum zu dieser Zeit gefällt, dem Wurmfraß erliegen. Beim Fischfang geht es ebenso zu, und die einheimische Kurmethode bei Schlangenbissen, mit Vernachlässigung aller bekannten Mittel, wie Ammoniak und Siegellack, wäre offenbar lächerlich, wenn nicht oft ein so tragischer Verlauf des Krankheitsfalls dabei stattfände. Kein Kranker wird übrigens während der sechs Stunden der Fluthzeit, sondern stets während der sechs Ebbestunden sterben, und keine Frau kommt bei zunehmendem Monde nieder.

Sie hängen so fest an ihren Gewohnheiten, daß sie, obgleich schlechte Seefahrer, der zuweilen recht schlimmen Brandung der Barre vor La Tola trotzen, um ihre Canoes und Bateas (Holzschüsseln), ihre Aloefaser, geflochtene Körbe und Fächer, Kautschuk, Cacao, Taback u. s. w. nach Esmeralda zu bringen, was sie, abgesehen von der Lebensgefahr, viel besser in Tola selbst besorgen könnten, wenn ihr Mißtrauen gegen die dortigen Händler es gestattete. Zuweilen findet man auch ganze Flottillen von Cayapas bei den Austernbänken von La Poza, wo sie wochenlang in süßem Nichtsthum verweilen.

Intelligenter und zahlreicher als die nur bei 2000 Seelen zählenden Cayapas sind die Indianer des Städtchens

Cotacachi und seiner Umgebung am Fuße des gleichnamigen Vulcans. Hier findet, wie erwähnt, schon starke Vermischung mit der kaukasischen Race statt, wenn man auch die Kreuzung leicht an der Farbe, Gesichtsschnitt, Körperform, Temperament und Fähigkeiten erkennt. Von den Frauen der Cotacachis könnte manche durch schön entwickelte Formen und anmuthige Züge ihren ganz weißen und darum beneideten Schwestern in Quito und Guayaquil den Preis der Schönheit streitig machen.

Die Cotacachis befinden sich bei ihrem Fleiße und ihrer Kunstfertigkeit (Weberei, Lederarbeiten und Strohhutflechterei) in besserer Lebensstellung als die zuerst genannten Stammesgenossen, und haben in ihren Wohnungen selbst manche Bequemlichkeiten wie die Weißen. Ihre Sprache ist schon zur Hälfte Spanisch, aber in ihren Katechismen, Gebeten und im Sermon der Geistlichen findet sich eine große Menge Wörter der Ursprache, die die Incas auch im Osten, d. h. in Macas, Canelos und am Napo, als erfolgreiches Befestigungsmittel ihrer Macht eingeführt hatten.

Die Stämme des Ostens kehrten jedoch nach Aufhören des Sprachzwangs, d. h. nach dem Untergang des Incareiches, zum alten Idiom zurück, das die Jivaros am Rio Morona, Paute und Zamora sprechen. Es hat diese Sprache übrigens genug Aehnlichkeit mit der der Incas, um den Verkehr mit Quechua sprechenden Stämmen, wie denen am Rio Pastassa, den Cofanes und den Pimampiros, zu erleichtern.

Die letzteren zogen sich laut Ueberlieferungen 11 000 Seelen stark aus der Provinz Imbabura nach dem Osten zurück, nachdem 1679 der König von Spanien zu Gunsten des peruanischen Weinbaues entschieden hatte, daß in Ecuador alle Weinpflanzungen zu vernichten seien.

Manuel Villavicencio, der 1871 in Quito starb, ist der einzige Ecuadorianer, der sich eingehender mit der Quechuasprache befaßte. Seine lange Thätigkeit als Gouverneur der Provinz del Oriente und später der Provinz Esmeralda, wie sein Aufenthalt bei den verschiedenen Indianergruppen der Hochebene machten ihm eine genaue Kenntniß der Sprache möglich [1]).

Von den Cayapasindianern ist es erwiesen, daß ihre Zahl rasch abnimmt; langsamer mag dies mit denen der Hochebene gehen, wo außerdem in Folge der Vermischung mit den Weißen Forschungen viel schwieriger sind. Merkwürdiger Weise vertragen die letzteren durchaus nicht Klima und Lebensweise der Küste und sterben an Heimweh. Gesang ist unerhört bei ihnen; jedoch fehlen ihnen nicht schwermüthige Melodien, auf einer Art Papagenoflöte (Rondador) vorgetragen, die unzertrennlich von ihren Chichaorgien ist.

Auf der Hochebene, wo das Loos der Indianer in simulirter Sklaverei mit wenig oder keinem Gewinn besteht, sind sie meistens Conciertos oder Gañanes, die sich mit Entsagung und stummer Unterwerfung das Joch des Weißen gefallen lassen — die Stämme dagegen in den undurchdringlichen Wäldern am Westabhang des Pichincha, am Napo und in Canelos haben verhältnißmäßig feuriges und lebendiges Wesen, aber auch sie sind, durch Krankheiten decimirt, im Aussterben begriffen.

[1]) Die älteste Grammatik der Quechuasprache wurde im Jahre 1560 in Valladolid gedruckt. Das erste Wörterbuch nebst Grammatik ist das vom Jesuiten Diego de Torres Rubio, dessen erste Auflage 1603 in Sevilla und dessen vierte und letzte 1754 in Lima erschien. 1607 wurde in Los Reyes in Peru eine Grammatik nebst Wörterbuch des Jesuiten Diego Gonzales Holguin gedruckt. Das neueste und beste Werk ist die Kechuasprache von J. J. von Tschudi-Wien.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der Vossischen Zeitung.

Zu einer der brennendsten ethnologischen Fragen liegt gegenwärtig von sehr hervorragender Seite höchst beachtenswerthes Material vor. Prof. H. Kiepert, der bekanntlich einer der genauesten Kenner der geographischen und ethnographischen Verhältnisse in der Türkei ist, veröffentlicht soeben eine kartographische Darstellung der neuen Territorialgrenzen auf der Balkan-Halbinsel vom Gesichtspunkte der Nationalgrenzen. In der begleitenden Abhandlung zu dieser Karte beginnt der bekannte Autor mit folgender Einleitung: „Man kann schon jetzt, nachdem die speciellen Bestimmungen des am 3. März abgeschlossenen Friedensvertrages bekannt geworden sind, die Ueberzeugung aussprechen, daß die dadurch bewirkte Umgestaltung der politischen Landkarte nicht einmal die nächstbetheiligten slavischen Volksstämme befriedigt hat, während sie von deren Glaubensgenossen anderer Nationalität, unter denen nur das Häuflein der christlichen Albanesen politisch kaum mitzählt, namentlich von Griechen und Rumänen, geradezu als das Grab ihrer Zukunftsträume perhorrescirt wird. So wenig deckt sich die zur Rechtfertigung der russischen Kriegserklärung etwas zu allgemein ausgesprochene Phrase des Schutzes der bisherigen christlichen Unterthanen der Pforte, welche diese so wenig, wie das von ihr aus dem Wege geräumte abgestorbene Byzantinerthum in vielhundertjähriger Herrschaft zu einer homogenen Masse umzugestalten im Stande gewesen ist, mit den unter einander im heftigsten Streite liegenden Interessen der einzelnen Volksstämme dieses ebenso unglücklichen wie von der Natur reich gesegneten Landes. Denn nicht neben einander in geschlossenen Massen, wie im Ganzen in Mittel- und Westeuropa — wo gleichwohl schon die Ansprüche unseres Jahrhunderts auf eine möglichst der Sprachgleichheit entsprechende Auseinandersetzung der großen Nationalstaaten auf schwer zu bewältigende Hindernisse stoßen —, sondern durch mehr als ein Jahrtausend hin und her wogende Eroberungen und Colonisationen durch einander geschoben und zersprengt, wohnen bei Weitem die meisten Völkerstämme in der Osthälfte unseres Erdtheils. In dieser Weise sind ihre Sitze auf altpolnischen, russischen, österreichisch-ungarischen, serbischen Gebieten durch die erst seit wenigen Decennien ernstlich betriebenen statistischen Erhebungen im Detail constatirt worden, während in der bisher sogenannten Türkei nach allen phrasenreichen Versprechungen die Arbeit officieller Statistik ein frommer Wunsch geblieben ist und wir nur durch den Fleiß einzelner privater Forscher über das bunte Durcheinander jener Verhältnisse einigermaßen belehrt sind.“ Es werden dann weiterhin im Texte die einzelnen Territorien gesondert betrachtet und besprochen und der Leser erhält bei gleichzeitigem Studium der Karte die Ueberzeugung, daß sich bei dem neuen Stande der Dinge einmal die National- und Territorialgrenzen nicht decken, zweitens aber, daß es überhaupt zu den Unmöglichkeiten gehört, Grenzlinien aufzufinden, welche allen berechtigten Ansprüchen, namentlich auch denjenigen des österreichisch-ungarischen Grenznachbars, entsprechen, und daß endlich manche der neuen Festsetzungen einen

bedenklichen Keim nationaler Streitfragen und möglicherweise selbst europäischer Verwickelungen in sich schließen. Wir folgen gern dem Verfasser durch die Reihenfolge von Betrachtungen, welche er an die einzelnen Gebiete knüpft, zumal sie uns in einzelnen Fällen ganz überraschende Thatsachen mittheilen. Diese Arbeit ist veröffentlicht in der soeben erschienenen Nro. 17 von Bd. XXXIII der Zeitschrift „Globus“, welche unter der Redaction des Dr. Richard Kiepert bei Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig herausgegeben wird. Wir benutzen gern die Gelegenheit, unsere Leser hierbei wieder einmal auf diese Zeitschrift besonders aufmerksam zu machen, und heben namentlich zwei Punkte hervor, durch welche sie sich auszeichnet. Der erste ist ihre Reichhaltigkeit, welche von keinem andern Unternehmen ähnlicher Art übertroffen wird, und die uns nicht nur alle neuen Erscheinungen auf dem weiten Gebiete der Geographie stets aufs Schnellste zugänglich macht — es sei hier nur an die soeben erst veröffentlichte Uebersetzung des Buchs von Prschewalski's Reise an den Lob-nor erinnert —, sondern die auch die Anthropologie und Ethnologie besonders in ihr Bereich zieht. Auch hier begegnen wir Namen von bestem Klang, die in dieser Zeitschrift hervorragende Mittheilungen bringen, wie wir sie vielleicht kaum in einem Fachjournal erwarten würden. In Bezug auf diesen Theil seien aus den letzten Nummern nur die Veröffentlichungen über die Schliemann'schen Ausgrabungen in Mykenae sowie die vortrefflichen und erschöpfenden Aufsätze von A. Ecker über abnorme Behaarung des Menschen, insbesondere über die sogenannten Haarmenschen, angeführt. Was den zweiten Punkt betrifft, so ist dies die Ausstattung, die, wie Alles, was bei dieser Verlagshandlung erscheint, brillant ist. Die große Menge von vorzüglichen Illustrationen, welche jede einzelne Nummer in Verbindung mit Karten, selbst im Buntdruck — wie die oben angeführte —, bringt, ist mit einer gewissen verschwenderischen Fülle in den Text gefügt, daß man sofort den Eindruck erhält, die Zeitschrift „Globus“ hat sich das Ziel gesetzt, nicht nur dem Fachmann, sondern dem großen Kreise gebildeter Leser, der sich in unserm Publicum befindet, stets das Neueste und Beste in vorzüglichster Darstellung durch Wort und Bild zu bringen.

Asien.

— Während der letzten drei Jahre hat Admiral Duperré mit vielem Erfolg sich bemüht, die Hülfsquellen von Französisch-Cochinchina zu entwickeln. Besonders hat er eine Versuchsfarm dicht bei Saïgon eingerichtet, wo unter Aufsicht eines Pariser Botanikers Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Kaffeesträucher u. s. w. gepflanzt und alljährlich in Tausenden von Exemplaren an französische und einheimische Pflanzer in der Colonie vertheilt werden. Auch Tabacк wurde mit Erfolg angebaut; man versucht gegenwärtig unter Aufsicht eines Beamten der Pariser Tabacksmanufactur die Blätter für den europäischen Markt herzurichten. Ebenso gedeiht das Zuckerrohr vortrefflich.

— Der Strich an der Nordküste von Borneo, von dessen Besitzergreifung durch eine englische Gesellschaft unter der Leitung des frühern österreichisch-ungarischen Generalconsuls in Hongkong, v. Overbeck, wir in Nro. 18 dieses Bandes berichteten, war schon vor einigen Jahren, zum ersten Mal gelegentlich der Wiener Weltausstellung, von demselben unternehmenden Kenner ostasiatischer Handelsverhältnisse der österreichisch-ungarischen Regierung zum Erwerb vorgeschlagen worden, und sein Vorschlag, der im vorigen Jahre unter eingehender Motivirung erneuert ward, hatte in Wien viel theoretischen Beifall gefunden. Eine Commission von Gelehrten, Kaufleuten und Capitalisten, vom Präsidium des Orientalischen Museums niedergesetzt, hatte ihn in günstigem Sinne begutachtet, ohne freilich seiner Realisation mit österreichischem Capital Aussichten eröffnen zu können. Overbeck gab die Oberfläche des zu erwerbenden Gebietes, gebildet durch den nördlichen Theil der Insel Borneo und die vorliegenden Inseln, auf ungefähr 1250 geographische Quadratmeilen an; die Landgrenze soll an der Ostküste bei 4½° nördl. Br. beginnen und von hier in nahezu gerader Linie nach einem Punkte der Westküste ziehen, der in etwa 6½° nördl. Br. gelegen ist; die nördlich vorliegenden Inseln erstrecken sich bis 12½° nördl. Br. Der Boden ist vorwiegend hügelig mit Ausnahme der Umgebungen des über 4000 Meter hohen Kina-Balu, der noch innerhalb der Grenzen dieses Territoriums sich am Ufer des gleichnamigen Sees erhebt. Die bedeutendsten Flüsse sind Paitan, Jugot und Kinabatangan, sämmtlich an der Ostküste mündend und für die Schifffahrt verwendbar; Overbeck fuhr mit einem Dampfer bereits circa 50 geographische Meilen auf dem letztern aufwärts. Einige vorzügliche Häfen, wie Gaya-Bay, Ambong-Bay, Usukan-Hafen, Malude-Bay, Labuk- und Darvell-Bay und Sandakan-Hafen, sind vorhanden und sind von ihnen der erstgenannte an der Nordwest-, der letzte an der Ostküste als die vorzüglichsten zu bezeichnen. Dem Lande eigenthümliche ohne Cultur zu erlangende Producte sind: Kautschuk, Guttapercha, Campher, Damarharz, Sago, Cassiarinde, Mahagony-, Guajac-, Eben- und Eisenholz. Die Cultur des Bodens würde in erster Linie Kaffee, Reis, Zuckerrohr, Taback und Pfeffer ins Auge fassen, Producte, welche von chinesischen Ansiedlern zum Theil schon früher, d. h. zu einer Zeit angebaut worden sind, in der die einst bedeutenden chinesischen Colonien an dieser Küste noch nicht dem Aussaugungssystem der malayischen Häuptlinge zum Opfer gefallen waren. An animalischen Producten sind die Holothurien (den Trepang der Chinesen liefernd), Perlmuscheln und indianische Vogelnester der Küste, Schildpatt, Elfenbein und Wachs zu nennen. Der Goldreichthum Borneos ist bekannt. Die Kohlenlager, die bekanntlich schon lange auf Labuan von den Engländern ausgebeutet werden, sollen sich nach Borneo fortsetzen, und in den Flüssen soll der Zinnreichthum bedeutend sein. Neuerdings ist Quecksilber im nördlichen Borneo entdeckt worden. Zugleich mit der Uebertragung des geschilderten Landstriches hatte Baron Overbeck vom Sultan von Brunei den Titel eines Maharadschah von Sabah (malayischer Name für den Norden von Borneo) und von dem von Sulu den eines Radschah von Sandakan erhalten.

— Unter den Ländern, welche in Folge des nordamerikanischen Secessionskrieges eine bedeutende Entwickelung der Baumwollencultur erfahren haben, nimmt Kleinasien nicht die letzte Stelle ein, wenn es auch in dieser Richtung keine so großen Fortschritte gemacht hat wie Indien oder Aegypten. Die Baumwollernte belief sich vor 1860 auf nicht mehr als 10 000 Ballen per Jahr, welche ganz im Inlande consumirt wurden; aber von October 1876 bis Mai 1877 belief sich die Ausfuhr auf 55 000 Ballen, und der Consum im Inlande, der sogar schon eine von einem Oesterreicher gegründete Spinnerei bei Smyrna hervorgerufen hatte, war erheblich gestiegen. Die Districte mit der bedeutendsten Production sind Kassaba, Aidin, Denizly, Kirkagatsch und Banidir. Die Qualität ist bei der geringen Sorgfalt, mit der der Anbau betrieben wird, keine hervorragende. Die Hauptmasse des Exports geht nach Barcelona (35 000 Ballen), außerdem beziehen Oesterreich und Deutschland über Triest und Venedig (20 000 bis 25 000), Frankreich und Italien über Marseille, Genua, Neapel, Venedig (10 000 bis 15 000 Ballen) von diesem Producte Kleinasiens.

Afrika.

— Ueber die neuerliche Ausdehnung des niederländischen Handels an der Congoküste, welche durch einen Bericht des Dr. Kan in Amsterdam in den „Deutschen Geographischen Blättern“ (1878, Heft 2, S. 130) bekannt geworden ist, zeigen sich die „Times“ sehr überrascht und behaupten sogar, daß „die Festländer und besonders die „Germans“ entschlossen seien, nicht zu dulden, daß die von Stanley

entdeckten Gebiete von England annectirt würden" (!). Die betreffende Mittheilung des Dr. Kan ist folgende:

Der niederländische Handel mit jenem Theil der afrikanischen Westküste wurde zuerst von zwei unternehmenden Rotterdamer Kaufleuten, Kerdyk und Pincoffs, eröffnet. Aus diesem Geschäft entstand im Jahre 1869 die genannte „Handelsvereinigung". Dieselbe besaß 1871 nur erst 10 Factoreien und im Jahre 1874 bereits 44. In diesen Factoreien ist ein zahlreiches Personal europäischer Handlungsgehülfen und Arbeitsleute (Maschinisten, Küper, Schmiede, Zimmerleute und Maurer). Außerdem wird eine große Anzahl Kabinda-Neger für die schweren Arbeiten beschäftigt. In der Hauptfactorei der Gesellschaft zu Banana-Point an der nördlichen Mündung des Congo, welche sie von dem französischen Hause Regis Overmann, das bis 1872 hier Handel trieb, übernahm, besitzt die Gesellschaft außer der Schmiede und Küperei eine Helling; auf ihre Kosten ließ die Gesellschaft die Mündung des Congo betonnen und mit Baken versehen. Der Verkehr zwischen der Hauptfactorei und den Zweigniederlassungen wird durch verschiedene Dampfboote und sonstige Fahrzeuge vermittelt. Zwischen Rotterdam und Banana findet eine regelmäßige Dampfschifffahrt statt und zwar ungefähr viermal im Jahre. Das europäische Personal in den Factoreien bestand 1873 aus 50 Handlungsgehülfen, 30 Maschinisten und Arbeitsleuten und 12 Geschäftsführern und Capitänen resp. Steuerleuten der Dampfboote und Küstenfahrzeuge. Was die geschäftlichen Erfolge der Gesellschaft betrifft, so theilte der Director in der am 28. Juli 1877 zu Rotterdam stattgehabten Generalversammlung mit, daß die Einfuhr in 1876 diejenige von 1875 dem Werthe nach um 1 400 000 Gulden überstieg. Ueber den Zustand der verschiedenen Factoreien konnten die günstigsten Berichte erstattet werden. Der Gewinn betrug 355 049 Gulden 60 Cents. Die Dividende für 1876 wurde zu $7\frac{1}{2}$ Proc. bestimmt, während die Inhaber der 5procentigen Obligationen noch 7 Gulden 70 Cents für jede Obligation aus dem Gewinnrest empfingen. Am 1. August vorigen Jahres fand unter dem Ehrenvorsitz des Prinzen Heinrich der Niederlande eine außerordentliche Generalversammlung statt, in welcher in Rücksicht auf den Umfang der Geschäfte eine Vermehrung des Gesellschaftscapitals beschlossen wurde. Was die Ein- und Ausfuhrartikel betrifft, so stehen unter den ersteren Palmöl und Palmkerne oben an. Daneben sind zu nennen Gummi Elasticum und Gummi-Copal von verschiedenen Sorten. Der Kaffee soll von sehr guter Qualität sein. Die Ausfuhr der Erdnüsse (Arachis hypogaea), früher sehr umfangreich, hat in der letzten Zeit abgenommen. Nicht unbedeutend ist ferner die Ausfuhr von Sesamsaat und Orseille (Färberflechte). Die Baumwollfabrikation soll zunehmen. Sowohl an der Mossamedes- als an der Congoküste ist Kupfererz gefunden worden, doch ist es bis jetzt trotz seines reichen Gehalts an Kupfer noch nicht zu einer Ausbeutung desselben gekommen. Der Anbau von Mais, Tabak und Reis hat bis jetzt noch wenig geliefert. Die meisten der genannten Ausfuhrartikel kommen, von Hand zu Hand gehend, tief aus dem Innern. Die Einfuhr besteht vorzugsweise aus Manufacturartikeln, theils englischen und schweizerischen Ursprungs, zu einem erheblichen Theile aber auch aus den Fabriken von Twenthe. Die letztgenannten haben sich in neuester Zeit, seitdem die Ausfuhr nach Java abgenommen hat und unvortheilhaft geworden ist, mehr und mehr darauf eingerichtet, in Farbe und Muster dem Geschmack der Neger sich anzupassen. Die Töpferwaaren, welche durch die „Handelsvereinigung" in erstaunlichen Mengen nach diesem Theil von Afrika verführt werden, stammen hauptsächlich aus Mastrichter Fabriken. Auch Genever, Rum und Schießpulver werden aus den Niederlanden eingeführt, die belgischen Fabriken liefern Gewehre und Säbel. Ferner sind Glasperlen, kleine Spiegel und allerlei Kurzwaaren von geringem Werth gesuchte Artikel, die durch die erstaunlichen Mengen, in welchen sie eingeführt werden, von Bedeutung sind.

Vom Büchertische.

Meyer's Reisebücher. Paris und Nordfrankreich. Zweite Auflage. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama. Leipzig. Bibliographisches Institut 1878.

Dem Bibliographischen Institut darf man es nachsagen, daß es immer zur rechten Zeit auf dem Platze ist, und darin beruht, neben der gediegenen und geschmackvollen Ausstattung seiner Producte, wesentlich sein Erfolg. Als wir 1873 nach Wien zur großen Ausstellung reisten, da nahmen wir Meyer's ganz besonders für diese Ausstellung berechnetes Reisehandbuch mit und es hat uns nirgends im Stiche gelassen. Die Reise nach Paris in diesem Jahre gedenken wir mit dem vorliegenden Buche zu machen, dessen erste Auflage 1867 bei Gelegenheit der damaligen Pariser Ausstellung erschien. Wir empfangen hier eine vollständige Stadtkunde und Geschichte von Paris neben den nothwendigen praktischen Angaben und Winken, folgen dem Führer auf seinen Wanderungen durch die Stadt und die Umgebung und erhalten durch die beigegebenen außerordentlich mannigfachen Pläne ein starkes Gefühl der Sicherheit in Bezug auf Orientirung. Ein im großen Maßstab von 1 : 10 000 gezeichneter Plan stellt das belebte Herz der Stadt dar; ein zweiter, in kleinerm Maßstabe, ist dem Verkehr gewidmet, da auf ihm nicht nur die Pferdebahnen, sondern auch die verschiedenen (gelben, grünen, braunen) Omnibuslinien eingetragen sind. Dazu gesellt sich noch ein Plan des Weltausstellungspalastes mit dem Trocadero. Auf Paris bleibt das vorliegende Werk indessen nicht beschränkt; es giebt uns noch die wichtigsten Routen in Nordfrankreich, so daß es als Completirung des in demselben Verlage erschienenen bereits so bewährten Reisehandbuches über Südfrankreich zu betrachten ist.

* * *

— Was die schon von uns erwähnte Ermordung von Lieutenant G. Shergold Smith und Mr. T. O'Neill anlangt, so hat dieselbe auf der Insel Ukerewe selbst stattgefunden, deren Häuptling Lukonge sich anfangs so überaus freundlich gegen die Missionäre bewiesen hatte (s. Bd. XXXIII, S. 143), und wo sie etwa fünf Monate mit dem Erbauen und Repariren von drei Booten zugebracht haben. Die eigentliche Ursache der That ist noch nicht genau bekannt; doch hat anscheinend ein Streit zwischen Lukonge und dem mehrfach erwähnten, auf Ukerewe ansässigen arabischen Händler Songoro wegen eines Schiffes den ersten Anlaß gegeben. Nur drei der eingeborenen Diener der Missionäre sind dem Blutbade entronnen und wurden in Unyanyembe von einem Engländer Namens Morton verhört. — Die Church Missionary Society hat übrigens die Mission am Ukerewe-See deßhalb nicht aufgegeben, sondern steht im Begriff, eine neue Expedition am Nil aufwärts zum König Mtesa zu senden, während eine zweite unter Mr. Mackay von der Ostküste aus sich eben dorthin begeben soll.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5081

